

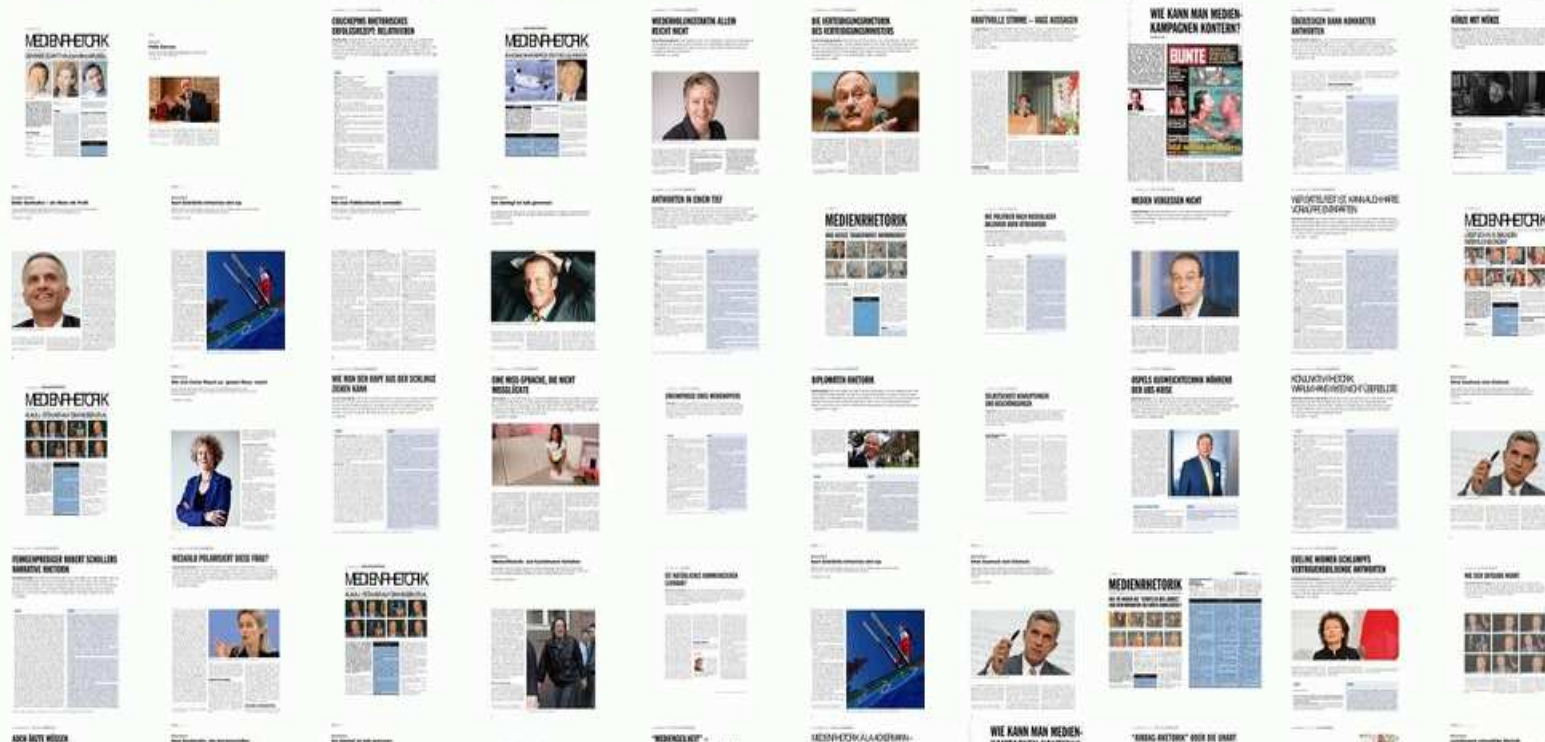


Medien Rhetorik

Persoenlich.com



Marcus Knill



Medienrhetorik

Beeinflussungsfelder kennen – aber welche?

Wer beeinflusst wen? Gerade in einer direkten Demokratie mit vielen Abstimmungen kann diese Frage matchentscheidend sein. Marcus Knill über die Gesetzmässigkeiten der Massenbeeinflussung.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Landsgemeinde in Appenzell: Unentschlossene lassen sich oftmals durch die Mehrheit beeinflussen.

Es ist uns kaum bewusst, wo und wie wir überall beeinflusst werden. Beeinflussung ist etwas Normales. Eltern und Ausbilder beeinflussen. Jeder Sporttrainer übt Einfluss aus. Motivieren und erziehen ist keine fragwürdige Beeinflussung. Fragwürdig wird es erst, wenn Personen manipuliert oder ausgenützt werden. Nach den aktuellen Wahlen konnte man sich beispielsweise fragen, wie stark Prognosen das Verhalten der Stimmberechtigten beeinflusst haben.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Vor den Wahlen ging Politikwissenschaftler Claude Longchamp an einer internen Veranstaltung der SRG der spannenden Frage nach: Wie beeinflussen Prognosen die Stimmbürger? Gemäss Longchamp gibt es unterschiedliche Thesen der Beeinflussung von Menschen durch Prognosen. Verspricht beispielsweise die Prognose einen knappen Ausgang, so kann dies nicht nur zu einer erhöhten Beteiligung führen. Es gibt die Defätismusthese: Falls die Prognose eindeutig scheint, kann dies zu einer Demobilisierung der Verlierer kommen («Da hilft meine Stimme ohnehin nichts mehr»). Wir kennen auch die Bequemlichkeitsthese: Scheint die Aus-

gangslage klar, bleiben viele Stimmbürger zu Hause.

Der sogenannte Bandwaggon-Effekt (Mitläufereffekt) kann dazu führen, dass Unentschlossene doch noch zur Urne gehen, um auch bei den Siegern zu sein. Der Begriff Bandwaggon-Effekt wurde vom US-amerikanischen Clown Dan Rice geprägt, der Mitte des 19. Jahrhunderts den damaligen Präsidentschaftskandidaten Zachary Taylor unterstützen wollte. Dazu zog er durch das Land und forderte seine Zuhörer immer wieder auf, auf seinen Wagen («bandwaggon») aufzusteigen und ihn bei seiner Reise zu begleiten. Andererseits können durch die prognostizierten

Zahlen die «Verlierer» angestachelt werden, abzustimmen oder zu wählen. Bei Prognosen spielen Phänomene der Psychologie eine grosse Rolle. Menschen lassen sich von Stimmungen beeinflussen. Das sehen wir deutlich bei offenen Abstimmungen: Wenn sich in einer Landsgemeinde abzeichnet, dass sich eine Mehrheit bildet, gehen zusätzlich Hände der Unentschlossenen in die Höhe, die sich durch die dominierende Meinung der Masse beeinflussen lassen. Bei Telefonumfragen wird nicht immer ehrlich gesagt, was tatsächlich auf den Stimmzettel geschrieben wird. Wie bei Wettervorhersagen bleibt auch bei Abstimmungsprognosen stets das Risiko von Fehleinschätzungen.

Wie beeinflussen Medien die Konsumenten?

Es ist unbestritten, dass Medienschaffende durch die Auswahl der Themen, die Titulierung, durch Kürzen, Weglassen, Schneiden und die Publikation entsprechender Bilder Einfluss ausüben. Zurzeit ist die Beeinflussungsfrage bei sozialen Medien ein dominierendes Thema. Es zeigt sich bei den Kommentaren, dass die Leser vielfach Beiträge unterstützen, die von der Masse positiv beurteilt werden.

Journalisten sind auch nur Menschen. Immer wieder zeigt sich, dass sie Gesprächspartner favorisieren, die ihre persönliche Meinung stützen. Ein Gesprächsleiter kann das Publikum beispielsweise mit einer raffinierten Methode beeinflussen: Er moderiert völlig neutral. Beide Seiten kommen gleich lang zu Wort. Auch die Zahl der Kontrahenten ist ausgewogen. Beispielsweise zwei Befürworter der Kernenergie und zwei Gegner.

Möchte der Moderator jedoch die Bevölkerung für die Beibehaltung von Atomkraftwerken gewinnen, lädt er zwei rhetorisch gewandte Redner bei den Befürwortern ein, andererseits aber zwei schwache Akteure bei den Gegnern. Diese versteckte Beeinflussung wird kaum erkannt.

Der Psychologe Robert B. Cialdini beschrieb sechs Beeinflussungsmethoden. Beim Prinzip der Gegenseitigkeit macht Cialdini bewusst, dass Menschen dazu neigen, Gefälligkeiten zu erwidern. Wenn Politiker vor der

«In den sozialen Medien unterstützen Leser vielfach Beiträge, die von der Masse positiv beurteilt werden.»

Wahl auf dem Fronwagplatz in Schaffhausen ein kleines Geschenk verteilen, rechnen sie damit, dass sie wieder etwas zurückbekommen. In diesem Fall die Stimme des Beschenkten.

Beim Prinzip der Verpflichtung kann damit gerechnet werden, dass Menschen, die sich für etwas entschieden haben, geneigt sind, dies durchzuziehen. Wer einen Initiativbogen unterschrieben hat, wird die Meinung nachher kaum mehr ändern.

Ferner ist bekannt: Wir passen uns den Menschen an. Menschen orientieren sich an Menschen. Bei den sozialen Medien werden die Leser durch die Anzahl der Echos «Gefällt mir» beeinflusst. Beim Prinzip Gefallen

geht es um die Sympathie des Beeinflussers. Wir lassen uns eher von Menschen beeinflussen, die wir mögen. Dies zeigt sich bei Lehrpersonen, Ärzten, Trainern und Galionsfiguren der Werbung

Auch in der Werbung hat sich das Prinzip der Autorität bewährt. Menschen lassen sich von glaubwürdigen Autoritätspersonen eher beeinflussen. Dies nutzt auch die Werbung bei Kampagnen für die Pharmaindustrie, beispielsweise für eine Zahnpastamarke, bei denen ein angeblicher Experte im weissen Kittel ein Produkt empfiehlt.

Als letztes Prinzip nennt Cialdini das Prinzip der Verknappung. Dieses Prinzip der Verknappung nutzen Firmen beim Schlussverkauf oder bei Werbespots im Fernsehen «Greifen Sie jetzt zu. Es gibt nur noch zwanzig Exemplare!»

All diese Prinzipien zur Beeinflussung bewirken, dass etwas gekauft wird, ohne dass es benötigt wird, oder dass etwas getan wird, was nicht gewollt wird. Der Herdentrieb des Menschen wird genutzt, das heisst, Sie machen etwas, weil andere es auch tun.

Bewährte Beeinflussungstreiber

Bei Lernprozessen, in der Medizin, beim Überzeugen im Alltag oder beim Coaching bewährten sich folgende Beeinflussungstreiber: die Kraft des Bildes (Bildsprache), die Kraft des Wortes, der einfachen Sprache, des Erzählens (narrative Rhetorik). Sie alle beeinflussen unser Denken und Handeln enorm stark. Akademiker müssen heute zusätzlich lernen, komplizierte Sachverhalte (ohne sie zu verfälschen) verständlich, mit einfacher Sprache, zu veranschaulichen. Was viele nicht

ANZEIGE

So unterschiedlich wie Ihre Zielgruppen

Erreichen Sie über 33% der Bevölkerung, 30 verschiedene Zielgruppen, mit Werbung in bis zu 30 Sprachen.

Vermeiden Sie Streuverlust und mangelnde Akzeptanz. Erfolgreiche Kampagnen sprechen die Sprache der Zielgruppe.



Portugiesisch Serbisch Albanisch Türkisch Spanisch Italienisch Englisch Tamilisch Thai Chinesisch Arabisch Russisch ...

www.ethnowerbung.ch 044 404 20 20

wissen: Unsere Einstellung beeinflusst die Körpersprache und die Stimme. Sie kann auch Heilungsprozesse beeinflussen. Unsere Einstellung ist einer der wichtigsten Erfolgsfaktoren. Leider gibt es immer noch viele Ausbilder, die in Seminaren den Teilnehmenden beibringen, wie sie die Hände halten, wohin sie während des Auftritts schauen


«Der Vater von Greta hätte eigentlich den Nobelpreis für gutes Marketing verdient.»

sollen, anstatt ihnen beizubringen, sich voll und ganz aufs Denken und auf das Gegenüber zu konzentrieren.

Bei der «Heilsbringerin» Greta, die von ihrem Vater als Marketingprofi hervorragend gecoacht worden ist, konnten wir mitverfolgen: Greta glaubte, was ihr beigebracht worden war. Unterstützt von den Medien beeinflusste das Mädchen enorm. Der Vater hätte

eigentlich einen Nobelpreis für gutes Marketing verdient. Erstaunlich auch die Wirkung von Placebos in der Medizin. Längst ist wissenschaftlich erwiesen, dass Pseudomedikamente Heilungsprozesse positiv beeinflussen. Dank des Vertrauens in das Medikament können diese Placebos einen überraschend grossen Erfolg haben. Einer der wichtigsten Treiber bei Beeinflussungs-, Lern-, Argumentations- oder Verkaufsprozessen ist die Wiederholung. Von der Politik wurde es sehr gut verstanden, den Eindruck zu erwecken, dass Energie nicht wegen falscher Entscheidungen und hoher Steueranteile teuer ist, sondern um die Umwelt «zu schützen». Durch dieses ständige Wiederholen profitierten vor allem die grünen Parteien. Jeder vernünftige Mensch ist daran interessiert, die Umwelt zu schonen und mit den vorhandenen Ressourcen sparsam umzugehen.

Fazit

Es lohnt sich, die subtilen Beeinflussungsmechanismen zu kennen. Nur wer sie erkennt, kann sich gegen unerwünschte Beeinflussung schützen. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

 **EMPack 2020**
22. - 23. APRIL 2020 | MESSE ZÜRICH



HOT TOPIC 2020

GREEN PACK

Closing the loop
on plastics

Gleich kostenlos online registrieren:
www.empack-zuerich.ch

2451
Einladungs-
code*

PARALLEL
SHOW IN
2020:



* Ihr Einladungscode ist für
alle Parallelmessen gültig.

by **EASYFAIRS**



MEDIENINSTITUT
VERBAND SCHWEIZER MEDIEN

LOKALMEDIENTAGUNG 2020

Die Informations- und Networkingplattform
für regional ausgerichtete Verlage

Dienstag, 31. März
Hotel Krone Unterstrass, Zürich

Themen:

- Neue Formate im Lokaljournalismus
- Der Nutzer im Mittelpunkt – Innovation dank Loyalität
- Best Practice im Werbemarkt

JETZT ANMELDEN

www.schweizermedien.ch/LMT20

PARTNER



MEDIENPARTNER

persönlich

Medienrhetorik

«Wir sind Journalisten nicht völlig ausgeliefert!»

Hannes Britschgi ist das, was man in der Schweiz als TV-Legende bezeichnet. Als Moderator der «Rundschau» machte er sich als knallharter Interviewer einen Namen. Später war er Chefredaktor von «Facts» und «Sonntags-Blick», heute leitet er die legendäre Ringier-Journalistenschule. Im Lilienberg am Untersee gab er eine Tour d'Horizon über sein Berufsleben, Marcus Knill war dabei.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Hannes Britschgi, der Leiter der traditionsreichen Journalistenschule des Medienhauses Ringier, war jüngst im Lilienberg zu Gast. Andreas Jäggi befragte ihn zu seinen Lebensstationen und zu Aktuellem bei den Medien. Britschgi schuf sich einen Namen als harter «Rundschau»-Interviewer, als er Prominente auf dem heissen Stuhl «grillte». Er wurde mit dem Tele-Preis ausgezeichnet und war vielen auch bekannt als Chefredakteur von «Facts» und «Sonntags-Blick», bevor er im Herbst 2010 bei Ringier publizistisch tätig wurde.

Das Treffen im Lilienberg weckte bei mir Erinnerungen, denn ich habe zusammen mit Hannes Britschgi einige Jahre Führungskräfte vor Mikrophon und Kamera fit gemacht. Da lernte ich ihn als originellen Ausbilder besser kennen, der als spannende Medienprofi stets neue Wege suchte, Menschen mit praxisorientierten Übungen medientauglich zu machen. Britschgi fand stets kreative Wege, die im Coaching rasch zum Ziel führen. Seine praxisorientierten Übungen (learning by doing) nutze ich noch heute, wenn es um die Frage geht, wie mit schwierigen Situationen vor Mikrophon und Kamera klarzukommen ist.

Beispielsweise werden die Teilnehmer aufgefordert, sich draussen vor dem Ausbildungsraum für einen Auftritt vorzubereiten: Verlangt wird von allen ein Statement mit Blick in die Kamera. Und zwar stehend, in Schriftsprache, ohne abzulesen. Hannes Britschgi demonstriert vorab, wohin bei der Kamera zu schauen ist.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Hannes Britschgi, Leiter der Ringier-Journalistenschule und ehemaliger Moderator der «Rundschau».

Wir machen das Beste aus Ihrem Auftritt

The new McLaren GT



**MESSEBAU
DISPLAY &
DESIGN GMBH**

www.ast-messebau.ch

CREATION
WERBETECHNIK GMBH

www.creation-werbetchnik.ch

Zeitlimite: 30 Sekunden. Inhalt: Die Probanden müssen die Stimmberechtigten davon überzeugen, dass sie als Nationalratskandidat zu wählen wären. Der Auftritt soll im Lokalfernsehstudio stattfinden.

Die Teilnehmer mussten das Studio einzeln betreten und durften nach dem Absolvieren der Übung den Raum nicht verlassen, um den Überraschungseffekt zu erhalten. Jeder Kandidat wurde dann aber beim Betreten des Studios von Britschgi gebeten, an einem Tisch Platz zu nehmen (Kamera lief bereits). Er fragte ihn im lockeren Plauderton, wie genau er sich vorbereitet habe, und wollte auch das Kernargument des Statements erfahren.

Viele wurden bei diesem Gespräch nervös und erkundigten sich ungeduldig, wann denn das Statement beginne. Niemand merkte, dass er die Übung bereits hinter sich hatte, nur unter völlig veränderten Umständen. Der Kandidat wurde sitzend statt stehend interviewt. Und zwar in einem Gespräch, nicht als Statement. Er hatte keine Kamera, sondern einen Interviewer als Gegenüber. Und es wurde nicht Schriftsprache, sondern Mundart gesprochen. Ohne Zeitlimite. Diese völlig veränderten Bedingungen irritierten, was ja auch beabsichtigt war.

Die Übung zeigte, dass jeder Auftritt mit überraschenden Situationen verbunden sein kann und wir uns nicht durch veränderte Umstände destabilisieren lassen dürfen. Bei der Analyse der Videoaufzeichnung war ferner zu erkennen, dass sich Flexibilität lohnt. Vor allem lernten die Teilnehmer, sich nie mit Nebengedanken zu belasten. Es ist immer wichtig, Auftritte zu antizipieren. Was wäre, wenn ...? Dieses Training lohnt sich auch für die Alltagsrhetorik, weil es bei allen Meetings zu Überraschungen kommen kann. Wir müssen wissen: Wir sind Journalisten nicht völlig ausgeliefert. Ältere Semester erinnern sich vielleicht noch an die Befragungssituation bei der «Rundschau» im Schweizer Fernsehen mit Hannes Britschgi: Der Befragte sitzt auf dem heissen Stuhl, der Moderator steht. Beim ersten Konzept kreiste Britschgi während des Befragens um den Stuhl. Jedermann kennt die unangenehme Situation, wenn jemand hinter seinem Rücken steht. Es irritiert. Nach dem ersten Medienwirbel beim Interview mit Franz Steiner bewies der Moderator, dass er sich anpassen kann.

Er blieb bei den kommenden Sendungen vor dem Stuhl stehen und wechselte nur noch die Seiten. Viele regten sich dennoch weiterhin auf. Hannes Britschgi wurde verschiedentlich gefragt, warum er während des Interviews die Seite wechselte. Der Journalist begründete dies damit: «Ich möchte beide Hirnhälften aktivieren.» Diese Antwort schien die Fragesteller meist zu befriedigen. Die wenigsten merkten, dass durch den unverhofften Seitenwechsel der Befragte irritiert und destabilisiert wird.

Die «Opfer» auf dem heissen Stuhl akzeptierten jahrelang diese ungewöhnliche, einseitig festgelegte Spielregel und merkten nicht, dass man mit dem Moderator durchaus Vereinbarungen hätte treffen können. Hannes Britschgi war nämlich stets fair, wenn jemand persönliche Wünsche hatte. So wechselte er beispielsweise beim Gespräch mit Nikolaus Senn die Seiten nicht, weil dieser vorher ausdrücklich gewünscht hatte, dass Britschgi auf den Seitenwechsel verzichte (Hörprobleme).

Es zeigte sich immer wieder: Vielen Persönlichkeiten fehlt der Mut, vor Medienauftritten Situationen zu klären und eindeutige Vereinbarungen zu treffen. Übrigens können auch Journalisten überrascht werden.

In der «Rundschau» kam es während der Befragung einmal zu einer viel beachteten Überraschung. In diesem Fall wurde Hannes Britschgi unerwartet irritiert. Hayek erlaubte sich, unverhofft von seinem «Beichtstuhl» (so nannte er den heissen Stuhl) hinunterzusteigen und neben dem harten Interviewer stehend weiterzudiskutieren, nachdem er gewarnt hatte: «Ich werde den Beichtstuhl verlassen, wenn Sie mich wieder unterbrechen.» Am Schluss, als sich Hayek noch unten auf die Podestkante setzte, brachte er es sogar fertig, dass sich der Moderator zu ihm gesellte. Alle, die etwas gegen den harten Befrager hatten, freuten sich: Jetzt hat jemand dem «penetranten» Unterbrecher endlich gezeigt, «wo Gott hockt». Ich fragte mich damals: Hatte in diesem Fall tatsächlich Hayek gepunktet?

Ich habe dieses ungewöhnliche Interview später in Seminaren zahlreichen Leuten gezeigt und gemerkt, dass eigentlich nur der Gag Hayeks in Erinnerung geblieben ist. Von der Kernaussage blieb nichts mehr im Gedächtnis. Die Show überdeckte die wichtigsten Botschaften des Interviewten. Hayek



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.


hatte somit nicht gepunktet, denn trotz des viel beachteten Gags hatte er die Chance seines Medienauftritts schlecht genutzt. Von Hannes Britschgi habe ich nachträglich erfahren, dass Hayek seinen Freunden schon vor der Sendung versprochen haben soll, er springe vom Stuhl, falls ihn der Moderator ständig unterbreche.

Auf dem Lilienberg verriet mir Hannes Britschgi eine neue gute Übung, die es ermöglicht, dass Teilnehmer automatisch echte Emotionen einbringen. Sie ist sehr einfach: Alle Seminarteilnehmer müssen sich überlegen, wie sie sich belohnen, wenn ihnen privat oder im Job etwas gut gelungen ist, und müssen dies dann konkret schildern.

Bei dieser Übung vergessen sie dann allfällig falsch angelegte Tipps und sprechen ganz natürlich. Sie erzählen nämlich mit grosser Begeisterung ihre echte Erfolgsgeschichte und schildern begeistert, wie sie sich belohnen. Ohne es zu merken, nutzen alle die narrative Rhetorik. Sie erzählen Gestik, Mimik und Stimme stimmen somit automatisch mit der Stimmung überein. Emotionen werden wach.

Wenn sie dann den positiven Auftritt im Video betrachten, muss der Coach gar nicht mehr viel sagen. Manager erkennen, was es heisst, natürlich und authentisch zu reden, und dass Mediensprache eigentlich Umgangssprache bedeutet.

Fazit

Das fachgerechte, praxisorientierte Coaching im Mediensimulator lohnt sich generell für die Förderung der persönlichen Auftrittskompetenz. Flexibilität kann trainiert werden. 



20
BANQUE NATIONALE SUISSE
BANCA NAZIONALE SVIZZERA

Les billets de banque
sont protégés
par le système
d'authentification
Protektee sono
protette dal
diritto penale.

Vingt
Venti Francs

HELFEN SIE KINDERN, DENEN EINE HAND FEHLT.

Die Michel Fornasier Charity «Give Children a Hand» ermöglicht Kindern mit einer körperlichen Beeinträchtigung den Zugang zu modernen Handprothesen.

Mit Ihrer Spende helfen Sie, Kindern neue Chancen im Alltag zu eröffnen. Hand in Hand mit uns. Herzlichen Dank!

givechildrenahand.com



Medienrhetorik

Greta – Ikone der Klimaschutzbewegung und Hassfigur

In ihrer emotionalen Wutrede am Klimagipfel vor dem UN-Publikum in Amerika warf Greta Thunberg den Regierungen «Verrat an ihrer Generation» vor. Der eindrückliche Auftritt sorgte für weltweiten Medienwirbel – und löste eine Kontroverse aus. Sogar in der Schweiz, wo sie den Ausgang der Parlamentswahlen vor wenigen Tagen mitbeeinflusst hat. Marcus Knill analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Greta Thunberg, Kultfigur der Umweltbewegung.

Die Reaktionen könnten gegensätzlicher nicht sein: Das 16-jährige Mädchen begeisterte, erregte Aufmerksamkeit, wurde bewundert und verehrt. Andererseits befremdete die wutentbrannte Rednerin die

Öffentlichkeit, löste Hass und Aggressionen aus – und offene Verachtung. Nachfolgend einige Passagen aus ihrer Wutrede. Dann gehen wir der Frage nach, weshalb Greta bei so vielen Kommentatoren derart starke Aggressionen wecken konnte.

Ich zitiere aus der Rede: «Ich sollte nicht auf dieser Bühne sein. Ich sollte in der Schule sein, auf der anderen Seite des Ozeans.

Trotzdem wendet ihr euch alle an uns junge Leute, um Hoffnung zu schöpfen. Wie könnt ihr es wagen? Ihr habt meine Träume und meine Kindheit mit euren leeren Worten gestohlen, und dennoch bin ich eine der Glücklichen. Die Menschen leiden. Menschen sterben, ganze Ökosysteme brechen zusammen. Wir stehen am Beginn eines Massensterbens. Ihr könnt nur noch von Geld und Märchen

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

über das ewige Wirtschaftswachstum sprechen. Seit mehr als dreissig Jahren ist die Wissenschaft ganz eindeutig. Wie könnt ihr es wagen, wegzuschauen ... und sagen, dass ihr genug tut ... wenn die erforderlichen politischen Massnahmen und Lösungen noch nicht in Sicht sind. (Längere Pause.) Ihr sagt, ihr hört uns zu und versteht die Dringlichkeit. Aber egal, wie traurig oder wütend ich bin, ich möchte das nicht glauben. Denn wenn ihr die Situation wirklich verstanden und immer noch nicht gehandelt hättet ... dann wärt ihr böse. Und ich weigere mich, das zu glauben.»

Analyse

Diese Worte klingen nicht nach einem 16-jährigen Mädchen. Der provokante Text trieft von Vorwürfen. Die Schülerin geisselt die Mächtigen. Schon vor ihrer Reise im Segelboot versprach sie, sie werde die Öffentlichkeit aufrütteln, verunsichern, Panik und Angst schüren.

Greta hat mit ihrer Rede Wort gehalten: Durch die kurzen, scharfen Sätze und ihre auffallend gute Pausentechnik wird ihr Zorn verstärkt. Blick, Mimik und Stimme scheinen mit ihren Emotionen übereinzustimmen. Das Gesicht, verzerrt vor Wut. Der Körper, zittrig vor Zorn. Die Influencerin respektive ihr Vater (Coach, auch Redeschreiber?) kennt das Prinzip: fragen statt sagen.

Der Text wirkt für die Zuhörer echt, weil die Emotionen authentisch rüberkommen. Damit ist der Weg für eine Massenhysterie geebnet. Die Geschichte hat alle Voraussetzungen, medial verbreitet zu werden.

Kommentar

Ich kann mir gut vorstellen, dass das Mädchen selbst an den vorgegebenen Inhalt der Botschaft glaubt. Wenn jemand von dem überzeugt ist, was er verkündet – selbst wenn er den Text nicht selbst geschrieben hat –, kann er Massen beeinflussen. Vor allem, wenn starke Emotionen im Spiel sind.

Die grosse Bewunderung für die Ikone Greta, auch bei kritischen Journalisten, ist nachvollziehbar. Dieses Phänomen spielt übrigens bei Zeugenaussagen eine Rolle: Wenn ein Zeuge glaubt, die Verkehrsampel habe auf Grün gestanden, obwohl sie auf Rot gewechselt hat, wird beim Gerichtsverfahren kein Lügendetektor weiterhelfen können, da die nonverbalen Reaktionen so verlaufen, als hätte der Zeuge die Wahrheit gesagt (Puls,

Minireaktionen, Signale von Stress usw.). Die gewagteste These hinsichtlich der Verherrlichung Gretas las ich im «Tages-Anzeiger», sie stammt vom Theologen Josef Hochstrasser. Für ihn erfüllt Greta alle Merkmale der Propheten des Alten Testaments. Er vergleicht die Lichtgestalt mit Amos, der auf Geheiss einer inneren Stimme das Volk Israels aufrütteln musste. Auch Greta habe der Weltführerschaft wütend die Leviten gelesen, so wie Amos.

Der Theologe geht noch weiter, sagt, auch Greta klage die Staatschefs unabhängig als Einzelkämpferin an, und vergleicht sie mit dem grössten Propheten, Jesus, der sein Wirken mit dem Tod bezahlen musste. Auch Greta werde Anfeindungen ausgesetzt – ein erneuter Beweis, dass sie eine Prophetin sei. Hochstrasser bittet die Christen, sich etwas von der Überzeugungskraft der Prophetin Greta anzueignen. Ist dies nicht eine der masslosesten Überhöhungen, die es gibt?

Zur Wirkung der Wutrede

Das von Zorn erregte Gesicht, der Blick und die brüchige Stimme signalisieren: Das polternde Mädchen ist tatsächlich von Hass erfüllt. Wer jedoch Hass sät, erntet auch Hass.

Diese Geschichte hat alle Voraussetzungen, um zum Medienhype zu werden. Sie ist aussergewöhnlich. Ein 16-jähriges Mädchen kann die Staatsoberhäupter der Welt öffentlich an den Pranger stellen. Aussergewöhnliches ist für Medien attraktiv. Die Geschichte lässt sich personifizieren. Emotionen dominieren.

Wer bei Google den Namen Greta Thunberg eingibt, findet 200 Millionen Treffer. In den Kommentaren musste es zwangsläufig zu heftigen Gegenreaktionen kommen. Weshalb? Greta ärgert und fordert das Publikum, weil sie provoziert. Niemand will gerne sein Verhalten ändern. Wer weitermachen will wie bisher, ist daher meist verärgert und keilt zurück. Das Publikum spürt, dass das Mädchen instrumentalisiert worden ist und die Wutrede nicht selbst verfasst haben kann. Kommentatoren schreiben immer wieder von «ferngesteuert», von «Missbrauch eines Kindes» und davon, Greta sei ihrer Kindheit beraubt worden. Die hysterische Wutrede geht vielen zu weit.

Bekanntlich irritiert Wut. Der ungefilterte Auftritt bestätigt den Vorwurf, das Mädchen sei Opfer einer Klimahysterie geworden. Ich



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

verzichte auf die Wiedergabe krasser Hasskommentare, es gibt aber erstaunlich viele davon. Das Greta-Bashing dauert seit Wochen an. Der Grundtenor: Das Mädchen soll wieder zur Schule gehen. Ein Psychiater müsse dieses Kind begutachten. Das negative Echo veranschaulicht: Es ist leichter, auf ein Kind loszugehen, als auf Sachargumente einzugehen.

Kritik von allen Seiten

Auch Angela Merkel kritisierte Greta nach ihrem Auftritt: In der Rede beim Uno-Klimagipfel habe die 16-Jährige «nicht ausreichend zum Ausdruck gebracht», welche Chancen moderne Technologie sowie Innovationen für den Klimaschutz eröffneten. Eigentlich jämmerlich, dass sie so reagierte.

Weniger sachliche Kritik gab es von Michael Knowles (Fox). Er sprach davon, dass die «Klimahysterie-Bewegung nichts mit Wissenschaft zu tun habe», und bezeichnete Greta als «mental krankes Kind», das von seinen Eltern ausgenutzt werde. Trump twiterte nach der Rede bewusst ironisch über

Greta: «Sie scheint ein glückliches junges Mädchen zu sein, das sich auf eine glänzende und wundervolle Zukunft freut. So schön zu sehen.» Diese sarkastische Reaktion Trumps konterte Greta (oder ihr Coach) zuerst geschickt mit Humor. Auf Twitter übernahm Greta Trumps Worte und bezeichnete sich selbst als «sehr glückliches junges Mädchen mit einer wundervollen Zukunft». Mittlerweile hat sie dieses ironische Zitat wieder entfernt.


Frank A. Meyers Kritik fand vor allem bei der Ringier-Presse in der Schweiz Beachtung. Er sagte: Eine religiös konnotierte Bewegung will eine Ökodiktatur aufbauen. Gretas Anhänger streben eine Umweltdiktatur an. Greta diktiert im heiligen Zorn: Ich will ... Ich will ... (sie fordert absolut).

Wenn jemand in einer Demokratie absolute, dogmatische, radikale Forderungen diktiert, gilt es, hellhörig zu werden. Wenn Erwachsene, die angeblich das Elend verschuldet haben, vor einem Kind wie vor einer Heiligen den Kniefall zelebrieren und einer Heilsbringerin blindlings folgen, sind kriti-

sche Fragen angebracht. Die Demokratie lebt vom Hinterfragen.

Fazit

Greta ist gewiss kein modernes Christkind, das die Welt retten kann, noch ist sie eine Heilige. Wenn aber ihr Vater – als Marketingprofi – den Zeitgeist erkannt hat und seine Tochter im richtigen Moment geschickt zu vermarkten versteht, so darf dies offengelegt werden.

Das Phänomen Greta zeigt, wie Medien als Treiber helfen können, eine Person, eine Geschichte zu vermarkten, wenn die Voraussetzungen stimmen. Für die Bevölkerung ist Greta beides: glorifizierte Ikone und Hassfigur. Dank des Medienwirbels erhielt sie denn auch, wie zu erwarten war, den Alternativen Nobelpreis. 



Die Zertifikats-Prüfung für junge Marketing-Cracks, zarte aber harte Kommunikationsexperten (oder solche, die es werden wollen) und die ganze Event- und Sponsoringszene zwischen dem Gurten, dem Autobahnkreisel in Hinwil und dem Sittertobel – bei Sangalle!

DIE BASISAUSBILDUNG FÜR MARKETING- UND VERKAUFSFACHLEUTE, DIE STARTRAMPE FÜR PR-SEPZIALISTEN...

EMK-ZERTIFIKAT.CH

swissmarketingacademy.ch



«Die Zukunft klopft an...!»

Jetzt
Ticket
sichern

Donnerstag, 21. November 2019
The Dolder Grand, Zürich

www.swissleader.ch

Hauptpartner

JobCLOUD
► jobs.ch | jobup.ch

Partner

mobilezone
better be clever

SAMSUNG

Medienpartner

persönlich

 Kanton Zürich
Volkswirtschaftsdirektion
Amt für Wirtschaft und Arbeit

zhaw School of
Management and Law

Die Liste sämtlicher
Partner finden Sie unter
www.swissleader.ch

Medienrhetorik

Die Kraft der Argumente

Valentin Landmann gehört zu den bekanntesten Anwälten der Schweiz. Vor allem als Verteidiger bei ganz schwierigen Fällen – meist aus dem Milieu oder der Drogenszene – hat er sich schweizweit einen Namen gemacht. Unser Rhetorikspezialist Marcus Knill hat seine Argumentation analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Valentin Landmann: streitbarer Anwalt, Buchautor und Zürcher SVP-Kantonsrat.

Valentin Landmann verteidigt den Unternehmer Peter Patrik Roth, der mit Symbolen der rechtsextremen Szene (Modelabel White Rex) posiert. Roth ist Inhaber einer Matratzenfirma. Er gründete im Kanton Bern eine

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

AG, die die Produkte von White Rex in der Schweiz vertreibt. In der «Rundschau» des SRF nahm der Journalist Dominik Meier Roths Verteidiger in die Zange.

Wer diese Sendung unter die Lupe nimmt, stellt fest, dass Landmann und Meier immer wieder auf ihre Kernargumente zurückkommen: Meier mit harten Fragen und seiner penetranten Unterbrechungstaktik, Land-

mann dank Ruhe und bewährter Wiederholungstaktik. Beide haben eine erkennbare Kernbotschaft.

Meier: Der Vertrieb von T-Shirts mit Symbolen aus der rechten Szene kann strafbar sein. **Landmann:** Ausschlaggebend ist, was jemand macht, und nicht, was er für Kleider trägt.

Obwohl Landmann es fertigbringt, den «Rundschau»-Journalisten zu nerven, lässt

Kunden gewinnen. Märkte entwickeln. Neues bewirken. Weiterkommen.

**Die kompakte Weiterbildung, die dazu passt:
Master of Advanced Studies (MAS) in
Marketing Management und Business Development.**



Beginnt am 17. Februar 2020

Information zu Nutzen, Inhalten und Aufbau auf masmarketing.ch
oder in einem persönlichen Orientierungsgespräch zu diesem Studiengang.
Kontakt: 061 207 32 07 oder masmarketing@unibas.ch

dieser sich nicht irritieren. Meier versucht ständig, Roth in die Nazi-Ecke zu stellen. Weil Landmann sich aber nicht destabilisieren lässt, wird der Journalist immer ungehaltener.

Ein Beispiel

Meier: Warum finanziert Roth einen Versandhandel für Rechtsextreme?

Landmann: Darauf habe ich eine klare Antwort. Ich habe Herrn Roth dasselbe gefragt. Er sagte, das sei eine Investition im Textilbereich. Er unterstütze dabei einen Freund, der den Versandhandel führt und im Verwaltungsrat sitzt.

Meier: Er ist der Vizepräsident der rechtsextremen PNOS! Roth hätte ja ganz andere Möglichkeiten zu investieren.

Landmann: Das tut er auch.

Meier: Er unterstützt aber den Versandhandel für Rechtsextreme.

Landmann: Roth ist nur befreundet mit dem Geschäftspartner. Beim Begriff «rechtsextrem» wäre ich immer vorsichtig. Für mich ist entscheidend: Ist etwas verboten oder erlaubt? Bei uns ist man grosszügiger als in Deutschland. Schon wegen der Historie. Wir haben nicht die gleiche Geschichte.

Meier unterbricht: Verboten oder nicht. Rechtsextreme sind radikale Leute. Warum unterstützt er diese?

Landmann: Es kommt darauf an, wie Herr Roth dies versteht. Das T-Shirt wird in der Firma, an der er beteiligt ist, hergestellt. Das T-Shirt trägt nach meiner Auffassung keine Nazisymbole. Es wirkt zwar martialisch, gewalttätig, wenn man so will, aber es zeigt ein Schaufelrad. Es erinnert an das Escher-Wyss-Symbol mit Schaufeln.

KOMMENTAR

Landmann verteidigt immer wieder den Kontakt zu Rechtsextremen:

1. Roth macht nichts Strafbares.
2. Roth macht lediglich mit einem Freund Geschäfte.
3. Roth liebt Symbole von Kampfsportarten.
4. Roth sehen wir nie bei gewalttätigen Handlungen, und er war auch nie an solchen beteiligt.
5. Roth ist lediglich ein Fan von martialischen Symbolen.
6. In der Schweiz müssen wir die Meinungsfreiheit schützen.

Für Landmann ist die schwarze Sonne ein legales dekoratives Schaufelrad, das nicht verboten ist. Seiner Meinung nach dürfen wir nicht alles kriminalisieren. Sein Klient sei ein bürgerlicher Unternehmer, mit einem Spleen für Martial-Arts-Symbole. Für Roth sei das Tragen der Muster kein politisches Statement. Mäander-Muster seien dekorativ, gefragt und en vogue.


Schwarzes Sonnenrad

Landmann vergleicht das schwarze Sonnenrad mit dem Versace-Logo. Dies habe im äusseren Rand ein ähnliches Muster. Von Hakenkreuzen keine Spur. Landmann fügt an: «Ich würde beim Sport auch so ein Muster tragen. Ich selbst habe in der Biker-Szene viel schlimmere T-Shirts getragen, die gewaltverherrlichender sind als die White-Rex-Shirts.» Auf der anderen Seite kehrt der Journalist Dominik Meier immer wieder auf die Kontakte Roths mit Rechtsextremen zurück. Er beharrt auf der Frage: Warum unterstützt er solche Leute? Für Meier beinhaltet das schwarze Sonnenrad mit zwölf Speichen eindeutig drei übereinandergelegte Hakenkreuze. Wer solche Sujets trage, suggeriere Zugehörigkeit zur rechten Szene.

Im Interview betont Meier immer wieder die gewalttätige, rassistische Haltung der Rechtsextremen. Landmann verharmlose alles. Der «Rundschau»-Moderator geht auf die Begründungen von Landmann nicht ein. Doch scheint ihn der Anwalt mit seiner gut artikulierten, bedachten Stimme zu nerven. Die Stärke des gewieften Verteidigers von Personen aus strittigem Milieu ist seine Ruhe. Er bleibt stets freundlich: «Das kann man so sehen ...», «Beides ist richtig ...»

Ich behaupte: Beim Argumentieren punkten beide, weil sie vor dem Gespräch ihre Strategie und ihre Kernbotschaft gründlich vorbereitet haben.

FAZIT

Beide Akteure kehren ständig zu den eignen Kernargumenten zurück, und keiner der Akteure lässt sich destabilisieren. Leider kann nicht gemessen werden, wie viele der Zuhörer in der persönlichen Meinung umgestimmt werden konnten. Das wäre für mich aufschlussreich. Ich vermute aber, dass sich nach diesem harten Interview die Gesinnung für oder gegen Roth kaum geändert hat. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Übersetzungsqualität
heisst in allen
Sprachen gleich:
Supertext.



Wir legen ein gutes Wort für Sie ein.

In mehr als 100 Sprachen.

supertext.ch

Medienrhetorik

Viola Amherds geschliffene Antwortrhetorik

Die Wahl von Viola Amherd in den Bundesrat als Nachfolgerin der populären Doris Leuthard war ursprünglich eine Überraschung: Jetzt könnte sie sich für das VBZ und ihre Partei, die CVP, als Glücksfall erweisen. Marcus Knill hat ihre rhetorische Kompetenz analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Verteidigungsministerin Viola Amherd versteht es im Interview mit der «NZZ am Sonntag», so zu antworten, dass sie nirgends aneckt. Ihre Argumente sind so geschliffen, dass sie akzeptiert und vom Interviewteam nicht infrage gestellt werden. Nachfolgend ein paar Beispiele.

1. (Sequenz, zitiert)

NZZ am Sonntag: Erst ein halbes Jahr im Amt, haben Sie bereits grosse Projekte wie die Kampfjetbeschaffung oder die Modernisierung der Bodentruppen durch den Bundesrat gebracht. Wo wollen Sie als erste Verteidigungsministerin der Schweiz weitere eigene Akzente setzen?

Viola Amherd: Ich sehe meine Arbeit darin, die Dossiers mehrheitsfähig zu machen. Bei den Kampfjets habe ich die Vorlage so ausgestaltet, dass sie die nötigen Mehrheiten sicher auch im Parlament finden wird. Und ich bin überzeugt, dass der gutschweizerische Kompromiss bei einer Abstimmung auch in der Bevölkerung ein gutes Argument sein wird. Darüber hinaus ist eines meiner Ziele, dass die Armee klimafreundlicher wird. Das Verteidigungsdepartement VBS soll ein Vorbilddepartement werden bei der Energieeffizienz, beim Natur- und Umweltschutz.

Sie planen eine Öko-Armee?

Das ist ein schönes Wort. Aber mir geht es um das ganze Departement. Wir verfügen



Viola Amherd, erste Frau an der Spitze des VBS, als Greta an der Jugendsession.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

über einen Fahrzeugpark mit rund 30 000 militärisch immatrikulierten Fahrzeugen. Mein Ziel ist, dass für die Zivilfahrzeuge der Armee die sparsamste Energieeffizienz-Kategorie A Standard wird. Zudem ist das VBS der grösste Immobilienbesitzer der Schweiz. Ich will, dass unsere Kasernen und Gebäude künftig systematisch mit Solarzellen bestückt werden. Die Energie, die wir verbrauchen, soll möglichst selber produziert werden.

ANALYSE

Viola Amherd sagt, sie habe die Vorlage der Kampffjets so ausgestaltet, dass sie sicher die Mehrheit im Parlament finden werde. Sie sagt jedoch nicht konkret, wie sie die Vorlage ausgestaltet hat. Nach Amherd soll das Verteidigungsdepartement ein Vorbilddepartement werden – auch bei der Energieeffizienz, beim Natur- und Umweltschutz.

Das Eidgenössische Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) als grösster Immobilienbesitzer der Schweiz und als Eigentümer von 30 000 militärisch immatrikulierten Fahrzeugen habe einen guten Hebel, die Armee klimafreundlicher zu gestalten. Auch bei dieser Antwort hat kaum jemand etwas einzuwenden. Die Aussage hat keine Kanten. Sie kann bei Journalisten nicht anecken.

2. Sequenz

Wie geht mehr Nachhaltigkeit mit dem Kauf von Kampffjets einher, die Tonnen von Kerosin verbrennen und entsprechend Treibhausgase freisetzen?

Ein Kampfflugzeug braucht nun mal Kerosin. Und wir brauchen die Jets für unsere Sicherheit. Bei der Evaluation der Flugzeuge lautet aber zum Beispiel eine Frage, ob die Flugzeuge auch mit Bio-Treibstoff betrieben werden können. Ähnlich ist es bei Panzern: Die laufen in Sachen CO₂-Bilanz ausser Konkurrenz, es gibt keine umweltfreundlichen Panzer. Aber wo möglich, sollte man bei allen Beschaffungen auf die Energieeffizienz achten. Im Vergleich zu 2001 hat das VBS den CO₂-Ausstoss bereits um 20 Prozent reduziert. Jetzt will ich bis 2025 auf eine Reduktion von 30 Prozent kommen.

Die Departemente können ihren CO₂-Ausstoss auch mit dem Kauf von Zertifikaten kompensieren. Dafür müssten Sie aber Gelder einsetzen, die für die Sicherheit gedacht sind. Wollen Sie das?

Der Schutz der Bevölkerung, die Sicherheit, bleibt unsere Hauptaufgabe. Da mache ich keine Abstriche. Aber ich bin überzeugt, dass wir in manchen Bereichen effizienter werden können, um Beträge für den Klimaschutz freizuspielen.



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE



Beste Visibilität ist einer der vielen Vorteile von Werbung bei den VBZ. Alle anderen erfahren Sie in Tram und Bus. Und natürlich auf vbz.ch/trafficmedia oder bei Telefon 044 411 41 23.

Zum Beispiel, indem die Bundesrätinnen und Bundesräte weniger mit dem Bundesratsjet fliegen, der zur Luftwaffe gehört?

Ich will nicht für meine Kolleginnen und Kollegen reden. Es gibt Situationen, in denen man wegen der vielen Verpflichtungen nicht anders kann. Aber wenn es nicht nötig ist, nehme ich sicher nicht den Flieger oder einen Helikopter. Obwohl ich gerne fliege.

ANALYSE

Auch bei dieser Sequenz dominieren allgemeine Aussagen. Dass Jets Kerosin schlucken, ist unbestritten. Neu ist höchstens der Einsatz von Bio-Treibstoff. Dann wird immerhin ein Nagel eingeschlagen: Amherd nennt ein konkretes Ziel: Bis 2025 will sie den CO₂-Ausstoss beim VBS um 30 Prozent reduzieren. Ob sie dann noch im Amt ist? Vielleicht denkt in sechs Jahren niemand mehr an diese Aussage. Wie das gesteckte Ziel erreicht werden soll, erfahren wir nicht. Die Antwort wird jedenfalls akzeptiert.

Der Satz bei der zweiten Frage basiert auf typischer Politikerrhetorik: «Ich bin überzeugt, dass wir in manchen Bereichen effizienter werden können, um Beträge für den Klimaschutz freizuspielen.» Es kommt immer gut an, wenn man effizienter werden will, um Beträge freizuspielen. Solche allgemeinen Aussagen tönen immer gut, wie: «Wir werden das Problem mit gesundem Menschenverstand anpacken und die entsprechenden Kosten schultern.» Oder: «Nur gemeinsam werden wir das Projekt stemmen. Ich bin zuversichtlich. Schwierigkeiten können überwunden werden. Sie sind eine Herausforderung für alle Betroffenen.»

Wo der Hebel bei den unnötigen Flügen mit dem Bundesratsjet angesetzt werden könnte, sagt die Verteidigungsministerin nicht. Begründung: Ich will nicht für die Kollegen reden, das heisst mit anderen Worten: Ich will ihnen nicht dreinreden und alles so belassen, wie es ist. Nichts tun ist ein bequemes Verhalten. Es weckt keine Widerstände.

3. Sequenz

Stichwort Vorbildfunktion: Am Freitag haben Hunderttausende von Frauen für Gleichstellung demonstriert. Welche

Vorbildfunktion soll das VBS in diesem Bereich einnehmen?

Frauenförderung liegt mir am Herzen. Die Frauenquote im Militär liegt bei 0,7 Prozent. Das ist ein traurig tiefer Wert. Wobei ich zugeben muss, dass es mir mit 20 niemals in den Sinn gekommen wäre, freiwillig die Rekrutenschule zu machen. Der Militärdienst muss attraktiver werden, damit sich Frauen angesprochen fühlen. Es braucht auch eine neue Kultur: Als einzige Frau alleine in einer Truppe, das ist nicht so lustig.

Es gäbe ein einfaches Mittel, um die Frauenquote in der Armee zu erhöhen: die Wehrpflicht für Frauen.

Das ist jetzt nicht gerade meine allererste Priorität.

Warum nicht?

Es wäre meines Erachtens verfrüht. Wir müssen diese Themen in ihrer Gesamtheit betrachten. Nach wie vor verdienen Frauen für die gleiche Arbeit weniger als Männer. Wenn aber die Gleichstellung in der Gesellschaft einmal erreicht ist, kann man sich der Forderung nach der Wehrpflicht für Frauen schlecht widersetzen. Da bin ich offen.

«Bei plausiblen Antworten fragen die Journalisten leider selten nach.»

ANALYSE

Angesprochen auf die Vorbildfunktion der Armee in Sachen Frauenförderung unter dem Eindruck des Frauenstreiks, sagte Amherd, die Frauenquote von 0,7 Prozent sei «ein traurig tiefer Wert». Die Einführung der Wehrpflicht für Frauen habe für sie trotzdem nicht oberste Priorität. «Das wäre meines Erachtens verfrüht.» Zuerst müsse die Gleichstellung in der Gesellschaft erreicht sein.

Das heisst: Amherd will auch bei der Wehrpflicht der Frauen vorläufig nichts tun. Da verbrennt sie sich die Finger nicht, nach dem Motto: Wer nichts tut, eckt weniger an.


KOMMENTAR

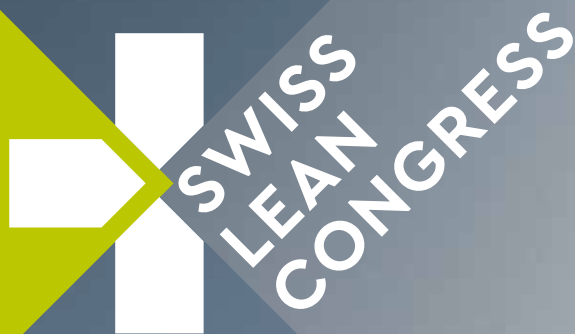
Bei plausiblen Antworten wird leider selten nachgefragt. Es ist erstaunlich, dass Journalisten die Plausibilitätsrhetorik nicht entlarven und als Anwälte des Publikums konkret erfahren wollen, was die Politikerin mit der allgemeingültigen Aussage genau meint.

Bei Beratungen werde ich immer wieder gefragt: Können Sie mir sagen, wie man bei heiklen Fragen antworten kann, ohne konkret zu werden? Viele wollen lernen zu reden, ohne sich konkret festzulegen, nach der Devise: schön reden und nichts sagen.

FAZIT

Bei geschliffenen Aussagen wird der Inhalt vielfach weniger kritisch beleuchtet. Wenn wir die Antworten Amherds unter die Lupe nehmen, stellen wir fest: Kein vernünftiger Mensch ist gegen Umweltschutz, Energieeinsparung, Gleichberechtigung von Mann und Frau. Ihre Pläne für die ferne Zukunft leuchten zwar ein, doch stellt sich schon die Frage, ob für die Verteidigung der Schweiz Umweltschutz, Frauenförderung, Energieeinsparung und saubere Luft wichtiger sind als kampfstärke Einheiten und wirksame Waffen. Ein Gegner wird sich jedenfalls nicht durch noch so guten Umweltschutz oder die geförderten Frauen abschrecken lassen.

Obschon viele Politiker Erfolg haben mit der Plausibilitätsrhetorik und gewählt werden, weil sie es allen recht machen wollen, wird es von den Stimmberechtigten auf Dauer doch geschätzt, wenn jemand Farbe bekennt und sich festlegt. Bei geschliffener Rhetorik dürfen wir den Inhalt der Antworten nicht ausblenden. 



THE POWER OF IMPROVEMENT

6. November 2019
World Trade Center Zurich

DER MANAGER-EVENT DES JAHRES!

WIE VIEL POWER STECKT IN DER VERBESSERUNG? DIESER FRAGE GEHEN AM DRITTEN SWISS LEAN CONGRESS 16 TOP-REFERENTEN UND 5 ERSTKLASSIGE KEYNOTE SPEAKER AUF DEN GRUND - SIE WERDEN STAUNEN!

Leadership, Digitalisierung, Lean und Change Management zählen nicht nur zu den Erfolgsfaktoren der heutigen Zeit, sondern auch zu den Kernthemen am diesjährigen Swiss Lean Congress. Unter dem Motto «The Power Of Improvement» richtet sich der Manager-Event des Jahres an die Führungskräfte aller Branchen. Erfahrene Top-Manager, erfolgreiche Geschäftsführer und etablierte Experten/innen der Prozessexzellenz treten auf die Bühne und faszinieren die Teilnehmenden mit ihrem Know-how.



Jetzt anmelden unter www.swissleancongress.ch/programm

Medienrhetorik

Die Macht der Gendermissionare

Wie viel politische Korrektheit erträgt die Sprache? Gerade in Zeiten, in denen die Genderdiskussion wieder in den Vordergrund gerückt ist, bedarf es einiger Übung.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Huge, New York**



Gendersprache, schwere Sprache.

Aus Angst vor den politisch Korrekten – und «Korrektinnen»? – verzichteten viele auf den gesunden Menschenverstand und opfern die Sprachästhetik. Ein Marketingspezialist wagte es nicht mehr, ein Wort zu schreiben, das militante Feministinnen auf den Plan rufen könnte.

Die Beamten einer Behörde wiesen jedes Wort zurück, das nicht geschlechtsneutral geschrieben war. Die Auftraggeber drohten: Falls das Wort Autofahrer nicht überall ersetzt werde durch «die Autofahrenden», würde der Auftrag entzogen. Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand? Obwohl sich der Marketingspezialist an der Sprachver-

stümmelung störte, blieb er machtlos. Er «musste» die Sprache malträtiert. Denn: Wenn er den Auftrag nicht verlieren wollte, blieb ihm nichts anders übrig, als das Spiel der Sprachpolizistinnen mitzuspielen.

Man sollte eigentlich davon ausgehen können, dass sich der Ungeist der politisch Korrekten – nach der Ära der militanten Sprachmissionare – allmählich gelegt hat und bei unsinnigen Formulierungen wieder die Vernunft einkehrt. Doch das Gegenteil scheint leider der Fall zu sein.

Die Überkorrekten sind erneut überaktiv. Sie allein wissen, was korrekt ist, und üben konsequent Druck aus. Es gibt für sie bei der Genderfrage keine Toleranz. Wer dem Druck dieser Moralisten nicht nachgibt, muss es bitter büßen. Militante Tugendwächterinnen protestieren bei jedem angeblich unkorrek-

ten Wort lautstark, und zwar so lange, bis die Auftraggeber klein beigeben. Behörden ändern Reglements und Spielregeln. Sie kuscheln. Der gesunde Menschenverstand bleibt auf der Strecke. Die Verschandlung der Sprache wird in Kauf genommen.

Ich zitiere Literaturnobelpreisträger Czeslaw Milosz (Quelle: «NZZ»-E-Papier vom 29.4.2019):

Der Ungeist der politischen Korrektheit metastasiert sich gerade durch Universitäten, den Kulturbetrieb, Redaktionsstuben bis hin in die Politik.

Aus Sicht der Political-Correctness-Bewegung steht die Wahrheit in Form der Doktrin bereits fest, weshalb sich Debatten im Grunde erübrigen. Der Debattenraum wird im Namen einer Ideologie somit erst teilprivatisiert und dann schrittweise universalisiert, bis der Privatstandard der Doktrin als einzig neuer zulässiger Meinungskorridor erscheint.

Nietzsche hat in seiner «Genealogie der Moral» von der «creatio ex nihilo» der moralischen Begriffe gesprochen. Der Moralist trägt seine Vorurteile in den Eingeweiden. In einer anmassenden Deutungsmacht über korrekte Begriffe wird eine Einteilung in gute Kollektive (LGBT, Frauen, marginalisierte Gruppen) und schlechte Kollektive (alte weisse Männer, Personen rechts der Mitte) vorgenommen, welche mancherorts über Zulassung zu öffentlichen Debatten entscheidet. Die latente Androhung von Shitstorms oder Karrierenachteilen resultiert in einer Narkotisierung des Debattenraums und einer Omertà der Intellektuellen (Zitat Ende).

Die Sprachpolizistinnen bringen es erstaunlicherweise fertig, dass viele Schulen,

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Spitäler, Ämter und Behörden bereit sind, die Sprachzerstörung in Kauf zu nehmen. Sie scheinen zu resignieren. Man will sich wohl mit der Political-Correctness-Bewegung nicht anlegen, in der Hoffnung, sie durch Nachgeben ruhigzustellen.

Nachgeben ist angeblich bequemer, als sich gegen die Sprachzerstörer zu wehren und sich für eine korrekte Sprache einzusetzen.

Selbst Germanisten, Sprachwissenschaftler und Sprachexperten geben immer wieder klein bei, wenn unsinnige Formulierungen gefordert werden. Die Sprache ist aber ein hohes Gut, das wir pflegen sollten.

Bei all den unsinnigen, kuriosen Formulierungen vermissen wir den Aufschrei der vernünftigen Sprachwissenschaftler. Statt die gedankenlose Gendersprache zu stoppen, werden heute abartige Formulierungen vielerorts leichtfertig übernommen und sogar in Reglementen verankert.

Bei der Ringier-Presse gibt es beispielsweise keine Fussgängerstreifen mehr. Wir lesen stets von Zebrastrassen, obwohl die Markierungen für Fussgänger und nicht für Zebras bestimmt sind. Es gibt weder eine «Gästin» noch «Studierende» – denn Letztere wären ständig am Studieren. Sonst bleiben sie wie bis anhin Studenten.

Das Binnen-I bei «StudentInnen» kann nicht gelesen werden, ebenso wenig die eingeführten Sternchen. Beides ist sprachlich falsch. Geschriebenes muss auch gelesen werden können!

Verdoppelungen wie in «Die Lehrerinnen und Lehrer haben den Schülerinnen und Schülern in Erinnerung gerufen, dass sie immer pünktlich erscheinen müssen» widersprechen dem Prinzip der Kürze und somit der Verständlichkeit. Kürze ist nämlich ein wichtiger Verständlichkeitshelfer.

Die Sprachsektierer können erstaunlicherweise ihre Früchte ernten, die sie gesät haben. Man hoffte, die Schweiz bleibe gegenüber dem Virus der Sprachmissionare immun. Das Gegenteil scheint jedoch der Fall zu sein. Groteske Formulierungen werden kaum noch hinterfragt: liebe Kinderinnen und Kinder ... die wenigsten der Reisendinnen ... Hans, der Hebammer ... Göttin sei Dank ... Mensch ... Gästin ... die zu Fuss Gehenden und so weiter. In Ausschreibungen gibt es bereits mehrere Geschlechter. Sie werden neu für «m», «f» und «d» formuliert («d» für Diverse).

Statt «Kinderinnen und Kinder» müsste somit folgerichtig gesagt und geschrieben werden: «Kinder, Kinderinnen und diverse Kinder». Dies macht einem bewusst, wie absurd solche Forderungen sind.

Wenn künftig die Lehrerzimmer in «Teamzimmer» umgetauft werden, ist dies weniger schlimm. Es ist aber ungenauer. Die anwesenden Lehrkräfte sind nicht alle automatisch Teammitglieder. Das Kaffeetrinken und die Pause haben wenig mit einer Teamsitzung zu tun. Mit «jedermann» sind seit je «alle» gemeint. Es bedarf keiner Zufügung wie etwa «jedermann und jede Frau». Auch die Ergänzung «männlich und fraulich» ist sprachlich nicht korrekt. Wenn schon, müsste es «frauiglich» heissen, und das wäre eine weitere Sprachverstümmelung, die wir der Genderrhetorik zu verdanken hätten.

Peter Thomi schrieb schon vor Jahren in der «NZZ am Sonntag» folgenden treffenden Leserbrief:

Wie die Sprache vor die Hündinnen geht

Bei den Giraffen gibt es keine Männchen, die Giraffe ist weiblich. Ein Weib ist keine Frau, das Weib ist sächlich. Eine Frau ist kein Mensch, der Mensch ist männlich (also Menschin?). Logisch. Würde man einsehen und akzeptieren, dass die von der Sprache verwendeten Genera sich nicht mit dem Geschlecht des Gemeinten decken müssen, dann wäre der Sprachspuk endlich vorbei, und es gäbe wieder Studenten statt «Studierende», Konsumenten statt «Konsumierende», Hörer statt «Hörende», Leser statt «Lesende» und Fussgänger statt «Gehende». Dann würde auch in den Medien und an den Universitäten wieder das Selbstverständliche gelten: Das grammatikalische, im Wörterbuch verzeichnete Geschlecht, Maskulinum hin oder her, ist nicht das biologische. Dann fühlen sich alle, Feminismus hin oder her, wieder gleichermassen angesprochen, sofern die Wendung es nicht ganz klar anders bestimmt. Und das «mitgemeint» oder «nicht ausdrücklich genannt» kann getrost entsorgt werden: im sprachhistorischen Kuriositätenkabinett.

Fazit

Solche Bemühungen der Gleichmacherei stören den Lesefluss und widersprechen eindeutig der Sprachästhetik. Sie führen eigentlich zu einer sprachlich unkorrekten Sprache, die sich meistens auch noch dumm anhört. Die



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Mediensprache sollte kurz und knackig sein. Doch führt der interne Kodex für eine geschlechtsneutrale Sprache zum Gegenteil. Es gibt die Möglichkeit, bei einer Aufzählung einmal die männliche und einmal die weibliche Form zu wählen. Ferner gibt es korrekte Kollektivbezeichnungen wie «das Publikum». Andrea Vetschs Versuch, das Wort «Kund*innen» mit einer Pause nach dem «d» durch das Gendersternchen zu artikulieren, hat das Dilemma nicht gelöst.

Mediensprecherin Wenger (SRF) betont zu Recht: «Unter der gendergerechten Sprache darf die Verständlichkeit nicht leiden. Auch die Eleganz der Sprache darf nicht missachtet werden.» Aus Sicht der Chefredaktion wurde beim «Kund*innen»-Beispiel dieses Prinzip verletzt, weil es irritiert.

Wir sehen: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Es gibt verschiedene Redaktionsstuben, in denen der gesunde Menschenverstand noch nicht dem Wunsch militanter Gendermissionarinnen geopfert wurde. Ich wünsche mir mehr Mut zum Widerstand gegen sprachlich sinnwidrige Formulierungen. □

Medienrhetorik

Klartextrhetorik in einem Interview

Viele gedruckte Interviews von CEOs oder Politikern leiden darunter, dass sie sehr vage sind. Unser Rhetorikexperte Marcus Knill ist der Ansicht, dass man mit konkreten und ungeschminkten Aussagen bei der Leserschaft viel mehr Nachhaltigkeit erzielt. Ein Beispiel aus «20 Minuten» hat es ihm sehr angetan.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Wieden+Kennedy, New York**

Im Gegensatz zu vielen Politikern spricht eine Primarlehrerin Klartext. Wäre sie noch im Amt, würde Andrea Stadler wohl nicht so unverblümt ihre Meinung sagen. Ihre Beurteilung der heutigen Schulsituation muss zu denken geben. Sie rechnet mit dem aktuellen Schulsystem ohne abgeschwächte Aussagen (Weichspüler) ab. Vorbildlich sind die konkreten, ungeschminkten Antworten. Komplexe Sachverhalte bringt sie auf den Punkt. Zitat aus dem «20 Minuten»-Interview:

Wie haben Sie als Lehrerin den Berufsstress erfahren?

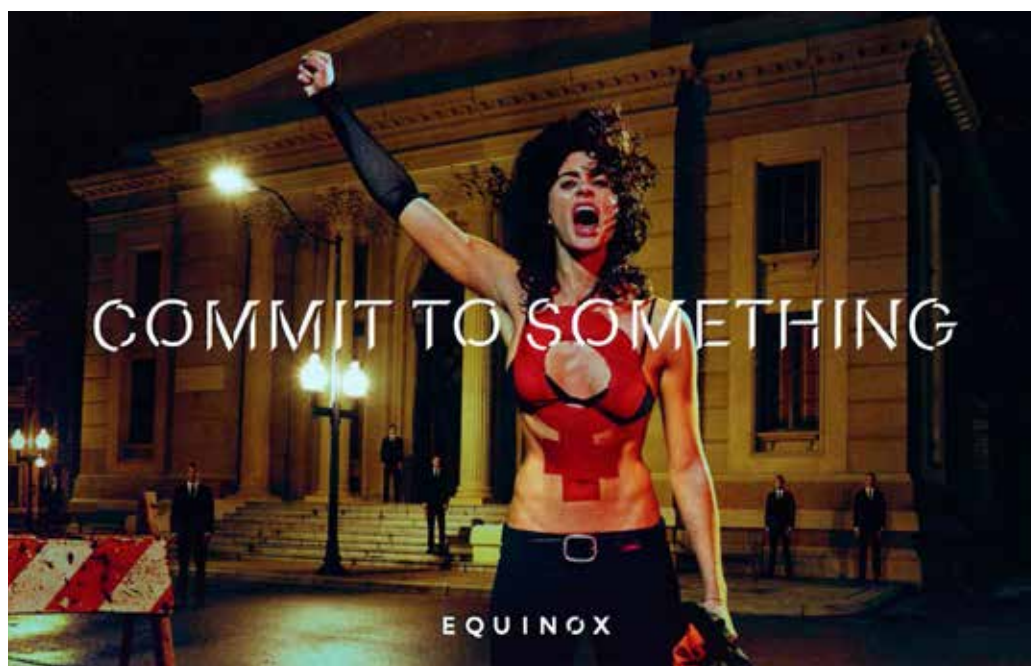
Ich dachte, wenn ich Lehrerin werde, unterrichte ich Kinder, musste aber merken, dass mir dafür kaum Zeit blieb. Damit fing der Stress an.

Worum geht es denn, wenn nicht ums Unterrichten?

Unterrichten ist zum Abarbeiten einer endlosen To-do-Liste verkommen. Die Lehrperson jagt darin die Schüler von einem Inhalt zum nächsten. Dazu kommt ein gigantischer Anteil an Bürokratie: Absprachen mit Stellenpartnern, Heilpädagogen, Therapeuten, Schulsozialarbeitern und Eltern, Mitarbeit an der Schulentwicklung, Evaluationen, Sitzungen. Die Liste ist endlos.

Was kommt zu kurz?

Zeit für die Kinder und die Inhalte. Man streicht beim Freudvollen: basteln, zeichnen, spielen, gemeinsam in den Wald gehen.



Ungeschminkte Aussagen erzeugen Aufmerksamkeit.

Wie sind Sie damit umgegangen, wenn Sie ein bestimmtes Ziel mit einem Kind nicht erreicht haben?

Ich setzte mich selber unter Druck, wollte alles dafür zu tun, um das Kind zum Ziel zu bringen, und gab diesen Druck an das Kind weiter.

Ist das Tempo das Problem?

Ja, auch. Den Kindern fehlt die Zeit für echte Auseinandersetzung mit den Inhalten – das Verweilen, Eintauchen, Handeln. Die Strukturen haben sich so verändert, dass durch Teamteaching, integrative Förderung und diverse Therapien ein ständiges Kommen und Gehen in den Klassen herrscht, was zu konstanter Unruhe führt. Im Zuge der Individualisierung gehen viele Kinder schlicht verloren im Unterricht. Das bedeutet einen riesigen

Stress für die Lehrpersonen, deren Job es ist, allen gerecht zu werden.

Wie wirkt sich der Stress der Lehrer auf die Kinder aus?

Die Schüler verspüren Unruhe, Nervosität, Druck und Lieblosigkeit. Viele Kinder gehen mit ihren Bedürfnissen unter. Das ist verhängnisvoll für ihre Entwicklung und zerstört die Freude am Lernen.

Wie sollten Lehrer mit Stress umgehen?

Mut haben zur vermeintlichen Lücke, nach dem Motto «Weniger ist mehr». Und indem sie die Beziehungen zu den Schülern pflegen. Unterrichten funktioniert, zumindest bei Kindern, nur über Beziehung. Beziehungen wiederum sind es, die den Beruf für die Leh-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

rer wertvoll machen. Dabei ist es wichtig, Zeit zu haben, um Fragen zu beantworten und neugierige Schüler nicht abzublocken.

Was hat Ihnen persönlich geholfen?

Innehalten und nachdenken tut auf jeden Fall immer gut.

Kommentar

Aus der Lernpsychologie und der Hirnforschung ist hinlänglich bekannt, dass Wiederholung, Festigungsprozesse, Konzentration, Ruhe und Innehalten, verbunden mit dem notwendigen Reflektieren, von zentraler Bedeutung sind. Kinder brauchen konstante Bezugspersonen. Sie lernen schlechter, wenn Lehrpersonen ständig wechseln und die notwendige Zeit fehlt, Neues zu verdauen. Orientierungslosigkeit ist Gift bei allen Lernprozessen.


Analyse

In der ersten Antwort benennt die Lehrerin die Kernaufgabe der Schule: Wer unterrichtet, hat in erster Linie für die Kinder da zu sein und benötigt die dafür erforderliche

Zeit. In der zweiten Antwort beleuchtet Andrea Stadler die aktuelle Situation: Mehrere Personen wirken in einer Klasse. Die Bürokratie dominiert heute – Sitzungen, Querinformationen, Koordinationsgespräche –, und Absprachen rauben Kraft und Zeit. Das ständige Kommen und Gehen bringt Unruhe in den Unterricht. Es fehlt die Konstanz. Vor allem bei jüngeren Kindern sind einfache Strukturen wichtig. Orientierungslosigkeit schadet. Die Exlehrerin verzichtet bei ihren Antworten auf Floskeln. Sie benennt konkret die Zeitfresser. Mit der Forderung «Weniger ist mehr» bringt sie die Problematik auf den Punkt. Weshalb wird es nicht den Lehrern überlassen, Prioritäten zu setzen? Die Schule müsste zeigen, wie man reduzieren kann, ohne die Inhalte zu verfälschen. Wer gelernt hat, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, macht einen gehörigen Schritt in Richtung Berufstauglichkeit. Mögen die Verantwortlichen der heutigen Schullandschaft die Ruferin aus der Wüste ernst nehmen und Konsequenzen ziehen. Anhänger des Veränderungsmanagements sollten wissen: Verän-

derungen sind nur dann hilfreich, wenn sie zu Verbesserungen führen. Deshalb sollten wir das Wort Veränderungsmanagement stets durch den Begriff Verbesserungsmanagement ersetzen.

Fazit

Lernen braucht Zeit. Lernprozesse benötigen ein gutes Lernklima, Konstanz und Ruhe. Weshalb wagen es Lehrkräfte im Einsatz nicht, so ungeschminkt Klartext zu sprechen wie ihre Exkollegin? 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

**swiss
marketing
academy**

DIPL. MARKETING-

MANAGER HF

Kursstarts laufend in Bern | Zürich | Winterthur

SWISSMARKETINGACADEMY.CH

Medienrhetorik

Das Marketingphänomen Greta

Medien lieben aussergewöhnliche Geschichten, vor allem wenn sie personifiziert werden können. Greta Thunberg ist ein Paradebeispiel dafür. Das Mädchen erfüllt alle Voraussetzungen für eine spannende Mediengeschichte.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Verändert die Welt: Medienphänomen Greta.

Greta trat in Europa für den Umweltschutz eine Lawine los. Das Thema ist «sexy», zumal es sich an einer sechzehnjährigen Schülerin aufmachen lässt, die europaweit Streiks und Demonstrationen auslösen konnte. Wichtige Treiber der Erfolgsgeschichte: die ganze Me-

dienlandschaft. Es wurde alles ausgeklammert, was nicht in dieses Bild passt. Dieses Mädchen dürfte heute – dank des grossen Wirbels – vielleicht sogar mit einer Nomination zur Friedensnobelpreisträgerin rechnen.

Wer aber genauer recherchiert, kann erkennen, dass das Kind nicht allein von den Medien als Treiber profitiert. Es ist auch von keiner Bewegung gekauft worden. Doch sein Vater spielt bei der Erfolgsgeschichte eine

zentrale Rolle im Hintergrund. Er ist Marketingprofi, und eigentlich müsste er einen Nobelpreis für bestes Marketing erhalten. Er verstand es sehr gut, seine Tochter mit Erfolg zu vermarkten, und weiss, was es heisst, wichtige Treiber zu instrumentalisieren. Er kennt dieses Geschäft. Zu den Fakten. Sie basieren auf:

· https://de.wikipedia.org/wiki/Svante_Thunberg

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

04. Juni 2019 // Zürich

SCHWEIZER

MARKENKONGRESS

MARKENFÜHRUNG 4.0. NEUROMARKETING. 360° DIGITAL

Martin Rösler



Prof. Dr. Torsten Tomczak



Roger Dudler



Peter Erni



Michèle Rodoni



die Mobilier

Marco Brüttsch



Ticket sichern auf

MARKEN-KONGRESS.CH

Technik Partner



Veranstalter



Institut für Customer Insight



- <https://www.allabolag.se/5568857485/northern-grace-ab>
- <https://wedonthavetime.org/launch/manifest/>
- https://www.ratsit.se/5567786933-Ernman_Produktion_AB#merInfo

Bevor wir einem kleinen Mädchen zjubeln, sollten wir uns mit den Hintergründen vertieft auseinandersetzen. Doch diese Hintergründe wurden bislang verschwiegen oder bewusst ausgeklammert.

Erstaunlich, dass sich bis heute keine Medien finden, die die folgenden Fakten herausgeschält haben.

Das vermittelte grossartige Bild eines Kindes, das die Welt verändern will, darf nicht getrübt werden. Haben Sie je folgende Hintergrundinformationen gelesen?

1. Vater Svante Thunberg ist Drehbuchautor und Schauspieler. Er weiss, wie die Medien ticken und wie man mit einer Geschichte eine Person vermarkten kann. Er trat regelmässig in einer Vorabendserie auf. Damit erreichte er einen bestimmten Bekanntheitsgrad.
2. Zudem ist der Papa von Greta nebenbei der Manager seiner Ehefrau Malena Ernman, einer in Schweden bekannten Opernsängerin.
3. Ferner ist er Geschäftsführer, sowohl bei Ernman Produktion AB wie auch bei Northern Grace AB. Beides sind aktiennotierte Gesellschaften in Schweden. Beide Firmen haben eine Adresse in einem Nobelviertel von Stockholm. Seit dem erfolgreichen Auftreten von Greta verzeichneten beide Firmenwerte eine immense Steigerung. Die Schlüsselzahlen gehen senkrecht nach oben.
4. Greta wird von der schwedischen Initiative Wedonthavetime AB unterstützt. Diese stellt sich als rein ideelle Stiftung dar, die keine finanziellen Interessen verfolgt. Doch ist Wedonthavetime AB in Schweden ein aktiennotiertes Unternehmen, dessen Börsenkurs mit Gretas Erfolg steil nach oben geschossen ist.
5. Was ebenfalls ausgeklammert wird: Die Eheleute Svante Thunberg und Malena

Ernman haben ein Buch über Greta und ihr Engagement publiziert (Originaltitel: Scener ur hjärtat). Die Absatzzahlen steigen laufend. Würde Greta ihre Aktivität einstellen, hätte dies Auswirkungen auf den Absatz des Buches.

Die Frage ist berechtigt: Wie weit aus eigenem Antrieb kommt eigentlich Gretas Engagement?

Einmal überraschte die Klima-Ikone die Öffentlichkeit. Greta schrieb: «Laut dem UNO-Weltklimarat (IPCC) könnte Atomenergie ein kleiner Teil einer sehr grossen kohlenstofffreien Energielösung sein.»

Diese überlegenswerte Aussage der Umweltaktivistin löste bei den Kernkraftgegnern einen Medienhype aus. Weil sie auch mit der Kernenergie das CO₂-Problem angehen wollte, wurde sie im Netz als Atom-Greta bezeichnet. Marketingprofi Vater Thunberg reagierte sofort und schwächte diese Aussage gezielt ab.

Es musste geschrieben werden: «Ich bin persönlich gegen die Atomenergie aber laut Klimarat (IPCC) kann sie ein kleiner Teil einer sehr grossen kohlenstofffreien Energielösung sein.»

Es war auch der Vater, der auch beim «Blick» unverzüglich intervenierte, um die Atom-Aussage zu relativieren. Als Marketingprofi wusste er, dass das Image von Greta durch ihr Zitat einen Reputationsschaden erleiden könnte.

Der Hinweis auf die CO₂-freie Kernkraft liess Leserkommentatoren vermuten, Greta sei von Atomlobbys gekauft worden. Doch niemand hat je geschrieben, Greta sei von ihrem Vater, einem Marketingprofi, instrumentalisiert worden.

Medien üben eine grosse Beeinflussung aus. Die Heldengeschichte des kranken kleinen Mädchens wirkt medial so stark, weil die Journalisten die Geschichten an einer Person aufhängen können. Greta verstand es, ihr Gesicht zur Verfügung zu stellen.

Doch Greta ist nicht die Strategien. Ihr Vater zog die Fäden. Er verstand es, eine Lawine loszutreten. Die Geschichte führte zu einem Dominoeffekt, der eine Eigendynamik entwickelte. Zuerst streikten die Schüler während der Unterrichtszeit – das war weniger glaubwürdig –, doch danach auch am freien Samstag. Die extremen Wetterverhältnisse Hitzeperioden, Stürme, Überschwemmungen,

Gletscherschmelze und so weiter gaben der Bewegung Auftrieb. Jugendliche, Umweltverbände wie auch grüne Parteien funktionierten beim «Greta-Phänomen» als Multiplikatoren. So ging die Rechnung des Stripziehers auf. Er wusste, dass ein mild autistisches Kind mit Asperger-Syndrom gleichsam immun ist gegen Kritik, weil jeder Kritiker eine Beisshemmung hätte.

Greta Thunberg wurde nun mit der Goldenen Kamera ausgezeichnet. Eigentlich müsste ihr cleverer Vater, der Marketingprofi mit dem goldenen Händchen, ebenfalls einen Preis erhalten.

Ein trauriges Zeichen, dass in unserer fortschrittlichen Zeit nicht Fachleute und Regierende die Welt bewegen oder wenigstens teilweise «bessern» können, sondern dass sich die Menschen von geschickten Verkaufstalenten einwickeln und ausnutzen lassen – die dazu ein unschuldiges, unwissendes Kind instrumentalisieren. □



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Donnerstag, 20. Juni 2019, Kursaal Bern

11. SwissFundraisingDay

SpenderInnen im Zentrum – neue Wege im Fundraising

swissfundraising 

Roundtables/ Workshops

- › **Direktmarketing:**
Fit für die QR-Rechnung (Roundtable)
- › **Public Fundraising:**
Under the radar... how to unleash young donors' philanthropy (Referat)
- › **Digital Fundraising:**
Marketing Automation – so gelingt der Einstieg (Workshop)
- › **#GivingTuesday:**
A Global Day of Giving (Roundtable)

- › **Corporate Philanthropy:**
Gute Unternehmen finden und binden (Workshop)
- › **Das ABC des Crowdfundings** (Referat)
- › **Legatemarketing:**
Donor Journey (Workshop)

Key Note-Referate

- › **Being Donor-Centered in Changing Times... how to use donor trends and changing technologies to make more profit**
Penelope Burk, Author, Researcher, Speaker, Fundraising Expert and President of Cygnus Applied Research, Inc.
- › **Warum spenden glücklich macht und was FundraiserInnen daraus lernen können**
Philippe Tobler, Professor für Neuroökonomik und soziale Neurowissenschaften an der Universität Zürich

Programm und Anmeldung unter www.swissfundraisingday.ch



› **Felizitas Dunekamp**
Moderation



› **Penelope Burk**
Author, Researcher, Speaker, Fundraising Expert and President of Cygnus Applied Research, Inc.



› **Philippe Tobler**
Professor für Neuroökonomik und soziale Neurowissenschaften an der Universität Zürich

Haupt-Sponsoren:

künzlerbachmann
directmarketing

DIE POST 

Co-Sponsoren:

CORRIS

creati</> SOFTWARE

alnovis
creating response

WSAG **Walter Schmid AG**
DIE BESTE ADRESSE FÜR ADRESSEN

brain'print
Produktionslösungen mit Konzept

Medienpartner:

Fundraiser
magazin

persönlich

Medienrhetorik

Politstar im Überlebensmodus

Der ehemalige Bundesratskandidat Pierre Maudet klammert sich an das Regierungsratsamt und trotz aller Rücktrittsforderungen. In der Sendung «Schawinski» sagte er, warum.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Tiefer Fall: Ex-Politstar Pierre Maudet bei «Schawinski» im Schweizer Fernsehen.

Pierre Maudet ist tief gefallen. Der Grund war eine Luxusreise im November 2015. Der FDP-Politstar reiste auf Einladung von Prinz Mohammed bin Zayed mit seiner Familie und einem engen Mitarbeiter nach Abu Dhabi zu einem Formel-1-Rennen. Der Prinz übernahm die Kosten der Reise im Wert von

rund 60 000 Franken. Maudet stritt dies beharrlich ab. Erst im Frühling gab er es zu. Sein Geständnis, perfekt inszeniert im Lokalfernsehen, stürzte den Kanton Genf in eine politische Krise. Dies war nur der Anfang einer Serie von Enthüllungen.

Es wurde auch bekannt, dass Pierre Maudet seine Mandatsabgaben an die FDP von Dritten bezahlen liess. Es geht um mehrere Zehntausend Franken. Unverschämter geht es wohl kaum, wenn es stimmt, dass er diese

Zuwendungen sogar von den Steuern abgezogen hat. Eine neue Enthüllung wurde zudem kurz vor der jüngsten FDP-Veranstaltung publiziert: Maudet soll seine Wahlkämpfe aus einer schwarzen Kasse gezahlt haben. Heute ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen ihn.

Ein Ausnahmetalent

Wäre der Politiker – brillant, volksnah, charmant und von allen bewundert – zum Bun-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

desrat gewählt worden, hätte die Schweiz heute einen Magistraten, der gelogen, getrickt und alle kaltschnäuzig geblendet hat: seine Parteifreunde, die Medien, die Staatsanwaltschaft und das Volk. Wir hätten einen Narzissten als Bundesrat mit einer fragwürdigen Persönlichkeit.

Er schaffte die Treppe im Eiltempo nach oben. Mit Chefredakteuren ist er per Du. Er war ein Ausnahmetalent im Lügen. Er erfand laufend neue Versionen seiner Fehlritte. Es gelang ihm, einen Grossteil der Genfer FDP-Parteimitglieder trotz seines Geständnisses so zu blenden, dass sie ihm ungeachtet aller Verfehlungen das Vertrauen aussprachen. Maudet geht es vor allem um sich und seinen Willen zur Macht.

Peter Rothenbühler trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er schreibt: «Maudet hält sich für eine Ausnahme, weil er eine ist.» Der viel-sagende Schlüsselsatz von Maudet gibt zu denken: «Was ich getan habe, gleicht mir nicht.»

Erstaunlich ist sein übersteigertes Selbstwertgefühl. Trotz seiner Lügen und Verfehlungen zeigt er sich in der Öffentlichkeit noch heute als Strahlemann. Er sieht sich nach wie vor als Primus. Wie verblendet muss er sein, den knappen Sieg bei der Genfer FDP mit erhobenen Armen zu feiern.

Maudet kann als Staatsrat nicht zum Rücktritt gezwungen werden. Weil er jedoch der FDP imagemässig grossen Schaden zufügte, wurde er von der FDP-Präsidentin gebeten, sein Amt niederzulegen. Sein Ansehen hat bei den Parteikollegen im Parlament enorm gelitten. Maudet machte aber klar, dass er auch bei einem deutlichen Misstrauensvotum nicht zurücktreten werde. Er werde erst demissionieren, wenn er rechtskräftig verurteilt worden sei. Ich habe selten jemanden gesehen, an dem jede Kritik und jede Verfehlung abperlt wie das Wasser von einer Gans.

Die leidige Salamtaktik

Der Sünder versteht es heute noch, einen Grossteil der Genfer FDP-Mitglieder in seinen Bann zu schlagen – unglaublich! Er wolle «Genf dienen», sagte Maudet und entschuldigte sich an der FDP-Generalversammlung für seine Lügen und sein Fehlverhalten mit folgenden Worten: «Ich entschuldige mich nicht um der Form willen oder aus Höflichkeit.» Er könne sich selber nicht vergeben. Trotz der Entschuldigung forderte der

Präsident der Genfer FDP, Alexandre de Senarclens, Maudet zum Rücktritt auf, mit der Begründung: «Pierre, du hast uns verraten, indem du uns monatelang angelogen hast»; und er kündigte vor der Abstimmung an: «Falls die Basis die Parteileitung desavouiert, indem sie Pierre Maudet unterstützt, werde ich zurücktreten.»

Maudet entschuldigte sich stets nur scheinweise für das, was jeweils ans Tageslicht gekommen war.

Mitten im Sumpf

Immer wieder tritt der Strahlemann selbstsicher, gut gekleidet und mit Siegermiene vor die Öffentlichkeit. Am Schluss verteidigte sich Maudet gegen alle weiteren Vorwürfe, die in den letzten Monaten gegen ihn gerichtet wurden, mit den Worten: «Ich will kämpfen – für euch, für uns, für unsere Ideen. Mit Kraft und mit Herzen.» Diese Formulierung könnte von einem Staatsmann stammen, der in einer Krisensituation zum Volk spricht. Churchill lässt grüssen ...

Hätte Maudet rasch, von sich aus, die Karten auf den Tisch gelegt, statt sich in einem Lügengeflecht zu verstricken, hätte sein Fall nie die heutigen Dimensionen angenommen. In einem neueren Interview auf Deutsch wirkt Maudet erstmals müde, unsicher, aber weiterhin kämpferisch.

Eigenverantwortung ist gefragt

In der Schweiz gibt es bislang kein eigentliches Amtsenthebungsverfahren. Gemäss Parlamentsgesetz können die Räte einzig in klar definierten, gesundheitlich bedingten Fällen die Amtsunfähigkeit eines Mitglieds der Landesregierung feststellen. Wer jedoch das Vertrauen von Kollegen und der Partei verloren hat oder seine Amtsführung vernachlässigt, sollte den Mut aufbringen, seinen Rücktritt einzureichen. Nur so gewänne die Bevölkerung das Vertrauen in die Institution oder Partei zurück. Erst durch den Rücktritt wäre ein Neuanfang glaubhaft. Kurz: Es braucht auch in der Schweiz, was andernorts viel weiter fortgeschritten ist: eine Rücktrittskultur, die diesen Namen auch verdient.

Weshalb will Maudet den Fall aussitzen?

Vielleicht glaubt er tatsächlich, dass er nichts Unrechtes getan hat und alles für seine Karriere belanglos ist (These des Politologen

Georg Lutz). Es ist aber auch gut denkbar, dass er die Affäre aussitzen will, um sich die lebenslange Rente zu sichern, die es im Kanton Genf gibt. Das wäre menschlich verständlich, aber der Sache nicht dienlich.

Vom Wunderkind zum Egomane

«Maudet galt jahrelang als das Wunderkind der Schweizer Politik, sein Weg in den Stände- oder sogar Bundesrat war vorgezeichnet», sagt Politologin Mark Balsiger. Er habe aber offenbar schon seit geraumer Zeit den Boden unter den Füßen verloren und halte sich für unantastbar. «Maudet fehlt es offensichtlich an Reflexionsvermögen in eigener Sache. Dieser Fall beschädigt generell das Ansehen der Politik», findet Balsiger. Denkbar ist ferner: Maudet hat das Persönlichkeitsprofil eines Narzissten. Er ist ichbezogen, ein Egomane.

Ich, ich und nochmals ich. Er argumentiert wie ein Kind, wenn er durchblicken lässt: Andere lügen auch. Dies zeugt von mangelnder Selbstkritikfähigkeit. Seine Uneinsichtigkeit macht ihn blind für Fakten. Doch sein zu grosses Ego hat ihm möglicherweise zu seinem steilen Aufstieg verholfen.

Maudet steckt Vorwürfe weg

Pierre Maudet lässt Vorwürfe nicht auf sich sitzen. Zum Vorwurf, er sei arrogant, habe den Boden unter den Füßen verloren, kontert er (nachfolgend zitiert aus dem «Blick»):

«Ich möchte kämpfen und meine Energie in den Dienst von Genf stellen. Ich will der FDP und dem Kanton Genf dienen. Das ist Entschlossenheit und keine Arroganz.» Maudet sagt, er sei nach der parteiinternen Vertrauensabstimmung über die Spaltung betrübt. Die Partei habe jedoch ihre «Fähigkeit zur Debatte» unter Beweis gestellt. Die kritischen Stimmen nehme er ernst. Auf die Frage, ob es nicht einfacher wäre, einfach zurückzutreten: «Ich war nie jemand, der den einfachen Weg gehen wollte.» Ein Politiker müsse vorbildlich sein. Vorbildlich zu sein bedeute jedoch nicht, unfehlbar zu sein. Er denke auch an die zwölf guten Jahre, in denen er sich für seine Stadt und seinen Kanton eingesetzt habe. Dies habe auch die Mehrheit der Genfer Partei nicht vergessen. «Ich möchte deshalb das Vertrauen in meine Person wiederherstellen.» Er habe die Reise nach Abu Dhabi nur unternommen, um für die Interessen des Kantons Genf einzustehen. Maudet sagt:

«Es ging dabei nie um privilegierte Behandlung oder um Gegenleistungen.»

Trotz des Lügenvorwurfs und des Strafverfahrens wehrte sich Maudet in Interviews mit der «Sonntags-Zeitung» und «Le Matin Dimanche» gegen einen Rücktritt: «Ich muss als Politiker zwar vorbildlich, aber nicht unfehlbar sein.» Und: «Wer Demokratie und Rechtsstaat ernst nimmt, tritt auch aus Respekt vor seinen Wählern nicht einfach zurück, bevor ein Urteil vorliegt», sagte Maudet im «Blick»-Interview. Die Politik habe Leute nötig, die bereit und fähig seien, harte Auseinandersetzungen zu führen.

Angriff ist die beste Verteidigung

Maudet greift in den Interviews Parteipräsidentin Petra Gössi an, die seit längerem seinen Rücktritt fordert. Durch ihre Rücktrittsforderung sei «der Eindruck entstanden, die Partei lasse ihre Gewählten bei den ersten Schwierigkeiten gleich fallen». Die Partei solle ihre Politiker stützen, bis eine allfällige Schuld erwiesen sei. Gössi habe vorschnell geurteilt, bevor die FDP Basis ihn eindeutig gestützt habe. Maudet greift auch die Staatsanwälte an. Sie müssten ausgewechselt werden, weil sie das Amtsgeheimnis verletzt hätten.

Auf die Fehler (Abzug der Spenden an den Steuern usw.) geht er nie konkret ein, nach dem Muster: Andere machen ja auch Fehler. Maudet: «Ein Politiker muss nicht unfehlbar sein. Fehler gilt es zu korrigieren.» Maudet gibt sich stets als Sieger, obwohl sein «Sieg» in Genf ein Sieg ohne Gewinner ist.

Seine Partei ist derzeit tief gespalten. Die FDP musste zu viele Kräfte für den uneinsichtigen Politiker binden, und darunter leiden die Alltagsgeschäfte. Nun muss das Urteil der Strafuntersuchung abgewartet werden. Es kann dauern, bis ein Urteil vorliegt. Maudet will die Geschichte aussitzen und lässt die Bevölkerung wissen, er habe noch viel zu tun. «Lasst mich doch arbeiten.»

Uneinsichtigkeit und Schuldzuweisungen

Seine Partei solle das Problem nicht noch grösser machen, indem sie sich dauernd mit ihm und seinem Fall beschäftige, sagte der dreifache Familienvater. «Wie gross wäre der Schaden, wenn ich in sechs Monaten freigesprochen werde, und die Partei hätte mich zum Rücktritt gezwungen?» Maudet kritisiert, dass man ihn nach zwölf Jahren in der

Regierung jetzt bloss an einer falschen Einschätzung und einer Lüge messe. «Ich habe gelogen, und die Reise in die Emirate hätte ich nie antreten sollen. Und natürlich hat meine Glaubwürdigkeit gelitten. Aber ich habe meiner Meinung nach nichts Strafbares gemacht.»

Für Maudet ist beim Auftritt bei «Schawinski» klar: «Die Leute sollen sich auf mich stützen, wenn sie sich ihre Meinung bilden. Auf meine Aussagen, auf meinen Willen, den ich bewiesen habe.» Er wolle im Internetzeitalter auch dagegen ankämpfen, dass Gerüchte und Verleumdungen am Ende gewinnen würden: «Dann haben wir ein Problem in der Politik. Das gilt nicht nur für mich.»

Sätze von Maudet, die zu denken geben und uns seine Uneinsichtigkeit zusätzlich bewusst machen:

- «Das bin nicht ich, wie ich mich verhalten habe.»
- «Ich begreife nicht, warum die FDP ein so grosses Theater macht.»
- «Ich fühle mich unschuldig.»
- «Ich habe alles im Interesse des Kantons getan.»
- «Druck auf mich hat den gegenteiligen Effekt.»
- «Ein Politiker muss Vorbild sein. Aber Vorbild heisst nicht unfehlbar.»

FAZIT und KOMMENTAR

Hätte Maudet bei der geschenkten Reise sofort die Wahrheit offengelegt, verbunden mit einem glaubwürdigen «mea culpa», wären die möglichen Steuertricksereien vermutlich nie an die Öffentlichkeit gelangt, und der Shootingstar der FDP hätte sich sogar noch gute Chancen auf die Nachfolge von Ignazio Cassis als Bundesrat ausrechnen können.

Eine Flucht nach vorne ist zwar ungemütlich, aber kann sich lohnen. Ich verweise auf den Fall Christophe Darbellay im Jahr 2016, als der Ex-CVP-Präsident und Familienpolitiker zugegeben hat, dass er ein uneheliches Kind habe. Trotz der schlagzeilenträchtigen Beichte wurde Darbellay ein halbes Jahr später problemlos in den Walliser Staatsrat gewählt. Kommen jedoch laufend neue Elemente ans Licht, die das Vertrauen eines Politikers untergraben, sind die Folgen für alle Beteiligten schädlich. Bei Maudet wird die FDP in Geiselnhaft genommen. Die Partei kann sich der Geschichte nicht mehr so rasch

entledigen. Ihr Image und die innere Kohäsion sind langfristig beschädigt. Politische Alltagsgeschäfte der Partei werden blockiert.

Ein erfahrener Ex-Politiker verriet mir folgende drei politische Regeln, die es zu befolgen gelte. Aus meiner Sicht sind es fragwürdige Regeln, doch haben sie ihm angeblich Erfolg gebracht:


Politische Regel Nr. 1

Man darf alles tun und nehmen, man darf sich aber nicht erwischen lassen.

Politische Regel Nr. 2

Wird man dummerweise doch erwischt, bereut man dies höchst aufrichtig und beteuert, möglichen Schaden wiedergutzumachen.

Politische Regel Nr. 3

Man geht möglichst schnell zum Alltag über und hofft, dass bald eine neue Sau durchs Dorf getrieben wird. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.



CORPORATE REPUTATION SUMMIT 2019
EINE VERANSTALTUNG DES CRO.SWISS

CRS19
VOR DEM
30. APRIL 2019
REGISTRIEREN
UND CHF 180.-
SPAREN:
www.crs19.ch

INVESTIEREN SIE IN DEN GUTEN RUF. TREFFEN SIE PROFIS. KOMMEN SIE ANS **CORPORATE REPUTATION SUMMIT!**

SETZEN SIE MIT IHRER TEILNAHME EIN STARKES ZEICHEN
IN DER SCHWEIZ UND WERDEN SIE AM **5. SEPTEMBER 2019**
TEIL EINER GESAMTHEITLICH DENKENDEN COMMUNITY.

Menschen wollen wissen, wen oder was sie unterstützen, wenn sie ein Produkt oder eine Dienstleistung kaufen. Glaubwürdigkeit und Vertrauen bekommen damit eine noch stärkere Bedeutung. Daraus entstehen aber ganz neue Risiken und das Thema Reputation ist wohl genau darum bald jeden Tag in den Medien. Ob WWF, Raiffeisenbank, Schweizer Postauto AG, SBB, Politiker, Sportler oder Private: Wegen einer fehlenden Priorisierung musste das Ansehen leiden und die Wiederherstellung des guten Rufes wird unnötig viel Geld kosten. Mit dem Corporate Reputation Summit 2019 wollen wir das Bewusstsein schärfen, dass beides nicht sein muss. Zudem wollen wir mit messbaren Fakten beweisen, dass eine gute Reputation - auch ohne jede Krise - einen hohen Wert darstellt und sich eine präventive Pflege lohnt.

persönlich



INFORMATION & REGISTRATION: WWW.CRS19.CH

Medienrhetorik

Von Hans-Ulrich Bigler lernen

Hans-Ulrich Bigler, FDP-Nationalrat und Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, bestritt viele verbale Schlachten und musste durch einige Stahlbäder gehen. Was können wir von dieser «Reizfigur» lernen?

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



SRG-Kritiker und Nationalrat: Hans-Ulrich Bigler ist schlachterprobt.

Schon bei «Schawinski» fiel mir Hans-Ulrich Bigler, der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, positiv auf. Seine Fähigkeit, sich nicht provozieren zu lassen, sich Fragen ruhig anzuhören und Zitate richtig einzuordnen, wie auch seine bedachte Art, zu antworten, sind augenfällig. Bigler wirkt nicht nur

kompetent, er ist auch rhetorisch gewandt. Negativ gefärbte Aussagen wiederholt er nicht, beispielsweise: «Dies haben Sie abgekupfert.»

Vorbildlich ist auch seine Pausentechnik. Kurze Gedankenbogen erleichtern das Verstehen. Der Blickkontakt bildet bei ihm stets die Brücke zum Gegenüber. Für mich ist der Blick bei Gesprächen die Nabelschnur der Kommunikation. Die Gestik von Bigler ist natürlich, seine Gesamtwirkung überzeugt.

Bigler hört dem Interviewer konzentriert zu. Auffallend, wie vorsichtig und überlegt er antwortet. Nonverbal zeigt sich dies in seiner Kopfhaltung: Das Kinn hat er bei schwierigen, heiklen Fragen leicht nach unten gesenkt, sodass seine Kehle abgedeckt – geschützt – wird. Als ob er damit signalisieren wolle: Du kannst mir nicht an die Kehle springen.

Ich stellte bei seinem Auftritt am Neujahrsapéro der FDP Schaffhausen in Neun-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

kirch erstaunt fest: Es gab keine nonverbalen Schutzsignale mehr (Kopfhaltung). Bigler hat sich bei diesem Gespräch vermutlich wohlgefühlt, trotz der unbekanntenen Fragen.

Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes brachte auch dort die Antworten auf den Punkt, sprach verständlich, mit angenehmer Stimme. Verbessert werden könnten jedoch seine durchdachten Antworten durch mehr konkrete Beispiele. In einem

«Ich kann mir vorstellen, dass Bigler im Alltag recht bestimmt und deutlich werden kann.»

Interview bei TeleZüri baute er später dann erfreulicherweise vermehrt eigene Erlebnisse oder Beispiele ein.

Bigler weiss unzulässige Vorwürfe professionell zu stoppen: «Nein ...» Die Struktur seiner Antworten ist recht gut erkennbar, obwohl er oft lang und recht ausführlich antwortet (zu lang?).

Biglers Wirkung: klarer Analytiker und Denker. Aus Sicht einiger Zuhörer wäre eine Prise Emotionalität und Humor mehr wünschenswert. In der «Aargauer Zeitung» las ich den Titel: Warum ist Hans-Ulrich Bigler plötzlich so lammfromm?

Ich bin überzeugt: Falls ihm ein Journalist diesen Artikel unter die Nase halten würde, würde er sich nicht destabilisieren lassen – wenngleich ein Journalist aus dem Titel ableiten könnte: «Herr Bigler, wenn man den Titel in der «Aargauer Zeitung» liest, muss man annehmen, dass Sie sonst recht bissig sind. Bigler der Wadenbeisser?»

Auch diese böartige Frage würde er bestimmt nach einer professionellen Denkpause geschickt kontern. Andererseits ist es für mich vorstellbar, dass Bigler im Alltag recht bestimmt und deutlich werden kann.

FAZIT

Bigler überzeugt bei Medienauftritten, seine Antworten sind jedoch oft zu lang. Er könnte mit der folgenden Technik das Zeitmanagement rasch verbessern: stets nur EIN Argument umschreiben und dazu auch nur EIN Erlebnis, nur EIN Beispiel oder EINE Ge-

schichte anfügen. Die bewährte BBB-Formel lautet: EINE Botschaft, gekoppelt mit nur EINEM Beispiel oder EINEM Bild.

Das folgende Lernbild wäre hilfreich: ein Punkt und darum ein dicker Kreis, das heisst «Fleisch am Knochen». Der Punkt veranschaulicht den Knochen, die Kernbotschaft, der Kreis das Fleisch um den Knochen.

Eine Geschichte oder ein konkretes Beispiel (Erlebnis) ist das narrative Element. Es stimuliert und erleichtert das Verstehen. □



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

Ruf Lanz

Business-Seminare in der Bündner Bergwelt.

HOF DE PLANIS
SEMINARE & AUSZEITEN

hofdeplanis.ch

Medienrhetorik

Kapitän Pfister im Wellental

Der CVP-Kapitän freut sich auf das Wahljahr 2019. Sollte die CVP unter die 10-Prozent-Marke fallen, wäre es für ihn keine Katastrophe. Er glaubt an seine Strategie und lässt sich nicht von PR-Managern vom Kurs abbringen. Nicht ganz risikolos.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



CVP-Präsident Pfister: Guter Rethoriker im politischen Gegenwind.

Ich zitiere aus dem «Blick»: "Das Interview gab Pfister in Oberägeri am Schiffsteg. Die Sonne über dem Ägerital drückt den Nebel nach oben in Richtung Morgarten – Sattel und nach unten ins Zugerland, als Gerhard

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Pfister kurz nach fünfzehn Uhr eintrifft. Wäre es nicht Winter, könnte der Kapitän der CVP Schweiz pünktlich mit dem Nachmittagsschiff ablegen. Doch das Motorboot dümpelt im Winter im Hafen, und Pfister, der auch die Ägerisee Schifffahrt AG präsidiert, klettert über die Reling. Locker. Gut gelaunt. Pfister ist zu Hause und lädt zum Spaziergang entlang des Ufers.

«Blick»: Herr Pfister, wie oft können Sie solche Tage am Ägerisee geniessen?

Gerhard Pfister: Leider viel zu selten. An den Wochentagen bin ich in Bern oder sonst irgendwo in der Schweiz unterwegs, und so ist Oberägeri für meine Frau Franziska und mich ein Rückzugsort an Wochenenden. Im Sommer lebt es sich hier

wie in den Ferien: Zu unserer Wohnung gehört ein kleines privates Badeplätzchen, wo ich am liebsten täglich schwimmen gehe.

Sind Sie auch gern am Ruder? Sie sagen ja nicht nur in der CVP, wo es langgeht, sondern auch in vielen Verwaltungsräten.

Ja, ich habe gern Führungsaufgaben. Aber derjenige, der in einem Boot am Ruder sitzt, ist meist der Passivste. Ich bringe da lieber selbst etwas in Bewegung.

Rudern Sie auch sportlich?

Ja, aber ich brachte es nie bis zur Skiff-Reife. Doch die frühere Privatschule meiner Familie war die erste Besitzerin von Ruderbooten auf dem Ägerisee. Daraus entstand ein Ruderclub, dem ich einige Jahre als Mitglied angehörte. Pfister führt auf seiner Website Sport als Hobby auf. Nach Lesen und Kunst, aber vor Reisen und Schreiben. Dies nimmt man dem doktorierten Literaturwissenschaftler nicht so recht ab, wenn er gemächlich das Seeufer entlangspaziert. Doch Pfister insistiert: An Neujahr werde er auf den Langlaufskiern stehen. Sein Arzt erlaube

ihm dies nach einer Knieoperation wieder.

Fühlen Sie sich fit fürs Wahljahr 2019?

Obwohl die Wahlvorbereitungen längst begonnen haben und schon jetzt fast jeder Abend besetzt ist, geht es mir gut.

Auch Ihrem Rücken? Auf Ihrer Website steht ein Spruch der früheren britischen Premierministerin Margaret Thatcher: «Das Rückgrat ist bei vielen Politikern unterentwickelt. Vielleicht weil es so wenig benutzt wird.»

Auf meiner Seite finden Sie noch andere Sprüche von schlaun Politikern! Aber danke der Nachfrage: Meinem Rücken geht es bestens.

Ist die Eiserne Lady Thatcher ein Vorbild für Sie?

Ja. Übrigens auch für die neue FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter! Thatcher ist in meinen Augen ein Beispiel für Mut in der Politik. Sie hat als wirklich unabhängige Frau und Politikerin oft und gern unbequeme Positionen vertreten. Das hat mir immer sehr imponiert.

Sind Sie ein Eiserner Lord? Man sagt Ihnen ein teils unbeherrschtes, ruppiges Verhalten nach. Während der Bundesratswahlen sollen Sie ein paar Mal die Fassung verloren haben.

Man kann sich nicht gegen Klischees wehren. Also lasse ich es.

Enthalten Klischees nicht immer einen Funken Wahrheit?

Ich bin fordernd, das ist mir bewusst. Ich bin ungeduldig. Und ich streite einfach gern, wobei ich dies auf eine gute Art tun möchte. Streit gehört meiner Meinung nach zur Politik. Wir Parlamentarier wurden für unsere Überzeugungen nach Bern gewählt und sollten diese mit Profil und Herzblut vertreten.»

KOMMENTAR:

Das unbeherrschte, ruppige Verhalten wird in ein neues Licht gerückt. Pfister zeigt sich selbstkritisch. Den unterschwelligen Vorwurf, dass er in Verwaltungsräten nicht Nein sagen könne, begründet er geschickt: «Ich übernehme gern Führungsaufgaben. Ich will selbst etwas in Bewegung setzen.»

Aber steht nicht gerade Ihre CVP für politisches Wischiwaschi?

«Das zu verhindern, ist meine Aufgabe. Ich will der CVP mehr Ecken und Kanten geben, mehr Profil. Ich selbst mag keine Politiker, von denen man nicht weiss, wofür sie stehen. Klare Meinungen sind mir viel lieber als solche, die hinter einer Pseudo-Sachlichkeit versteckt werden.

KOMMENTAR:

Mediengerecht wird das negativ besetzte Wort Wischiwaschi nicht wiederholt. Der CVP-Präsident sieht es als seine Aufgabe, der Partei klare Konturen zu geben. Er übernimmt die Verantwortung. Das macht ihn glaubwürdig. Wie klar darf es denn sein? Ist es okay, wenn SP-Chef Christian Levrat FDP-Bundesrat Ignazio Cassis vorwirft, er betreibe Aussenpolitik wie Viktor Orbán, der rechtskonservative Ministerpräsident Ungarns, und verhalte sich wie ein dritter SVP-Bundesrat? Cassis wurde innerhalb eines Jahres vom Resetknopf-Drücker zum Euroturbo. Das ist tatsächlich nicht glaubwürdig. Auch ich frage mich, was Cassis denn wirklich will und ob er die Position des Gesamtbundesrats vertritt oder einfach seine eigene momentane Tagesansicht, die er wieder ändern kann. Der Orbán-Vergleich von Levrat ist allerdings absurd. So kommen wir auch nicht weiter. Pfister blinzelt in die Sonne. Er signalisiert, dass er lieber vorausschauen möchte. Er rühmt den Blick über den See und die spezielle zugerische Kombination von Tradition und Fortschritt, eidgenössischer Geschichtstradition und internationalem Flair. Und den wirtschaftlichen Erfolg seines Wohnortes, der sich am See ein modernes Hallenbad mit einem Wellnessbereich geleistet hat. Im Ägerital engagiert sich Pfister auch für eine Klinik, eine Sprachheilschule und die Interessengemeinschaft Morgarten. Er begründet dies mit Dankbarkeit gegenüber der Bevölkerung. Diese habe schon seinen Vater und Grossvater – beide ebenfalls Kantonsräte – zu ihrem öffentlichen Engagement bewogen. Sehen Sie schwarz, dass die EU beim Rahmenabkommen der Schweiz noch entgegenkommt? In der jetzigen Situation mit dem Brexit und vor den Wahlen in Europa stehen die Zeichen nicht so, dass sich die EU irgendwelche

Konzessionen gegenüber der Schweiz erlauben könnte. Aber dann hat der Vertrag innenpolitisch doch keine Chance? Wir müssen uns einfach bewusst sein, dass wir einen Preis bezahlen, wenn wir das Rahmenabkommen nicht unterstützen. Wie hoch er ist, werden wir sehen. Es kommen sicher keine einfachen Zeiten auf uns zu: Wollen wir eigenständig bleiben, müssen wir die Zähne zusammenbeissen. Aber das ist immer noch besser, als wenn wir im Frühjahr voreilig ein Rahmenabkommen unterzeichnen, das innenpolitisch null Chancen hat."

KOMMENTAR:

Pfister nimmt Stellung, ohne auszuweichen. Die Haltung von Cassis kann er nicht nachvollziehen, und beim Rahmenabkommen ist er gegen eine vorschnelle Unterzeichnung. Jedenfalls nicht um jeden Preis. Er schloss die Klammer zum ersten Teil des Interviews, wo er Wert darauf legt, Rückgrat zu zeigen. Pfister will kein Windfächchenpolitiker sein.

Das Wahljahr 2019 bringt Pfister nicht aus der Ruhe. Der Jahreswechsel ist für ihn kein politischer, sondern ein privater Termin, den

er mit seiner Frau, der Familie seines Bruders und seinem Schwager im Engadin verbringt.

bleiben Sie CVP-Kapitän, wenn Ihre Partei unter die 10-Prozent-Marke fällt?

So weit wird es nicht kommen, auch wenn die Wahlen kein Spaziergang sind. Ich gehe nicht von einem Wechsel aus. Ich gebe aber gern zu, dass mich die Politik weiterhin extrem fasziniert.

Sie streben eine Wiederwahl als Nationalrat an. Würden Sie die ganze Legislatur im Amt bleiben – auch ohne CVP-Präsidium?

Ja, auch als Präsident. Ich kann mir gut vorstellen, die CVP bis in die Wahlen 2023 zu führen. Aber man kann es jetzt weder voraussagen noch ausschliessen. Im Übrigen ist mir in dieser Frage Toni Brunner ein Vorbild. Obwohl er sein halbes Leben in Bern verbrachte und SVP-Chef war, liess er sich nie zu sehr vom Politbetrieb beeindrucken. Er blieb bis zum Schluss sehr glaubwürdig darin, dass er Bern nicht vermissen wird. Als ich das gesehen habe, habe ich mir gedacht: Das muss ich dann auch mal hinkriegen.

KOMMENTAR:

Seine Darstellung der persönlichen Situation nimmt man dem Parteipräsidenten ab. Ich habe Gerhard Pfister auch bei anderen Auftritten beobachtet. So an der Dreikönigstagung 2019. Dort hielt er eine viel beachtete Rede und erntete von allen Seiten grosses Lob. Auch ich gab ihm als Beobachter eine gute Note. Doch war diese Rede kein Medienauftritt, sondern vielmehr eine Vorlesung. Sehr gut formuliert, schnell gesprochen, ohne Pausentechnik. Ohne Blickkontakt zum Publikum. Die Rede war eigenhändig geschrieben, gut durchdacht, doch abgelesen. Der Literaturwissenschaftler, der sich auch im «Literaturclub» zeigen darf, beeindruckte die Anwesenden, die Medienleute, Journalisten und Verleger. Pfister war sich wohl nicht bewusst, dass er zwar mit der hervorragend formulierten Vorlesung die Adressaten beeindruckte, aber dass der Inhalt durch das Ablesen von den Zuhörern schlecht «verdaut» werden konnte. Die perfekt formulierten Gedanken folgten zu dicht aufeinander, ohne Pausen. Ich fragte in der Pause einige Journalisten, was hängen geblieben sei. Resultat: sehr wenig bis nichts. Das erinnerte mich an einen Geistlichen, der an einer Abdankung eine wohlklingende, perfekt formulierte Rede abgelesen hatte. Alle fanden zwar die Rede ebenfalls brilliant, aber niemand konnte nachher den Inhalt wiedergeben. Auf die Frage, was die Kernbotschaft des Geistlichen gewesen sei, wiederholte man immer wieder: Aber es sei eine schöne Abdankung gewesen. «Isch doch e schöne Liich gsii.» Leider genügt die schönste Rede wenig, wenn der Inhalt nicht erfasst werden kann.

FAZIT:

Eine Rede ist keine Schreibe. Gerhard Pfister hat dann aber an der Dreikönigstagung vom 9. Januar in Zürich im Interview mit Matthias Ackeret einmal mehr bewiesen, dass er frei und dialogisch sprechen kann. Mit Pausen, Blickkontakt, einfach, «strassengängig».

Medienrhetorik

Die Crux mit dem Mikrofon

Ein eingeschaltetes Mikrofon kann zu einem Stolperstein in einer Karriere werden. Dieser Fehler kann nicht nur Anfängern unterlaufen. Deshalb müssen wir uns mit dem Umgang von Mikrofon und Kamera auseinandersetzen. Heidi Z'graggen musste diese Erfahrung auch machen, als sie die nationale Politbühne betrat.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Erster Auftritt als Bundesratskandidatin: «Dä isch en Depp!»

Zur Situation zitiere ich blick.ch: «Es war der erste grosse Auftritt der national noch unbekannten Möchtegern-Bundesrätin Heidi Z'graggen Und er ging mächtig in die Hosen. Die Urner Regierungsrätin patzte ausge-

rechnet bei jenem Podium am Mittwoch in Bern, an dem sich die vier Anwärter für die Landesregierung in corpore den CVP-Mitgliedern präsentierten. Bei einer Frage und anschliessendem Zwischenruf aus dem Publikum wandte sich Z'graggen an die Walliser Nationalrätin Viola Amherd, die neben ihr sass, und spottete laut «Aargauer Zeitung»: «Ja, das isch wichtig. Dä isch en Depp.» Peter

Henzi stellt die entscheidende Frage, die zu Z'graggens Bemerkung führte.

Mikrofon war eingeschaltet

Pech für die Möchtegern-Bundesrätin: Das Mikrofon war eingeschaltet. Im Livestream, mit dem das Podium im Internet übertragen wurde, sind die Worte hörbar. Wen die Z'graggen da als Deppen betitelt? Es ist Peter Henzi, Präsident der CVP-Seni-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

orensektion 60+ Kanton Solothurn. Er wollte wissen, ob man nicht zwei Milliarden Franken des Nationalbank-Vermögens à fonds perdu zur kurzfristigen Sanierung der AHV verwenden könne anstelle der vorgeschlagenen Verknüpfung mit der Steuerreform 17.

Der Zuger CVP-Ständerat und Bundesratsanwärter Peter Hegglin antwortete schliesslich, dass die Nationalbank eine unabhängige Institution sei. Jetzt komme das wieder, rief Henzi dazwischen. Was Z'graggen mit der Depp-Aussage quittierte.

Taktik «Abstreiten»

Z'graggen wählt die Taktik «Abstreiten». Sie behauptet, das Wort «Depp» nie in den Mund genommen zu haben. Gegenüber der «Aargauer Zeitung» nahm sie nur schriftlich Stellung: Es handle sich um ein «akustisches Missverständnis, das zu bedauern ist». Akustisches Missverständnis? Was das genau heissen soll, lässt Z'graggen auf Anfrage unbeantwortet. Auch die CVP Schweiz hüllt sich zum missglückten Einstand ihrer Bundesratskandidatin in Schweigen. Zu Hilfe eilt ihr dafür ihre Konkurrentin Viola Amherd: «Das Wort «Depp» habe ich auf dem

Podium nie gehört.» Sie habe zu diesem Zeitpunkt nichts zu Heidi Z'graggen gesagt und auch nichts von ihr gehört. Amherd: «Heidi Z'graggen und ich haben auf dem Podium nur einmal miteinander gesprochen, als ich ihr sagte, es sei kalt hier. Darauf antwortete sie mir, sie hätte kalte Hände.» (Ende Zitat)

KOMMENTAR:

Das Abstreiten ist zusätzlich peinlich. Die unglaubliche Ausrede verschlimmert die Sache zusätzlich. Es wirft ein schlechtes Licht auf die beiden Bundesratskandidatinnen. Eine diplomierte Audioagogen bestätigte mir, dass auch gemäss Lippenlesen das Wort Depp eindeutig gesagt wurde.

Das Verhalten verdeutlicht, dass die Ausrede nicht zutrifft. Wenn Heidi Z'graggen ausgerechnet vor der Selektion bei einem wichtigen Auftritt in die Mikrofonfalle tappt, könnte dies unangenehme Folgen haben, zumal da sie es als «akustisches Missverständnis» beschönigt und den Patzer noch abstreitet.

In jeder professionellen Grundausbildung für den Umgang mit Medien wird den Teil-

nehmern klargemacht: Wenn sich eine Kamera im Raum befindet, wenn man verkabelt ist oder ein Mikrofon aufgestellt ist, muss man stets damit rechnen, dass aufgenommen wird. Auch vor und nach der Sendung. Dasselbe gilt ebenso für das Verhalten. Wir sehen immer wieder Gesprächsteilnehmer, die glauben, wenn jemand spricht, könnten sie damit rechnen, nicht im Bild zu sein. Das ist auch bei Laienmoderatoren zu beobachten. Wenn der Befragte antwortet, blättern sie in den Unterlagen, lächeln einer Person zu oder zupfen am Kleid. Wer konzentriert zuhört, benimmt sich in der Regel mediengerecht und macht keine peinlichen Fehler.

Z'graggen ist nicht die erste Politikerin, die nicht bedachte, wie gefährlich es sein kann, in eine Kamera- oder Mikrofonfalle zu tappen. Auch anderen Politikern ist schon etwas herausgerutscht.

· Letztes Jahr trafen sich Benjamin Netanyahu und Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán in Budapest. Dabei wurde Netanyahu ertappt, wie er massive Kritik an der EU äusserte. Eine kleine technische Panne wur-

de für ihn nachher zu einem grossen Problem. Vor dem Auftreten wurden beide Politiker mit Mikrofonen ausgestattet. Dabei war jedoch der Ton nicht abgestellt, und die ganze Welt erfuhr von dem persönlichen Gespräch, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war.

· Moritz Leuenberger ist 2001 in die Mikrofonfalle getappt. Er dachte nicht daran, dass die Aufnahme auch zwischen den Interviews lief. Die schlechte Laune des damaligen Bundesrates bekamen die Zuhörer deutlich zu hören: «Nei chum, das isch doch ez en Scheiss!»

· Bei einem Gipfeltreffen zur nuklearen Sicherheit traf sich US-Präsident Barack Obama 2012 mit dem damaligen russischen Präsidenten Dmitri Medwedew zu einem Medientermin in Seoul. Die beiden dachten wohl, dass sie ungestört kurz ein paar Worte wechseln könnten, doch das Mikrofon war offen. Sie sprachen über heikle Themen wie Raketenabwehrsysteme und deren Abrüstung. Barack Obama: «Das ist meine letzte Wahl ... nach der Wahl hab ich mehr Flexibilität.» Medwedew antwortet: «Ich werde diese Information an Wladimir weiterleiten.»

· Der frühere britische Premier Gordon Brown besuchte im April 2010 eine Wahlkampfveranstaltung. Es waren Gespräche mit Wählern vorgesehen. Unglücklicherweise behielt Brown das Mikro an. Nach dem Auftritt sagt er im Auto zu seinem Wahlkampfleiter: «Das war ein Desaster – die hätten mich niemals mit dieser Frau sprechen lassen sollen.» Was sie denn gesagt habe? «Alles, sie war einfach so eine bigotte Frau.»

· An einer Wahlkampfveranstaltung in Illinois im September 2000 wies George W. Bush seinen Vize Dick Cheney auf einen Journalisten hin: «Da ist Adam Clymer, Major-League-Arschloch von der «New York Times».» Reporter Clymer hatte einen negativen Artikel über ihn publiziert.

· An einem Fototermin im März 2005 sagte Prinz Charles in Klosters zu seinen Söhnen: «Diese verfluchten Leute. Ich kann das nicht ausstehen, Mann. Ich meine, er ist so

schrecklich, er ist es wirklich.» Er meinte damit den BBC-Reporter Nicholas Witchell. Er merkte nicht, dass eine Kamera das Mikrofon offen hatte.

· Die Mikrofonpanne des amtierenden amerikanischen Präsidenten Donald Trump aus dem Jahr 2005 gemeinsam mit Moderator Billy Bush ist ebenfalls erwähnenswert. Auf dem Weg zur Produktion einer Sendung von «Access Hollywood» lief bereits das Mikro und nahm das «Umziehkabinengespräch» der beiden auf: das berühmt-berühmte Zitat: «Grab em by the pussy!»

· Ein eingeschaltetes Mikrofon verrät 2014, was US-Aussenminister John Kerry denkt. Ungewollt offen äussert er sich über Israels Angriffe in Gaza. Angesichts der zahlreichen zivilen Opfer führe Israel «mordsmässig zielgenaue Operationen gegen die Hamas aus». Im Klartext: Israel nimmt zur Schwächung der Hamas auch zivile palästinensische Opfer in Kauf. Er hatte nicht bemerkt, dass sein Mikrofon zwischen mehreren Interviews mit US-Sendern nicht abgeschaltet war. Prompt wurde er hinterher vom US-Nachrichtensender Fox News mit seiner ungewollt offenen Aussage konfrontiert. «Solche Operationen sind hart», rechtfertigte sich Kerry. «Ich habe offensichtlich auf eine Weise reagiert, wie es jeder tut, mit Blick auf kleine Kinder und Zivilisten», berichtet die «Washington Post». Dann unterstrich Kerry, dass «die USA Israels Recht auf Verteidigung gegen Raketen, die weiterhin kommen, unterstützen».

Folgeschwere Mikrofonpanne am Telefon
In einem Seminar erzählte mir ein Geschäftsmann, dass er nach einem Telefonat mit einem Kunden (es ging um eine grössere Akquisition) versehentlich den Hörer nicht richtig aufgelegt hatte. Er habe sich dann über den Kunden lustig gemacht, weil dieser beim Sprechen kaum zu stoppen war. Im Glauben, die Verbindung sei abgebrochen, sagte er nach dem Telefonat zum Assistenten: «Unmöglich, dieser Dampfplauderer.»

Der Kunde rief nachher an und sagte ruhig: «Sie begreifen, dass ich kein Interesse mehr habe, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Gut, dass ich nach unserem Gespräch gehört habe, wie Sie über mich denken.»

FAZIT:

Wer in eine Mikrofonfalle tappt, kann diesen Patzer nicht mehr rückgängig machen. Er kann höchstens bereuen, so unbedacht gehandelt zu haben. Gesagt ist leider gesagt. Man könnte jedoch auch den Fehler sofort eingestehen, sich entschuldigen und aus der peinlichen Situation etwas lernen. Bedenken wir: Im Internetzeitalter werden derartige Fauxpas ausgekostet und sehr schnell verbreitet. Sie haben beste Voraussetzungen, gelesen zu werden. Der Mix aus Schadenfreude und Unterhaltung macht die Pannen zu Medienhypes und garantiert Einschaltquoten. Wer aber im Simulator das ABC der Medienrhetorik paxisorientiert gelernt hat, ist meist gefeit gegen solche irreversiblen Pannen. □



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Medienrhetorik

Kommunikation ist Chefsache – auch im Vatikan

Vor allem in heiklen Situationen dürfen Führungskräfte nicht abtauchen. Dies gilt auch für den Papst. Der Pontifex unterliegt ebenfalls den Kommunikationsgrundsätzen im Umgang mit der Öffentlichkeit. Er hat zu Vorwürfen zu lange geschwiegen.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



In der Kritik: Papst Franziskus.

In schwierigen Zeiten fällt es den Chefs schwer, Negatives zur Kenntnis zu nehmen und sich dazu angemessen zu äussern. In Krisensituationen dürfen sie Probleme nicht aussitzen in der Hoffnung, die Medien hät-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ten plötzlich neue, wichtigere Themen zu beackern.

Es ist offensichtlich, dass der beliebte Papst Franziskus – mit dem Image der Volksverbundenheit und der Bescheidenheit – als Oberhaupt der katholischen Kirche bei den Missbrauchsfällen meist zu spät gehandelt und Fehler gemacht hat. Er gibt diese Fehler im Brief an «das Volk Gottes» auch zu. Er

und mit ihm die Kirche habe bei den Missbrauchsskandalen «nicht rechtzeitig gehandelt». Die Tragweite der Verbrechen wurde jedoch vom Papst zu lange unterschätzt.

Dieses Schuldeingeständnis, verbunden mit einer Bitte um Verzeihung, ist nach meinem Dafürhalten kein Befreiungsschlag, zumal es zu spät und erst auf Druck erfolgte. Schweigen, beschwichtigen, Probleme unter

den Teppich kehren – das ist immer kontraproduktiv. Nur Lügen wäre als Verteidigungsstrategie noch schlimmer.

Wenn Kommunikation Chefsache ist, darf der Chef nicht abtauchen oder keine Stellung beziehen und in Krisensituationen seinen Mediensprecher für sich sprechen lassen.

Nach den jüngsten Vorwürfen des ehemaligen päpstlichen Nuntius von Washington, Carlo Maria Viganò, der Papst Franziskus schwer belastet, stehen dem Papst turbulenten Zeiten bevor. Er steht im Gegenwind.

Hat der Papst von den Untaten des Exkardinals Theodore McCarrick schon 2013 gewusst und ihn trotzdem nicht sanktioniert? Genau das behauptet der hochrangige ehemalige Vatikanbotschafter in seinem schockierenden Memorandum.

Tatsächlich kursierten seit 2000 Gerüchte beziehungsweise Hinweise, wonach der amerikanische Kardinal sexuelle Kontakte zu Seminaristen gehabt haben soll. Erst 2018 kam eine Untersuchungskommission der New Yorker Erzdiözese zum Schluss, dass McCarrick auch einen Minderjährigen missbraucht hatte. In der Folge wurden in den

Medien zahlreiche weitere Fälle aufgerollt. Franziskus entzog dem 88-Jährigen daraufhin im Juni die Kardinalswürde und zwang ihn, in Klausur zu gehen. Es war eine präzedenzlose Strafe, die laut Viganò bereits Papst em. Benedikt XVI. verhängt hatte, die aber nicht umgesetzt wurde.

Mitte August folgte dann der gravierende Pennsylvania-Grand-Jury-Bericht, der offenlegte, dass während 70 Jahren 300 Priester über 1000 Kinder und Jugendliche missbraucht haben.

Bei seinem Chile-Besuch verteidigte Papst Franziskus den umstrittenen Bischof Barros, den er selbst gegen den Einspruch der chilenischen Bischöfe ernannt hatte, und sprach von Verleumdung. Barros wurde eine Mitwisserschaft im grössten Missbrauchsskandal des Landes (Fernando Karadima) vorgeworfen. Nach einer Empörungswelle von Missbrauchsoffern und einer Intervention von Kardinal O'Malley, dem Vorsitzenden der vatikanischen Missbrauchskommission, musste der Papst einlenken. Er leitete eine Untersuchung durch den päpstlichen Sondergesandten Erzbischof Charles Scicluna ein. Rückblickend zeigte sich, dass Papst

Franziskus mit seiner eigenen Einschätzung im Unrecht war.

Jason Berry, ein Investigativjournalist, hat mehrere Bücher über den Vatikan geschrieben. Er ist der Meinung, dass dies das erste Mal sei, dass ein Papst von innen – aus der Hierarchie der Kirche – beschuldigt wird, einen Sexualstraftäter wie den aus dem Kardinalskollegium entlassenen Erzbischof McCarrick gedeckt zu haben. Deshalb wurde das elfseitige, detaillierte Memorandum von Viganò jetzt so eine grosse Sache. Und zu dieser grossen Sache will Franziskus nichts sagen.

Auf dem Rückflug von Irland antwortet er auf die Frage einer Journalistin zu den von Viganò vorgebrachten Anschuldigungen. «Ich werde kein einziges Wort dazu sagen.» Er vertraue auf die journalistische Kompetenz, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen: Lesen Sie es aufmerksam durch und bilden Sie sich selbst ein Urteil!

Vollständiges Zitat:

«Ich habe die Erklärung heute Morgen gelesen, und ich muss Ihnen aufrichtig sagen, dass ich Ihnen und all denen, die daran inte-

ANZEIGE

SRF

ÖFFENTLICHES PODIUM «NEWSROOM»

SCHWEIZER RADIO UND FERNSEHEN ERÖFFNET NÄCHSTES JAHR SEINEN NEWSROOM. DISKUTIEREN SIE MIT EXPERTINNEN UND EXPERTEN ÜBER CHANCEN UND RISIKEN. BESUCHEN SIE UNSERE NEWSROOM-BAUSTELLE.

**DIENSTAG
11. DEZ.
ZÜRICH
LEUTSCHENBACH**

Anmeldung unter:
srf.ch/unternehmen

ressiert sind, dies sagen muss: Lesen Sie die Erklärung sorgfältig durch und treffen Sie Ihr eigenes Urteil», antwortete er. «Ich werde kein einziges Wort dazu sagen.»

(Quelle: <https://www.google.ch/amp/s/de.catholicnewsagency.com/amp/story/papst-ich-werde-kein-einziges-wort-zu-viganos-vorwurfen-der-vertuschung-sagen-3569>)

KOMMENTAR

Da der Papst die Anschuldigungen Viganòs nicht explizit dementiert, bleiben sie im Raum stehen. Andere müssen versuchen, sie zu verifizieren, während er das aufgrund seines eigenen Wissens als Erster tun könnte.

Erst am 7. Oktober folgt im «Spiegel» ein Dementi des Kurienkardinals – aber nicht vom Papst persönlich.

Zitat:

«Kurienkardinal Marc Ouellet hat die Vertuschungsvorwürfe gegen Papst Franziskus im Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen in der katholischen Kirche zurückgewiesen. In einem offenen Brief an den italienischen Bischof Carlo Maria Viganò verurteilte der Präfekt der vatikanischen Bischofskongregation Viganòs schallende öffentliche Anprangerung des Papstes.

Der Vatikan hatte am Samstag (6.10.) angekündigt, den Fall des emeritierten Erzbischofs von Washington weiter untersuchen zu lassen.»

Der Wille zur Nulltoleranz reicht jedoch nicht. Er müsste auch durchgesetzt werden. Der Vatikan sollte endlich mit weltlichen Ermittlern zusammenarbeiten sowie mit einer unabhängigen Untersuchungskommission, die den Vorwürfen nachgehen kann.

Papst zieht seine Aussage zu Homosexualität zurück

Mit seinem nicht korrekten Hinweis auf die Möglichkeit psychiatrischer Mittel bei der Begleitung von homosexuellen Kindern kam Franziskus zusätzlich unter Druck. Der Papst hatte auf dem Rückflug von Irland nach Rom vor Journalisten gesagt, wenn sich Homosexualität schon in der Kindheit zeige, gebe «es viel, das mit Psychiatrie gemacht werden kann, um zu sehen, wie die Dinge liegen» (Quelle: Tages-Anzeiger).

Nach der heftigen Kritik, vor allem vonseiten der Homosexuellenverbände, hat der Vatikan in seiner schriftlichen Berichterstattung die päpstliche Stellungnahme zensiert und den Hinweis auf die Psychiatrie aus dem

Mund des Pontifex gestrichen, obwohl das Interview im Internet jederzeit heruntergeladen werden kann.

Es gilt bekanntlich das gesprochene Wort!

ERKENNTNISSE

Kommunikationskompetenz muss vom Chef ausgehen. Alles andere ist der Glaubwürdigkeit abträglich. Auch der Papst sollte folgende drei Punkte beachten:

1. Der Chef muss schnell sein und durch klare Stellungnahmen Gerüchten und ihrer Verbreitung vorbeugen oder sie stoppen. Noch besser ist eine zeitnahe, umfassende Kommunikation, die nicht mehr korrigiert werden muss, sodass sich die Öffentlichkeit selbst ein Bild machen und weitere oder falsche Presseberichte richtig einordnen kann. Der Wissensvorsprung ist im medial ausgefochtenen Powerplay das A und O.
2. Das Kommunikationsmittel muss sorgfältig ausgewählt werden. Glaubwürdig und am wirksamsten ist die persönliche mündliche Stellungnahme. Schweigen ist selten richtig. Wenn man schweigt, muss begründet werden, warum man dies tut. Sonst ist Schweigen kontraproduktiv und ein Zeichen von Schwäche.
3. Lügen sind ein No-Go. Auch Behauptungen, Halbwahrheiten, Vermutungen, Hypothesen oder Spekulationen sind nicht hilfreich: «Vermutlich werden wir ...» Nur Fakten zählen. Man kann höchstens sagen, dass man sie noch nicht alle kenne. Auch können weitere Informationen angekündigt werden und wann sie zu erwarten sind.

Was aus den Fehlern der Vatikan-kommunikation zu lernen ist

Späte Einsicht kommt schlecht an, wo man sie voraussetzen dürfte. Es muss zeitnah gehandelt und faktenbasiert informiert werden. Wo die Faktenlage unsicher ist, kann auf laufende Untersuchungen hingewiesen und spätere, sicherere Informationen in Aussicht gestellt werden. Schweigen kommt allgemein schlecht an. Nachträgliche Klitterungen der Stellungnahmen mindern die Glaubwürdigkeit und die Autorität.

Nachtrag: Am 29. September legte Erzbischof Viganò bei den Vorwürfen gegen den

Papst nach. Das kanadische Internetportal Life Site veröffentlichte das jüngste Schreiben. Darin forderte der frühere Nuntius in den USA den Präfekten der Bischofskongregation Kardinal Marc Ouellet auf, Dokumente vorzulegen, die den früheren Erzbischof Theodore McCarrick belasten und jene in der Kurie, die dessen Fehlverhalten vertuscht haben sollen. Auch dazu schweigt der Papst. Die Fortsetzung der leidigen Geschichte ist programmiert. Der Skandal um Priester, die sich an Kindern und Seminaristen vergangen haben, ist somit noch nicht ausgestanden.

Kommt hinzu, dass der Papst am 10. Oktober erneut in einen Fettnapf getreten ist: Bei der Generalaudienz im Vatikan vergleicht das Oberhaupt der katholischen Kirche die Abtreibung mit einem Auftragsmord: «Einen Menschen zu beseitigen, ist wie die Inanspruchnahme eines Auftragsmörders, um ein Problem zu lösen.»

Wo sind seine Berater, die dem Papst bewusst machen, dass unbedachte Vergleiche von der Öffentlichkeit nicht akzeptiert werden? So hat er schon im Juni die Abtreibung von Föten, die Behinderungen aufweisen, mit dem Euthanasieprogramm der NS-Diktatur verglichen.

FAZIT

Kommunikation ist Chefsache. In Krisensituationen darf der Chef nicht schweigen. Aussagen in der Öffentlichkeit müssen gut bedacht werden. Die Vorbereitung im Umgang mit Medien ist die halbe Miete. □



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.



Wir transportieren Kunst so vorsichtig, als hätten wir sie selbst erschaffen.

wolti-furrer
Kunsttransporte

Medienrhetorik

Die Nagelprobe

Die «NZZ am Sonntag» brillierte beim Medienqualitätsranking 2018. Doch entspricht dies immer der Realität? Medienexperte Marcus Knill hat einen Artikel über den umstrittenen Churer Bischof Marian Eleganti genauer unter die Lupe genommen und entdeckte einige Unklarheiten.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Wirklich arbeitslos? Bischof Eleganti.

Am 9. September schrieb Daniel Meier in der «NZZ am Sonntag» einen Beitrag über Bischof Marian Eleganti mit dem Titel «Arbeitsloser Weihbischof». Er wirke in Zürich lebensfern, er müsse viel lernen. Recherchen

zeigten: Der Journalist publizierte erstaunlich viele Fakes.

Nachdem die «NZZ am Sonntag» unter den Sonntagszeitungen die Bestnote erhielt, interessierte es mich, wie nun diese klassenbeste Sonntagszeitung mit dem Weihbischof umgeht, der unter den Bischöfen oft eine eigene Meinung hat und vertritt. Deshalb machte ich mir die Mühe, den Beitrag in der

«NZZ am Sonntag» vom 9. September genauer unter die Lupe zu nehmen. Bei dieser Nagelprobe entdeckte ich etliche Unterwahrheiten. Ich konfrontierte dann den Journalisten mit meinen Feststellungen. Ich zitiere:

Sehr geehrter Daniel Meier

Ich war am 3. September in Zürich bei der Preisverleihung der Medien (Medienqualität) mit dabei. Als Abonnent der «NZZ am Sonntag» freute ich mich, dass die Zeitung den ersten Preis als beste Sonntagszeitung entgegennehmen durfte. Ich gehe davon aus, dass Sie auch zum Redaktionsteam gehören. Weil Ihr Namensvetter im «Tagi» immer wieder Bischof Marian Eleganti unredlich, parteiisch, gefärbt und mit Unterstellungen in ein schlechtes Licht stellt, was allem anderen als einem vorbildlichen Journalismus entspricht, las ich Ihren Artikel besonders genau.

Bevor ich jedoch eine Analyse über Ihren Beitrag vom 9. September publiziere, habe ich bei meiner Nagelprobe ein paar Sachverhalte festgestellt, die jedem Journalisten zu denken geben, weil sie nicht dem Level des Preisträgers entsprechen. Ich bitte Sie, dazu Stellung zu nehmen.

Bei meinen Recherchen kamen einige offensichtlichen Fakes an den Tag:

- Der Titel entspricht nicht der Wahrheit. Bischof Eleganti ist nicht arbeitslos. Haben Sie diesen Titel gesetzt oder das Redaktionsteam? Sie wissen: Der Titel wird am meisten gelesen und prägt.
- Bischof Eleganti hat noch nie massgefertigte Schuhe getragen.
- Sein BMW ist nicht getunt.
- Der grösste schlecht recherchierte Fehler

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

im Artikel: Die Verurteilungen und Haftstrafen von Joseph Seidnitzer verteilen sich auf die Jahre 1954, 1958, 1960 (alles auf Wikipedia nachzulesen). M. E. kam ahnungslos Ende 1977 in diese Gruppe und blieb bis Mitte 1990. Er hat nie etwas anderes gesagt.

In Ihrem Beitrag heisst es dazu: «Später wird deren Anführer wegen Missbrauchs verurteilt. Er habe nichts gewusst, beteuert Eleganti.» Übrigens: Seidnitzer ist 1994 völlig verborgen gestorben. Eleganti war schon fast fünf Jahre weg. Wann also «später»? Nach seinem Weggang? Es gibt kein «später», nur ein «früher». Die Verurteilungen liegen nach 1990 Jahrzehnte zurück und waren Eleganti in der Zeit seiner Mitgliedschaft nicht bekannt, wie die «Weltwoche» korrekt schreibt. Ihre Aussage suggeriert Mitwisserschaft – eine Unterstellung.

Dies könnte Ihr Namensvetter im «Tagi» geschrieben haben. Ich hoffe nicht, dass Sie bei ihm recherchiert haben. Michael Meier versucht seit Jahren, den Weihbischof schlechtzureden.

Vielen Dank für Ihr Echo.

Mit freundlichen Grüssen, Marcus Knill

Der «NZZ»-Journalist Daniel Meier meinte dazu, der Titel «Arbeitsloser Weihbischof» würde im ersten Abschnitt wieder aufgenommen und im zweiten aufgelöst. Er bedeute in diesem Kontext «stellenlos». Gemeint sei, dass ihm nach dem Ausscheiden als Jugendbischof angeblich fast keine Zuständigkeiten mehr blieben. Auch diese Behauptung ist übertrieben, denn die SBK ist weder primärer Arbeitgeber von Eleganti, noch kann der Leser sich eine Vorstellung über das mit dem Ressort «Spezialseelsorge» verbundene Arbeitsvolumen machen. An den Aussagen über die Schuhe und das Auto hielt der Journalist mir gegenüber nach wie vor fest.

Immerhin gab er zu, dass die Verurteilungen von Joseph Seidnitzer tatsächlich zum Zeitpunkt des Ausscheidens Elegantis Jahrzehnte (30 bis 35 Jahre) zurücklagen – ein grosser Fehler also, was solide Recherche betrifft. Daniel Meier äusserte diesbezüglich sein Bedauern. Wenigstens wurde dieser Fehler - dank meines Schreibens - in der Ausgabe vom 16. September korrigiert.

Auch ich halte an meiner Kritik fest: Der Weihbischof hat sehr wohl viele Aufgaben-

bereiche, in denen er tätig ist. Nur weil er ein Dossier in der Bischofskonferenz nicht mehr betreut, sagt das nichts über seine volle Agenda aus. Der Titel des Beitrags ist unsachlich und so falsch wie die Behauptungen über die Schuhe und das Auto des Weihbischofs. Journalisten können sich nicht einfach auf eine Quelle berufen und sich damit von der Pflicht zum Faktencheck befreien. (Der sportliche BMW wird ab Band geliefert und nach meiner Recherche bei BMW Schweiz eindeutig nicht getunt.) Fake News bleiben auch dann Fake News, wenn eine oder zwei Quellen falsche Angaben machen. Die prämierte Sonntagszeitung hat in diesem Beitrag offensichtlich rufschädigend und diffamierend die Sachgerechtigkeit verletzt und Unwahrheiten behauptet.

KOMMENTAR:

Unverständlich bleibt, warum Eleganti mit diesen Behauptungen nicht direkt konfrontiert wurde. Auch wenn Eleganti zu einem Interview im Hinblick auf eine Publikation in der «NZZ am Sonntag» nicht bereit gewesen wäre, hätte der Journalist ihm seine Behauptungen schriftlich zum Gegenlesen vor-

ANZEIGE

Es gibt eine Sprache, die
95 % der Bevölkerung
verstehen. Sie heisst
Plain Language.



Jetzt verständlich werden auf
supertext.ch/plainlanguage



legen müssen, bevor er mit ihnen seine Person öffentlich belastet.

Noch einen weiteren gravierenden Fehler habe ich bei meinen zusätzlichen Recherchen entdeckt: Daniel Meier behauptet in seinem Artikel, Marian Eleganti hätte sich 2014 «verzweifelt» (eine weitere Unterstellung) neu erfinden müssen und sich deshalb den Titel «Jugendbischof» zugelegt. Fakt ist aber, dass er nach seiner Bischofweihe im Januar 2010 in der Frühjahrsversammlung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK, März 2010) das Ressort Jugend von Weihbischof Denis Theurillat übernommen hat, der wie schon dessen Vorgänger in der SBK und bei den Jugendlichen den gleichen Titel, «Jugendbischof», führte. Eleganti war also seit März 2010 und nicht erst seit 2014 hauptverantwortlicher Schweizer Jugendbischof und als solcher auch über die Landesgrenzen hinaus seit Jahren bereits bekannt und bei den jungen Menschen nicht unbeliebt.

Fehler sind überall möglich. Auch in einer preisgekrönten Zeitung. Selbst diese ist vor Ausreisern nicht gefeit. Nötig wäre jedoch


nach der Publikation von offensichtlichen Fakes eine Berichtigung, eine Entschuldigung. Bis jetzt habe ich noch nichts davon gelesen. Nach einer internen Absprache mit der Redaktion erlaubte mir Daniel Meier immerhin, mich auf seine Antworten im persönlichen Mailverkehr beziehen zu dürfen. Bei den Medien als vierter Gewalt stellt sich immer wieder die Frage: Wer kontrolliert eigentlich die Kontrolleure?

Wenn in einer seriösen Zeitung bei Personen Schuhe, Frisuren oder irrelevante private Details so wichtig werden wie Sachfragen, nähert sie sich dem Boulevardjournalismus und wird dadurch nicht mehr ernst genommen. Das ist bestimmt nicht im Interesse der «NZZ am Sonntag». Viele Leser aus meinem persönlichen Umfeld haben den Beitrag genauso wahrgenommen und als niveaulos eingestuft.

FAZIT:

Der Beitrag in der «NZZ am Sonntag» ist nicht nur schlecht recherchiert, sondern Meier baut auch auf schwerwiegenden Fakes

ein diffamierendes Narrativ auf. Ohne aufwendige persönliche Recherchen kann der Leser die Falschaussagen nicht erkennen. Er merkt nicht, wie eine Person in ein schlechtes Licht gerückt wird. Vor allem, wenn es in einer Zeitung geschieht, die dem Leser vertrauenswürdig erscheint.

PS: Ich habe weder ein Mandat von Bischof Eleganti noch vom Bistum Chur. Bei meiner Medienkritik ging es in erster Linie um die Medienqualität. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

Dienstag, 23. Oktober 2018
 Aura, Zürich
 Information/Anmeldung:
www.maklerkammer.ch

1. Schweizer Maklertag:
**Immobilien-Markt
 im Umbruch**



Moderation: Susanne Giger



Vertrieb
 Immobilienvermarktung in digitalen Zeiten:
 Herausforderungen und Chancen
 Roland Kampmeyer



Soziodemografie
 Werden aus Immobilien bald
 Mobilien?
 Dr. David Bosshart



Markt/Angebot
 Schweizer Immobilienmarkt:
 Facts & Figures
 Prof. Dr. Donato Scognamiglio



Digitalisierung
 Ist nur noch die Immobilie
 analog?
 Manuel P. Nappo

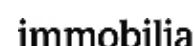


Marketing
 Hat der Makler gegenüber den
 Plattformen das Nachsehen?
 Prof. Dr. Marcus Schögel



Veränderungen
 Treiber, Akteure, Gewinner, Opfer
 Prof. Dr. Axel Jockwer

Mit freundlicher
 Unterstützung von:



Kein Raum für Show, kein Platz für Fehler

GENERALVERSAMMLUNGEN SIND DIE KÖNIGSDISZIPLIN UNTER DEN EVENTS. SIE VEREINEN ALLE ANSPRÜCHE EINER GROSSEN VERANSTALTUNG UND KRÖNEN SIE MIT EINER EXTRA PORTION GEFORDERTER GELINGGARANTIE. UM SICH SOLCHEN HERAUSFORDERUNGEN ZU STELLEN, BRAUCHT ES VIEL ERFAHRUNG, EIN INGESPIELTES TEAM UND FÜR FAST ALLES EINE DURCHDACHTE ABSICHERUNG.



Für viele sind Generalversammlungen etwas, von dem man nur aus den Nachrichten hört, für andere bilden sie einen all-jährlichen Fixpunkt. So auch für die Firma Habegger, die auf Live-Kommunikation spezialisiert ist. Grossanlässe dieser Art verlangen nach Spezialisten, denn sie bieten keinen Platz für Fehler. Die Arbeit hinter den Kulissen beginnt früh, ist intensiv, minutiös und muss von allen Seiten hohem Druck standhalten. **«Es ist wichtig, von Anfang an die Übersicht zu haben»**, sagt De Bartolomeis, Key Account Manager bei Habegger, **«unsere Routine hilft uns, ruhig und organisiert zu arbeiten – vom Kick-off bis zum Event.»** Es sei unter anderem diese Sicherheit, die viele ihrer Kunden überzeuge, sagt De Bartolomeis weiter. Namhafte Unternehmen wie LafargeHolcim, Roche und die Zurich Insurance Groupe setzen seit Jahren für ihre Hauptversammlungen auf die Kompetenzen des Dienstleisters.

Schlichte Funktionalität steht im Fokus

Der Service von Habegger reicht dabei von der klassischen Eventtechnik über temporäre Bauten und das Bühnenbild bis hin zu Dramaturgie und Ablaufregie. Für die Kunden bedeutet dies zum einen Zeitersparnis, da der Aufbau verkürzt werden kann, zum anderen eine Preisoptimierung, weil alles aus einer Hand kommt. Darüber hinaus sind in sämtlichen Belangen Funktionalität und Zurückhaltung oberstes Gebot. **«Die Technik soll nicht auffallen, und in den meisten Fällen muss auch alles andere möglichst dezent sein»**, sagt De Bartolomeis. Generalversammlungen verlangen die volle Konzentration der Teilnehmer, da bleibt kein Raum für Show und andere Ablenkungen. Doch gerade die Funktionalität ist ein besonders kritischer Punkt, dem man bei Habegger grösste Aufmerksamkeit widmet. Alles muss klappen. Wenn es das nicht tut, steht unverhältnismässig viel auf dem Spiel, im schlimmsten Fall das Image des Kunden. Aus diesem Grund wird bei Habegger alles auf vielfache Weise abgesichert. Erfahrung und gründliche Planung spielen hierbei eine wichtige Rolle. Das kann gar bedeuten, dass auf Kundenwunsch Schlüsselfunktionen doppelt besetzt werden.



1 Klar im Fokus: Die Bühne für grosse Entscheidungen.

2 Vorbereitungen einer Generalversammlung: Jeder Handgriff muss sitzen

3 Dezent und professionell: Die Technik bleibt im Hintergrund.

Jede Minute zählt

Das Team von Habegger arbeitet eng mit seinen Auftraggebern zusammen, damit nichts dem Zufall überlassen bleibt. Darüber hinaus bildet es wichtige Schnittstellen zu anderen Lieferanten und Dienstleistern, beispielsweise zum Catering oder zur Security. Dies ist nicht nur für die reibungslosen Abläufe wichtig, sondern absolut essenziell für das sensible Zeitmanagement. Jede Minute einer Generalversammlung ist für einen bestimmten Moment reserviert, daher ist es fundamental, jederzeit die Übersicht zu haben. Fabio De Bartolomeis hat schon viele solche Projekte begleitet, trotzdem üben sie auch heute noch einen grossen Reiz auf ihn aus. **«Diese Komplexität von Multimedia, Bau und inhaltlichen Lösungen finde ich herausfordernd und spannend»**, sagt der erfahrene Kundenberater. Bei Habegger widmet man sich bereits den Vorbereitungen für die Generalversammlungen vom nächsten Jahr – wie immer: durchdacht und routiniert.



Fabio de Bartolomeis,
Key Account Manager bei Habegger

Weitere Informationen:
Habegger AG
Riedthofstrasse 124
8105 Regensdorf
Habegger.ch

Medienrhetorik

Frank A. Meyers neues Medienformat unter der Lupe

«frank & frei» heisst die «Blick»-Videokolumne von Ringier-Publizist Frank A. Meyer. Als das Schaffhauser Fernsehen vor elf Jahren mit «Teleblocher» startete, gab es noch harsche Kritik und Bundesratssitzungen. Mittlerweile hat sich die wöchentliche Internetsendung, die von «persönlich»-Verleger Matthias Ackeret moderiert wird, etabliert. Ob FAM oder Christoph Blocher – «neue» Medienformate stossen in den «neuen» Medien auf Interesse.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Ringier-Publizist Frank A. Meyer (FAM) äussert sich neu auch im Internet.

Nun sinniert Ringier-Publizist Frank A. Meyer in einer neuen «Blick»-Videokolumne, «frank & frei», seit Wochen über ein aktuelles Problem. Im Gegensatz zu Blocher vertieft er jeweils nur ein Thema. Ich habe eine Sendung unter die Lupe genommen.

Die «frank & frei»-Rhetorik überzeugt, weil der Redner engagiert, voll und ganz hinter seiner Meinung steht. Vor allem weil er bei EINEM Argument bleibt. Dieses Online-Sendegefäss zeigt: Nur wer voll und ganz von seinem Gedanken überzeugt ist, kann überzeugen. Rhetorische Mängel werden dann toleriert – oder überhört. Ich zitierere eine Sendung (Interview über die deutsche Anti-Abschiebe-Industrie von illegalen Einwanderern):

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

In der Schweiz werden Abschiebungen weniger als zur Hälfte ausgeführt, selbst dann, wenn es sich um ausreisepflichtige, straffällig gewordene Ausländer handelt. Welches Interesse haben Gerichte und Staatsanwälte, eine Abschiebung zu verhindern?

Frank A. Meyers: Also, ich kann nicht auf die einzelnen Fälle – wobei, es sind ja nicht einzelne, es sind sehr viele – eingehen. Aber ich möchte auf etwas aufmerksam machen: Diese Dinge geschehen – oder geschehen nicht, in diesem Fall ja nicht einfach nur aus sachlichen Gründen. Es gibt eine allgemeine STIMMUNG. In Deutschland hat sich diese STIMMUNG bis heute erhalten.

Wer scharf reagiert gegen Migranten, die beispielsweise straffällig oder rückfällig sind oder die den Normen des Asylrechts nicht entsprechen, wer auch durchgreift bei Straftaten, der braucht einen gewissen Mut. Sofort ... hat er den Vorwurf ... zu hören: Aha, das ist ja auch so einer gegen die Migranten, ein Richter, einer, der den Rechten zudient, also in Deutschland der AfD. Es ist eine allgemeine STIMMUNG. Da fehlt der Mut, gegen diese STIMMUNG zu handeln. Und diese STIMMUNG wird ja nicht von den Politikern gemacht.

Das sind doch wir, die Journalisten. Da wird diese STIMMUNG geschaffen. Das ist ja so weit, dass jetzt erwogen wird – es wird nicht kommen, aber nur schon, dass man daran denkt –, eventuell die Talkshows aussetzen, weil in der Talkshow ... man muss sich das mal anhören, in den Talkshows wird zu sehr über Migration diskutiert ... also das Thema wird gesetzt, also sind, ist das Thema, das Thema, was das Thema der Menschen ist, das ist im Moment und seit Jahren ihr fundamentales Thema, neben den sozialen The-

Herr Meyer, aus der Schweiz dringen Nachrichten an unser Ohr, die klingen, als hätte die Schweiz auch ein Problem mit rechtmässig durchgeführten Abschiebungen.

Frank A. Meyers: Das hat sie ja, sie ist da nicht viel anders als Deutschland.

In Deutschland gab es das scharf kritisierte Wort vom CSU-Politiker Dobrindt: Es gebe eine Anti-Abschiebe-Industrie. Kann man so etwas auch für die Schweiz sagen?

Frank A. Meyers: Ja, bei uns ist das dann eher eine Manufaktur, nicht eine ganze Industrie. Aber es ist natürlich klar, das ist ja alles wohl organisiert, nicht wahr? Ich meine, das sind grüne, linke Anwälte, die Gerichte haben Richter, das ist alles sehr menschlich, die haben Richter, die eine bestimmte Einstellung haben, und das wirkt sich natürlich aus in der allgemeinen STIMMUNG. Das Ganze ist ja eine Problematik der STIMMUNG.

men, aber kulturell ist es ihr Thema. Dieses Thema soll nicht diskutiert werden!

Die Elite soll jetzt ... die sogenannte Elite soll jetzt, möchte jetzt eher darauf verzichten, dass man das benennt. Und das kommt von links, das kommt von Grün, das kommt von dort her. Das sind Zensurgedanken ... die einen wirklich linken, wirklich revoltieren lassen. Das kann ja nicht wahr sein.

Es gibt linke Politiker, ich denke beispielsweise an den thüringischen Ministerpräsidenten Bodo Ramelow, die dieser Stimmung zuneigen. Ramelow sagte: «Jede Abschiebung ist eine menschliche Niederlage für mich, jede Abschiebung.»

Frank A. Meyers: Also auch die Abschiebung dieser inzwischen zahllosen Mörder, Vergewaltiger. Es ist eine ganze Reihe, ist ja nicht immer nur ein Einzelfall. Also heisst das auch: Das ist eine menschliche ... wie sagte er?

Eine menschliche Niederlage.

Frank A. Meyers: Ich meine, da will Ramelow, der ja sonst ein ganz vernünftiger Mensch ist, gefallen. Er will genau dieser STIMMUNG, die ich beschrieben habe ... gefallen ... und das

ist das Verhängnisvolle. Man will den Medien gefallen. Man will dieser Kaste gefallen, die bestimmen will, was diskutiert wird.

Jetzt gibt es zwei Möglichkeiten in der Zukunft: Diese STIMMUNG wird immer stärker und stabilisiert sich, dann haben wir ein dauerhaft ausgehöhltes Rechtssystem, oder aber die STIMMUNG kippt.

Frank A. Meyers: Sie wird so oder so kippen, das ist ganz klar, das lässt sich nicht aufrechterhalten, weil ... das ganz gesunde Gefühl ... da kann man sagen, jetzt redet der wie einer der AfD oder wie in der Schweiz die SVP ... gesundes Gefühl ... das gibt es, dass hier etwas aus dem ... wie soll ich sagen ... dass hier etwas nicht funktioniert, dass hier etwas nicht gut ist. Das wird sich durchsetzen. Das kann man nicht wegdiskutieren und nicht verschweigen. Das zeigt sich ja. Die Sozialdemokraten, die es bis jetzt in Deutschland nicht wagen, das Ding beim Namen zu nennen – das Problem –, sind am Zerbröseln. Sie sind am Zerbröseln. Sie sind Geiseln ihrer linken ... Solange sie das Problem Migration nicht entschlossen angehen, werden sie weiter zerbröseln. In der Schweiz ist allerdings ... das muss ich für die

Schweiz schon in Anspruch nehmen ... die Diskussion ist offener. Sie ist offener, weil bei uns die direkte Demokratie immer wieder das Problem an die Oberfläche bringt. Das kann nicht von einer Kaste entschieden werden. Das sind Bürgerinnen und Bürger, die machen Volkinitiativen, die sind bei Referenden dabei. Also, da haben wir eine andere Kultur.

Es gibt sie also doch, die grossen Unterschiede zwischen Deutschland und der Schweiz

Frank A. Meyers: Ja, es gibt diese Unterschiede. Manchmal können die Schweizer von den Deutschen lernen und hier vielleicht umgekehrt. Aber manchmal: Auch bei uns ist die Tendenz da ... natürlich mit Blick auf Deutschland, wir reden jetzt von der deutschen Schweiz ... ist die Tendenz da, die Dinge abzutemperieren. Quasi im Salon zu besprechen und nicht lärmend. Aber Demokratie ist halt lärmig, gottlob.

Vielen Dank, Herr Meyer.

ANALYSE

Meyer spricht Klartext. Er nimmt eindeutig

ANZEIGE

Handschriftenroboter

Handschriftliche Werbebriefe fallen auf und signalisieren eine maximale Wertschätzung. Deshalb werden sie zu 99 Prozent geöffnet. Nun gehört der grosse Aufwand fürs Schreiben der Vergangenheit an. Darum kümmert sich RoboPen, der Handschriftenroboter der Schweizerischen Post.



Handschriftliche Werbemailings werden zu 99 Prozent geöffnet und erzielen eine besonders starke Wirkung. Der Handschriftenroboter RoboPen ermöglicht auch grosse Auflagen.

Im Vergleich zu konventionellen physischen oder elektronischen Mailings gelingt es mit handschriftlichen Werbebrieffen bis zu zehnmal öfter, eine Handlung auszulösen. Ganze Mailings von Hand zu schreiben, kommt allerdings nur bei

kleinen Stückzahlen in Frage. Für grössere Auflagen gibt es eine effizientere und günstigere Lösung: den Handschriftenroboter RoboPen der Post. Buchstaben, Ziffern und Zeichen variieren bei ihm immer ein wenig – genau wie bei einem Menschen. Denn im Gegensatz zu anderen Handschriftenrobotern stellt RoboPen die Buchstaben laufend anders zusammen. Er beschreibt Briefe, Karten, Umschläge und andere Dokumente verschiedener Formate und Materialien.

Kunden persönlich ansprechen

Neben den zehn vordefinierten Handschriften schreibt RoboPen in jeder gewünschten Handschrift, die dazu digitalisiert wird. Zudem lassen sich Mailings wie gedruckte Serierendokumente beliebig individualisieren. Das neue Angebot der Post eignet sich für Auflagen jeder Grösse.

Die Post kontrolliert die Qualität der Schriftstücke, konfektioniert die Mailings und verschickt sie gemäss den Wünschen des Auftraggebers.

Weitere Informationen:
www.post.ch/robopen

Die Vorteile von RoboPen

- Wertschätzend: Jedes Mailing ist ein hochwertiges Schriftstück.
- Vielseitig: RoboPen schreibt auf verschiedene Formate und Materialien sowie mit Stiften nach Wahl.
- Individuell: Adresse, Anrede und Textstellen im Fliesstext lassen sich personalisieren.
- Persönlich: Auf Wunsch schreibt RoboPen


Stellung und verwässert keine Antworten. Wenn er von Manufaktur spricht, setzt er voraus, dass der Zuhörer das Wort richtig übersetzen kann. Weil von Anti-Abschiebe-Industrie die Rede ist, versteht man den Begriff richtig, als Kleinbetrieb. Er konzentriert sich auf den Kerngedanken: Die Problematik ist eine GrundSTIMMUNG, die herbeigeredet und herbeigeschrieben wird. Bei der Frage nach den Gründen der Nichtabschiebung kommt Meyer wieder auf diese STIMMUNG zu sprechen. Die Technik, eine Begründung zu vertiefen und sich nicht in einer Aufzählung zu verlieren, wirkt nachhaltig. Das Argument wird nachvollziehbar. Fehler, beispielsweise die falschen rhythmischen Akzente, der falsche Sprechrhythmus oder die Satzbrüche, beeinträchtigen das Verstehen nicht. Meyer ist selbstkritisch. Das ist ein weiterer Grund für seine Glaubwürdigkeit. Er ist Journalist und betont, dass es auch die Journalisten sind, die zur geschilderten GrundSTIMMUNG beitragen, sie sogar schaffen. Die Begründung wird mit einem aktuellen Beispiel begreifbar gemacht.

Tatsächlich wurden in Talksendungen (Anne Will) AfD-Politiker ausgeklammert. Die Empörung, dass versucht wird, ein wichtiges Thema in den Medien einfach unter den Teppich zu kehren, wirkt authentisch. Die zahlreichen Satzbrüche stören nur, wenn der Text gelesen wird. Meyer ist bekanntlich ein Linker. Er ist aber kein Parteisoldat. Ihn stört, dass manche Linken und Grünen Zensurgedanken haben. Auch dies zeugt von eigenständigem Denken. Seine Kernbotschaft, dass viele der geschaffenen STIMMUNG gefallen wollen, wird herausgeschält. Vielen fehlt der Mut, den Tatsachen ins Auge zu sehen – das beleuchtet er von verschiedenen Seiten. Durch diese Wiederholungstaktik wird der Interviewer gezwungen, immer wieder auf die STIMMUNG zurückzukommen. So ein Beitrag kann etwas bewirken!

FAZIT

- Wer einen Gedanken vertiefen will, muss ihn auf verschiedene Art und Weise wiederholen. So wird er gefestigt.
- Meyer gelingt es, trotz rhetorischer Unzu-

länglichkeiten, seine These zu festigen, so dass sich viele von einer vorherrschenden STIMMUNG beeinflussen lassen und nicht den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen.

- Es lohnt sich, Aussagen auf den Punkt zu bringen.
- Die wichtigste Erkenntnis: Wer emotional voll und ganz hinter seiner Botschaft steht, kann rhetorische Fehler machen. Er wird dennoch verstanden. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

 **HTW Chur**
Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Executive MBA – Strategisches Marketing

Das EMBA-Programm für Marketing-Professionals

Das berufsbegleitende Studium hat einen sehr hohen Praxisbezug. Eine Intensivwoche in Graubünden, Firmenbesuche und Gastreferate runden den Studiengang ab. Optional können die Studierenden am Study Trip ins Silicon Valley teilnehmen.

Die Themen:

- Unternehmens-, Geschäftsfeld- und Marketingstrategien
- Strategische Markenführung und Kommunikation
- Strategisches CRM und Onlinemarketing
- Neuromarketing und Dienstleistungsmarketing

HTW Chur
Hochschule für Technik und Wirtschaft
Pulvermühlestrasse 57
CH-7004 Chur

management-weiterbildung@htwchur.ch
Telefon +41 (0)81 286 24 32

Studienort: Zürich (KLZ)
in unmittelbarer Nähe vom Zürich HB
www.htwchur.ch/management-weiterbildung

  
evaluated 08

FHO Fachhochschule Ostschweiz

smart
business
day

'18

Jetzt Ticket sichern
und **20%** sparen*
mit dem Rabatt-Code:

SBD18-PER

Digital Business Innovation

Von der Customer Experience
zu digitalen Geschäftsmodellen

Montag, 29. Oktober 2018

Gottlieb Duttweiler Institut Zürich

Eine gemeinsame Veranstaltung zur digitalen
Transformation in der Schweiz von Namics
und SAP Customer Experience

Auswahl Referenten

- Sandra Lienhart-Cozzio, CEO und Leiterin Präsidialbereich, Bank Cler
- Marcel Härtlein, Head Digital Transformation, Emmi
- Martin Tschopp, Head Corporate Development, Helvetia Gruppe
- Bettina Hein, Founder & Board, Pixability
- Carmen Spielmann, CEO, sharoo

Mehr Informationen und Tickets auf
smartbusinessday.com

*Das Angebot bezieht sich auf den Normalpreis
von CHF 490 und ist gültig bis 26.10.2018.

E-Business. Namics.



Medienrhetorik

Verständlich und einleuchtend begründen – aber wie?

Sie haben alles: Ansehen, Status, Macht. Und doch wollen sie mehr. In der «Bilanz» erklärt der Wirtschaftspsychologe Christian Fichter einleuchtend, warum Wirtschaftsführer die Bodenhaftung verlieren. Der Wirtschaftspsychologe zeigt, wie man Begründungen leserfreundlich und gut strukturiert formuliert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Im Visier der Justiz und der Medien: Ex-Raiffeisen-Boss Pierin Vincenz.

Ex-Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz ist seit einigen Wochen in Untersuchungshaft. Die Zürcher Oberstaatsanwaltschaft ermittelt

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

wegen möglicher ungetreuer Geschäftsbesorgung. Vincenz soll bei den Übernahmen der Kreditkartengesellschaft Aduno und der Investmentgesellschaft Investnet doppelt gespielt und persönlich abkassiert haben, weil er über Insiderinformationen verfügte, die andere nicht hatten. Ob schuldig oder

nicht, die Strahlkraft, das Ansehen des Bankenchefs ist dahin. Die Vorfälle vernichteten seinen guten Ruf schlagartig.

Von Christian Fichter wollte die «Bilanz»-Journalistin Corinna Röttker erfahren: Was verleitet erfolgreiche Manager dazu,

Status und Ansehen für krumme Deals zu riskieren? Ausgerechnet sie, die eigentlich alles haben? Warum können sie der Verlockung der Macht nicht widerstehen? Sie konzentriert sich auf die Kernfrage:

Weshalb reizen starke Persönlichkeiten die Grenze des Erlaubten aus?

Christian Fichter begründet schrittweise. Er argumentiert nach dem Muster: Begründung plus Erläuterung (in der Regel mit einem Beispiel):

Sie gehen ans Limit – und darüber hinaus

Es liege an den Charaktereigenschaften einer Spitzenführungskraft, aber auch an der Situation, in der sie sich befinde, sagt Wirtschaftspsychologe Christian Fichter von der Kalaidos Fachhochschule: «Topmanager sind häufig starke Persönlichkeiten mit einer grossen Durchsetzungsfähigkeit, die eine ausgeprägte Leistungs- und Machtmotivation haben.» Ohne diese Eigenschaften würde man es kaum bis ganz nach oben schaffen. Es sind Persönlichkeiten, die bereit sind, für

ihre Position alles zu geben, bis ans Limit zu gehen. «Dabei werden die Grenzen des Erlaubten ausgereizt und manchmal auch überschritten», sagt Fichter. «Es ist wie in einem Wettrennen: Der Rennfahrer muss an die Grenzen gehen, denn sonst gewinnt er nicht. Doch sobald er die Grenze ein bisschen überschreitet, fliegt er aus dem Rennen. Und so ist es auch in der Wirtschaft.»

KOMMENTAR:

Das Beispiel mit dem Rennfahrer leuchtet ein. Der kann nicht gewinnen, wenn er nichts riskiert. Auch Persönlichkeiten mit grosser Durchsetzungskraft und ausgeprägter Machtmotivation überschreiten manchmal die Grenzen des Erlaubten.

Fehleinschätzung des Risikos

Hinzu komme ein Superheldengefühl, eben weil viele Topmanager sich sehr sicher in ihrem Handeln fühlen. «Meist fehlt ihnen die Erfahrung eines grösseren Scheiterns – sonst wären sie ja nicht in der Topführungsposition. Man könnte sagen, das gibt ihnen dieses

Superheldengefühl», sagt Fichter. Die Magie des Superhelden umgab auch Vincenz. Der Bündner gilt als starke Persönlichkeit, frei von Selbstzweifeln, jemand, der bei heiklen Themen Klartext redet, ohne Scheu vor Autoritäten, aber mit Lust an der Provokation. Raiffeisen schraubte er zur systemrelevanten Bank hoch. Mit einem Netz von über tausend Standorten hat der gelernte Investmentbanker die Schweiz überzogen, viel mehr als andere Institute. Mit einem Rekordergebnis übergab er Raiffeisen 2015 seinem Nachfolger Patrik Gisel. Das ist das Problem: «Wenn man sich als Superheld fühlt, glaubt man, dass einem nichts passieren könne. Man schätzt also das Risiko des eigenen Fehlverhaltens falsch ein», so Fichter.

KOMMENTAR:

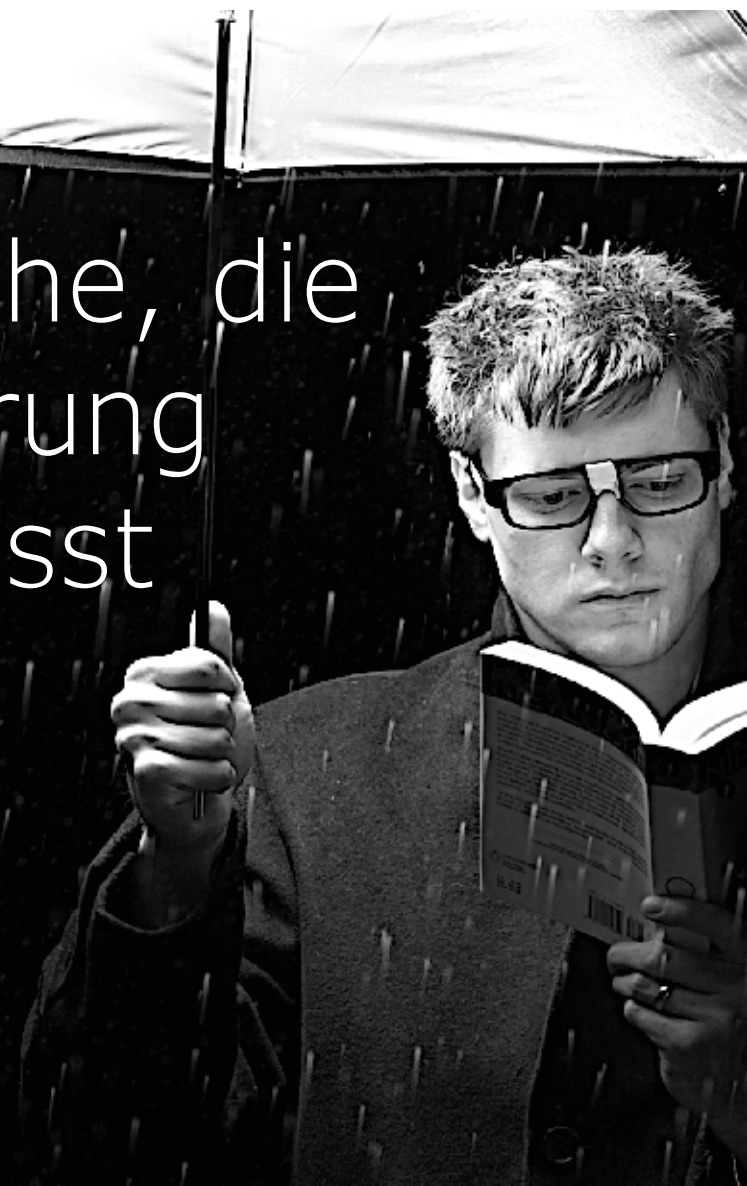
Auch für die Frage, warum Vincenz das Scheitern völlig ausblendete, kann Wirtschaftspsychologe Fichter den Grund einleuchtend nennen. Vincenz ist frei von Selbstzweifeln. Er schuf über tausend Standorte und glaubte wohl mit seinem guten Ergebnis,

ANZEIGE

Es gibt eine Sprache, die
95 % der Bevölkerung
verstehen. Sie heisst
Plain Language.



Jetzt verständlich werden auf
supertext.ch/plainlanguage



ihm könne nichts mehr passieren. Mit wenigen Zusätzen verdeutlicht der Psychologe den Kerngedanken: Wer sich als Superheld fühlt, wird blind für Grenzüberschreitungen.

Bei kriminellem Verhalten «im Interesse der Firma» fehlt das Unrechtsbewusstsein

Die Vorwürfe der persönlichen Bereicherung bestreitet Vincenz vehement. In einem Interview mit dem «Sonntagsblick» sagte er, er habe unternehmerisch und immer im Interesse von Raiffeisen agiert: «Es ist möglich, dass da vielleicht einmal etwas im Grenzbereich war, was man im Nachhinein, mit dem heutigen Verständnis von Corporate Governance, anders beurteilt. Das würde ich nicht ausschliessen. Aber ich habe ein gutes Gewissen und kann hinter meinen Entscheidungen stehen.» Fichter glaubt ihm das. Der Grund: Den Topmanagern fehlt oft das Unrechtsbewusstsein, auch weil Wirtschaftskriminalität immer noch als Kavaliersdelikt angesehen wird. «Das eigene Fehlverhalten wird nicht erkannt, das sieht man im Fall Vincenz auch an der Kommuni-

kation. Manager glauben tatsächlich, dass sie nichts falsch gemacht haben. Das geht uns aber allen so, zum Beispiel wenn wir mit dem Auto zu schnell fahren, denkt jeder von uns, dass alles okay sei, solange nichts passiert.»

KOMMENTAR:

Fichter versteht auch hier einleuchtend zu begründen, dass Vincenz davon überzeugt war, stets im Interesse von Raiffeisen gehandelt zu haben.

Mangelnde Kontrolle

Abgesehen von der Persönlichkeit der Führungskraft sieht Fichter das Problem vor allem in fehlender Kontrolle. «Das Verhalten der Menschen folgt der Gelegenheitsstruktur. Wenn das vermutete Risiko klein ist und der mögliche Gewinn hoch, steigt die Wahrscheinlichkeit, dem Verhalten, in diesem Fall den Insidergeschäften, nachzugehen.» Kurzum: Gelegenheit macht Diebe. Vincenz hatte die Gelegenheit: In seinen sechzehn Jahren als Raiffeisen-Chef waltete und schaltete er, wie er wollte. Seine Macht-

fülle war enorm gross: Er baute aus und kaufte zu, beteiligte sich privat an Beteiligungen, sass in zahlreichen Verwaltungsräten und schob sich selbst immer mehr Lohn zu. Entgegengetreten ist ihm niemand – weder die Rechtsabteilung, wo als Chefjuristin seine Frau sass, noch der Verwaltungsrat. Für Fichter hat der Verwaltungsrat hier seine Kontrollpflichten vernachlässigt: «Menschen, die in grossen Machtpositionen sind, darf man nicht sich selbst kontrollieren lassen.» Zudem bedarf es der Beachtung sozialer Normen: «Wenn die soziale Norm besteht, dass unmoralisches und unethisches Verhalten nichts Schlimmes ist, werden Übertretungen auch passieren.»

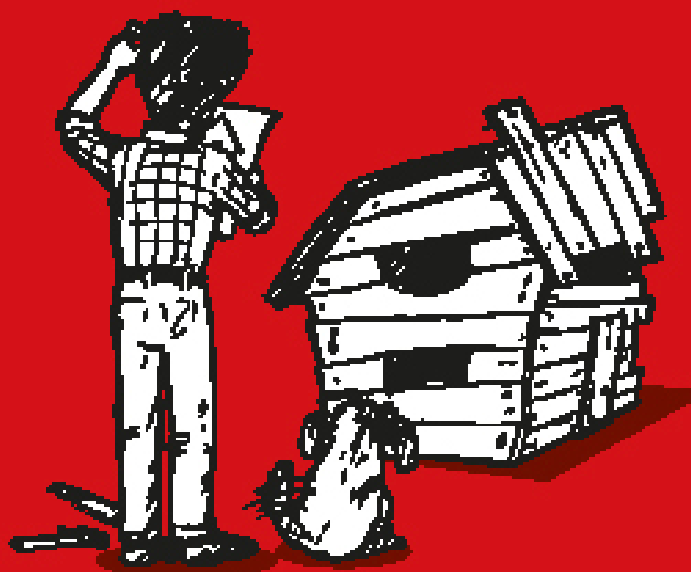
KOMMENTAR: Fichter hat auch bei dieser Begründung eine Kernthese, «Gelegenheit macht Diebe», und ergänzt diese mit verständlichen Erläuterungen:

· Wenn das Risiko klein ist und der Gewinn hoch, steigt die Versuchung, sich zu bereichern, das heisst, das Risiko von Grenzüberschreitungen nimmt zu.

ANZEIGE

COVER MEDIA

Film, Ton und Radiokampagnen.



Gute Arbeit kommt vom Profil – auch bei Radiokampagnen.


- Fichter nennt als konkretes Beispiel die Situation mit der eigenen Frau, die als Chefjuristin in der Rechtsabteilung sass.
- Wenn man Menschen in Machtpositionen sich selbst kontrollieren lässt, steigt das Risiko von deren Fehlverhalten.
- «Viel Macht – kaum Kontrolle» ist immer eine gefährliche Kombination.

FAZIT:

Die Begründungen des Wirtschaftspsychologen sind lesefreundlich, verständlich und gut nachvollziehbar, weil Christian Fichters Ausführungen eine klare Struktur haben. Jedes Argument ergänzt er mit einem Beispiel, nach dem Prinzip: 1 Kern (Knochen) + 1 Beispiel (Fleisch). Das macht die Begründung greifbar, begreifbar. Dieses Prinzip ist nachhaltiger, als die üblichen Aufzählungen. Die Begründung ist verständlich und besser nachzuvollziehen.

Anders als in vielen Betrieben des Mittelstandes, deren Chefs meist Gründer und Eigentümer sind, handelt es sich bei «Topmanagern» um sehr hoch bezahlte Ange-

stellte, die den Betrieb mit ganz anderen Augen sehen als die Eigentümer. Sie wollen sich ein Stück vom Kuchen abschneiden, was ein Eigentümer nicht nötig hätte, dessen Betrieb quasi sein Herzblut ist. Umso wichtiger ist es, gute Kontrollinstanzen zu installieren und Normen vorzugeben. Selbstverständlich gilt auch bei Pierin Vincenz die Unschuldsvermutung. Fichter vertieft das Phänomen, dass Wirtschaftsführer die Bodenhaftung verlieren können.

Im Zusammenhang mit den Fehlleistungen des Postmanagements ist der Beitrag sehr aktuell. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ANZEIGE

Nachhaltigkeit und Tankstellen – passt das zusammen?

immer-in-bewegung.ch



**IHRE TANKSTELLEN
IMMER IN BEWEGUNG**
Eine Initiative der Erdöl-Vereinigung

Medienrhetorik

Es ist nicht so, dass wir den Medien völlig ausgeliefert sind (Teil 2)

Wie im ersten Beitrag geschildert, können Medienmitarbeiter in vielen Bereiche Macht ausüben. Dies soll nicht heissen, dass sie diese Macht missbrauchen. Wir dürfen Profijournalisten in der Regel vertrauen. Denn ohne Vertrauen ist keine erspriessliche Zusammenarbeit möglich. Vertrauen schenken will aber nicht heissen, blind zu vertrauen.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Wer mit Medien und Medienschaffenden zu tun hat, sollte wissen:

Ich kann vor einem Interview oder einer Anfrage vieles klären:

- Mediensituation
- Kenne ich das Medium, das Sendegefäss?
- Wer nimmt noch teil?
- Sendezeit?
- Wie werde ich vorgestellt?
- Ist die Sendung live, oder wird sie aufgezeichnet?
- Dauer des Beitrages?
- Ort?

Es lohnt sich, vorab Informationen zu sammeln und die möglichen Fragen zu antizipieren.

Verzichten Sie auf Off-the-Record-Aussagen.

Der Journalist weiss zwar, dass er solche Aussagen nicht publizieren darf. Mit einer heissen Story, «off the record» erzählt, bringe ich den Journalisten in ein Dilemma. Falls die Bemerkung spannend, aussergewöhnlich

und brisant ist, bringe ich ihn unnötigerweise in einen Gewissenskonflikt. So wie jeder Hund ein Problem hat, wenn ich ihm einen saftigen Bissen vor die Nase halte, er aber nicht fressen darf.

Die Vorbereitung ist die halbe Miete.

Wer die Kernaussage, das Hauptargument, die Zielbotschaft herausgeschält hat, wird sich nicht so schnell vom roten Faden abbringen lassen. Wer unbedacht drauflosredet, muss sich nicht wundern, wenn seine

«Unkontrolliertes Dampfplaudern ist immer riskant.»

wichtige Botschaft ausgeklammert und eine Nebensächlichkei zum Hauptthema wird.

Wenn ich einem Vogel lediglich ein Korn hinlege, kann er nur dieses Korn picken. Streue ich jedoch mehrere Körner hin, kann er auswählen. Dasselbe gilt im Umgang mit Medien. Im übertragenen Sinn ist der Journalist der Vogel, und ich lege ihm mit meinen

Antworten gleichsam verschiedene Körner hin. Unkontrolliertes Dampfplaudern ist immer riskant. Wer es bei einem Medienauftritt versteht, EINE Kernaussage auf verschiedenste Art und Weise zu vermitteln (als Geschichte, mit einem Beispiel, einem Bild, einer Analogie, einem persönlichen Erlebnis aus der Praxis), dessen Kerngedanke wird publiziert.

Es gibt noch ein anderes Grundgesetz: Mache ich eine Andeutung, möchte aber nichts dazu sagen, kann ich sicher sein, dass der Journalist hier gezielt ansetzt. Bei dieser Situation hilft uns die Analogie mit einem Vogel und dem Regenwurm. Wenn wir eine Andeutung machen, ist es so, wie wenn ein Regenwurm im Rasen nur den Kopf rausstreckt. Der Vogel packt ihn und zerrt ihn aus dem Rasen. Wir können den Vogel mit einem Journalisten vergleichen. Bei Andeutungen greift er hartnäckig nach.

Fragen werden beantwortet.

Journalisten schätzen es nicht, wenn ausgewichen, geschwiegen oder eine Frage nicht beantwortet wird. «Nein.» «Stimmt nicht.» «Im Gegenteil.» «Überhaupt nicht!»: Das sind auch Antworten, und zwar eindeutige.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Man ist den Medien nicht schutzlos ausgeliefert.

Wir können mit unseren Antworten lenken.

Nein zu sagen oder ein Stoppsignal zu setzen, ermöglicht dem Interviewten, seine Sicht der Dinge darzustellen.

Auch haben wir ein Recht auf die eigene Stimme (Ton) und das eigene Bild.

Die wenigsten erkundigen sich vor einer Publikation, welches Bild publiziert wird.


Vor der Aufnahme ist zu klären, ob die Aussage noch gegengelesen werden kann.

Bei der Zusammenarbeit mit Journalisten geht es um Geben und Nehmen, Medienschaffende sind Partner. In der Regel profitiert jeder. Der Journalist kann eine Geschichte, eine Person «verkaufen». Der Befragte kann andererseits seine Botschaft dank des Multiplikators Medien breit streuen. Wir haben es in der Hand, etwas zu unserer Wirkung beizutragen.

Äusserlichkeiten spielen in der Wahrnehmung eine grosse Rolle. Kleidung, Aufma-

chung, Schmuck, Farbe und so weiter. Es lohnt sich, darauf zu achten, dass die Kleidung zur Rolle, zur jeweiligen Situation passt. Sie muss – wie die Stimme – zur entsprechenden Stimmung passen. Falls beispielsweise ein Banker die Haare mit farbigen Strähnen färbt, weil er in einem Jugendsender gut ankommen möchte, macht er sich unglaublich. Zuschauerinnen und Zuschauer erkennen intuitiv, wenn jemand ein falsches Spiel treibt.

FAZIT

Man sollte nicht hinterher bedauern müssen, sich schlecht gewappnet den Medienvertretern gestellt zu haben. Vorsorge ist immer gut, und durch Training kann man mediengewandter werden. Denken Sie daran bei Patzern oder entstellten Aussagen: Etwas bleibt immer hängen. Trotz nachträglicher Berichtigung. 



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Medienrhetorik

Wir müssen die Beeinflussungsfelder der Medien kennen (Teil 1)

Wer mit den Medien Probleme hat, sieht sich gerne als Opfer. Bei meinen Analysen zeigt sich, dass angebliche Opfer oft gar nicht wissen, dass sie Medien gegenüber nicht so machtlos sind, wie sie meinen. Die Spielregeln im Umgang mit Journalisten sind leider häufig wenig bekannt. Journalisten halten sich nach meinen Beobachtungen an Regeln. Doch müssen diese klar sein.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Man ist den Medien nicht schutzlos ausgeliefert.

Aussenstehende haben beispielsweise kein Recht, die zu behandelnden Themen zu bestimmen. Mit der Themenauswahl können Medienschaffende Schwerpunkte setzen. Niemand hat einen Anspruch auf Medien-

präsenz. Bei den Printmedien gibt es zum Beispiel für die Leser kein Anrecht auf die Veröffentlichung eines Leserbriefes. Medienschaffende entscheiden, was veröffentlicht wird.

Wer sich kein öffentliches Gehör verschaffen kann, fühlt sich benachteiligt. Das «mediengeile» Verhalten gewisser Politiker ist deshalb verständlich. Oft wird von promi-

nenten Persönlichkeiten um die Gunst der Medienschaffenden gebuhlt. Werden unliebsame Politiker ausgeklammert oder totgeschwiegen, ist das Manipulation und wird auch so empfunden. Es gibt die Macht des Ausklammerns.

Auch mit der Auswahl der Diskussionsrunde und der Gäste können Programmschaffende beeinflussen.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Die Zuteilung der «Claqueure» ist nicht unwesentlich, um das Stimmungsbild der Öffentlichkeit zu beeinflussen. Das Schweizer Fernsehen bemüht sich, alle Seiten ausgewogen zu berücksichtigen. Es war bei der «Arena» zu sehen, dass sich die Mitteparteien kritisch äusserten, als sie in den Debatten glaubten, zu kurz gekommen zu sein.

Nicht nur in Amerika werden die Zuschauer bei Unterhaltungssendungen in vermehrtem Masse mit «Lachmaschinen» animiert, um den Erfolg zu sichern. Wie beim Lachen können Medienkonsumenten dank manipulierter Stimmungsbilder im Verhalten beeinflusst werden. Es geht um das einfache Phänomen: Menschen «heulen gerne mit den Wölfen», das heisst, man ist lieber auf der Siegerseite. Verfälschte Stimmungsbilder bei Sendungen mit dominierender Zustimmung oder Ablehnung übertragen sich auf die Einstellung der Konsumenten. (Ich verweise auf den Klassiker von Elisabeth Noelle-Neumann, «Die Schweigespirale», Piper-Verlag.)

Viele wissen nicht, dass mit der Titelgebung Meinungen geprägt werden können. Wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen: Die meisten Leser konsumieren lediglich Titel, Lead und Bilder. Es ist deshalb nicht gleichgültig, welche Titel gesetzt werden, was eindeutig den Medienschaffenden obliegt.

Die Macht der Bildauswahl (bei Print- und Onlinemedien / Filmsequenzen beim Fernsehen) darf auch nicht unterschätzt werden. Bilder gehören zu den wirkungsvollsten Beeinflussungsmitteln. Autogenes Training und Hypnose wirken über Bilder. Die Werbung nutzt die suggestive Wirkung von Bildern. Nachhaltig wirken sie vor allem, wenn sie Emotionen auslösen. Angenommen, ein Journalist berichtet über eine Demonstration (Polizisten und Demonstranten sind dabei verletzt worden). Der Beitrag wirkt für viele ausgewogen, wenn beide Seiten zu Wort kommen. Doch könnte der Journalist manipulieren, indem er eine Seite nur mit einem Telefoninterview zu Wort kommen lässt.

Sogar mit der Kameraführung kann die Wirkung spürbar beeinflusst werden: Von unten zu filmen, kann manipulativ eingesetzt werden (die aufgenommene Person wirkt so überheblich), und Aufnahmen von oben sind besonders für kleine Personen unvorteilhaft. Jeder Mensch hat eine Schokoladenseite und eine ungünstigere Seite.

Auch die Beleuchtung kann manipulativ eingesetzt werden. Das haben sich zum Beispiel Kleidergeschäfte in den Umkleidekabinen zunutze gemacht. Es zeigt sich in der Praxis, dass die meisten Kameraleute Menschen, die ihnen sympathisch sind, wohlwollender aufnehmen.

Auch Nahaufnahmen beeinflussen. Viele Medienschaffenden finden Vogelperspektiven langweilig. Nahaufnahmen sind anscheinend gefragt, weil es das Publikum wünscht. Denn: Zuschauer erkennen dank dieser Nahaufnahmetechnik feinste psychische Reaktionen. Die Kamera als Lügendetektor? Der Bildschirm als Schirmbild? Wer nichts zu verbergen hat und echt kommuniziert, heisst es beschwichtigend, der hat ja nichts zu befürchten. Aber die Nähe hat etwas Entlarvendes, etwas Unheimliches an sich. Alles wird verstärkt: Zucken, Hautverfärbungen, Schweissperlen, Muskelreaktionen, Pupillervergrößerung und so weiter.

Der Hintergrund bei Foto- und Filmaufnahmen beeinflusst ebenfalls die Botschaft. Dies kann zur Wertung einer Aussage genutzt werden. Wird ein Beamter vor Bundesordnern aufgenommen, wird das Bild des Buchhaltertyps verstärkt. Laien denken nicht

«Die meisten Leser konsumieren lediglich Titel, Lead und Bilder.»

daran, den Hintergrund zu beachten. Dabei gibt es bei Aussenaufnahmen ein Mitbestimmungsrecht. Eine Lehrerin, die über die grosse Arbeitsbelastung klagt, weil der Journalist den Begriff «Ferientechnikerin» verwendet, aber nicht merkt, dass sie vor einem Plakat mit Palmen steht, darf nachträglich die Medien nicht beschuldigen. Sie hätte den Hintergrund beachten müssen.

Auch durch die Tonregelung kann Einfluss genommen werden. Es ist möglich, eine Stimme voller, sonorer oder auch unvorteilhafter wiederzugeben. Ein Profi wird auf Manipulationen verzichten. Ein fairer Journalist empfiehlt sogar dem Gast, ins Studio zu kommen, weil die Stimme über die Telefonmuschel flacher klingt. Eine Journalistin bekannte sich jüngst zu einer Manipulation der Frauenstim-




Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

me. Weil Frauen in einem höheren Frequenzbereich sprechen, wollte sie bewusst zugunsten der Frau mit dem Regler nachhelfen.

Mit Weglassen und Kürzen können Beiträge gewichtet werden. Wird geschnitten, gekürzt, ausgeklammert, so ist dies immer Manipulation; was jedoch nicht heisst, dass damit böse Absicht verbunden ist. Schneiden und Kürzen gehören zum Medienalltag. Wenn indessen durch das Herausschneiden des Wortes «nicht» die ganze Aussage ins Gegenteil verkehrt würde, wäre es eine unzulässige Manipulation.

Es ist nicht egal, wie jemand vor oder während einer Sendung angesprochen oder vorgestellt wird (Etikettierung). Was eingeblendet wird, bleibt nicht ohne Auswirkungen. Wenn unter dem Porträt eines Politikers zu lesen ist «Nationalrat SP», «Hausmann» oder vielleicht «Dienstverweigerer», kann dies Vorurteile schaffen und das emotionale Umfeld beeinflussen. Über die Vorstellung (oder Einblendung) unserer Person können wir vor der Ausstrahlung mitreden.

Ein guter Journalist wird auch das Schlusswort nie dazu missbrauchen, einen Beitrag mit einer Zusatzbemerkung zu beeinflussen. Wer jedoch das erste und das letzte Wort hat, kann ganze Beiträge «prägen» oder «nachhaltig beeinflussen». Deshalb achten professionelle Moderatoren auf dieses Phänomen bei der Start- und der Schlussphase. Geschickte Manipulatoren nutzen die Beeinflussungsmöglichkeiten bei der An- und Abmoderation. 

Medienrhetorik

Wie man sich selbst demontiert

Wer Augen und Ohren offen hält, kann dabei sehr viel lernen. Auch über ungeschicktes Verhalten. So wie bei Martin Schulz. Er startete vor einem Jahr aus einer guten Position. Der Politiker schien die SPD aus dem Tief zu hieven. Am SPD-Parteitag wurde er mit 100 Prozent der Stimmen zum Parteivorsitzenden gewählt. Dann erlebten wir innert Monaten einen beispiellosen Niedergang. Martin Schulz ist für mich eine Person, die bewusst macht, wie wichtig Glaubwürdigkeit ist und welcher Stellenwert der Auftrittskompetenz zukommt.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



SPD-Politiker Martin Schulz: vom Heilsbringer zum tragischen Fall.

Eine Nachlese: Analyse von Schulz' Rede zur GroKo: gespieltes Engagement

In seiner Rede zur Mitarbeit in der Grossen

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Koalition hat Martin Schulz durch Schlüsselwörter wie Verantwortung um die Zustimmung der Delegierten zur Aufnahme von Koalitionsverhandlungen geworben. Das Versprechen, die SPD werde auf jeden Fall in die Opposition gehen und nicht Hand bieten für eine weitere Grosse Koalition, war noch

in aller Ohren – und dann diese Spitzkehre. Schulz redet mal emotional, dann wieder leise und verbindlich. Der Redenschreiber schimmert durch. Schulz muss die Genossen überzeugen und bei allen im Saal über eine knappe Stunde hinweg die Aufmerksamkeit halten. Seine Stimme klingt metallisch scharf

– auf hoher Resonanzebene. Jegliche Wärme fehlt. Sein Engagement wird als aufgesetzt empfunden. Mit den Handkanten zerschneidet er gleichsam die Aussagen. Die geballte Faust signalisiert Stärke, aber die Rede greift nicht. Er nennt die Partei jetzt plötzlich eine «Mitmach-Partei». Da müssen die Zuhörer den Kopf schütteln, wenn sie noch die konsequente Ablehnung in den Ohren haben und jetzt den Satz hören: «Allein dadurch, dass die Partei in die Regierung eintritt, lohnt es sich, zu kämpfen.»

Im ersten Teil der Rede geht es um die Wiederherstellung der Gemeinschaft mit den Jusos: «Demokratie ist kein Schlafwagen», ruft Schulz den internen Widersachern zu. Doch mit dem Lob der Streitkultur ist es nicht getan. Mit seiner Umarmung der GroKo-Gegner will Schulz das Hauptproblem bewältigen. Wie erklärt aber ein Parteivorstand, dass er nun doch keine Lust mehr auf Opposition hat, sondern will, dass seine Partei mitregiert? Er versucht es erneut mit Emotionalisierung:

Er will mitregieren für all diese Menschen – die SPD-Wähler, die Menschen in Deutschland, die Menschen in Europa, die auf sozialdemokratische Politik angewiesen seien. Diese wolle die Partei doch wohl jetzt nicht im Stich lassen? Er erzählt von der Mutter, die sich ihre kleine Wohnung nicht mehr leisten könne – aber ohne die SPD werde es nicht genug sozialen Wohnungsbau geben. Für die Verdienner geringerer Einkommen habe die Union «null Komma null» in ihrem Programm – die SPD aber in den Sondierungsgesprächen einiges durchgesetzt.

Zur Medienrhetorik von Martin Schulz

Negativ fällt auf, dass Schulz einen unsicheren Atem hat. Positiv, dass er deutliche Pausen setzt, an Stellen, an denen er nicht unterbrochen werden kann. Er zeigt aber zu viele Nervositätssignale und wirkt dadurch oft zu unsicher, zu aufgeregt.

Bei seiner Antrittsrede als Kanzlerkandidat der SPD konnte Schulz seinen Blick kaum von Pult und Papier lösen. Dadurch sprach er das Publikum nicht an. Selbst dann, wenn ihn der Applaus zu einer Redepause zwang, vertiefte er sich in seine Unterlagen. Es fehlte das dialogische Element. Schulz vermag die Stimmung nicht zu steigern. Er sollte die Themen auf keinen Fall so herunter-

betreten wie Angela Merkel. Wie wäre es, einmal vors Rednerpult zu treten und frei ZUM Publikum zu reden?

Gestik und Mimik sind zwar vielfältiger als bei Merkel, doch viele Bewegungen sind reduziert. Leider ist die Mimik zu verspannt, zu grimmig. Er ballt die Fäuste meist nur kurz. Er deutet die Schläge mit der Handkante nur an. Schulz muss irgendwo gelernt haben, sich zurückzunehmen (EU-Parlament?). Doch müsste er die Gestik aber natürlich zulassen. Ein grosser Ausdruck hinterlässt bekanntlich auch einen grossen Eindruck. Vielleicht hat er zu oft im EU-Parlament gesprochen. Dort hört selten jemand zu. Schulz weiss nicht, wie er mit Applaus oder Emotionen im Publikum umgehen soll. Er freut sich zwar über den Applaus, aber er weiss nicht, wie er in diesen Situationen reagieren müsste. Er wirkt dann ein wenig genervt oder greift zum Wasserglas und würgt damit den Applaus ab.

«Schulz weiss nicht, wie er mit Applaus oder Emotionen im Publikum umgehen soll.»

Die Kardinalfehler von Martin Schulz

Den meisten Menschen ist nicht bewusst, dass sie einen Kardinalfehler begehen, wenn sie sich zu früh festlegen. Denn damit können sie von ihrer so zementierten Position nicht mehr ohne Gesichtsverlust abweichen. Diesen Fehler hat Martin Schulz im Laufe der Regierungsverhandlungen immer wieder gemacht.

1. Fehler: Schulz schloss die GroKo kategorisch aus

Die absolute Festlegung schadete Schulz dramatisch. Erst versicherte er, die GroKo komme nicht, dann warb er plötzlich dafür und wollte die Grosse Koalition als die einzig richtige Lösung verkaufen.

2. Fehler: Schulz garantiert immer wieder: Die SPD geht in die Opposition

Diese zementierte Haltung musste er ebenfalls aufgeben. Man kann nicht hundertprozentig in die Opposition gehen und kurz darauf doch regieren wollen.

3. Fehler: Schulz sagte, er werde nie in ein Kabinett Merkel eintreten

Plötzlich will er dies, dann aber doch das. Diese Spitzkehren haben Glaubwürdigkeit gekostet – auch innerhalb der Verhandlungen. Er konnte nicht mehr überzeugend verkörpern, dass er etwas Neues anfangen möchte. Es war für ihn nicht mehr möglich, die Zuhörer mitzureissen. Diese Dynamik hätte er aber benötigt. Die neue Situation überforderte Schulz. Er landete zwangsläufig in einer Sackgasse.

4. Fehler: Schulz verkündet, er werde Aussenminister

Noch während der Koalitionsverhandlungen mit der Union änderte Martin Schulz abermals seine Meinung. Er wolle Aussenminister werden und an Merkels Kabinetttisch Platz nehmen, liess Schulz wissen. Mitglieder des Parteivorstands, der Bundestagsfraktion und die Öffentlichkeit staunten. «Ich bitte dich, Martin, deine Rolle im Kabinett zu überdenken», sagte Sachsens Parteichef Martin Dulig hinter verschlossenen Türen.

5. Fehler: Im Alleingang verkündete Schulz, Andrea Nahles sei als Parteipräsidentin vorgesehen

Schulz entpuppte sich bei dieser vorschnellen Ankündigung als unberechenbarer Politiker. Mit solchen Verlautbarungen demontierte er sich selbst. Denn so einen folgenschweren Entscheid hätte er nie allein fällen dürfen.

Was hätte Schulz denn machen sollen?

Er hätte von Anfang an sagen müssen: Wir gehen nur in eine GroKo, wenn die Voraussetzungen stimmen. Die SPD ist schliesslich immer noch zweitstärkste Kraft. Sie hätte dann eine vernünftige Verhandlungsposition gehabt. Oder Schulz hätte nach dem Ende von Jamaika sagen können: Es gibt die Notwendigkeit für eine GroKo, aber ich stehe dafür nicht zur Verfügung. Dann hätte er jemandem den Vortritt lassen müssen, einer Persönlichkeit, die geeignet gewesen wäre für die Regierungsbildung. Wer sich nicht vorschnell festgelegt, muss nicht zurückkrebsen.

KOMMENTAR:

Die behäbigen Auftritte von Martin Schulz langweilten zusehends. Schulz fehlte es an Mut und Frische. Er ist ein Paradebeispiel

dafür, dass sich fehlende Glaubwürdigkeit im Umgang mit Medien nicht auszahlt. Mit seinem SCHLINGERKURS hat Schulz die notwendige Überzeugungskraft verloren. Wer innert kurzer Zeit seine Meinung mehrfach ändert, der macht sich unglaubwürdig.

Auch in der politischen Landschaft der Schweiz gab und gibt es immer wieder Windfahnen- und Eiertanzpolitiker. Ich verweise auf meine «persönlich»-Analyse vom Oktober 2009 mit dem Titel «Pellis Eiertanz». Darin geht es um den ehemaligen FDP-Parteipräsidenten, der Bundesrat werden wollte.

Dann noch ein aktuelles «Schlingerkurs»-Beispiel aus der Schweiz – zur Thematik «Rahmenvertrag mit der EU»: In der *SonntagsZeitung* vom 6. Juli 2014 sagte der angehende Ständerat und Parteichef der FDP, Philipp Müller, noch eindeutig, warum es das institutionelle Rahmenabkommen mit der FDP nie geben werde. Ich zitiere: «Wir wären damit das unsouveränste Land in Europa. Wir müssten völlig nach der Pfeife der EU tanzen und hätten ja nichts zu sagen. Da

könnten wir gleich beitreten.» Vor wenigen Wochen trat Müller gemeinsam mit Cédric Wermuth in der «Arena» auf – beide innig vereint als Befürworter der institutionellen Anbindung, das heisst als Befürworter des Rahmenvertrages.

Ein Schlingerkurs, der eindeutiger nicht sein könnte.

FAZIT:

Schulz demontierte sich selbst. Auf den Punkt gebracht: viele Fehler und dann dieses traurige Ende. Eindrücklich der raketenhafte Start bis zum mehrfachen Wortbruch: Martin Schulz hat innert eines Jahres seine Glaubwürdigkeit zerstört und damit alles verloren. Unsere Politiker könnten von dieser Wortbruchrhetorik etwas lernen. Die Bevölkerung straft nämlich in der Regel Chamäleonverhalten ab. Viele Politiker sind sich zudem viel zu wenig bewusst, dass Medienaussagen immer wieder abgerufen werden können.

Übrigens: Was wir bei Schulz trotz des tragischen Ausscheidens nicht vergessen dürfen:



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Der SPD ist es – unter seiner Führung – doch gelungen, in den Koalitionsverhandlungen für sie wesentliche Punkte durchzusetzen. Schulz schaffte es sogar, die wichtigsten Ministerien für die SPD zu erhalten (gegen den Willen von CDU/CSU). Trotz der zahlreichen Fehler und trotz seines Versagens hat Schulz doch immerhin einiges erreicht. □

ANZEIGE



Die Zertifikats-Prüfung für junge Marketing-Cracks, zarte aber harte Kommunikationsexperten (oder solche, die es werden wollen) und die ganze Event- und Sponsoringszene zwischen dem Gurten, dem Autobahnkreisel in Hinwil und dem Sittertobel – bei Sangalle!

DIE BASISAUSBILDUNG FÜR MARKETING- UND VERKAUFSFACHLEUTE, DIE STARTRAMPE FÜR PR-SEPZIALISTEN...

EMK-ZERTIFIKAT.CH

swissmarketingacademy.ch

FANTASY BASEL



THE SWISS COMIC CON

THE FESTIVAL FOR MOVIE, GAME AND COMIC FANS.



MARSHI
2017

10.–12.05.2018

FANTASYBASEL.CH

TM & © 2018 DC Comics. All Rights Reserved.



Medienrhetorik

Kühnert, Gegenspieler von Schulz, punktet mit wirkungsvoller Rhetorik

Der Juso-Vorsitzende Kevin Kühnert ist der neue Star der deutschen Sozialdemokraten. Vielleicht, weil er auf den unbequemen Weg setzt. Am Ende wird er trotzdem unterliegen.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Kevin Kühnert, ein 28-jähriger Student, lehrte Martin Schulz das Fürchten. Am 21. Januar mussten 600 Delegierte der SPD über die Aufnahme von Verhandlungen zur Grossen Koalition (GroKo) befinden. Kühnert, Vorsitzender der SPD-Jugendorganisation und einer der Wortführer der GroKo-Gegner, konnte sich beinahe durchsetzen.

Im Gegensatz zu Martin Schulz sind seine Auftritte glaubhaft und wirkungsvoll. Der

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

redegewandte Mister «No GroKo» schaffte es, nicht nur Schulz zu irritieren. Er hat Ähnlichkeit mit dem österreichischen Kanzler Kurz.

Kühnert ist weder bissig noch polemisch. Er spricht überlegt, analysiert ruhig und erklärt seine Sicht der Dinge mit einem Lächeln. Als freundlicher Störenfried wirkt er stets gefasst und beharrlich. Der Rebell lässt sich nie aus der Ruhe bringen, ist dennoch recht ausdrucksstark, und mitunter kann er laut werden und auf sich aufmerksam machen,

Das Echo bei den SPD-Mitgliedern bestätigt seine positive Wirkung auf das Publikum:

- «Ich schätze Kevin sehr, weil er rhetorisch sehr gut ist.»
- «Der Juso-Vorsitzende muss immer provozieren, er muss auch ein bisschen der Giftzweig sein.»
- «Er bringt da richtig Leben in die Bude, und ich finde es richtig spannend, wie er die No-GroKo-Kampagne anpackt!»

So zerpfückte Kühnert das Sondierungspapier der SPD:

«Viele unserer Kernprojekte, Bürgerversicherung, höherer Spitzensteuersatz und Ähnliches, sind nicht enthalten, und dafür mussten im Gegenzug grosse Kröten geschluckt werden, beispielweise in der Flüchtlingspolitik.»

Und zur Oppositionsrolle sagte er:

«Die SPD begeht aus Angst vor dem Tod Selbstmord, wenn sie sich noch einmal auf die Grosse Koalition mit den Christdemokraten unter Angela Merkel einlässt. Die Fortsetzung dieser Koalition führt die Sozialdemokraten in den Untergang. Die SPD braucht jetzt in der Opposition eine Neuorientierung.»

Der 28-Jährige lässt kein übermässiges Mass an Aggressivität walten. Er kann eine klare Stellung beziehen.

So wandte er sich nochmals direkt an den Parteivorsitzenden:

«Du hast uns angesprochen als die Generation, die künftig in dieser Partei Verantwortung übernehmen wird. Das wollten die Jusos gern tun. Ich hätte aber auch gern, dass von dieser Partei dann noch etwas übrig ist, das wir miteinander gestalten können», rief

er laut ins Mikrofon. Und er mache sich ernsthaft Sorgen darüber, ob das wirklich der Fall sein werde. Die Jusos seien der festen Überzeugung: «GroKo ist ganz grosser Mist.» Grosser Jubel im Saal.

Zur Rhetorik am entscheidenden Parteitag:

Am Parteitag in Bonn hat Kevin Kühnert gefordert, keine Verhandlungen über eine Grosse Koalition zu führen. Zwar hätten die Genossen in den Sondierungsgesprächen Erfolge erzielt. Aber nach acht Jahren Regierung mit der Kanzlerin Angela Merkel seien jedoch die Gemeinsamkeiten aufgebraucht. Ein Nein bedeute heute nicht «das Ende der SPD», sondern «kann der Beginn einer neuen Geschichte werden».

«Die SPD beginnt aus Angst vor dem Tod Selbstmord, wenn sie sich erneut mit der CDU einlässt.»

Die Rede enthielt eindrückliche rhetorische Elemente:

1. Kühnert schob nicht der Parteispitze die Schuld in die Schuhe, sondern Angela Merkel. Sie dürfe nicht weiter unterstützt werden, weil ... (es folgt eine konkrete Begründung).
2. Kevin Kühnert hat die SPD-Parteitag delegierten aufgerufen, trotz der weitreichenden Konsequenzen nicht vor einem Votum gegen eine Grosse Koalition zurückzuschrecken.
3. Er sprach von einer «Vertrauenskrise» in der Partei und betonte, dass der Parteitagsbeschluss für oder gegen ein Bündnis mit der Union so oder so schmerzhaft Nachwirkungen haben werde. «Es wird wehtun», sagte er. «Wir werden Menschen vor den Kopf stossen.»
4. Als Leitspruch für die Abstimmung und den Neustart in der Opposition gab er aus: «Heute einmal ein Zwerg sein, um künftig wieder Riese sein zu können.» Damit spielte er auf eine Aussage des CSU-Landesgruppenchefs Alexander Dobrindt an, der den Jusos einen «Zwergenaufstand» vorgeworfen hatte.
5. Kühnert betonte: «Lasst uns am heutigen Tag nicht nur das Risiko, sondern lasst uns auch die Chancen sehen.» Die Möglich-

keiten gemeinsamer Projekte von Union und SPD sieht der Juso-Chef als begrenzt an. Nach acht Jahren Großer Koalition in den vergangenen zwölf Jahren seien «wesentliche Gemeinsamkeiten aufgebraucht».

ANALYSE

Kühnert kann beides: freundlich und frech sein – und das sogar gleichzeitig. Bei den Aussagen bezieht der Juso-Vorsitzende klar und unmissverständlich Stellung, im Gegensatz zu Gabriel und Schulz.

Der Mann «mit dem runden Bubigesicht» spricht selbstsicher, frei. Er überzeugt. Vor allem, weil er seine Reden dem Publikum anpasst. Die Sprachebene ist Zuhörerorientiert, die Gliederung nachvollziehbar. Das Sprechtempo ist meist recht hoch.

Weil aber sein Herz für seine Botschaft brennt, sind die kleinen Mängel (Pausentechnik) bedeutungslos. Er überzeugt mit rhetorischen Mitteln, die nicht aufgesetzt wirken. Sätze wie «Lieber heute einmal Zwerg sein, um später wieder Riese sein zu können» sind druckreif für ein Rhetoriklehrbuch.

KOMMENTAR

Kühnert profitiert vom Problem von Schulz, der nach den Wahlen eine Regierungsbeteiligung kategorisch abgelehnt hatte, dann plötzlich doch an der Beteiligung an einer GroKo interessiert war und offensichtlich

Minister werden wollte. Kühnert steht nicht für einen Generationenkonflikt in der SPD. Es geht derzeit vor allem um den parteiinternen Konflikt zwischen jenen, die glauben, die SPD sei aus staatspolitischen Gründen verpflichtet zu regieren, weil die Partei im Fall einer Weigerung bei Neuwahlen noch tiefer fallen würde, und zwischen jenen, die davon überzeugt sind, dass eine dritte Große Koalition unter Merkel für die SPD sogar den totalen Absturz bedeutet.

Kühnerts Kampf wirkt wie jener von David gegen Goliath. Vor allem ist er authentisch, weil es ihm um die Erneuerung der Partei geht, nicht um den Posten (noch nicht?).

Die eloquente Rhetorik wirkt nicht aalglatt. Die Boulevardpresse nennt Kühnert «Milchgesicht». «Dieses Milchgesicht will Merkel stürzen», titelte die *Bild*-Zeitung vor dem Sonderparteitag. Dieses «Milchgesicht» konnte aber am Parteitag beinahe einen Erfolg verbuchen. Mit Kühnert ist jedenfalls noch zu rechnen.

FAZIT

Kevin Kühnert wird für Parteichef Martin Schulz und die gesamte SPD-Führung – trotz knappen Abstimmungserfolges – ein Problem bleiben. Schulz hat zwar gewonnen, Kühnert hingegen überzeugt.

Trotzdem ist es aber so, dass eine Partei in der Regierung für sich und ihre Klientel



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

mehr erreichen kann als in der Opposition. Unter richtigem Feuer ist Kühnert noch nicht geraten. Er hat auch nie dargelegt, wie all das Gute (Bürgerversicherung, Renten) finanziert werden kann. Er ist weitgehend von Wunschdenken getrieben.

Seine unbestrittenen rhetorischen Fähigkeiten bedürfen noch des Fegefeuers eines Postens, bei dem er Verantwortung tragen muss.

ANZEIGE

Online-Marketing-Konzept?

jonlinio.com



JONLINIO



JONLINIO
DIE AGENTUR FÜR MARKETING

JONLINIO

MARKETING



LINER '18

MARKETING CRUISE 1.11. - 11.11.2018

AB CHF 1800.- P. PERSON

WWW.SWISSMARKETINGACADEMY.CH

Medienrhetorik

Wenn der Befragte die Fragen hinterfragt

Heute nehmen wir ein ungewöhnliches Interview mit dem chinesischen Künstler Ai Weiwei unter die Lupe. Geführt haben es René Scheu und Antje Stahl in einem der Garderoben-Räume des Kaufleuten, Zürich.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone/Stefen Chow**

Die folgenden zitierten Auszüge aus der NZZ vom 20. Dezember 2017 verdeutlichen, dass der chinesische Aktivist die Macht der Frage kennt und weiss: Jeder hat das Recht, Fragen zu stellen.

1. Sequenz des Interviews (zitiert)

Kaufleuten, Zürich, gegen zehn Uhr morgens, kleines Hinterzimmer: Ai Weiwei setzt sich auf einen Sessel mit rotem Samt, zu seiner Rechten nehmen wir auf dem dazugehörigen Kanapee Platz. Ein englischsprachiger Assistent schliesst die Tür. Es gibt keine Fenster, nur einen grossen beleuchteten Spiegel für die Maske vor dem grossen Auftritt. Am Nachmittag wird der chinesische Künstler gemeinsam mit anderen Gästen an der von Rolf Dobelli organisierten Jahreskonferenz von World.Minds teilnehmen. Ai Weiwei, der weltweit für seine Ausstellungsprojekte im Münchner Haus der Kunst (Hunderte von Kinderrucksäcken an der Fassade) oder in der Londoner Tate Modern (Tausende Sonnenblumenkerne aus Porzellan auf dem Boden der Turbine Hall) bekannt ist, der gemeinsam mit den Architekten Herzog & de Meuron das Olympiastadion in Peking – das sogenannte Vogelnest – entwarf. [...]

Schon der Start des Interviews ist

ungewöhnlich (zitiert):

Guten Morgen ...

(Der Künstler kramt sein Mobiltelefon hervor, hält es vor seinen Bauch und fotografiert uns.)

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Ah, sollen wir auch noch schnell ein Selfie machen?
Später, später.

Sie fotografieren ja immer Ihre Gesprächspartner.

Mir wird auch oft langweilig, und so habe ich etwas zu tun. Fotografieren ist ein wenig wie Händeschütteln. Wobei: Man reicht sich die Hände, und der Moment verflüchtigt sich. Wenn man eine Foto macht, kann man sie später noch einmal anschauen und sagen ... Nur dass sich die Gesprächspartner dabei nicht berühren.

Wenn man sich die Hand gibt, berührt man sich?

Ja, klar, das ist ein physischer Kontakt. (Ai Weiwei richtet sich an René Scheu) Ich kann Sie auch treten, um einen physischen Kontakt herzustellen.

(Antje Stahl zu Ai Weiwei) Wenn man sich die Hand gibt, bedeutet das eher: Ich werde Sie nicht umbringen, es ist ein Begrüßungsritual, ein Friedensangebot. Die Kommunisten lieben Händeschütteln. Trump auch. Also ich mag es nicht so gerne.

(René Scheu zu Ai Weiwei) Aber Sie haben mir auch die Hand gegeben. (Ai Weiwei zu René Scheu) Ja, weil Sie sie gepackt haben.

(René Scheu) Ich wollte wohl Präsenz markieren. (Zu Antje Stahl) Hast du seine Hand geschüttelt?

Nein, hat sie nicht.

Wollen wir anfangen?

Sicher.

ANALYSE

Der verquere Start des Gesprächs weckt Aufmerksamkeit. Die Begrüßung wird danach zum Interviewthema. Ungewöhnlich sind die Gedanken zum Begrüßungsritual «Fotografieren statt Händeschütteln». Auf die Bemerkung der Journalisten, beim Händeschütteln berühre man sich, antwortet Ai Weiwei mit der Gegenfrage: «Wenn man sich die Hand gibt, berührt man sich?», die umgehend bejaht wird, mit der Begründung, dies sei ein physischer Kontakt – im Gegensatz zur Fotografie. Ai Weiwei ergänzt: «Ich kann Sie auch treten, um einen physischen Kontakt herzustellen», und er-

läutert diesen Gedanken. Er interpretiert das Händeschütteln als Friedensangebot. Dann folgt ein absurder Dialog über das zurückliegende Händeschütteln, bis die drohende Endlosdiskussion von den Journalisten abgebrochen wird. Ai Weiwei hat mit seinen Fragen das Interview erstaunlich lange in der Hand. Er hat das Gespräch mit Fragen geführt.

2. Sequenz des Interviews (zitiert)

Gerne. Muss sich ein Künstler von einem Aktivist unterscheiden?

Es gibt keinen Unterschied. Was ist der Unterschied zwischen einem Journalisten und einem Menschen? Warum stellen Sie mir so dumme Fragen? Wenn ein Künstler kein Aktivist ist, ist er ein schlechter Künstler. Kunst muss Werte bestimmen, Bedeutung herstellen. Kunst war immer aktivistisch, wenn es darum geht, das Bewusstsein und das moralische Urteil zu hinterfragen.

Vielleicht wäre es auch gut, die Unterscheidung zwischen Kunst und Journalismus aufzuheben?

Sie versuchen mich durcheinanderzubringen. Was ist der Unterschied zwischen einem Koch und jemandem, der auf den Markt geht und das Gemüse einkauft? Come on. Lassen Sie uns richtige Fragen stellen.

Wir fragen uns nach wie vor, ob es für Sie nicht schwer ist, sich von Berlin aus weiterhin in China zu engagieren. Das Land, die Kultur, die Politik und die Menschen waren zentral für Ihr Werk.

Das sind Fragen, die mit Orten und Grenzen zu tun haben. China ist in meinem Herzen. Ich werde China nie im Stich lassen, und China wird mich nie loswerden. Und wenn ich mich für die Menschenrechte einsetze, hat das immer auch mit China zu tun. In Afrika oder im Mittleren Osten, es geht immer um dasselbe: um Würde und Meinungsfreiheit, das Recht auf Bildung, darum, dass Frauen geschützt werden, um Respekt. Wenn wir diese Dinge nicht als universelle Werte auffassen, wird die Welt gespalten, dann fallen Schlagworte wie «America first». Heutzutage werden Geschäfte mit China abgewickelt, ohne dass einmal erwähnt würde, welche Menschenrechte damit verletzt werden, weil China eine Diktatur ist und man keine Rücksicht zu nehmen braucht.



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Die Frage nach einer Unterscheidung zwischen Kunst und Aktivismus zielte auch darauf, herauszufinden, was Sie dagegen tun, welche Rolle Sie einnehmen können und wollen. Und vor allem: welche Mittel Sie sich bedienen.

Ich bin chinesischer Staatsbürger, und ich bin ein Weltbürger. Das Leben ist kurz, und man muss sich mit den Verhältnissen auseinandersetzen. Wir leben in einer demokratischen, sogenannten freien Gesellschaft, aber wenn wir wirklich unsere Meinung äussern oder etwas verändern wollen, müssen wir diese Freiheit auch nutzen. Für mich besteht sie darin, diese sogenannten Kategorien zu ignorieren. Sie werden nur von engstirnigen Menschen eingeführt, Wissenschaftler können Aktivist oder Künstler sein. Albert Einstein war ein Künstler.

ANALYSE

Die Frage «Muss sich ein Künstler von einem Aktivist unterscheiden?» beantwortet Ai Weiwei mit zwei Fragen: «Was ist der Unterschied zwischen einem Journalisten und einem Menschen?» und «Warum stellen Sie mir so dumme Fragen?» – und hakt mit weiteren Fragen nach. Die Journalisten sind gezwungen, das Gespräch in ein neues Licht zu rücken, indem sie fragen, wie sich ein Künstler von Berlin aus in China engagieren kann. Hier folgt eine Antwort mit Tiefgang. Die Journalisten haben mit ihrer Frage an sich selbst etwas aus dem Künstler herausge-

holt. Auch bei der Frage nach der Unterscheidung zwischen Kunst und Aktivismus folgt eine Antwort, welche die Leser interessiert.

3. Sequenz des Interviews (zitiert)

Verstehen Sie sich als Anwalt der Menschheit? Als Anwalt? Kämpfen Sie für die Menschheit?

Es ist kein Kampf, wenn man versucht zu verstehen, wer man ist, wenn man die wichtigste Aufgabe des Lebens achtet – seinen eigenen Charakter zu finden und diesen zum Ausdruck zu bringen. Wenn man das nicht tut, läuft man nur fremden Ideen hinterher und wird niemals Herr seiner Gefühle. Wenn man seine Gefühle versteht, wird man auch das Menschliche verstehen, das einen selbst und alle anderen ausmacht. Man muss anderen vertrauen, um zu verstehen, dass wir einander ähneln. Ich weiss nicht, wie man ohne dieses Vertrauen leben kann.

Und woher nehmen Sie dieses Vertrauen?

Es ist nicht einfach. Wir werden ja nicht darin ausgebildet, uns zu verstehen. Man muss immer achtsam bleiben und informiert sein und sich nicht von den Ideen anderer Menschen vergiften lassen.

ANALYSE

Die Frage als erste Antwort ist eine Klärungsfrage, auf welche die Journalisten nicht mehr eingehen. Sie übernehmen nun das Ruder und fragen den Künstler eindeutig und konkret: «Kämpfen Sie für die Menschheit?»

Dank der klaren, eindeutigen Journalistenfragen erfahren wir nun, wie der Künstler tickt. Diese Sequenz verdeutlicht: Gekonntes Fragen muss gelernt werden. Bei unausgebildeten Interviewern können wir den verbreiteten Anfängerfehler feststellen: Sie koppeln mehrere Fragen aneinander. Das Gegenüber kann bei Frageketten ausweichen und die anspruchsvollste – vielleicht wichtigste Frage – einfach überhören.

Schluss des Interviews (zitiert)

Wobei der Zwang zur harten Arbeit auch Teil der kapitalistischen Lehre ist. Nichts anderes ist das protestantische Arbeitsethos, wie es Max Weber formulierte.

Worüber reden wir jetzt genau? Ich kann nur von mir selber sprechen. Ich arbeite hart, weil ich die Dinge, die mich interessieren, wahrhaftig kennenlernen möchte. Ich würde es noch nicht einmal Arbeit nennen, es ist Leben: nach Antworten suchen, sehen, ob ich etwas verändern kann.

Vielen Dank für dieses Gespräch.

ANALYSE

Am Schluss macht Ai Weiwei erneut deutlich, dass mit Fragen gesteuert werden kann: «Über was reden wir jetzt eigentlich?» Dann spricht er von sich. Da gibt es bekanntlich weder ein Falsch noch ein Richtig, höchstens ein Zuviel. Die subjektive Sicht der Erlebnisse ist für den Sprechenden immer richtig.

ERKENNTNIS

Ich habe viele Menschen kennengelernt, de-

nen in der Jugend das Fragen abgewöhnt wurde. Jedes Kleinkind ist neugierig und will durch Fragen die Umwelt kennenlernen. Es löchert normalerweise die Eltern mit Fragen, später dann die Lehrpersonen. Vielfach wird der angeborene Wissensdrang sehr schnell abgewürgt mit dem Satz: «Frag nicht so blöd.» Warum-Fragen hat ein Onkel von mir immer mit «Darum» beantwortet. Eltern müssen deshalb darauf achten, wer ihre Kleinkinder betreut. Externen Personen ist es oft gar nicht mehr möglich, auf Erkundungsfragen einzelner Kinder einzugehen, wenn sie, mit fünf Kindern im Grossraumkinderwagen, die Betreuungszeit unfallfrei und möglichst reibungslos zu absolvieren haben.

Es gibt Führungspersönlichkeiten, denen in Kommunikationsseminaren beigebracht wird: Stellen Sie bei Interviews keine Gegenfragen. Das ist jedoch völlig falsch, denn: Jeder hat das Recht, Fragen zu stellen. Nur bei Polizeiverhören, undialogischen Situationen oder Diktaturen wird die Fragehaltung abgewürgt. Der gängigste Fragekillersatz lautet: «Hier stelle ich die Fragen.»

FAZIT

Fragen können nicht nur gestellt werden, um Wissenslücken zu schliessen, sondern auch, um Gedankengänge beliebig zu unterbrechen. Deshalb werden sie oft als unangenehm, als unhöflich empfunden. Dennoch gilt: Wer fragt, führt!

1/4 Inserat quer links

Medienrhetorik

Vom heissen Stuhl zum Kreuzverhör

Immer mehr sind Wirtschaftsführer und Politiker in den Medien harten Befragungen ausgesetzt. Prominente kennen solche Stresssituationen aus Assessments. Sie trainieren ihr Verhalten in schwierigen Situationen und üben, wie sie harten Fragen ausweichen können. Da ist es verständlich, dass Journalisten Formate entwickeln, mit denen sich auch geschulten Profis unerwartete Aussagen entlocken lassen.

Text: Marcus Knill* Bild: SRF/Peter Mosimann



«Rundschau»-Moderatoren Susanne Wille und Sandro Brotz.

Die «Rundschau» erntete vor Jahren Erfolge mit dem heissen Stuhl. Und Roger Schawinski lässt seinen Gast durch vorbereitete Zitate oder unerwartete Themen seinem vorgefertigten «roten Faden» entlanghangeln. Mitunter nutzt er zur Destabilisierung auch die Unterbrechungstaktik. All dies hilft ihm, sein Gegenüber aus dem Lot zu bringen.

Die «Rundschau» versucht dies mit einer kreuzverhörähnlichen Befragung in der Sendung «Rundschau spezial» – durch das Modell «Zwei gegen einen», also Susanne Wille und Sandro Brotz gegen einen Gast.

Wer mit den Techniken der Interviewer nicht vertraut ist, kommt bei harten Fragen vor Mikrophon und Kamera rasch ins Schleudern. Beleuchten wir die erwähnten Modelle.

Das Modell mit dem heissen Stuhl

Hannes Britschgi liess schon vor Jahren das Gegenüber auf einem Stuhl Platz nehmen und kreiste zu Beginn der Befragung um diesen. Dieses Verhalten irritierte, vor allem wenn von hinten gefragt wurde. Die FDP beschwerte sich damals: Dies sei hinterhältig. Nicht nur Hunde, auch Menschen fühlen sich unwohl, wenn der Rücken ungeschützt ist. Hannes Britschgi beschränkte sich später auf den Seitenwechsel. In einem Medientraining wurde Ausbilder Britschgi von einem Personalchef gefragt, weshalb er in der «Rundschau» unverhofft die Seite wechsle. Der Moderator ging aber nicht auf die Frage ein und begründete sein Nichtantworten damit, er wolle zuerst alle Fragen sammeln. Als später die Frage immer noch nicht beantwortet war und der Fragesteller nachhakte, begründete Britschgi den Wechsel so: «Sie wissen sicherlich, dass wir zwei unterschiedliche Hirnhälften haben. Wenn ich Sie von rechts befrage, ist eine Hirnhälfte aktiviert. Wenn ich jedoch die Seite wechsle, kommt auch die andere Hirnhälfte zum Zug.»

Diese Antwort wurde damals vom Fragesteller akzeptiert. Dass aber mit dem Wechsel der Befragte irritiert wird, wurde vom Fragesteller nicht thematisiert. Tatsächlich hatte Hannes Britschgi mit seinem Seitenwechsel als Destabilisierungstechnik lange grossen Erfolg. Ich fragte den Moderator

einmal, was er machen würde, wenn jemand den asymmetrischen Dialog beanstandete (der Journalist steht während des Interviews, der Befragte sitzt). Britschgi sagte, er würde die Anordnung auf Wunsch anpassen. Tatsächlich nahm er Wünsche der Gesprächspartner ernst. Er wechselte beispielsweise nicht die Seite, als ihn Hayek darum bat, weil er Hörprobleme habe. Das machte mir bewusst, dass wir Wünsche bei jedem Interview bereits VOR dem Gespräch vorbringen müssen. Dass Überraschungen irritieren – auch gewiefte Moderatoren –, wurde ersichtlich, als Hayek in der «Rundschau» einmal vom heissen Stuhl hinuntersprang, nachdem ihn Britschgi wiederholt unterbrochen hatte. Hayek hatte den Moderator nachdrücklich gewarnt: «Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, verlasse ich den Beichtstuhl.»

Er wurde daraufhin nochmals unterbrochen und sprang dann tatsächlich überraschend und laut vom Stuhl – und blieb für den Rest des Gesprächs vor dem irritierten Moderator stehen. Die Mimik von Britschgi verriet: Jetzt war auch er überrascht. Jonas Projer hat das Modell «Heisser Stuhl» in der «Arena» modifiziert übernommen. Der Befragte wird auf dem vorgesehenen Prüfstand stehend in den Schwitzkasten genommen.

Erkenntnis: Bei harten Befragungen und bei Überraschungen ist unsere Wahrnehmung enorm wichtig.

Schawinskis Konfrontationstechnik

In einem Gespräch kann auch das Gegenüber das Gespräch führen. Bei «Schawinski» hingegen geht es nicht um einen Dialog. Roger Schawinski konfrontiert sein Gegenüber Schlag auf Schlag mit den vorbereiteten Texten und Filmsequenzen. Das enge Fragekorsett lässt keine vertiefenden Antworten zu.

Doch Andreas Thiel durchbrach dieses Ritual einmal, indem er selbst die Führung übernahm und den Fragesteller zu Antworten zwang. Das irritierte den Profimoderator offensichtlich. Es gibt nur wenige, die das legendäre «Schawinski»-Verhör unbeschadet überstanden haben.

«Zwei gegen einen» ist nicht immer ein Kreuzverhör

Bei «Standpunkte» (SRF) können wir seit Jahren vertiefende Gespräche mit zwei Journalisten verfolgen. Dieses Modell hat keinen Inquisitionscharakter. Das Journalistenduo



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

lässt den Interviewten stets ausreden. Zuhören ist bei «Standpunkte» keine Leerformel.

Der Dialog erinnert ein wenig an Gespräche bei «Sternstunde». Besonders Journalist Marco Färber hat mich bei diesem Sendegefäss überzeugt. Er ging immer auf die Antworten ein und war stets darauf bedacht, mit seinem Partner – trotz Doppelbesetzung – ein richtiges Gespräch zu führen. «Standpunkte» ist aber recht anspruchsvoll. Das Gespräch lebt nicht von billigen Effekten oder unfairer Dialektik.

Die «Rundschau» hat das Konzept «Zwei gegen einen» in der «Rundschau spezial» übernommen. Nur geht es hier weniger um ein tiefeschürfendes Gespräch als vielmehr um eine harte Befragung durch zwei Journalisten. Susanne Wille und Sandro Brotz nehmen eine Person aus unterschiedlicher Warte in die Zange und provozieren dadurch Aussagen, die unter normalen Bedingungen nicht gemacht würden. Kreuzverhöre spielen bei der Wahrheitsfindung vor Gericht eine grosse Rolle. Staatsanwalt und Verteidiger nehmen Angeklagte oder Zeugen abwechselnd in die Zange. Kreuzverhöre bringen die Befragten ins Schwitzen, denn die Rolle der Fragesteller wechselt unverhofft. Folgender Trick ist bei Verhören wirkungsvoll: Eine Person spielt den Bösen mit hartem, mitun-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ter arrogantem Auftreten und ruft bewusst Antipathie hervor. Der Partner hingegen übernimmt die Rolle des Guten. Er fragt freundlich, gibt sich wohlwollend und wirkt dadurch sympathisch. Wenn nun die beiden unvermittelt die Rollen tauschen, irritiert dies zusätzlich und destabilisiert das «Opfer». Das neue Modell der «Rundschau» ist kein klassisches Kreuzverhör, aber Wille/Brotz geht es darum, mit ihrer Doppelmoderation Widersprüche aufzudecken und Ausweichmanöver abzublocken. Die Befragung aus unterschiedlicher Warte verspricht mehr Erfolg als das Modell mit dem heissen Stuhl.

Beim «Rundschau spezial»-Polittalk mit Peter Maurer (IKRK) haben sicher auch die Kritiker von Susanne Wille eingesehen, dass die Moderatorin nicht mehr so viel und so laut gesprochen hat wie bei der Einzelbefragung, als sie durch ihre Unterbrechungen viele Zuschauer genervt hat. Das neue Konzept überzeugt in vielerlei Hinsicht: Das Duo Wille/Brotz versteht es, gemeinsam Fragen mit Fakten und Filmsequenzen anschaulich zu machen, und hat die Gnade, das Gegen-

über ausreden zu lassen – es kommt jedenfalls weniger zu Unterbrechungen.


Die Rollenteilung wirkt harmonisch, das Duo ist eine eingespielte Einheit, und es ist nichts von Konkurrenzdenken zu verspüren. Der Ablauf ist minutiös vorbereitet, und das Ganze ist alles andere als ein Gefälligkeitsinterview. Die Moderatoren hören zu und haken dann nach, wenn ausweichend geantwortet wird. Für das Publikum ist «Rundschau spezial» ein Gewinn. Die Sendung hat mehr Tiefgang als das Modell mit dem heissen Stuhl. Die Zuhörer erfahren Details zum Arbeitsalltag und zu den Problemen des Befragten. Elemente aus «Schawinski» und «Standpunkte» schimmern deutlich durch.

Befragte sind nicht machtlos

Wie können wir uns für harte Befragungen fit machen? Wir müssen vor allem unsere Wahrnehmung schulen. Nur wer unfaire Dialektik wahrnimmt, kann ihr begegnen. Die Taktik der Journalisten müssen wir erkennen. Dann beschreiben wir konkret das erkannte Spiel und nutzen das Prinzip «Fragen

statt sagen». Wenn Sie beispielsweise dauernd unterbrochen werden: «Bis jetzt wurde ich drei Mal unterbrochen. Darf ich den Gedanken jetzt fertig formulieren?» Wer mit Medien zu tun hat, muss sich rechtzeitig mit Medienrhetorik auseinandersetzen, vor allem mit der unfairen Dialektik. Es gibt immer noch Vorgesetzte, die glauben, das Verhalten vor Mikrofon und Kamera habe vor allem mit Begabung zu tun. Sie vergessen, dass heikle Situationen trainiert werden können.

Fazit

Überzeugende Medienauftritte sind keine Selbstverständlichkeit. 

ANZEIGE



Ruf Lanz

Winterjacke

Markenexperten sehen die Welt etwas anders. «persönlich», das Magazin der Kommunikationsbranche. www.persoendlich.com **persönlich**

Dreikönigstagung

9. Januar 2018

Neue Location - mitten in Zürich City!
AURA, Bleicherweg 5, 8001 Zürich

Sichern Sie sich Ihren Platz am Branchenevent zum Jahres-Auftakt!

Unter anderem erwarten Sie folgende Topics:

- Fake News - aus einer ganz anderen Optik
- Eine neue Stimme in der Schweizer TV-Landschaft
- Von den Herausforderungen einer erfolgreichen digitalen Transformation eines Verlagshauses
- Was hat er der Medienbranche zu sagen? Der Medienmanager des Jahres

Unsere Partner und Sponsoren

ADVERTITAS
MEDIAPLANUNG & SERVICES

PrintAssist AG
Ein Unternehmen der KBA Gruppe

KOENIG & BAUER

NZZ

DATA
QUEST
Corporate Business

pwc

KEYSTONE

journalist

**JETZT
ANMELDEN:**

www.medieninstitut.ch

Medienrhetorik

Sind Frisuren wichtiger als politische Inhalte – oder: Machen Kleider Leute?

Dass der Schein das Bewusstsein bestimmt, wusste bereits Karl Marx. Aber gilt diese Maxime immer noch?

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Es ist keine neue Erkenntnis, dass bei Kommunikationsprozessen das Wie oft wichtiger ist als der Inhalt. Regula Stämpfli hat in ihrem Buch «Die Macht des richtigen Friseurs» darauf hingewiesen, dass heute in den Medien Privates und Äusserlichkeiten politische Inhalte zunehmend überblenden. Sie wehrt sich in ihren Referaten vehement gegen die These, dass dies schon immer so gewesen sei, und bestreitet das Argument, dass Publikum liebe solche Äusserlichkeiten.

Als Beobachter der Medienwelt stelle ich ebenfalls einen wachsenden Trend zur Personalisierung fest, doch sehe ich den Erfolg der Fokussierung auf Privates auch darin begründet, dass wir Konsumenten diese Gewichtung mitverschulden. Würden diese Beiträge nämlich nicht gelesen, könnten solche banale Geschichten über Äusserlichkeiten weniger verkauft werden, und die Journalisten müssten sich zwangsläufig den Wünschen der Leser anpassen.

Es gibt nicht nur die Macht der Medien – auch Konsumenten könnten durch ihr Verhalten die veröffentlichte Meinung beeinflussen. Die sozialen Medien haben diesen Wechsel zugunsten des Publikums bereits erheblich vorweggenommen.

In meinen Beratungen geht es mir vor allem darum, den Befragten zu zeigen, dass sie mit ihren Antworten dem Trend der Fokussierung auf Äusserlichkeiten entgegenwirken können. Stellen Journalisten Fragen zu Äusserlichkeiten, lohnt es sich, diese kurz zu beantworten, aber sich bewusst zu sein, dass in der Antwort auch etwas über Inhalte ver-



* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Sorgte mit ihren Tattoos für landesweite Diskussionen: «Glanz-und-Gloria»-Gastmoderatorin Bettina Bestgen.

mittelt wird. Es ist möglich, das Thema mit der Antwort umzulenken. Dafür gibt es Techniken, auf die jedoch in diesem Beitrag nicht zusätzlich eingegangen wird.

Kontraproduktiv ist es, den Journalisten, der Fragen zu Äusserlichkeiten stellt, zu beschimpfen oder lauthals dem Unwillen Luft zu machen, indem wir beispielsweise ungehalten antworten: «Typisch! Ist für Sie meine Krawatte wichtiger als meine politische Arbeit?»

Nachfolgend das Beispiel einer Politikerin, die auf Äusserlichkeiten angesprochen worden ist (Quelle: Magazin der *FAZ* vom September 2017). Ich zitiere:

Auf dem Weg zum Flughafen wird Sahra Wagenknecht (Die Linke) gefragt: FAZ: Frau Wagenknecht, schminken Sie sich selbst?

S.W.: In der Regel schon. Aber es sieht besser aus, wenn ich professionell geschminkt werde.

«Es gibt nicht nur die Macht der Medien. Es gibt auch diejenige des Konsumenten.»

FAZ: Was gehört für Sie zum Alltags-Make-up?

S.W.: Ich mache meistens nur ein bisschen Make-up und Rouge drauf, was gerade dann nötig ist, wenn man sehr wenig Schlaf hat und immer blasser wird. Die Augen schminke ich mir kaum. Wimperntusche schmiert ja auch schnell. Auch mit wasserfester Tusche ist an warmen Tagen die Gefahr gross, dass man plötzlich nicht mehr prickelnd aussieht. Mein schlimmstes Erlebnis in dieser Hinsicht war in diesem Frühsommer ein Auftritt in Baden-Württemberg. Da habe ich eine Rede gehalten bei 36 Grad im Schatten, und ich habe furchtbar geschwitzt. Danach habe ich mich im Spiegel angesehen und hatte lauter schwarze Streifen auf den Wangen. Gruselig.

KOMMENTAR

Die Journalistin Marlene Grunert will mit einigen Abgeordneten bewusst ein Inter-

view zum Thema Mode führen. Damit sind die Befragten gezwungen, über ihr Markenzeichen Auskunft zu geben. Sahra Wagenknecht antwortet auf die erste Frage kurz und konkret, gibt unverkrampft und detailliert Auskunft. Sie holt sicherlich Punkte, weil sie zur Panne steht und diese anschaulich schildert. Wir erfahren, dass sie eine gefragte Referentin ist. Sie bestreitet nicht, dass sie darauf Wert legt, gepflegt auszusehen. Zusätzlich in der zweiten Antwort auch noch den Inhalt des Referats zum Besten zu geben, wäre überflüssig gewesen.

Bei medienrhetorischen Prozessen spielen Äusserlichkeiten oft eine zu dominante Rolle. Das Outfit ist jedoch nicht wichtiger als das, was verbal geäussert wird. Wir kommunizieren auch nonverbal. In fachgerechten Beratungen empfehlen sich bei der Kleidersprache die folgenden bewährten Hinweise:

Die Kleider müssen zur gegebenen Rolle und zur jeweiligen Situation passen, aber auch zur Persönlichkeit (Habitus, Hautfarbe und so weiter). Zudem muss sich die Rednerin oder der Redner in der Kleidung wohlfühlen. So wie an einer Abdankung Sportkleidung deplatziert ist, erscheint wohl niemand im Smoking auf einer Grillparty, sondern passend gekleidet.

Es gilt auch zu bedenken, dass wir uns der Erwartungen des Publikums stets bewusst sein müssen. Diese Erwartungen gilt es zu erfüllen. Eine Moderatorin darf nicht mit Piercings im Gesicht das Fernsehpublikum irritieren. Die Rolle des Redners und die Situation beeinflussen die Erwartung des Publikums enorm. Wer sich über diese Normen hinwegsetzt, muss sich nicht wundern, wenn plötzlich nonverbale Aspekte dominieren.

Ich erinnere an Steffi Buchli mit ihren raschelkurzen, feuerrot gefärbten Haaren. Beim Publikum erntete sie sehr viel Kritik. Über Geschmack kann man zwar streiten – aber wenn bei der Mehrzahl der Konsumenten eine «originelle», eher exzentrische Schockfrisur die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt – dies könnte auch ein dominanter Schmuck, ein auffälliges Abzeichen, ein Text auf einem T-Shirt oder ein Tattoo sein –, richtet sich die Aufmerksamkeit auf eine Nebensächlichkeit statt auf die Botschaft.

Schade, dass die kompetente Sportmoderatorin die Kritik ignoriert hat und davon ausgegangen ist, dass das, was ihr gefällt, auch dem Zuschauer zu gefallen hat. Der ei-



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

gentliche Inhalt von Aussagen tritt bei aussergewöhnlichen Attributen zwangsläufig in den Hintergrund. Wer möchte das schon?

Mich beeindruckte eine Fernsehmoderatorin, mit der ich lange zusammengearbeitet hatte. Es wurde ihr intern verschiedentlich empfohlen, die Haare kurz zu schneiden. Die Journalistin war eine starke Persönlichkeit und hielt sich nicht an diese Empfehlung. Sie trug lange Haare, was zu ihrer Kopfform passte. Sie fühlte sich mit der gewohnten Frisur wohl. Die Moderatorin kam beim Publikum stets gut an.

Wir müssen den Mut haben, den Rat eines Stilberaters auszuschlagen, wenn dieser uns zum Beispiel eine Farbe aufnötigt, die zwar ihm gefällt, die im Fernsehstudio aber schlecht wirkt.

Die Frage, was guten Stil, was eine gute Aufmachung oder gute Kleidung ausmacht, ist nur individuell zu beantworten. Ein Kreativer aus der Werbebranche, ein Chief Financial Officer und ein Anwalt kleiden sich unterschiedlich.

FAZIT

Die Botschaft soll immer mit der Person übereinstimmen. Die Situation und die Botschaft bestimmen die Aufmachung. Alles, was von der Kernaussage ablenkt, wird zum Eigentor. Die Antwort auf unsere Eingangsfrage lautet somit: Bei Medienauftritten ist beides wichtig: das Outfit und der Inhalt.

Wie kommuniziert wird, muss mit dem, was kommuniziert wird, übereinstimmen! Auffallende Kleidung, exzentrischer Schmuck oder grün gefärbte Haare fallen auf. Sie machen aber nicht unbedingt glaubhaft. □

Medienrhetorik

Blick in der Rolle des Anwalts

Eine Liebesaffäre beschäftigte die Schweiz: Der *Blick* deckte auf, dass es zwischen einer Gemeindeschreiberin im Kanton Schaffhausen und einem afghanischen Asylbewerber zu Intimitäten gekommen sei. Am Ende verlor die Gemeindeschreiberin ihren Job. Medienexperte Marcus Knill analysiert den Fall.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Blick**

In einer Gemeinde des Kantons Schaffhausen war eine Gemeindeschreiberin für die Betreuung der zugewiesenen Asylbewerber verantwortlich. Da sich ein Afghane in der Gruppe isoliert fühlte, nahm sie sich des «armen Kerls» an. Nach ihrer ersten Aussage unterstützte und beschützte sie ihn. Daraus entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis – worauf sich der Asylbewerber in sie verliebt und sich eine Beziehung entwickelt haben soll. Der Asylbewerber nahm vertrauliche Selfies mit der Gemeindeschreiberin auf, schenkte ihr aus Dankbarkeit für ihre Zuneigung ein afghanisches Kleid und hoffte wohl insgeheim auf ein künftiges Zusammenleben.

Als sich die Betreuerin später vom Asylbewerber distanzierte, begann er, seine «Freundin» zu stalken und zu belästigen, und verfolgte sie unablässig. Schliesslich bedrohte und erpresste er sie und wurde sogar gewalttätig. Die Gemeindeschreiberin zeigte darauf den zu aufdringlich gewordenen Afghanen an. Ein Strafverfahren wurde eingeleitet.

Der enttäuschte Liebhaber war sich vermutlich bewusst, dass seine Taten zu einer Ausschaffung führen könnten, und wandte sich deshalb an den *Blick*. Der Redaktion gegenüber stand er offen zu seinen «Sünden» – mit der Begründung, aus Angst vor der Ausschaffung überreagiert zu haben. Weil sich der Afghane keinen Rechtsanwalt leisten konnte, war die Redaktion bereit, sich für den Asylbewerber einzusetzen. Der *Blick* ging davon aus, dass die Verfehlungen im Grunde genommen die Gemeindeschrei-



Schaffhauser Flüchtlingsaffäre: Hat der *Blick* richtig gehandelt?

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

berin verschuldet habe, weil sie ihm plötzlich die Liebe entzogen hatte. Nach Aussage des Afghanen ging die Betreuerin eine Liebesbeziehung mit ihm ein. Um ihm zu helfen, übernahm *Blick* deshalb die Rolle eines Anwalts. Die Geschichte hatte zudem die besten Voraussetzungen für eine Boulevard-Titelstory: Ein Asylbewerber hatte mit einer Gemeindeschreiberin Sex, angeblich sogar im Gemeindehaus. Der *Blick* erhielt vom Afghanen die vertraulichen Selfie-Aufnahmen, auf denen beide als verliebtes Paar zu sehen sind. Einmal eng umschlungen, auf einer anderen Aufnahme gibt er ihr einen Wangenkuss.

Als der *Blick* die Gemeindeschreiberin mit dem Vorwurf «Eine Betreuerin übt Sex mit einem Asylbewerber aus» konfrontierte und eines Tages unangemeldet im Gemeindehaus erschien, holte sie sich unverzüglich professionellen Rat. Sie hatte gelernt, sich im Umgang mit Medien bei Überraschungen antizyklisch zu verhalten, das heisst, sie

«Der Journalist gestand, dass er sich vor allem auf die Aussagen des Afghanen und seine Fotos stützte.»

wusste, dass man nicht unvorbereitet Rede und Antwort stehen darf. Der Berater riet ihr, sich der Presse erst später zu stellen, und wünschte, als Zeuge beim Interview mit dabei zu sein. In einem vertraulichen Vier-Augen-Vorgespräch betonte er: «Ich kann Ihnen nur helfen, wenn sie mir jetzt offen und ungeschminkt die ganze Wahrheit sagen. Krisensituationen können nur gemeistert werden, wenn nichts verheimlicht wird. Journalisten gegenüber werden Lügen meist zum Bumerang.»

Der Gemeindeschreiberin wurde zugesichert, dass ihre vertrauliche Aussage auf keinen Fall ohne ihr Einverständnis preisgegeben werde. Wenn sie aber tatsächlich Sex gehabt habe, würde man mit einem Geständnis (*mea culpa*) die Krise entschärfen können. Wer die Schuld auf sich nimmt, kann häufig seine Haut retten. Ein Medienberater ist immer darauf angewiesen, alle Fakten zu kennen. In Krisen gilt folgende wichtige

Grundregel: Alles, was man vor den Medien sagt, muss wahr sein; aber man muss nicht alles sagen.

Die Gemeindeschreiberin versicherte dem Berater in diesem Vorgespräch mehrfach und überzeugend: «Ich garantiere: Es ist nie zu einem sexuellen Kontakt gekommen. Bei der Beziehung zum Afghanen ging es eindeutig nur um eine freundschaftliche Beziehung. Nach meiner Distanzierung will mich jetzt der Asylbewerber lediglich unter Druck setzen. Mit einer vertraulichen Selfie-Aufnahme und mithilfe der Boulevardpresse versucht er jetzt, mich zu erpressen. Damit werde ich vom Stalking-Opfer zur Täterin gemacht.»

Alle – auch der Gemeinderat und andere Bezugspersonen – glaubten diese Aussage. Da die Schreiberin stets pflichtbewusst und zuverlässig gearbeitet hatte, ist es nachvollziehbar, dass Behörde und Berater davon ausgehen mussten, dass die Gemeindeschreiberin die volle Wahrheit sagte. Niemand konnte bis zum Gespräch mit dem Journalisten wissen, dass die bewährte Mitarbeiterin gelogen hatte; im Gemeinderat herrschte bis zu diesem Zeitpunkt ein Klima des Vertrauens.

Das Gespräch mit dem *Blick*-Journalisten

Im Interview zwischen Journalist und Gemeindeschreiberin gingen deshalb Behörden und Berater davon aus, dass sich Letztere gegen alle Falschaussagen und gegen alle Erpressungsversuche zur Wehr setzen würde. Schon zu Beginn des Gespräches machte es stutzig, dass der Journalist nicht bereit war, die üblichen Spielregeln einzuhalten, beispielsweise, den publizierten Text gegenlesen zu lassen. Dieser rechtfertigte sich: Entgegen seiner ersten Aussage sei nun leider der Beitrag schon für den folgenden Tag vorgesehen. Er stehe unter Zeitdruck, aber er werde den Namen anonymisieren und auch die Gemeinde nicht nennen.

Erstaunlicherweise war der Journalist auch nicht bereit, zu versprechen, wenigstens EINE wichtige Aussage der Gemeindeschreiberin wortwörtlich im Artikel zu zitieren – eine Vereinbarung, die sonst üblich ist.

Der Journalist räumte auch ein, dass er auf den Artikel keinen grossen Einfluss mehr habe, denn der Beitrag werde bereits in der Nacht gedruckt. Als Journalist nehme er zwar alle Wünsche entgegen, doch könne er leider nichts versprechen. Zuständig für die



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Aufmachung sei die Redaktion in Zürich. Damit war allen Anwesenden klar: Für den *Blick* standen Titel und Gestaltung bereits fest. Die Befragung war nur unumgänglich, weil die Angeschuldigte unbedingt angehört werden musste. Die Befragung wirkte dadurch lediglich als Alibi-Interview. Der Journalist gestand, dass er sich vor allem auf die Aussagen des Afghanen und seine Fotos stützte.

Die Gemeindeschreiberin bestritt bei der Konfrontation mit dem Journalisten nach wie vor vehement, mit dem Asylanten je sexuellen Kontakt gehabt zu haben. Etwas irritierte aber bei der Befragung den Gemeinderat und den Berater: Der Journalist zeigte nicht nur EINE, sondern MEHRERE Aufnahmen, obwohl im Vorgespräch mit der Gemeindeschreiberin immer nur von EINEM vertraulichen Selfie die Rede war.

Nachdem am folgenden Tag die Liebesgeschichte als Frontbericht gross aufgemacht erschien, nahm ein Gemeinderat die Gemeindeschreiberin nochmals ins Gebet und konfrontierte sie mit den Ungereimtheiten.

Nach der Aufforderung, nun endlich alles ungeschminkt auf den Tisch zu legen, gestand die Gemeindeschreiberin plötzlich, gelogen zu haben. Sie habe tatsächlich eine Liebesbeziehung gepflegt. Von diesem Augenblick an stellten sich weder Behörde

noch Berater hinter sie. Die Gemeindegeschreiberin, die das Vertrauen der Vorgesetzten mit Füßen getreten hatte, zog unverzüglich die Konsequenzen und kündigte ihren Job.

Damit war jedoch für den *Blick* die Gelegenheit noch nicht abgeschlossen. Der Journalist nahm nun die Behörde ins Visier und unterstellte ihr, ihre Aufsichtspflicht nicht erfüllt zu haben.

Erkenntnisse

Die Gemeindegeschreiberin hat am Anfang korrekt gehandelt: Bei Überraschungen gilt es immer, Bedenkzeit zu gewinnen und sich beraten zu lassen. Ein wichtiges Gespräch sollte nie allein geführt werden. Mit Journalisten sind Spielregeln vor dem Gespräch zu vereinbaren, beispielsweise, den Text gegenlesen zu dürfen oder darauf zu beharren, dass eine bestimmte Kernaussage wortwörtlich übernommen wird.

Dann aber der Kapitalfehler: Auch in Krisensituationen darf vor den Medien nicht gelogen werden. Hätte die Gemeindebeamtin bereits im vertraulichen Gespräch gestanden, dass sie mit dem Asylbewerber Sex gehabt habe, hätte sie möglicherweise damit die Stelle retten können. Sie hätte bei der Befragung sagen können: «Ich habe leider einen gravierenden Fehler gemacht und aus Angst, den Job zu verlieren, die Unwahrheit gesagt.»

Sie verpasste diese Chance und schaufelte sich mit einer Lüge ihr Grab. Das Eingeständnis hätte auch keinen Medienhype mit zwei Titelgeschichten und zusätzlichen Beiträgen in der Boulevardpresse zur Folge gehabt.

Des Weiteren ersehen wir aus dieser Geschichte wichtige Aspekte des anwaltschaftlichen Journalismus (Quelle SRG): Der «anwaltschaftliche Journalismus» ist für beide Instanzen Bestandteil der Programmautonomie von Radio und Fernsehen (Art. 6 Abs. 2 RTVG) und deshalb grundsätzlich als zulässig zu betrachten. Dies aber unter der Voraussetzung, dass dies transparent erfolgt und der Beitrag insgesamt sachgerecht und nicht manipulativ wirkt. Die journalistische Unvoreingenommenheit verbietet nicht, gewisse Hypothesen zu formulieren, solange das Publikum befähigt bleibt, sich aufgrund der Sendung eine eigene Meinung zu bilden. Zudem muss das Prinzip des «audiatur et

altera pars» (beide Seiten anhören) auch bei einem engagierten, anwaltschaftlichen Journalismus respektiert werden.

Der Standpunkt des Kritisierten ist in geeigneter Weise darzustellen. Das Sachgerechtigkeitsgebot verlangt aber nicht, dass alle Sichtweisen qualitativ und quantitativ gleichwertig zum Ausdruck kommen. Entscheidend ist, dass der anwaltschaftliche Fokus für die Zuhörenden erkennbar ist und diese in der Lage sind, wahrzunehmen, inwiefern eine Aussage umstritten ist.

Kommentar

Der anwaltschaftliche Ansatz ist nicht immer deutlich erkennbar. Im geschilderten Fall wurde die Sichtweise der Gemeindegeschreiberin und des Gemeinderats nicht gleichwertig zum Ausdruck gebracht und dadurch das Sachgerechtigkeitsgebot missachtet. Anwaltschaftlicher Journalismus ist in der Regel nicht gleichwertig.

Das Strickmuster des Journalisten: Man nimmt eine These und sorgt mit Befragungen dafür, dass das Menü – wie vorgesehen – aufbereitet werden kann. Dann würze man die Geschichte mit Emotionen, ohne Rücksicht auf Fakten. Nur die Argumente einer Seite werden korrekt wiedergegeben. Die Aussagen der missliebigen Gegenseite hingegen werden grosszügig ignoriert.

Der Leser hatte beim ersten Beitrag zwar den Eindruck, der *Blick* beschreibe beide Seiten, der Journalist zitierte jedoch nur den Afghanen. Die Aussagen der Gemeindegeschreiberin wurden nicht wiedergegeben.

Im Gegensatz zum *Blick* gaben die *Schaffhauser Nachrichten* bei dieser Geschichte die Sicht der Gemeindegeschreiberin inhaltlich korrekt wieder. Guter Journalismus greift vorurteilslos ein Thema auf und lässt aber beide Seiten zu Wort kommen. In diesem Fall demonstrierte uns der *Blick* mustergültig, wie einseitig anwaltschaftlicher Journalismus praktiziert werden kann.

Desinformationen wurden übrigens – trotz des freundlichen Hinweises – nie korrigiert. Entgegen den offiziellen Aussagen veränderte der Boulevardjournalist Fakten: Nachdem der Gemeinderat den Journalisten schriftlich auf publizierte Desinformationen hingewiesen hatte, wurde dies einfach ignoriert. Beispielsweise schrieb der *Blick*, der Gemeinderat habe «die Wahrheit verdreht». Obwohl die Behörde in einer Mail diese

Unterstellung bei der Redaktion beanstandet hatte, blieb der Journalist bei seiner Falschaussage. Er reichte sie sogar noch dem *Sonntags-Blick* weiter, obschon die Behörde nachweisen konnte, dass folgender Text nicht stimmte.

Der Text der Desinformation lautete: «Trotz aller präsentierten Fakten standen die Gemeinderäte hinter ihrer Mitarbeiterin – bis gestern.» Eine seriöse Recherche hätte gezeigt, dass der Gemeinderat nur bis zur Aufdeckung der Lüge hinter der Mitarbeiterin stand.

Fazit

Der Boulevardpresse ist immerhin zu verdanken, dass die Wahrheit ans Licht kam. Ohne den anwaltschaftlichen Einsatz wären die Lügen möglicherweise bis heute nicht aufgedeckt worden – aber der anwaltschaftliche Journalist ignorierte wichtige journalistische Grundsätze. Das Sachgerechtigkeitsgebot wurde missachtet, weil nur eine Seite korrekt zitiert wurde. Er unterstellte der Behörde, die Wahrheit verdreht zu haben, und behauptete, die Behörde sei auch noch nach dem Eingeständnis der Lüge zu ihrer Mitarbeiterin gestanden.

Wir müssen immer damit rechnen, dass Journalisten der Regenbogenpresse Spielregeln ignorieren.

Erwähnenswert sind folgende Navigationsinstrumente, die sich bei der Behörde im Zusammenhang mit der Bewältigung der Krise bewährt hatten:

- Der Gemeinderat nahm den Angriff ernst und klärte unverzüglich die Kommunikationsstrategie.
- Die Behörde sprach im Umgang mit Medien mit einer Stimme.
- Die Krisenkommunikation wurde von einem kleinen Kernteam (Gemeindepräsident und ein Gemeinderat) rund um die Uhr geführt, auch am Wochenende.
- Nach dem Rücktritt der Gemeindegeschreiberin wurde die Bevölkerung mit einem Flyer über den Medienhype offen informiert. Gerüchte können nicht mit «Abtauchen» und Zuwarten gestoppt werden. ☐

Let's
celebrate
the joy of
gaming!

ZÜRICH GAME SHOW

20. – 22.10.2017

Games, eSports, Stars,
Cosplay & more

Messe Zürich | zurichgameshow.ch

 TILLATE

 ENERGY



 STUDIO 71

GAMES.CH

RCKSTR 

Like
Mag

 starticket

Medienrhetorik

Können Spitzkehren-Politiker auch langfristig punkten?

Wer gewählt werden will, läuft in Gefahr, klare Positionen zu meiden. Und das ist nicht gut, schreibt unser Medienexperte Marcus Knill.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

In meiner Analyse im «persönlich» vom 4. April 2013 attestierte ich dem neuen FDP-Präsidenten Philipp Müller eine medien-gerechte Sprache und beschrieb seine Fähigkeit, Aussagen auf den Punkt zu bringen. Als Gegensatz zu ihm erwähnte ich auch Fulvio Pelli, der leider oft wie ein Eiertänzer laviert und eindeutige Aussagen meidet. Beobachtungen in der Praxis verdeutlichen: Politiker mit Wetterhahn-Verhalten sind keine Seltenheit.

Wer gewählt werden will oder darauf bedacht ist, seinen Sitz zu behalten, läuft stets Gefahr, klare Positionen zu meiden – um der Bevölkerung möglichst nach dem Munde zu reden. Wer ständig nach der gängigen Meinung schießt, laviert erfahrungsgemäss.

Selbstverständlich ist es richtig, die Meinung zu ändern, wenn Fakten gegen die eigene Position sprechen. Wer konsequent auf seine Meinung pocht – wissend, dass diese falsch ist, da er eines Besseren belehrt wurde –, wirkt für die Öffentlichkeit stur. Flexibilität ist in solchen Fällen vielfach notwendig und auch richtig.

Ein Politiker muss mitunter, als Teil einer Behörde, eine Meinung vertreten, die er persönlich nicht teilt, gebunden an den Entscheid des Gremiums. Ich verweise hier auf Ueli Maurer, der als Bundesrat seiner Rolle verpflichtet ist und nach aussen nicht mehr seine persönliche Meinung oder die Position seiner Partei vertreten darf.

Verwerflich aber ist es, wenn sich ein Politiker nur des Machterhalts wegen verbiegt. Angela Merkel beispielsweise ändert ihre



Unfassbar und erfolgreich: Deutschlands Kanzlerin Merkel.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Meinung so krass wie das Chamäleon seine Farbe.

Ich bin nicht der Einzige, der Merkels Machtbesessenheit beschrieben hat. Weil die Kanzlerin weiss, dass sich ein Positionswechsel – im Hinblick auf die Anpassung an die vorherrschende gesellschaftliche Stimmung – auszahlt, wechselt sie immer wieder ganz abrupt ihre Haltung. Sie ändert jedoch ihre Gesinnung selten aus Überzeugung, sondern vor allem deshalb, weil sie es für die Machtkonstellation für erforderlich hält.

So war Merkel bisher konsequent gegen die Homo-Ehe. Dann vollzog sie brüsk eine Spitzkehre und wünschte subito eine «Ehe für alle» (vielleicht will sie die Stimmen von Schwulen und Lesben nicht Schulz oder den Grünen überlassen).

Merkels «unmerkelsches» Wendeverhalten ist jedoch nicht neu:

Schon vor Jahren gab sie schlagartig die Stromproduktion durch die ATOMKRAFT – entgegen der Parteimeinung – auf.

Sie überraschte mit der unverhofften ABSCHAFFUNG DER WEHRPFLICHT, obschon sie immer für eine Wehrpflicht war.

Auch als Gegnerin der FRAUENQUOTE übernahm sie unversehens die Position der Befürworter.

Der SPD nahm sie mit dem Meinungswechsel beim MINDESTLOHN den Wind aus den Segeln.

«Mit mir wird es keine MAUT geben», sagte sie. Nun kommt sie.

Ändert ein Politiker seine Überzeugung nur aus taktischen Überlegungen, sind Spitzkehren fragwürdig. Eiertänzer, Windfahnenpolitiker und Lavierer werden im Grunde genommen nicht geschätzt. Dennoch haben sie mit ihrem Chamäleon-Verhalten erstaunlicherweise oft Erfolg.

Merkel machte bei der Abstimmung zur «Ehe für alle» eine erstaunliche Rückwärtsbewegung und stimmte als Befürworterin überraschenderweise dagegen. Damit hat sie es mit ihrer Spitzkehre geschafft, den Linken und den Konservativen gleichzeitig Ehre zu erweisen. Um ihre Macht zu sichern, versucht Merkel durch Taktieren, es allen Wählern recht zu machen.

Ziemlich sicher geht die Rechnung – mit ihrem Wechselverhalten – auch diesmal auf, und sie kann sich ihre Macht auch für die Zukunft sichern. Hinsichtlich Glaubwürdigkeit aber hat sie sich nachhaltig geschadet.

Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit sind für alle Politiker zentrale Werte.

Die *NZZ am Sonntag* hat Merkels Kehrtwende ebenfalls aufgenommen und beschrieben. In diesem Beitrag wird erwähnt: Die biegsame Kanzlerin glaube als Naturwissenschaftlerin an die Zahlen und richte ihre Meinung stets nach den Umfragewerten aus. Der *Spiegel* hat herausgefunden, dass die Kanzlerin auffällig viele Befragungen in Auftrag gebe und diese intensiv studiere. Nachher richte sie laufend ihre Standpunkte nach diesen Umfragewerten aus.

Die Biegsamkeit der Kanzlerin macht ihren Gegnern zu schaffen. Sie raubt mit ihren Stellungswechseln der Opposition die wichtigsten Wahlkampfthemen. Ein Kommentator twitterte bereits im Netz: «Bis zur Bundestagswahl wird Merkel wohl das SPD-Wahlprogramm bereits umgesetzt haben.» Ferner war zu lesen: «Wir müssen uns nicht wundern, wenn wir uns fragen, weshalb wir einer Kanzlerin folgen sollen, wenn sie am Ende immer nur das umsetzt, was SPD und Grüne immer schon wollten.»

Seit Angela Merkel im Herbst 2015 die Grenzen für Flüchtlinge öffnete, steht die Bundeskanzlerin in der Kritik. Ein neues Buch («Die Getriebenen») des Journalisten

«Verwerflich ist, wenn ein Politiker wegen des Machterhalts seine Meinung ändert. Angela Merkel ist ein solcher Fall.»

und Autors Robin Alexander thematisiert das eigentliche Kalkül hinter Merkels Flüchtlingspolitik und verdeutlicht, warum es ihr mit ihrer Entscheidung wirklich geht.

Das Beispiel FLÜCHTLINGE ist symptomatisch für das Zickzack-Verhalten der Kanzlerin: 2015 spricht sich eine Mehrheit für die Aufnahme von Flüchtlingen aus. Nach einem vom Fernsehen übertragenen Bürgerdialog wird Merkel vorgeworfen, sie habe unterkühlt auf ein Flüchtlingsmädchen aus dem Libanon reagiert, worauf die Jugendliche in Tränen ausgebrochen war. Es wurde ihr zudem vorgeworfen, sie habe noch nie eine Asylbewerberunterkunft besucht.



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Gleichzeitig lösten die Bilder des Flüchtlingsstroms entlang der Balkanroute eine Sympathiewelle aus.

Merkel reagierte sofort mit Selfies mit Flüchtlingen und der Wir-schaffen-das-Rede. Nachdem dann die Stimmung umgeschlagen hatte, riss die Kanzlerin jedoch sofort das Steuer herum und liess Asylbewerber sogar nach Afghanistan abschieben.

Fazit

Spitzkehren-Verhalten ist ein Zeichen von Führungsschwäche – auch bei Merkel, die ihre Kehrtwenden nie wirklich begründete. Aus kommunikativer Sicht sind Wendehälse kein Vorbild, wenngleich sie vorübergehend Erfolge verbuchen können.

Betrachtet man Politiker, die ihr Mäntelchen grundsätzlich nach dem Wind hängen, können sie ohne Weiteres damit erfolgreich sein und ihr Mandat bis zur nächsten Wahl retten. Andererseits verliert eine Partei aber ihren Charakter – und damit mehr und mehr Wähler, denen eine solche Richtungslosigkeit keine Freude macht.

Es ist zumindest nicht auszuschliessen, dass Wähler den offensichtlichen Wechselkurs nicht gutheissen, aber – und das ist ausschlaggebend – nur wenn eine Alternative zur Verfügung steht, und die gibt es wohl für die Masse der (konservativen) CDU/CSU-Wähler (zumindest noch) nicht.

Erkenntnis: Nicht jeder Lügner ist ein Politiker, aber ... (ergänzen Sie selbst). □

Medienrhetorik

Eine Nachlese: Erkenntnisse aus einem Medientrübels

Das neue Format «Arena/Reporter» mit Christa Rigozzi als Co-Moderatorin sorgte im Vorfeld für Aufregung. Kommunikationsexperte Marcus Knill erklärt die Hintergründe.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Kann sie es oder nicht? Christa Rigozzi als «Arena/Reporter»-Co-Moderatorin.

«Arena/Reporter» mit Christa Rigozzi als Co-Moderatorin wird als neues Sendegefäss angekündigt. Unmittelbar darauf folgt ein Medienaufrührer: Der *Blick* eröffnet die Geschichte und macht den angeblichen Zoff beim Schweizer Fernsehen mit dem Titel gross auf: «Riesen-Krach am Leutschenbach». Der *Blick* spricht von interner Mitarbeiterkritik an Christa Rigozzi. SRF-Mitarbeiter sollen sauer sein, dass Rigozzi – anders als die Vollzeitmitarbeiter – Werbung machen darf. Die Kritiker wollen jedoch anonym bleiben. Rigozzis viele Werbeverpflichtungen sorgen laut dem *Blick* für heisse Diskussionen am Leutschenbach. «Sie verfügt über ein Portfolio mit vielen lukrativen Mandaten. Das wirkt nicht gerade glaubwürdig, wenn sie in dieser Sendung unabhängig gesellschaftsrelevante Themen verhandeln soll», wird in der Boulevardzeitung ein SRF-Aushängeschild zitiert. Ein anderer SRF-Mann sagt: «Ich dürfte das nie, obwohl es ein gutes Einkommen wäre.» Und eine TV-Frau giftelt: «Ich staune, zu welchen Pirouetten die Informationsabteilung bereit ist. Für mich ist es billiger Zuschauerfang: Kurzes Röckli holt mit lustigem Tessiner Akzent Quote.»

Nach diesen anonymen Äusserungen spricht SRF-Direktor Ruedi Matter Klarheit: «Niemand in diesem Haus muss mit allem einverstanden sein, was entschieden oder umgesetzt wird. Wir lassen verschiedene Meinungen zu, nicht nur in unseren Programmen, auch intern», und ergänzt: «Alles andere als mutig ist es, sich mit seiner Meinung anonym in einer Zeitung zitieren zu lassen. Im aktuellen Fall ist es nichts anderes als verlogen: die Sorge um das Ansehen, die Glaubwürdigkeit von SRF vorzugeben – und genau dieses Ansehen, diese Glaubwürdigkeit sehr bewusst und aktiv zu beschädigen. Ich bedaure und verurteile solche Aktionen.»

SRF-Sprecher Stefan Wyss ergänzt bei persoenlich.com, Rigozzi sei bei SRF nicht fest angestellt, sondern werde als Co-Moderatorin für die einzelnen Ausgaben von «Arena/Reporter» engagiert – im Jahr 2017 seien das drei Sendungen. «Es ist also auch

eine Frage der Verhältnismässigkeit, dass für Christa Rigozzi nicht die gleichen Regeln gelten können wie für jemanden, der bei SRF als Redaktor und Moderator in einem Vollpensum arbeitet», so Wyss weiter. Zudem nehme Rigozzi für ihr Engagement bei «Arena/Reporter» bezüglich Werbung gewichtige Einschränkungen in Kauf. «So können über längere Zeit auf SRF keine Werbespots mit Rigozzi geschaltet werden», so Mediensprecher Wyss. Der *Blick* kontert: «SRF-Boss verhängt Maulkorb!»

Dann folgt ein weiterer Knall: Das Thema am 11. Juni wird die umstrittene Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) sein. Als Fallbeispiel dient Christian Kast, der seine Kinder 2015 aus der Obhut der Kesb entführte und zusammen mit seiner Ehefrau Margie auf die Philippinen schickte. Kast ist Protagonist der «Arena/Reporter»-Sendung, über die im Anschluss diskutiert werden soll. Und: Kast soll im Publikum sitzen und aktiv am Gespräch teilnehmen. Der *Blick* wirft der «Arena/Reporter» vor, einen Nazi eingeladen zu haben, und schreibt: «Projer am Pranger». Moderator Jonas Projer wehrt sich

«Es fiel auf, dass sich der sonst SRG-freundliche *Blick* kritisch auf die Rigozzi-Moderation einschoss.»

gegen die Vorwürfe, dass seine Sendung einen rechtsextremen Kesb-Gegner einlade. «Nie würde ich einen Nazi einladen!» Nachdem jedoch Kast auf seine Teilnahme verzichtet hatte, schien das Medienthema Kast zu versanden. Aber es wurde dennoch in den Medien weitergeköchelt.

Kommentar

Es stellte sich im Vorfeld der Sendung die Frage, welche Interessen wohl hinter all diesen Akteuren stecken würden. Es fiel auf, dass sich der *Blick* (Ringier), sonst eher SRF-freundlich, kritisch auf die Rigozzi-Moderation einschoss. Das Schweizer Fernsehen beschränkte sich bei der Ankündigung der Sendung zunächst auf Fakten und Informationen. Erst nach den anonymen internen kritischen Stimmen tadelte und verurteilte



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

SRF-Direktor Matter das Verhalten einzelner Mitarbeiter. Ich finde, in dieser Situation waren deutliche Worte angebracht. Matter war zwar ungehalten, hat aber die Nerven nie verloren.

Ich befürchtete in der Anfangsphase, dass sich SRF-Moderator Projer zu lange in Schweigen hüllen würde. Doch in der *Schweiz am Wochenende* nahm er noch rechtzeitig Stellung zur Sendung – und nahm dabei seine Kollegin in Schutz. «Christa Rigozzi ist mehr als eine Glamour-Frau. Rigozzi war vor zwei Jahren das erste Mal Gast in der «Arena», um über die zweite Gotthardröhre zu diskutieren. Sie hat mit Kompetenz überzeugt, mit rhetorischem Geschick, und sie hat bewiesen, dass sie nicht nur eine erfolgreiche Geschäftsfrau ist, sondern sich auch auf dem politischen Parkett bewegen kann.» Und die 34-Jährige brachte dem Sender eine gute Quote ein. Die Gotthard-«Arena» war mit fast 28 Prozent eine der besten unter Projers Leitung. Dazu sagt der Moderator: «Das ist nicht unser Hauptkriterium, uns geht es um die Meinungsbildung. Aber wir wären doch im falschen Job, wenn wir nicht versuchen würden, mit relevanten Themen ein breites Publikum zu erreichen.» Dazu könne Rigozzi sicher beitragen.

Zur Kritik anderer SRF-Moderatoren, die ehemalige Miss Schweiz dürfe Werbung machen, für wen sie wolle, findet Projer: «Klar ist, dass sie für einige wenige Auftritte spürbare Werbeeinschränkungen in Kauf nimmt. Und das finde ich auch richtig so.»

Die Begründung Projers erfolgte rechtzeitig. Doch hat anschliessend Christian Dorer

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

(NZZ) darauf hingewiesen, dass durch die neue Debattensendung die Marke «Christa Rigozzi» an Attraktivität gewinne. Durch regelmäßige Bildpräsenz steigt zwangsläufig der Werbewert einer Firma. Ich zitiere den Chefredaktor der Blick-Gruppe: Wenn es dem Sender nur um den Werbeeffekt einer «prominenten, gut aussehenden, charmanten Botschafterin» gehe, dann sei ihre Verpflichtung «sexistisch und nicht die Kritik daran». Ich meine, wir dürfen sämtliche Kommentare und Vorurteile hinsichtlich der Kompetenz Rigozzis ignorieren. Entscheidend für mich ist das Resultat vor Mikrofon und Kamera und nicht die publizierten Vorurteile.

Vielen Kritikern war der Leistungsausweis von Christa Rigozzi nicht bekannt. Ich zitiere Wikipedia: «Zum Zeitpunkt ihres Titelgewinns studierte sie Medien- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Freiburg und Kriminologie und Strafrecht an der Universität Bern. Nach dem Miss-Jahr hat Rigozzi ihr Studium der Kommunikationswissenschaft und Kriminologie an der Universität Freiburg mit der Note 5,5 abgeschlossen. Sie spricht fließend fünf Sprachen.»

Zur umstrittenen Werbeerlaubnis der Co-Moderatorin muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass der Vergleich mit Bernhard Russi hinkt, der beim Sport ebenfalls nicht fest angestellt ist und privat Werbeverträge weiterführen kann. Zwischen den Ressorts Sport und Politik ist zu differenzieren. Beim Sport besteht viel weniger die Gefahr, dass es zu heiklen Situationen kommt.

Erstaunlich ist, dass alle erwähnten kritischen Mediengeschichten noch vor der angekündigten Sendung publiziert worden sind. Zur Freude Projers bringt dies hinsichtlich Einschaltquote zwangsläufig bessere Zahlen. Das Interesse an der Sendung ist jedenfalls durch den Medienwirbel geweckt worden.

Zur ausgestrahlten Pilotsendung

noch ein Wort:

Die Sendung vom 11. Juni fand dank der Auseinandersetzung eine grosse Beachtung. Die Urteile fielen zwar unterschiedlich aus, Christa Rigozzi kam aber recht gut weg. Die Sendung selbst wurde von verschiedenen Seiten als überladen empfunden, und es gab ein technisches Problem mit der Telefonverbindung.

Am meisten wurde aber nicht Rigozzi kritisiert, sondern vor allem das peinliche, undisziplinierte Verhalten der Diskutierenden. Zu oft sprachen alle durcheinander. Dialog – ein Fremdwort? Ich begreife jeden Konsumenten, der während dieser Sendung abgeschaltet hat.

Erkenntnisse

Zum kommunikativen Verhalten der verschiedenen Akteure ist zusammenfassend zu sagen: Co-Moderatorin Christa Rigozzi verstand es, in der kritischen Phase die Medien zu nutzen. Medienangebote sind immer eine Chance. Es gelang ihr nicht nur, in den Interviews klug und schlagfertig zu antworten. Auch beim vorbelasteten Auftritt kann man, trotz des zusätzlichen Stresses und der technischen Panne, mit ihrer Leistung zufrieden sein. Dank Authentizität und Kompetenz kam sie bei den meisten Kritikern gut weg: Sie habe trotz merklicher Nervosität souverän moderiert.

Zu den SRF-Repräsentanten: Das Verhalten der internen Mitarbeiter, die Rigozzi anonym kritisiert haben, ist bedenklich: Wer kritisiert, muss Farbe bekennen. Dieses Verhalten muss gerügt werden. SRF-Direktor Ruedi Matter spricht Klartext und verurteilt die giftigen Kommentare aus dem eigenen Haus. Gut gemacht. Ein Chef muss Haltung zeigen.

Jonas Projer hat über das Sendekonzept, die Kompetenz von Christa Rigozzi sowie deren Rolle als Co-Moderatorin ausführlich und rechtzeitig informiert. Ihm wurde aber vorgeworfen, er habe während der Sendung zu wenig interveniert, es wurde zu lange undiszipliniert diskutiert.

Bei dieser neuen Konstellation hätte er – wie früher – die Leitung übernehmen müssen. Es bleibt zu hoffen, dass er künftig zu seinem bisherigen Führungsstil bei der Gesamtmoderation zurückfindet.

Für die Boulevardmedien war der «Hauskrach» fernsehintern ein gefundenes Fressen. Dass der *Blick* diese Geschichte so breit aufmachen konnte, ist den anonymen Kritikern anzulasten und nicht den Journalisten. Ungewöhnliches, Negatives und Auseinandersetzungen sind immer ein gefundenes Fressen.

Zu den Interviews mit Rigozzi im *Blick am Sonntag* und in der *Schweiz am Sonntag*: Die Sonntagspresse hat Christa Rigozzi eine

Plattform geboten und mit den prominent aufgemachten Interviews viel dazu beigetragen, dass die Bevölkerung sie noch vor der Sendung besser kennenlernen konnte.

Was wir aus diesem Medienhype

lernen können:

- Auseinandersetzungen sollten immer intern und nicht öffentlich ausgetragen werden.
- Medienauftritte sind immer eine Chance.
- Sachverhalte sind zu klären.
- Behauptungen und Vorurteile sind zu berichtigen.
- Dank des Multiplikationseffektes der Medien können wir Informationen schnell verbreiten.

Fazit

Der Start der Pilotsendung ist trotz galliger Diskussion einigermaßen geglückt. Christa Rigozzi meisterte zwar die neue Aufgabe, wirkte aber sichtlich angestrengter als sonst. Sie überzeugte durch Präsenz und Kompetenz. Die meisten Kritiker sind sich einig in der Feststellung, dass zu viele Zutaten den Brei verderben. Ich traue Jonas Projers Team zu, dass es – wie bei der klassischen «Arena» – aus den Feststellungen die Konsequenzen zieht. Das Format lässt sich mit wenigen Eingriffen optimieren. □

SWISS

MANAGEMENT RUN



„LAUFEND“ NEUE KONTAKTE



SYMPOSIUM



RUN



NETWORKING

12:30 Fit for Management
Gesundheit von Managern im Fokus

18:00 Swiss Management Run
Strecken: 1.2 km, 5 km bzw. 10 km

20:00 After Run Party
mit Barbecue Grill und Siegerehrung

Partner



Veranstalter



Botschafter werden
und gratis mitlaufen
Mehr Infos: management-run.ch



Medienrhetorik

Schaumschläger oder Superstar?

Frankreichs neuer Präsident Emmanuel Macron bewegt die Gemüter. Nicht nur wegen seiner älteren Frau. Kann er die Erwartungen erfüllen, die er erweckt? Medienexperte Marcus Knill ist sich sicher: Er sieht nicht nur gut aus.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Kann Macron Donald Trump und Angela Merkel trotzen? Oder ist er einfach ein Beau im Präsidentenamt?

Viele Faktoren entscheiden über Wahl oder Nichtwahl von Staatspräsidenten. Beim Duell Le Pen – Macron beeinflussten die Taktik der Parteien und die Botschaften der Kandidaten die Wahl enorm. Letztlich spielt

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

aber das Charisma einer Persönlichkeit und deren Wirkung bei ihren Auftritten eine noch grössere Rolle.

Bei Trump glaubte niemand an seinen Erfolg. Doch überzeugte er vor allem, weil er selbst von seinen Botschaften überzeugt war.

Der unabhängige Kandidat Emmanuel Macron wurde bereits nach der ersten Runde als Sieger gefeiert. Für die Franzosen ver-

körpert er Aufbruchsstimmung. Er hört gut zu, ist jung, dynamisch und kann begeistern. Nun hat er es geschafft!

Seine Bewegung, En Marche, assoziiert Bewegung, Vorwärtsschreiten oder Nach vorne-Schauen. Die Bevölkerung in Frankreich hat genug von den alten Strukturen, so wie die Amerikaner genug hatten vom Establishment. Frischer Wind ist derzeit gefragt.

Sozialisten und Konservative wirken in Frankreich verkrustet. Beide möchten eigentlich zurück in die alte Zeit der französischen Hegemonie.

Macron, der ehemalige Investmentbanker, signalisiert diese gewünschte Aufbruchsstimmung. Einstellungsmässig ist er, im Gegensatz zu Le Pen, Europa und Angela Merkel wohlgesinnt. Inhaltlich legt er sich aber nicht gerne fest.

Viele Politiker, die sich bewusst vage positionieren und recht flexibel argumentieren, wurden gewählt, weil sie nirgends aneckten. Bei Macron ist im Gegensatz zu Le Pen alles verhandelbar, sogar die 35-Stunden-Woche. Er weiss: Die Franzosen wählen erfahrungsgemäss nicht Programme, sondern vor allem überzeugende Personen. Sein Wahlprogramm ist im Grunde genommen biedere politische Mitte.

Ein konkretes Ziel hat er: Als Präsident will er seinen Reformkurs fortsetzen, mit dem er als Wirtschaftsminister bei Hollande gescheitert ist. Er will die Staatsausgaben um sechzig Milliarden Euro verringern. Laut

Macron: «Ich will das Beste von den Linken, das Beste von den Rechten und das Beste von der Mitte, um das Land zu verändern.»

Macron-Biografin Caroline Derrien hat der begabte Politaufsteiger zusammen mit seiner älteren Frau, von der er sagt: «Ohne sie wäre ich nicht ich», eine Mission: Sie wollen Frankreich von Grund auf verändern. Ob es ihm gelingen wird?

Um seine kommunikativen Eigenschaften zu beleuchten, müssen wir sein Verhalten und die Wirkung seiner Person beschreiben.

Äusserlich gleicht Macron einem Sonny-boy. Er ist telegen. Wenn er spricht, vor allem über das Thema Europa, beginnt seine Stimme zu vibrieren. Mitunter überschlägt sie sich, beispielsweise bei der Aussage «Wir lieben Europa!»

Der sozialliberale, parteilose Präsidentschaftskandidat begeisterte vor allem vor jungen Frauen. Das rhetorische Rüstzeug erhielt er im Jesuiten-Lyzeum Providence. Es

wird gesagt, er sei dort ein beliebter Schüler gewesen. Seine guten Manieren hat er vom Elternhaus mitbekommen. Er liebte schon früh das Theaterspielen.

Brigitte, seine Lehrerin, wurde später seine Frau. Sie war schon bei seinen Auftritten beim Theaterspielen seine Kommunikationsberaterin. Sie mahnte ihn strikt: «Chéri, da sprichst du zu lang, du musst Pausen einlegen!», oder: «Greif nicht zu früh an. Du hast keine Energie zu verlieren!» Schon auf der Bühne wurde Emmanuel ermahnt: «Hier musst du deine Stimme heben. Jetzt taucht sie ab.»

Macron war stets ein lernwilliger Schüler und passte sich dem Text umgehend an. Beachtenswert: Schon auf der Bühne war er nur er selbst, «mit beseeltem Blick und solarer Aura». Wie früher beim Theaterspielen kann Macron auch heute das Publikum in seinen Bann ziehen. In der Biografie (von Derrien und Nedelec) lesen wir: Brigitte war nicht nur Emmanuels Kommunikationsberaterin, sondern auch sein «Kompass».

In einer Homestory (*Paris Match*) schwärmt sie von ihrem Mann. Er sei ein Kavalier, ein Mensch von einem anderen Planeten, ein Philosoph, ein Schauspieler, ein Schriftsteller, der noch nichts veröffentlicht habe ... und ergänzt: «Und ich, ich verwahre das Manuskript.»

Macron ist rhetorisch geschickt. Das zeigt folgende Aussage im Wahlkampf, um seine Gegenspieler zu stoppen: «Pfeift nie jemanden aus! Man baut kein politisches Projekt mit Pfiffen!» Als Politiker wurde er aber auch oft gekontert. Einmal wurde er sogar ausgebuht. Hier ein Beispiel aus einem verbalen Duell: Macron verleugnete seine frühere Tätigkeit als Investmentbanker nicht, die auch in Frankreich schlecht angeschrieben ist. In Südfrankreich stritt er einmal im Anzug und mit Krawatte mit zwei hemdsärmeligen Vertretern eines Volksaufmarschs. In die Enge gedrängt, ereiferte er sich: «Sie machen mir in Ihrem T-Shirt keine Angst. Die beste Art, sich einen Anzug zu leisten, ist zu arbeiten.» Worauf sie Macron erwiderten: «Aber ich träume davon zu arbeiten, Monsieur Macron!»


Fazit

Der dynamische, smarte Macron wirkt in den Medien authentisch und punktet dank seiner glaubwürdigen Ausstrahlung. Seine



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

Stärke ist die Sprache. Er versteht den Umgang mit dem Diskurs. Seine Selbstsicherheit wird gestützt von seiner Brigitte, die sein Ein und Alles ist. Trotz des Erfolges muss aber der überraschende Aufsteiger mit zahlreichen Fussangeln rechnen, die mit der eingespielten Präsidentschaftsmaschinerie verbunden sind. Für Neulinge gibt es nämlich in Frankreich keine Willkommenskultur.

Sein Hauptproblem: Wie schaffe ich mir als Parteiloser eine Hausmacht? Dank seiner kommunikativen Stärke traue ich Macron aber noch viel zu. 

Medienrhetorik

Dreiste und uneinsichtige Umdeutungsrhetorik

Der Zürcher Unterländer Sonderschullehrer Jürg Jegge galt als «Starpädagoge» und «neuer Pestalozzi». Bis das Buch «Jürg Jegges dunkle Seite» (Wörterseh) auf den Markt kam, in welchem ihm sexuelle Übergriffe an Schülern vorgeworfen wurden. Jegge bestritt dies nicht, verharmloste es aber.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Der «Starpädagoge» Jürg Jegge wird von der eigenen Vergangenheit eingeholt.

Jürg Jegge war ein Vorzeigepädagoge, der die Schule von vielen Zwängen befreien wollte. Seine Sonderschule war ein Spezialfall. Der Starpädagoge verstand es, in schwachen Schülern Selbstvertrauen aufzubauen.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Doch zeigt sich nach der Veröffentlichung des Buches «Jürg Jegges dunkle Seiten»: Der Lehrer der Nation hat seine Schützlinge mehrfach missbraucht. Diese Meldung hat die Öffentlichkeit erschüttert.

Nach langem Schweigen steht der Reformpädagoge angeblich offen zu seinen Übergriffen. Bei Fehlritten lohnt es sich meist, diese unumwunden einzugestehen. «Mea

culpa» kann als Befreiungsschlag helfen. Doch der «neue Pestalozzi», wie er nach seinem Bestseller «Dummheit ist lernbar» genannt wurde, «verschlimmbesserte» bei seinem Eingeständnis in den Medieninterviews die üblen Taten. Jegge war sich bewusst: Dank Verjährung kann er nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Er ging stets nur auf alte Fälle ein. Verwerflich ist, dass

Jegge keine Reue spürt. Seine Interviews zeigen: Der clevere Reformpädagoge versucht, sein Tun trotz der misslichen Lage zu rechtfertigen, indem er Fakten verharmlost, verwässert, umdeutet und beschönigt. Er sieht in seinen Taten immer noch nichts Verwerfliches, da keine Gewalt im Spiel war und die Jugendlichen angeblich die sexuelle Befreiung akzeptierten. Wenn behauptet wird, dass er unter dem Deckmantel der Reformpädagogik abhängige Kinder missbrauchte, müsste die Öffentlichkeit – laut Jegge – die Situation unter dem Kontext des Zeitgeistes der Achtundsechzigerjahre sehen.

Sexuelle Übergriffe ordnet der ehemalige Kulppädagoge unter «Therapie» ein. Die Parallele zur Odenwaldschule ist frappant. Auch dort kamen nachträglich zahlreiche Übergriffe der Befreiungspädagogen ans Tageslicht.

«Jürg Jegge ‹verschlimmbesserte› alles in seinen Interviews.»

Einer der prominentesten Verfechter jener Reformpädagogik in Deutschland war der grüne Politiker Daniel Cohn-Bendit (siehe «persönlich»-Analyse vom 6. Juni 2013). Auch er sah in der Befreiung der Jugendlichen von sexuellen Zwängen etwas Positives. Nachträglich versuchte Cohn-Bendit ebenfalls, seine früheren fragwürdigen Äusserungen in ein günstigeres Licht zu stellen. Bei den Reformpädagogen der Achtundsechziger standen zwar die Bedürfnisse der Kinder

im Vordergrund. Sie wollten angeblich nur das Beste für ihre Schützlinge. In Deutschland diskutierten die Grünen aber auch über die Legalisierung pädosexueller Taten. Basierend auf dem pädagogischen Eros von Platon, rechtfertigten viele Verfechter der Reformpädagogik ihre Taten mit dem damaligen Zeitgeist. Laut Psychoanalytiker und Marxist Wilhelm Reich darf Sexualität nicht blockiert werden, sonst wird auch die Psyche blockiert. Jegge, der Reichs Thesen gelesen hat, versucht seine Taten mit dieser Ideologie zu legitimieren. «Ich war damals der Überzeugung, dass eine derartige Sexualität einen Beitrag leiste zur Selbstbefreiung und zur persönlichen Weiterentwicklung» (Jegge in der *NZZ*). Der therapeutische Ansatz fiel damals bei Lehrern der Achtundsechziger-Generation auf fruchtbaren Boden. Sie klammerten bei ihrer «Liebe» zu den Jugendlichen die Abhängigkeit der Opfer völlig aus. Wer früher die Reformpädagogen kritisierte, war ein Spiesser. Die Alt-Achtundsechziger beurteilen die Vergehen Jegges im *Sonntags-Blick* unterschiedlich. Moritz Leuenberger will nicht öffentlich gegen Jürg Jegge heulen. Er befürchtet wohl, dass das Vergehen auf die ganze grün-linke Szene abfährt. Weshalb kann er nicht wenigstens die Vergehen Jegges missbilligen?

Adolf Muschg wollte sich zu den Vorfällen nicht äussern. Vielleicht, weil er 2010 recht unglücklich zu den pädosexuellen Vorkommnissen an der deutschen Odenwaldschule Stellung genommen hatte. Er schwadronierte damals vom «pädagogischem Eros». Andere Achtundsechziger wie Polo Hofer und Toni Vescoli zogen jedoch eindeutig



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

eine Grenze zur sexuellen Freiheit von damals. Sie habe nur für Erwachsene gegolten.

Die Rechtfertigungsargumentation Jegges in den Medien strotzt von Dreistigkeiten:

- Er behauptet, die Übergriffe hätten den Jugendlichen Spass gemacht.
- Durch die Therapie sind laut Jegge die anvertrauten Kinder gleichsam von Zwängen «befreit» worden.
- Obschon Jegge sich der Strafbarkeit seiner Handlungen bewusst war, spricht er stets nur von sexuellen Kontakten. Worte wie Übergriffe oder Missbrauch vermeidet er.

Jegge: «Mir gefällt das Wort ‹sexueller Missbrauch› nicht.» Er aus seiner Sicht bagatelisiert seine angebliche «Therapie» zusätzlich (übrigens als un ausgebildeter Therapeut), wenn er das gemeinsame Onanieren

ANZEIGE

EMK
ZERTIFIKATS-PRÜFUNG

FACHPRÜFUNG für
MARKETING | VERKAUF |
KOMMUNIKATION | EVENT

www.emk-zertifikat.ch

ZÜRICH | BERN | BASEL | USTER | BERLIN

swiss marketing academy

Für alle
Marketing-, Verkaufs- und
Kommunikations-Ausbildungen...

MARKETING

WWW.SWISSMARKETINGACADEMY.CH

mit einem Jugendlichen leichtfertig als «Dureschnuffä» bezeichnet. Die Jugendlichen sollten sich durch diese «Therapie» von Zwängen befreien und so ihr Selbstbewusstsein stärken.

Folgende Begründungen Jeggés sind besonders bedenklich: «Ich habe die Situation damals in meiner pädagogischen Begeisterung falsch eingeschätzt. Ich habe nicht beachtet, dass der Lehrer immer die stärkere Figur ist.» Jegge bestreitet, dass er seine Sexualität mit den Schülern ausgetauscht und deren Vertrauen missbraucht habe. «Es ging mir immer um den Schüler. Ich habe mich lediglich mit eingebracht, auch um den Jugendlichen Mut zu machen. Natürlich muss man erregt sein, sonst geht es nicht.»

Diese Sichtweise ist nicht neu. Es sind klassische Rechtfertigungen von Tätern, die ihre Machtrolle ausnutzen. Die Rechtfertigungen Jeggés erinnern an Aussagen von fragwürdigen Pädagogen in antiautoritären Kinderläden oder an der Odenwaldschule.

ZUSAMMENFASSUNG:

Es ist bedenklich, dass Jürg Jegge sich von der Achtundsechziger-Euphorie nicht lösen kann. Vor allem seine Uneinsichtigkeit ist erschreckend: Er sei damals der Überzeugung gewesen, dass man den Unterschied zwischen Lehrer und Schüler möglichst klein halten sollte. Er habe nie Gewalt angewandt. Deshalb sei es in seinen Augen auch kein Missbrauch. Jegge bereut seine angeblichen

«Therapien» nicht. Er sagt in den Interviews nur, er würde es HEUTE nicht mehr machen.

Ich zitiere:

Journalist: Hatten Sie damals das Gefühl, Ihre «Therapien», die sexuelle Kontakte mit Minderjährigen beinhalteten, seien ein revolutionärer Akt?

Jegge: Das kann man so sagen. Es ging um die Selbstbefreiung, darum, dass sexuelle Befreiung zu einer Gesamtbefreiung beitragen kann. Das wurde alles so diskutiert und teilweise auch so gemacht. In den deutschen Kinderläden kam der Samichlaus und hat die Kinder füllblut ausgezogen. Alles so Zeug. Das zeigt auch die Diskussion um die Grüne Partei in Deutschland und ihre Beziehung zur Pädosexualität in den Siebzigerjahren.

Haben Sie sich mit anderen Pädagogen über die sexuellen Kontakte mit Kindern ausgetauscht?

Ja. Nicht sehr häufig, aber es kam vor. Wir waren der Meinung, dass man Kinder gleich behandeln solle wie Erwachsene. Und zwar auf der ganzen Linie.

Mit wem haben Sie sich ausgetauscht?

Mit Gleichgesinnten, ich will keine Namen nennen. Wir waren nicht organisiert. Das geschah zum Beispiel im Rahmen einer Supervision. Natürlich hat man dafür gesorgt, dass das nicht überall herum erzählt wurde. In der

Wissenschaft wurde die Thematik aber öffentlich diskutiert. Es gab sogar Tagungen. Da war aber nur ein sehr kleiner Teil der Forschenden involviert.

Wissen Sie konkret von anderen Pädagogen, die mit Schülern sexuell verkehrten?


Ja, ich weiss, dass das auch andernorts stattfand.

Bereuen Sie heute Ihre Taten?

Aus heutiger Sicht würde ich so etwas nicht mehr machen. Hauptsächlich deshalb, weil es zwischen Lehrer und Schüler eben ein Ungleichgewicht gibt. Und weil die allgemeine Diskussion eine andere ist.

FAZIT:

Jegge, der Vordenker der Reformpädagogik, versucht mit seinen dreisten Rechtfertigungen, die sexuellen Übergriffe im Lichte des damaligen Zeitgeistes zu legitimieren. Ihm fehlt jegliches Unrechtsbewusstsein. Wenn gleich in jenen Jahren gewisse Pädagogen eine Verknüpfung von mentaler und sexueller Befreiung empfahlen, kann und darf sich niemand unter dem Deckmantel einer «Therapie» an Kindern vergreifen.

Jegge hat dem Begriff «lustvolles Lernen» eine neue, fragwürdige Dimension gegeben. In seinen Antworten zeigt er zudem, dass Dummheit auch bei gewissen Reformpädagogen lernbar ist. 

ANZEIGE

Vertrauen verbindet!

Ihr Weg zu unseren Lesern!

**Reader's Digest
kann man
vertrauen –
mehr Wirkung
für Ihre Werbung!**



Das Beste aus Reader's Digest AG
Räffelstrasse 11 · Postfach · 8021 Zürich
Telefon 044 455 71 63

Erfolgreiche Auftritte brauchen Raum.



WIRTE

Wir planen Ihre Auftritte mit innovativen Lichtkonzepten und Energieeffizienz. Wir laden Ihre Kunden ein, sich bei uns zu sammeln. Raum, Licht, Gestaltung, Atmosphäre und geschmackvolle Möbel sind Brand-Identifizierung. Deshalb sind Ihre Auftritte für Ihre Marke ein Muss. Und wir haben die besten Lösungen, um Ihre Auftritte zum Erfolg zu machen. Mehr erfahren Sie auf www.messerli.com

Medienrhetorik

Doris Leuthard und die Medien

Bundespräsidentin Doris Leuthard besitzt unbestritten hervorragende medienrhetorische Fähigkeiten. Sie kann mit Journalisten umgehen und ist in der Bevölkerung beliebt. Marcus Knill über die Gründe.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Bundespräsidentin Doris Leuthard beweist Nervenstärke.

Seit Jahren habe ich Doris Leuthards Medienauftritte beobachtet und analysiert. Ich reiste zur 1.-August-Rede der neu gewählten Bundesrätin nach Eischoll. Es war ihr erster öffentlicher Auftritt nach der Amtsübernahme im kleinen 500-Seelen-Dorf im Wallis. Mit ihrer fröhlichen Art gelang es Doris Leuthard schon damals, die Herzen des Publikums zu gewinnen. Inhaltlich blieb sie aber vage. Sie begründete ihre allgemeinen Formulierungen nachträglich in einem Inter-

view damit, sie habe sich als frischgebackene Bundesrätin zurückhalten wollen und deshalb keine Visionen aufgezeigt.

Als ich diese erste 1.-August-Rede mit jener von 2013 verglich, die ich im Auftrag von *20 Minuten* im Rahmen eines Vergleichs von sämtlichen Augustreden der Bundesräte kommentierte, konnte ich feststellen, dass Doris Leuthard leider auch bei dieser Rede besonders originelle Ideen fehlten.

Ich zitiere die Beurteilung von 20 Minuten:

Doris Leuthard – zu allgemeine Aussagen Gleich wie Bundesrat Schneider-Ammann beschwor auch die Umwelt- und Verkehrsministerin «die Bereitschaft, füreinander da zu sein» als typisch schweizerische Tugend. Anstehende Reformen sollten mit Dialogbereitschaft angegangen werden. «Doch dies sei eigentlich Jammern auf hohem Niveau», bilanzierte die CVP-Bundesrätin.

Leuthard stelle Wilhelm Tells Aussage «Der Starke ist am mächtigsten allein» infrage, sagt Experte Knill. «Das ist ein deutlicher Wink mit dem Zaumpfahl gegen alle politischen Kräfte, die einer Isolationspolitik huldigen.» Stattdessen solle man am gleichen Strick ziehen und zusammenstehen. «Die Schweiz, ein einig Volk. Das ist schon lange kein originelles Motiv mehr», so der Kommunikationsprofi (Ende Zitat).

Auftritt in der «Arena»

Ich beobachtete Doris Leuthard später einmal in der «Arena» im Fernsehstudio. Das Verfolgen einer Sendung im TV-Studio ist

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

aufschlussreicher als das Betrachten der aufgezeichneten Sendung. Der Blick hinter die Kulissen lohnte sich auch damals, anlässlich der Aufzeichnung der Sendung über den Service public. So sah ich beispielsweise vor der Sendung, wie «Bahnministerin» Doris Leuthard in ihrem luxuriösen Tesla direkt vor die Eingangstür chauffiert wurde. Neben mir sagte eine junge Besucherin im kritischen Unterton zu ihrer Freundin: «Wenn unsere Verkehrsministerien den Service public doch so gut findet, weshalb kommt sie dann nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln?»

Am Schluss der Veranstaltung, beim inszenierten Gruppenbild, positionierte sich jene Kritikerin dann aber stolz neben der Bundesrätin. Ich hatte Verständnis für die Benützung des Autos, vor allem wegen des Dauerregens. Mir zeigte das Verhalten der Kritikerin, dass die Bundesrätin versteht, Menschen für sich einzunehmen. Doris Leuthard gab sich während der ganzen Sendung recht locker und eloquent. Sie punktete mit ihrem ansteckenden Lachen und ihrer Fachkompetenz, während Gewerkschafter Corrado Pardini seinen Unmut über den Initiativtext und die Kontrahenten mit den Geschichten aus ihrem Alltag nicht zurückhalten konnte und seinem Ärger während der Sendung freien Lauf liess. Die Verkehrsministerin argumentierte hingegen authentisch, engagiert, überzeugend und verständlich. Ihre Aussagen waren immer sehr gut nachvollziehbar.

Die Magistratin stand oft im Gegenwind. Der Medienspiegel vom Januar 2007 zeigt, dass Doris Leuthard immer wieder von verschiedenen Seiten der Wind kalt ins Gesicht blies. Sie steckte aber die Kritiken stets gelassen weg.

- *SF DRS*: Bundesrat pfeift Doris Leuthard zurück
Alleingang in Sachen Vaterschaftsurlaub nicht erwünscht
- *Zap.zisch.ch*: Doris Leuthard sticht mit Äusserungen ins Wespennest
Bundesrätin Doris Leuthard findet Steuerprivilegien für reiche Ausländer in der Schweiz ungerecht. Mit dieser Äusserung in einer Sendung des Westschweizer Fernsehens TSR stach sie in ein Wespennest.
- *NZZ online*: Leuthard sorgt für Wirbel
Äusserungen über Pauschalbesteuerung

von reichen Ausländern in der Kritik. Bundesrätin Leuthard hat mit ihren Äusserungen zu Steuerabkommen mit reichen Ausländern eine heftige Debatte ausgelöst.

- *Basler Zeitung*: Pauschalbesteuerung reicher Ausländer bleibt
Der Bundesrat will nicht von der Möglichkeit der Pauschalbesteuerung für reiche Ausländer abrücken und hat Doris Leuthard eine Absage erteilt.
- *NZZ*: Leuthards Sturz auf fiskalischem Eis
Leuthards Lehrgeld: Wirtschaftsministerin Leuthard wird vom Bundesrat gestoppt.
- *20 Minuten*: Doppelte Niederlage für Leuthard
- *Tages-Anzeiger*: Doris Leuthard gebremst.
Eine eiskalte Dusche
- *Blick*: Ohrfeige für Leuthard

Der Grund, weshalb Leuthard im Bundesrat so harsch abblitzte: Das mutige Vorpreschen einer neuen Bundesrätin weckte auch Ängste: möglicherweise die Angst vor der Konkurrenz? Neid könnte ebenfalls mitgespielt haben. Denn Doris Leuthard war medien-gewandter als die anderen. Der Alleingang der jüngsten Bundesrätin war aussergewöhnlich. Er entsprach nicht der Norm. Ferner spielten wohl auch psychologische Aspekte bei den Kritikern eine Rolle. Mit der überraschenden Ablehnung konnten einer erfolgreichen Politikerin – über die Medien – die Flügel gestutzt werden (es war eine Art Disziplinierung: «Wir sorgen schon dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen!»). Es ist auch vorstellbar, dass Doris Leuthard nach der Phase der Zurückhaltung aktiver reagieren wollte, damit man ihr nicht vorwerfen konnte, sie sei farblos.

FAZIT DAMALS

Wenn Inhalt und Wirkung authentisch sind, überzeugt meist die Botschaft, trotz der Attacken der Gegner. Die kalte Dusche, die die zweite Frau im Bundesrat erhielt, bewirkte vielleicht beim Publikum einen Mitleid-effekt, der sich für die Kritiker langfristig kontraproduktiv auswirkt.

Bundesrätin Leuthard bewies immer wieder Krisenkompetenz. Sie bewahrte in kritischen Situationen stets ruhig Blut, beispielsweise als sie einmal mit Schuhen beworfen wurde: Bauern hatten Bundesrätin Doris Leuthard an der Käseolympiade im jurassischen Saignelégier überraschend mit Stiefeln



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

beworfen, und sie störten ihre Rede mit Buhrufen. Die Bundesrätin musste ihren Auftritt wegen der Aktion der Westschweizer Bauerngewerkschaft Unerre abbrechen. Die Bauern protestierten wegen der ihrer Ansicht nach ungenügenden Unterstützung der Landwirtschaft durch den Bund. Doris Leuthard blieb trotz der Buhrufe und Pfiffe gelassen. «Hören Sie auf», bat sie die Protestierenden. «Dies ist eine Olympiade, und es ist schade für jene, die diese Spiele organisiert haben» (Quelle: *20 Minuten*).

Mit derartigen Aktionen können zwar Demonstranten von sich reden machen. Es darf jedoch bezweifelt werden, dass solche mediengerechten Aktionen (Schuhe-, Eier-, Tomaten-, Tortenwürfe usw.) die Probleme lösen helfen. Der publikumswirksame Gag bleibt dennoch im Langzeitgedächtnis verankert, so wie zum Beispiel Duttweilers Steinwurf gegen die Scheiben des Bundeshauses oder der legendäre Schuhwurf gegen Bush.

Ich erinnere mich auch noch an die Situation aus dem Jahre 2009, als Bundesrätin Leuthard von der Juso als Schlächterin an den Pranger gestellt wurde. Leuthard bewies auch in dieser Situation Nervenstärke.

Zitat 20 Minuten

Juso-Kampagne «Tiefpunkt der Geschmacklosigkeit»

Die Juso ziehen in Sachen provokative Politwerbung an der SVP vorbei: Doris Leuthard wird wegen des Wirbels um Kriegsmaterialexporte auf dem blutrünstigen Juso-Plakat als Schlächterin dargestellt.

Doris Leuthards Auftritt bei «Giacobbo/Müller»

In einem Interview mit Edith Hollenstein in «persönlich» äussert sich die Bundesrätin über jenen heiklen Auftritt und dazu, wie es ist, von einem Satiriker befragt zu werden: «Die Situation ist eine andere. Als Politikerin oder Politiker möchte man bei «Giacobbo/Müller» keine Lachnummer sein; trotzdem will man ja auch nicht wie ein trockenes Guetzli rüberkommen (lacht). Ich nahm mir vor der Sendung vor, möglichst natürlich und normal Auskunft zu geben, denn als Bundesrätin kann ich auch nicht blödeln. Jetzt, im Nachhinein, hoffe ich, dass das einigermassen geglättet ist. Generell ist es tatsächlich schwieriger, in einer solchen Satirensendung aufzutreten als in einer normalen Polittalk-Sendung.»

Hat man keine Ahnung, was gefragt wird?

«Ja, genau so ist es. Ich wusste nicht, zu welchen Themen mich Viktor Giacobbo befragen würde. Vor dem Auftritt wurde ich lediglich über die Treppenstufe informiert, damit ich dort nicht runterfalle. Zudem musste ich die Stuhlhöhe testen, damit ich richtig im Bild sitze. Das war schon alles. Abgesprochene Themen oder Fragen gab es keine.»

Beurteilung des Auftritts

Doris Leuthard hat diese Situation mit Bravour gemeistert. Sie hat gemacht, was das einzig Richtige war. Sie blieb locker und war

hundertprozentig präsent. Sie hörte sehr gut zu. Es gelang ihr, sie selbst zu bleiben. Sie wurde zu keiner Lachnummer. Viele Politiker sind bei «Giacobbo/Müller» nicht mehr authentisch und versuchen, auch Komiker zu spielen. Leuthard blieb natürlich, zierte sich nie. Als Medienministerin hätte sie die Karte der Vorgesetzten ziehen können. Dank der offenen, natürlichen Art hat die Magistratin nicht nur die beiden Satiriker, sondern auch das Publikum für sich eingenommen.

In einem Interview mit der *Weltwoche* bestätigte Doris Leuthard jüngst: «Ich höre gerne zu. Aber die Unabhängigkeit kann man nur wahren, wenn man sich eine Schicht Teflon wachsen lässt.»

Doris Leuthard lässt sich von niemandem drängen. Weder von Lobbyisten noch von der eigenen Partei. Diese Unabhängigkeit zahlt sich aus.


Noch ein Wort zur Körpersprache der beliebten Magistratin: Das auffallende Augen-aufreissen bei Medienauftritten – während der ersten Monate nach der Wahl – zeigte sie später nur noch in extremen Stresssituationen. Es verschwand dann nach kurzer Zeit. Vielleicht dank der Routine oder der Erkenntnis, dass sie in den Medien sehr gut ankommt.

Leuthards Kleidersprache

Die Verkehrsministerin ist unter den amtierenden Bundesräten stets passend gekleidet. Nur das löchrige, originelle weisse Kleid,

Modell «Emmentaler», das sie anlässlich der Einweihungsfeier des Gotthardtunnels 2016 getragen hatte, wurde in der Twitter-Gemeinde recht kontrovers kommentiert. Das modische Wagnis fand Bezeichnungen wie «Wäschesack», aber auch Anerkennung. Es sei passend und toll für diesen besonderen Anlass. Jemand schrieb. «Es Chleid, wo so durchlöchered isch wiä d'Schwyzer Alpe.»

FAZIT

Die telegene Magistratin, inzwischen schon zehn Jahre in der Landesregierung, gewinnt durch ihre unbeschwerte Art viel Sympathie. Zu ihrem Markenzeichen zählt ihr entwaffnendes Lächeln. Sie ist wohl die populärste Politikerin der Schweiz. Ihre Präsenz in der Öffentlichkeit ist erstaunlich. Doris Leuthard als Medienministerin weiss, wie wichtig Medienauftritte sind. Ihr Budget für die Kommunikation geht denn auch in die Millionen. 

ANZEIGE

Damit Familienwerte langfristig erhalten bleiben

Erfahren Sie, wie die **Weitergabe von Vermögen** gelingt

Und wie die Erbengeneration lernt, damit umzugehen. Gemeinsam können wir eine Antwort finden.

Führend für Family Banking.

ubs.com/familybanking



HÖHERE FACHSCHULE WIRTSCHAFT

HÖHERE FACHSCHULE MARKETING

WIR UNTERRICHTEN, DAMIT SIE KARRIERE MACHEN!

- eidg.
Marketingfachleute FA

- eidg.
Kommunikationsplaner FA

- eidg. Dipl.
Marketingleiter

- eidg. Dipl.
Kommunikationsleiter

- eidg. Dipl.
Verkaufsleiter

- eidg.
Verkaufsfachleute FA

- Marketing-
Manager HF
(eidg. anerkannt)

- Marketing- und
Verkaufsleiter NDS HF
(eidg. anerkannt)

**Wir haben bereits das perfekte Modulsystem
für die Prüfungsreform 2019.**

**Wir sind uns der Verantwortung bewusst –
schliesslich sind wir die Nr. 1.**

Call in: 044 941 44 19

SWISSMARKETINGACADEMY.CH



Medienrhetorik

Sich entschuldigen beim Antworten

Im Fall Amri (Lastwagenattentat am Weihnachtsmarkt in Berlin) wurden die Behörden kritisiert. Der Attentäter war als Gefährder bekannt und konnte sogar unter verschiedenen Identitäten agieren. Ministerpräsidentin Hannelore Kraft stellte sich den Vorwürfen in einem Interview mit der *Bild am Sonntag*. Angesprochen auf die Pannen und Fehlentscheidungen, nutzt sie nicht die Technik der Entschuldigung, sondern weist die Schuld von sich und macht Ausflüchte.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

1. Sequenz

Bild am Sonntag: Frau Ministerpräsidentin, ist es Zeit für eine Entschuldigung?

Hannelore Kraft: Dieser Anschlag hat uns alle im Herz getroffen. Wir sind es den Opfern schuldig, dass wir die Vorgänge rund um den Terroranschlag in Berlin umfassend aufklären. Wir müssen die Fehler analysieren, um alles zu tun, so eine Tat künftig zu verhindern. Doch hundertprozentige Sicherheit kann keiner versprechen.

Aber im Fall Amri haben die Sicherheitsbehörden in NRW, in Berlin und im Bund Fehler über Fehler gemacht. Am Ende hat Amri zwölf Menschen getötet. Warum hat sich bislang kein Politiker bei den Opfern und ihren Angehörigen entschuldigt?

Wir sind noch in der Phase der Analyse. Es geht darum, sachlich, sauber und schnell aufzuklären. Es ist mir sehr bewusst, dass dies für die Hinterbliebenen und Verletzten kein Trost sein kann.

Wer ist dafür verantwortlich?

Es war im Nachhinein eine Fehlentscheidung, Amris Beobachtung zu beenden, seine Gefährlichkeit nicht richtig zu beurteilen. Ich mache da niemandem persönlich einen

Vorwurf. Es werden anhand von Erkenntnissen Entscheidungen getroffen, und dabei können leider auch Fehler passieren. Wir müssen gemeinsam zeigen, dass Politik ein lernendes System ist.

Analyse 1. Sequenz

In Krisensituationen gilt es immer, zuerst die Situation zu klären. Die Sätze «Wir müssen die Fehler analysieren, um alles zu tun, so

eine Tat künftig zu verhindern» oder «Hundertprozentige Sicherheit kann keiner versprechen» sind Plausibilitätsformeln, die nicht überzeugen. Solche Leerformeln sind bei Politikern aber beliebt.

In der zweiten Antwort genügt der wiederholte Hinweis auf die laufende Analyse nicht. Auch wenn gründlich untersucht wird, können sich die Behörden der Anteilnahme für die Opfer nicht entziehen.

Ein Bankdirektor war nach einer Amoktat abgetaucht und versuchte, sein Schweigen nachträglich mit folgender Selbstschutzbehauptung zu begründen: Er habe sich zuerst um die Mitarbeiter kümmern müssen. Hannelore Kraft kann ihr Abtauchen nicht kleinreden.

Es war bekannt, dass ein V-Mann mehrfach vor Amri gewarnt hatte. BKA-Chef Münch hatte öffentlich eingeräumt, dass die Behörden die Spur von drei islamistischen Gefährdungen verloren hatten. Wenngleich eine abschliessende Beurteilung abgewartet werden muss, hätte Hannelore Kraft sagen können, falls sich bestätigte, dass tatsächlich die bekannt gewordenen gravierenden Fehler gemacht worden seien, würden sie Konsequenzen ziehen.

Kraft hätte immerhin den Fehler eingestehen können, dass sich die Behörden zu wenig um die Opfer und Angehörigen gekümmert hätten. Das wäre für die Betroffenen ein gewisser Trost gewesen.

Was erstaunt: Am Anfang will sie nichts zur Schuldfrage sagen, bis alles geklärt ist. Man sei jetzt am Analysieren. Später sagt sie dennoch: «Es war im Nachhinein eine Fehlentscheidung, Amris Beobachtung zu beenden.» Wenn diese Fehlentscheidung eindeutig feststeht, könnte sich doch die Ministerpräsidentin auch für diesen Fehler entschuldigen und

sagen, sie würden untersuchen, wer für diesen Fehler geradestehen müsse. Kraft versucht aber, die gravierenden Fehler zu bagatellisieren, indem sie findet, es würden überall Fehler gemacht. Der Öffentlichkeit müsse bewusst gemacht werden, dass die Politik ein lernendes System sei.

2. Sequenz

In der letzten Zeit gab es Kritik an Ihrer Person. Sie wurden als kraftlos verspottet. Es gab Kritik, dass Sie bei Problem abtauchten, sich nach Silvester 2015 viel zu spät gemeldet hätten und an Silvester 2016 nicht in Köln waren.

Ich glaube nicht, dass ich 2016 vor Ort hätte sein müssen, zumal der Innenminister in Köln war.

Ihnen wurde auch vorgeworfen, sich zu spät in die Nafri-Debatte eingeschaltet zu haben (Nafri: Bezeichnung der Polizei für nordafrikanische Personen).

Das ist doch Wahlkampfunsinn. Ich habe sehr deutlich gesagt, dass ich über die Kritik am Polizeieinsatz 2016 in Köln wahnsinnig wütend war. Die Polizei hat mit einem gut vorbereiteten und durchgeführten Einsatz gezeigt, dass wir aus Fehlern gelernt haben.

Kommentar 2. Sequenz

Hannelore Kraft geht auf ihr Abtauchen nach den Vorfällen im Jahr 2015 mit keinem Wort ein. Damit klammert sie diesen Vorwurf völlig aus. Kraft war 2015 anfangs tatsächlich kraftlos. Sie meldete sich viel zu spät.

Ihr Kapitalfehler: Sie bedenkt nicht, dass Kommunikation in Krisensituationen immer Chefsache zu sein hat. Ein oberflächlicher Leser merkt nicht, dass sie beim zweiten Vorwurf nur auf ihre Abwesenheit an Silvester 2016 eingeht.

Die Situation 2015 überhört sie bewusst. Denn: 2016 kann sie ihr Fernbleiben mit der Anwesenheit des Innenministers einleuchten begründen.

Den Vorwurf, sie habe sich zu spät zur Nafri-Debatte geäußert, kontert Kraft geschickt mit dem Hinweis, sie sei über die Kritiker am Polizeieinsatz wütend geworden. Aber damit klammert sie den formulierten Vorwurf aus, sie habe sich auch bei dieser Auseinandersetzung zu spät gemeldet. Sie hätte eindeutig früher reagieren müssen.



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

KOMMENTAR

Nach wie vor vertrete ich die Meinung, dass nicht alle Fragen zu beantworten sind. Ich denke an Auskünfte während eines Ermittlungsverfahrens, an unzulässige Fragen in einem Vorstellungsgespräch, an unverschämte Fragen und dergleichen mehr.

In vielen Fällen ist es klüger, statt auszuweichen oder zu flunkern, eindeutig und klar zu sagen, weshalb man nicht antwortet – bis hin zur Formulierung: «Keine Antwort, bitte die nächste Frage.»

Kurze Antworten sind längeren vorzuziehen. Es ist besser, einfach, verständlich, kurz und klar Ja oder Nein zu sagen, als um den Brei herumzureden.

FAZIT

Auch der Hinweis auf Konsequenzen ist leider nur eine Leerformel. Wenn er ernst gemeint wäre, würde man die persönlichen Konsequenzen – eventuell sogar mit Stellenbezeichnungen oder sachlichen Änderungen – konkret nennen.

«Wer Probleme unter den Teppich kehrt, wird bei der nächsten Reinigung eine grosse Überraschung erleben.» Dieser Spruch einer Reinigungsfirma (sie spricht zwar von Dreck, nicht von Problemen) ist auch auf das Verhalten von Politikern übertragbar. □



SPD-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Medienrhetorik

Heute dominiert das Scheinspontane – gefragt ist situationsgerechte Authentizität

Wie viel Spontaneität herrscht wirklich im Spontanen? Rhetorikexperte Marcus Knill hat seine Zweifel.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Spontan und beratungsresistent? US-Präsident Trump mit Gattin Melania.

In der politischen Rhetorik müssen wir die Spontaneität suchen. Gesetzesvorlagen, Zwänge der Kommunikationsverantwortlichen, interne Richtlinien, aber auch die

omnipräsenten Medien, Twitter, Facebook und so weiter beeinflussen heute das Verhalten der Redner. Angst, ein falsches Wort zu sagen, kann dazu führen, dass Führungskräfte am Manuskript kleben und auf das freie Sprechen verzichten. Jeder Versprecher, jeder Patzer kann heute in Form einer Meldung im sozialen Netzwerk publiziert und verewigt werden. Kritik von oben folgt dann postwendend. Deshalb sind viele Redner

überevorsichtig. Das Spontane geht verloren. Vorgefertigte Formulierungen dominieren. Redner werden zu Vorlesern.

Spontaneität heisst nicht, unvorbereitet draufloszureden. Das Ziel ist und bleibt, gut vorbereitet, aber situationsgerecht, authentisch und möglichst frei zu sprechen. In der Medienrhetorik müssen wir uns vor allem mit der Frage auseinandersetzen, wie wir Authentizität und Rücksichtnahme jeweils unter einen Hut bringen können.

Hillary Clinton beispielsweise musste sich bei ihrer Rede nach der verlorenen Wahl darauf konzentrieren, vor den Medien und ihren Anhängern nicht die Fassung zu verlieren. Sie durfte aber nach einer solch überraschenden und schmerzhaften Niederlage auch keine Siegesstimmung vorgaukeln, so, als wäre nichts geschehen. Also was tat sie? Sie zog sich ins Hotelzimmer zurück, um sich für den wichtigen Auftritt vor der Weltpresse gründlich vorzubereiten. Clinton löste das Problem geschickt, weil sie zu Beginn des Auftritts in gewohnter Manier mit ihrem antrainierten exaltierten Lachen die Menge begrüßte, dann aber spontaner – ohne ihre Emotionen völlig zu unterdrücken – den Kerngedanken frei vortrug. So schaffte sie es, das Spannungsfeld zwischen Natürlichkeit und Rolle-Spielen unter einen Hut zu bringen.

Im Gegensatz zu Clinton sprach Trump während des ganzen Wahlkampfes völlig spontan – so spontan, dass er auf jegliche Filter verzichtete und aus meiner Sicht sogar Beraterresistent wirkte. Wer jedoch unvor-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

bereitet spricht, tritt zwangsläufig in Fettnäpfchen. Und diese liess Trump durch seine spontanen Äusserungen selten aus. Als er sagte: «So bin ich», glaubte er wohl, er sei dadurch natürlich und authentisch, denn er verstand unter spontanem Sprechen ungefiltertes Reden.

Viele sagen dem Gegenüber direkt ins Gesicht, was Sache ist. Dadurch verletzen und beleidigen sie den Angesprochenen. Im Anschluss rechtfertigen sie ihr Verhalten dann mit den Worten: «Ich bin lieber authentisch als verfremdet.» Immer wieder begegne ich Kursteilnehmern, die direktes, ungefiltertes Verhalten und Reden damit begründen, sie seien lieber natürlich und echt. So wisse das Gegenüber stets, woran es sei.

In der angewandten Rhetorik ist heute unverstelltes Sprechen gefragt. Viele Berater trainieren deshalb dieses angeblich «authentische Kommunizieren» gezielt.

Die Erkenntnis hat sich bei den Kommunikationsverantwortlichen durchgesetzt, denn: Authentizität übt Anziehungskraft aus.

Was aber heisst «authentisch»?

Für den amerikanischen Psychologen Carl Rogers ist Authentizität dann gegeben, wenn inneres bewusst gewordenes Erleben und der kommunikative Selbstaussdruck der Person übereinstimmen. Ich zitiere Bernhard Pörksen (Medienwissenschaftler an der Universität Tübingen). Er schreibt:

Bei Carl Rogers kommt die Auswahl Welt nicht mehr vor. Entscheidend ist, dass bei [ihm] Authentizität, wie auch schon bei Rousseau, den Rang einer Widerstandsformel bekommt. [...] Gefordert ist die Aufrichtigkeit gegenüber dem Selbst, eine Treue zum persönlichen Wesenskern. [...] Bei der Psychologin Ruth Cohn [...] heisst es, man müsse zwischen maximaler und optimaler Authentizität unterscheiden. Maximal authentisch solle man sich selbst gegenüber sein, optimal authentisch gegenüber anderen. [...] «Nicht alles, was echt ist, will ich sagen», so Cohns Formel, «doch was ich sage, soll echt sein.» Der Psychologe Friedemann Schulz von Thun hat schon früh die «Nabelschau-Aristokraten» der Bewegung kritisiert und die pauschale Authentizitätsforderung durch die Leitmaxime der Stimmigkeit ersetzt. Was gesagt wird, soll, so ist seine Formulierung, wessensgemäss und situationsgerecht sein, im Idealfall Resultat einer doppelten Passung,

einer angemessenen Balance. Das Gesagte passt dann zur eigenen Person, aber auch zu den Erfordernissen der Rolle und den Besonderheiten der Situation.

Der Konflikt zwischen Authentizität und Rücksichtnahme ist bei Auftritten vorprogrammiert, denn zwischen Authentizität und Rücksichtnahme auf die Besonderheit der Situation gibt es immer ein Spannungsfeld.

Fritz Perls (Erfinder der Gestalttherapie), der die maximale Authentizität forderte, wünschte sich ein totales Sicheinbringen. Auf der anderen Seite widerte es Abraham Maslow (Gründervater der Humanistischen Psychologie) an, die ungebremste Impulsivität zu verherrlichen. Wie sollen wir nun als Berater beim Coaching mit diesem Konflikt umgehen? Mit dem Dilemma maximale Authentizität versus situationsgerechtes Verhalten? Der Konflikt kann gelöst werden, indem wir Echtheit, Natürlichkeit und das angepasste situationsgerechte Verhalten unter einen Hut bringen. Doch wie gelingt dies in der Praxis?

Ein fachgerechtes Coaching lehrt im Simulator, mit dem beschriebenen Gegensatz umzugehen. Dank des Spiegels Video können wir lernen, uns im Studio in einer Stresssituation (im grellen Scheinwerferlicht) und in einer ungewohnten Umgebung so natürlich zu verhalten wie im Alltag. Durch das Training gelingt es, sich adressatengerecht zu verhalten, ohne sich verbiegen zu müssen oder Emotionen zu spielen. Wie beim Erlernen des Schwimmens, das nur im Wasser gelingt, setzen wir die Coaching-Teilnehmer so lange der ungewohnten Situation aus, bis sie sich natürlich, also authentisch, verhalten, ohne sich von der Studiosituation beeinflussen zu lassen. Das benötigt jedoch Zeit. Theaterzentriertes Coaching führt hingegen immer auf einen falschen Lernpfad. Unbedachtes, angeblich unverfälschtes authentisches Poltern, wie Trump es zelebriert hat, ist nicht der richtige Weg, wenngleich er gewählt worden ist.

Die Lösung: situationsgerechte Authentizität

Es geht bei der Medienrhetorik stets um situationsgerechte Authentizität. Wenn Obama am Bildschirm weint, muss er wirklich betroffen sein. Er muss aber dennoch auf die Zuschauer Rücksicht nehmen und sein Verhalten der Situation anpassen.

Die Schwierigkeit liegt darin, mehreres unter einen Hut zu bringen. Es geht beim ge-



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

schilderten Balanceakt nicht um ein Entweder-oder, sondern stets um ein Sowohl-als-auch. In vielen Kommunikationstrainings, auch in der PR- und der Marketingwelt, spricht man nicht mehr von einer inneren und einer äusseren Sicht – denn Echtheit ist in der Praxis vielfach nur Lockstoff. Es geht deshalb heute vielfach nur noch um die positive Wirkung eines Auftritts. Das authentische Bild wird von Beratern sogar bewusst künstlich geschaffen. Diese inszenierte Authentizität ist für viele Trainer lediglich eine erwünschte Wirkungsmaximierung. Angeblich spontanes Verhalten wird deshalb groteskerweise trainiert.

Echt oder gespielt?

Mehrmals wischte sich Obama im Weissen Haus in Washington Tränen aus dem Gesicht, als er an das Schicksal von Schusswaffenopfern in seinem Land erinnerte. Ich zitiere den *Tages-Anzeiger*:

Tränen in der Öffentlichkeit können aber auch als Schwäche gedeutet werden, und ihnen haftet immer der Verdacht an, dass es Krokodilstränen sein könnten. Wenn Barack Obama während der Ankündigung eines Entscheids weint, erhält er automatisch mehr Publicity. Politiker müssen sich also immer bewusst sein, dass sich das Publikum stets die Frage stellt: Sind das echte Emotionen oder nur Schau-Tränen für die Kamera?

KOMMENTAR

Emotionen wirken immer stark, und eine emotionale Argumentation hat die nachhaltigste Wirkung. Nach meinen Erfahrungen sollten Emotionen und Inhalt aber immer übereinstimmen.

Wenn wir den Auftritt Obamas genau anschauen, können wir feststellen: Ein non-verbales Signal, das über das vegetative Nervensystem gesteuert wird, sind beispielsweise die Lidschlagzahlen. Während der Schlüsselstelle, nach der konkreten Schilderung der schrecklichen Tötungen durch Schusswaffen, folgt eine ausgedehnte Pause. In der Halsgegend sind Schluckbewegungen sichtbar. Der Mund wird zusammengepresst. Die Lidschlagzahl erhöht sich enorm. Hier packt uns Obama emotional. Ich beurteilte diesen Auftritt als authentisch.

Unter Wissenschaftlern gelten die Reden amerikanischer Präsidenten als Teil der «civil religion», einer Art Zivilreligion, gespeist aus Verfassungspatriotismus und National-

stolz. Darum ist bei Kennedy, Reagan oder Obama weit mehr Pathos erlaubt als bei deutschen Parlamentsreden.

Die grossen Momente der Politik sind meist kalkuliert, geprobt, einstudiert. Willy Brandts Kniefall vor dem Ehrenmal für die Toten des Warschauer Gettos war geprobt. Ronald Reagans beinahe magischer Ruf vor dem Brandenburger Tor – «Mr. Gorbachev, open this gate! Mr. Gorbachev, tear down this wall!» – war eine geplante Geste, gemäss Manuskript, wie auch Kennedys «Ich bin ein Berliner».

FAZIT

Die antike Lehranweisung hat heute noch volle Gültigkeit: Wer sein Publikum hinreisen möchte, muss auch selbst hingerissen sein. Wir können nur überzeugen, wenn wir selbst von unserer Botschaft überzeugt sind. Wer beim «Falschspielen» Erfolg haben wollte, müsste sich emotional voll und ganz in die entsprechende Stimmung versetzen können.

Dies ist übrigens auch ein grosses Thema bei Schauspielern: Es muss ihnen gelingen, die entsprechende Stimmung abzurufen. Andererseits würde ein Schauspieler ausbrennen, wenn er sich in jeder Situation emotional völlig hingeben würde.

Ich meine, den allermeisten Wählern in den USA war klar, dass Trump zwar rüde, aber nicht authentisch war. Trotzdem hat man ihn gewählt. Auch bei uns wird vermutlich die grosse Mehrheit von Menschen blossen Worten, auch wenn sie noch so authentisch klingen, NICHT mehr glauben.☒

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links

Medienrhetorik

Ausnützen eines Überraschungsmomentes

Rhetorik ist wie das richtige Leben. Es funktionieren die gleichen Tricks.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Wer es versteht, im richtigen Moment überraschend mit einem Demonstrationsobjekt einen Sachverhalt zu unterstreichen, kann damit in kurzer Zeit das Publikum nachhaltig beeinflussen. Wichtig ist aber, dass das Anschauungsobjekt vorher nicht zu sehen ist, da sonst der Überraschungseffekt verloren geht.

Ein weiterer Fehler: Der Gegenstand wird zu schnell hervorgeholt. Ein langsames Hervorholen gibt dem Objekt besondere Bedeutung. Die katholische Kirche beispielsweise zelebriert die Hostie, indem der Priester diese langsam ins Gesichtsfeld der Gläubigen hebt. Das Zeigen eines Objektes entfaltet seine volle Wirkung, wenn geschwiegen wird, während der Gegenstand Richtung Kamera oder Publikum bewegt wird.

Anschauungsobjekte machen Ausführungen im wahrsten Sinne «be-GREIF-barer». Wenn ich in Seminaren den Umgang mit Gegensätzen veranschauliche, hilft mir eine kleine Waage, mit der ich zeigen kann, dass bei zahlreichen Kommunikationsprozessen Gegensätze unter einen Hut zu bringen sind. Beispielsweise: KÜRZE versus DETAIL-SCHILDERUNG oder: HART in der Sache bleiben, aber WEICH im Umgang mit dem Gesprächspartner sein.

Pfarrer Sieber hat bei seinen Auftritten meist Gegenstände gezeigt, jedoch hat er damit vielfach übertrieben und den Einsatz

von Objekten überreizt. Er erschien mit einem Esel, spielte mit dem Symbol des Kreuzes und so weiter. Demonstrieren, Illustrieren und Zeigen eines Gegenstandes sind hilfreiche Verständlichkeitshelfer. Viele aber machen in dieser Hinsicht den Kapitalfehler «der Überfütterung»: Es werden zu viele Bilder, zu viele Charts eingesetzt. Wie bei der Informationsschwemme gilt auch hier das Prinzip der Reduktion: Weniger ist mehr!

Den gekonnten Einsatz von Gegenständen zeigte Nationalrat Adrian Amstutz bei der Zuwanderungsdebatte: Für den SVP-Fraktionspräsidenten ist der «Inländervorrang light» ein in Hochglanz verpackter Verfassungbruch, weil die Kernpunkte des Verfassungsauftrages beim Vorschlag des Nationalrates völlig ausgeklammert werden. Er hob am Rednerpult im Parlament ein in Hochglanzfolie verpacktes Verfassungsbuch in die Höhe und verankerte damit seine Aussage in den Köpfen des Publikums. Printmedien und zahlreiche Fernsehstationen brachten dann diese Sequenz an prominenter Stelle, das Beispiel wurde so durch die meisten Informationskanäle zusätzlich verankert und haftete dadurch im Langzeitgedächtnis der Beobachter.

Der Marathonläufer und ehemalige Fallschirmgrenadier Adrian Amstutz versteht es, seine Auftritte zu inszenieren. Er hantierte beispielsweise bei seinen Ausführungen mit einer leeren Cola-light-Flasche und brandmarkte damit den Inländervorrang light. Der neue Vorschlag sei wie diese Cola-light-Flasche – völlig inhaltsleer. Adrian Amstutz versteht nicht nur die Unterstützung durch Ge-



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

genstände. Er visualisiert auch oft durch Worte und erzeugt so einen «Kino im Kopf»-Effekt.

Hier ein paar Beispiele:

- «Kniefall vor Brüssel»
- «Totengräber der Demokratie»
- «Stararchitekt dieser Gesetzesruine»

Amstutz ist zudem Meister in der Technik des Wiederholens seiner Kernbotschaft.

KOMMENTAR:

Die Macht der Bilder wird in unterschiedlichsten Bereichen genutzt: Nicht nur beim autogenen Training, auch bei der Hypnotherapie sind bildhafte Sprachformen sehr wirkungsvoll. Wer bildhaft spricht, spricht eindringlicher. Die Bilder werden im Langzeitgedächtnis verankert. Wort und Bild – das heisst rechte und linke Hirnhälfte – werden gekoppelt. Zum Beispiel ist es erwiesen, dass die blossе Schilderung von wuchernden

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Hallo, hallo, ich bin wieder da! So funktioniert der Überraschungsmoment.

Fettzellen beeinflusst: «Diese gierigen Zellen sind gelblich-weiss und oval und stapeln sich in hohen, bienenwabenartigen Schichten. Sie wachsen und wachsen unablässig.»


Eine derartige bildhafte Schilderung kann bei einem fettleibigen Menschen unerwartet zu einer Verhaltensänderung führen, auch wenn die Schilderung medizinisch völlig unkorrekt ist. Die Auswirkung eines Bildes auf das Verhalten ist erstaunlich. Politiker, Sektenprediger, auch die Werbung nutzen das Beeinflussungshilfsmittel bildhafte Überzeugungsmagie mit grossem Erfolg. Bilder wirken überzeugender als abstrakte oder schwer vorstellbare Aussagen.

FAZIT:

Wer mit Darstellungsobjekten argumentiert, muss darauf achten, dass das Beispiel

nicht hinkt. Lieber auf den Einsatz verzichten, als ein Beispiel zu verwenden, das missverstanden werden kann. Es lohnt sich, solche Einsätze zu planen und sie hinsichtlich ihrer Wirkung zu überprüfen. Ich kenne eine Politikerin, deren Ehemann – ein Berater – ihr empfohlen hatte, sie solle stets bildhaft reden. Um als Finanzreferentin darauf aufmerksam zu machen, dass der Kanton auch beim Forst sparen müsse, sagte sie im Parlament: «Unser Wald muss auch Federn lassen.» Das war zwar gut gemeint, aber die Politikerin hat die Analogie nicht zu Ende gedacht. Bilder müssen stimmen. Der Wald ist kein Huhn, auch wenn die Aussage humorvoll gemeint ist. Worte müssen in den Köpfen die richtigen Bilder auslösen, sonst können sie kontraproduktiv wirken.

Ausbilder müssten eigentlich EinBILDer werden.

«Worte haben keine Energie, solange sie nicht ein Bild auslösen. Das Wort an sich bedeutet nichts, rein gar nichts. Etwas, was ich immer im Auge behalte, ist: Welches sind die Worte, die bei den Menschen Bilder auslösen? Denn die Menschen folgen dem Gefühl des Bildes.» Dieser Gedanke der Familientherapeutin Virginia Satir müsste unser Kerngedanke werden, der auch medienrhetorisch helfen könnte: ohne Bild keine Bildung, keine Leistungsverbesserungen. Die Werbung, die Suggestopädie, das autogene Training, die Hypnose, auch Motivatoren nutzen die Kraft des Bildes oder der Veranschaulichung schon lange. 

Medienrhetorik

Die Sprechmarotte «Ich glaube ...»

Es ist erstaunlich, wie leicht sich Sprechmarotten einschleifen, wenn wir uns nicht ständig bemühen, uns (mit externer Hilfe wie Video, Tonband, Hofnarr) der blinden Flecke bewusst zu werden.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

In einem von zahlreichen Seminaren für Spitzensportler in Magglingen arbeitete ich mit Regula Späni zusammen. Auf der gemeinsamen Heimfahrt machten wir uns jeweils gegenseitig auf blinde Flecke aufmerksam. Ich schätzte dies sehr. So wies mich die TV-Moderatorin einmal auf eine Marotte hin, die ich nie beachtet hatte. Ich sagte nämlich innert weniger Minuten mehrmals «eigentlich». Weil sich diese Marotte bei mir noch nicht gefestigt hatte, war es möglich, den störenden Füller binnen wenigen Wochen zu eliminieren. Bei Beratungen stelle ich fest: Wer sich der blinden Flecke nicht frühzeitig bewusst wird, festigt sie und bekommt sie kaum mehr los. Es kommt sogar immer wieder vor, dass sich – trotz Verbesserung – die Marotte nach einiger Zeit wieder einnistet.

Jüngst verfolgte ich die Sendung *Bilanz Standpunkte* (SRF) unter der Leitung von Dirk Schütz zum Thema: *Telekom, wie gut ist die Schweiz eigentlich?*

Obschon die teilnehmende Nationalrätin Natalie Rickli mediengewandt ist und durch ihre Präsenz und mit ihrer verständlichen Sprache bei den Adressaten gut ankam, stellte man bereits beim ersten Votum fest: Die Politikerin hat eine «Ich glaube»-Marotte, die sie wohl nicht kennt. Ich zitiere ihr erstes Votum:

«ICH BIN DER MEINUNG, die Pseudo-liberalisierung erfolgt ein wenig halbherzig. ICH GLAUBE, es wäre mehr Wettbewerb möglich gewesen, wenn man seinerzeit die Infrastruktur – eigentlich wie man das bei

Swissgrid beim Strommarkt gemacht hat. ICH GLAUBE, es hätte dann mehr Wettbewerb gegeben, auf den Dienstleistungen, dem Content. ICH GLAUBE, das ist auch der Ausdruck der Swisscom, weil sie so hohe Marktanteile hat. Sie machen einen guten Job. Sie bieten Qualität. Und ICH GLAUBE, das ist auch das, was die Schweizerinnen und Schweizer schätzen. Aber ICH GLAUBE, dass es eben auch ein Stück oder teilweise den Wettbewerb verhindert hat. Und jetzt möchte ich Herrn Quinter anschliessen. Jetzt geht es auch darum, dass wir nicht die gleichen Fehler, die wir früher gemacht haben, in Zukunft auch wieder machen.»

Noch ein weiteres Beispiel – als Beleg:

«Als Konsumentin kann ich nur sagen: ICH FINDE die Preise eigentlich zu hoch. ICH GLAUBE, die Swisscom ist deshalb so beliebt, weil sie so gute Botschafter hat. Vorher Carsten Schloter, jetzt auch Urs Schaeppi, die sich sehr gut verkaufen – auch gegenüber den Konsumenten, auch gegenüber den Politikern, mit Kaufkraftbereinigen et cetera. Aber ICH GLAUBE, man kann nicht alles so argumentieren. ICH GLAUBE, wir werden auf die Regulierungen noch zu sprechen kommen. ICH GLAUBE, dass das, so wie wir es jetzt haben, von den Regulierungsmöglichkeiten her eigentlich zu wenig trifft. ICH DENKE, gerade im Internetbereich, ADSL zum Beispiel, oder der letzten Meile und so weiter, wo sie dann eigentlich – der Konsument muss die 25 Franken bezahlen – die Kosten auch anderen Anbietern weiterverrechnen. Und ICH GLAUBE, das da sind absolut zu hohe Preise, die berechnet werden. ICH GLAUBE, da liegt etwas drin. Und das ist auch das Gute eigentlich am In-



Marcus Knill analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte.

ternet. Neue Technologien. Das gibt mehr Druck. Das gibt mehr Wettbewerb. Deshalb ist letztlich eigentlich meine Forderung, dass ich wirklich für eine Privatisierung der Swisscom einstehe, obschon es wahrscheinlich politisch chancenlos ist. ICH GLAUBE, nur wenn wir wirklich einen liberalisierten freien Markt haben, dann wird es mehr Angebot geben, und das gibt mehr Druck auf die Preise, zum Beispiel beim Roaming. Ich bin nicht die, welche regulieren will. Ich bin liberal. Aber immer nur dann, wenn die Politik sehr Druck gemacht hat, mit politischen Vorstössen, ist etwas gegangen im Roamingbereich. ICH GLAUBE, die Kunden haben vielfach Sonderangebote. ICH GLAUBE, es ist etwas gegangen. Nächstes Jahr steht die Fernmeldegesetzrevision an. Und da wird Roaming ganz sicher thematisiert werden.»

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



ANALYSE:

Bei Nationalrätin Natalie Rickli stimmen Gestik, Mimik und Stimme sehr gut überein. Die Sprache fließt. Aber sie sprudelt, da es an Sprechpausen mangelt. Es stört, wenn – wie das erste Beispiel zeigt – von sechs Ich-Botschaften fünf mit «Ich glaube» beginnen. Beim zweiten Beispiel gibt es insgesamt sogar noch mehr dieser Formulierungen. Das ist der Argumentation abträglich, weil Zuhörer abgelenkt werden und sich nur noch auf die Marotte konzentrieren.

KOMMENTAR:

Zu den Ich-Botschaften:

Bei der Marotte «Ich glaube» ist es ähnlich wie bei der Marotte «Ich denke»: Aussagen und Gedanken werden vielfach bewusst mit einer Ich-Botschaft eingeleitet. Niemand stört sich an der Formulierung «Ich denke», wenn sie nicht zur Sprechmarotte verkommt und nur ab und zu verwendet wird. Es geht bei solchen Marotten lediglich um die Ritualisierung der Formulierung, wie beim unbedachten «äh», dem «oder» und dem «nicht

wahr». Erst wenn permanente Wiederholungen auftreten und störend wirken, zählen sie zu den Sprechmarotten.

Die ständige Einleitung «Ich denke» kann folgende Ursache haben: Möglicherweise wollen die Sprechenden bewusst eine Ich-Aussage machen, damit der Gedanke nicht verurteilt werden kann. Ich-Botschaften werden von Beratern empfohlen, weil die eigene Wahrnehmung nicht entkräftet werden kann. Sie ist aus der Sicht des Sprechenden richtig. «Ich denke» verhindert auch eine allgemeingültige Aussage zu einer Sachfrage. Vielleicht will jemand mit der Formulierung «Ich denke» auch bewusst Zeit gewinnen. Es kann gesprochen werden, bevor der Gedanke völlig durchdacht ist.

Wenn wir davon ausgehen, dass alles, was gesagt wird, überlegt sein sollte, müsste eine Person eigentlich gar nicht «Ich denke» sagen. Dass der Sprechende denkt, ist selbstverständlich, es sei denn, dass der Sprecher, der jeden Satz mit «Ich denke» beginnt, nicht immer denkt. In meinen «persönlich»-Analy-

sen sind Sprechmarotten immer wieder ein Thema, zum Beispiel im Artikel Medienrhetorik: Wie man Worthülsen vermeidet unter www.rhetorik.ch/Aktuell/worthuelen/persoendlich.html. Ein anderer Beitrag zum Thema findet sich in den *Schaffhauser Nachrichten*. Sein Titel: *Wie man besser nicht sprechen sollte*. Zu finden ist er unter anderem hier: www.rhetorik.ch/Aktuell/15/11_11/sn.pdf.

FAZIT:

Wer auf Ich-Aussagen Wert legt, darf keine Schablonenformulierungen verwenden. Es gibt zahlreiche Varianten von Ich-Formulierungen:

- Nach meinem Dafürhalten
- Ich habe festgestellt
- Ich finde
- Ich bin der Meinung
- Ich bin überzeugt
- Ich habe gesehen
- Ich meine/befürchte/erwarte



Medienrhetorik

Hyper-Correctness in den USA – und bei uns?

Political Correctness führt in den USA bereits zur Hexenjagd, und die Kommunikationslandschaft mutiert zunehmend zum Minenfeld. Auch die Medien sind betroffen. Die grotesken Forderungen der Sprachpolizisten schiessen am Ziel vorbei und geben Provokateuren wie Donald Trump sogar Auftrieb. Dieser schert sich keinen Deut um Political Correctness, und dies wird von vielen geschätzt.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Donald Trump: der nächste amerikanische Präsident?

Zum Thema Political Correctness finden sich viele bezeichnende Beispiele, so auch auf NZZ online. Nachfolgend ein Auszug eines Artikels zur Situation an amerikanischen Universitäten, an denen sich viele Lehrende vor ihren Studenten ängstigen:

Schon das männlich konnotierte Wort «Student» birgt, im Deutschen zumindest, was man in den USA eine «microaggression» nennt – einen Mini-Gewaltakt mithin, der die Frauen eliminiert.

Mini-Agressionen sind sprachliche Wendungen, die als verletzend aufgefasst werden könnten. Nach Campus-Richtlinien gehört dazu etwa die Frage, wo man geboren wurde – weil sie impliziere, der oder die Befragte sei womöglich kein(e) richtige(r) Amerikaner(in). Der Satz «I believe the most qualified person should get the job» steht bei kalifornischen Hochschulen ebenso auf dem Index wie «America is the land of opportunity». Immerhin könnte Letzteres andeuten, dass, wer seine Chance nicht ergreift, selber schuld sei.

In Harvard verlangen Jura-Studentinnen neuerdings, dass das Thema Vergewaltigung aus dem Lehrplan gestrichen wird, weil es Traumata wiederbeleben könnte. Es gibt Studierende, die schon das Wort «violation» (wie in «violates the law») für unzumutbar halten. An der Northwestern University wurden «safe spaces» für diverse Identitätsgruppen eingerichtet, die keiner sonst aufsuchen darf. Und im ganzen Land werden sogenannte «Trigger-Warnungen» appliziert, wenn ein Text etwa von sexuellen Übergriffen (Ovids «Metamorphosen») oder Antisemitismus (Shakespeares «The Merchant of Venice») handelt. Wer sich durch die suizidalen Implikationen in Virginia Woolfs «Mrs. Dalloway» bedroht oder durch Huckleberry Finns rassistische Ausdrucksweise beleidigt fühlt, muss am Unterricht nicht mehr teilnehmen. Am Oberlin College in Ohio hat man die Texte schon einmal vorsorglich von aller Anstössigkeit befreit.

Ein weiterer Posten auf dem Campus-Index ist das, was man «cultural appropriation» nennt: die Aneignung kultureller Merkmale oder Stereotype einer Ethnie, der man selbst nicht angehört.

An der University of Washington wurde zu Halloween ein Dresscode-Video verschickt: Kostüme mit stereotypen Signalen seien tabu. An der Bowdoin wurden Studenten diszipliniert, weil sie Mini-Sombreros zu einer Tequila-Party getragen hatten. An der University of Louisville entschuldigte sich der Präsident bei allen Latinos, weil er zu Halloween in einem Indio-Poncho aufgekreuzt war.

Diese Sombrero-Panik hat mittlerweile sogar die Nahrungsaufnahme erreicht. Am Oberlin College eskalierte unlängst ein Streit über das Essen im campuseigenen «African Heritage House». Die Studenten protestierten, es sei nicht authentisch – und folglich eine Herabsetzung afrikanischer Sitten. Auch die Cafeteria kam unter Beschuss, weil dort Sushi und Bánh mì mit falschen Zutaten im Angebot waren, was die Kultur der Japaner oder der Inder der Lächerlichkeit preisgebe.

Dozierende müssen heutzutage nicht nur Sensibilitätstrainings absolvieren, sie müssen auch stets darauf gefasst sein, dass den empfindlichsten unter ihren Studierenden etwas aufstossen könnte. Das Wort «Brüste» aus dem Mund einer männlichen Lehrperson kann Millionenklagen auslösen (NZZ online, «Political Correctness in den USA – Hexenjagd auf dem Campus», Andrea Köhler, 21.6.2016).

Diese Hypersensibilität an den amerikanischen Universitäten schwächt jede Form des intellektuellen Denkens, das gerade in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Positionen gedeiht, von Humor oder Ironie ganz zu schweigen.

Die Correctness-Welle hat inzwischen sämtliche Lebensbereiche des Campus erfasst. Die Antidiskriminierungsstatuten wurden erheblich erweitert, und «nicht willkommene» Ausdrucksweisen sind bereits unter sexueller Belästigung zu finden. Jeder kann heute seine subjektiven Gefühle als objektiven Grund für eine Belästigungsklage ins Feld führen. Jede Beschwerde führt zu zeitaufwendigen Meetings. Es kommt zu Untersuchungen mit Konsequenzen bis hin zu Entlassungen. Wenn Mini-Gesten bereits Alarm auslösen können, ist es nicht verwunderlich, dass eine Hexenjagd-Atmosphäre entsteht.

Die Hypersensibilität hat nichts mehr mit dem allgemeinen Konsens zu tun, der Dis-



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

kriminierungen ahndet und traumatisierte Menschen unterstützt. Im Gegensatz zur ersten Political-Correctness-Welle in den Neunzigerjahren geht es in den USA nun vor allem um das emotionale Wohlbefinden einer verwöhnten Generation, die als übersensibel gilt. Die Hyper-Correctness führt erstaunlicherweise dazu, dass sich eine neue Form der Segregation breitmacht, indem sich Gruppen unterschiedlicher Minderheiten aus dem Weg gehen. Sie wollen nicht mit anderen Ansichten konfrontiert werden.

ÜBRIGENS:

Es ist zwar schön, wenn Studierende sich heutzutage aussuchen können, welcher der Gender-Identitäten sie sich zugehörig fühlen. Dass die Lehrenden neuerdings aber jede und jeden im Seminar zu fragen haben, wie sie oder er angesprochen zu werden wünsche, dürfte nicht nur das Lehrpersonal überfordern (Facebook listet 71 Gender-Optionen auf).

Hierbei sei an die Debatte (2012) um das Geschlecht Gottes erinnert: Mit einer Äusserung in der *Zeit* hat die 35-jährige deutsche Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) unter ihren Christdemokraten einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Auf die Frage, wie sie ihrer anderthalbjährigen Tochter Lotte erkläre, dass es «der liebe Gott» heisse, antwortete sie zur Empörung vieler: «Der Artikel hat nichts zu bedeuten. Man könnte auch sagen: das liebe Gott.»

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Oder an das Ansinnen der Stadt Bern, die alle Wörter ausmerzen wollte, die angeblich Frauen diskriminieren würden. Vieles sollte neu formuliert werden. Hier einige Änderungsvorschläge (diese stammen laut *20 Minuten* vom Bund):

Mutter/Vater	der Elternteil oder das Elter
Mannschaft	Team
Fussgängerzone	Flanierzone
anwenderbezogen	praxisbezogen
Benutzerhandbuch	Bedienungsanleitung
Mitarbeitergespräch	Qualifikationsgespräch
Einwohnerbefragung	Bevölkerungsbefragung
leserfreundlich	lesefreundlich
Arztpraxis	Praxis für allgemeine Medizin
Besucherparkplatz	Gästeparkplatz
Buchhalterdiplom	Buchhaltungsdiplom
Anfängerkurs	Einstiegskurs
Lehrerzimmer	Pausenzimmer
Patientenzimmer	Wartezimmer
Kundenberatung	Kundschaftsberatung

Wenn wir die überkorrekten Sprachpolizisten nicht stoppen, müssen wir damit rechnen, dass in Krippenspielen künftig kein Kind mehr als Mohr eingeschwärzt werden darf und an der Fastnacht Eskimo- oder Indianerkostüme verboten werden. Es ist kein Witz: Kinderbücher und weiteres altes Kulturgut sind in den USA bereits umgeschrieben worden. Es besteht die Gefahr, dass dies bei uns ebenfalls geschieht.

Christliche Fundamentalisten, die die Evolutionslehre ablehnen, brachten es fertig, dass das Wort «Dinosaurier» aus amerikanischen Schulbüchern verbannt wurde, und feministische Rhetorikerinnen lehnten sich gegen das Wort «Schneemann» auf. Es sollte stattdessen von einer «Schneeperson» die Rede sein. Das Kinderbuch «Die kleine blaue Lokomotive» (The Little Engine That Could) wurde schon aus Schulstuben verbannt, weil der Zug männlich ist.

Während Ausdrücke wie «negro» oder «gringo» zu Recht beanstandet wurden, sollten gemäss amerikanischen Sprachpolizisten auch Wörter wie «dolphin» vermieden werden. Kinder aus dem Landesinnern hätten keinen Bezug zu diesem Tier und könnten

an Prüfungen daher schlechter abschneiden. Das Buch «Der freundliche Delphin» (The Friendly Dolphin) wurde so aus den Lehrstuben verwiesen. Ebenfalls in den USA wurde 2003 eine staatliche Schulprüfung, in der es darum ging, einen Aufsatz über einen «Schneetag» zu verfassen, für ungültig erklärt, weil es Kinder hätte geben können, die noch nie Schnee gesehen haben. Bei allen Beispielen wurde ausser Acht gelassen, dass die meisten Kinder im Internetzeitalter virtuell bereits mehrmals um die Welt gereist sind.

Auch Anspielungen auf Rassenunterschiede werden oft gestrichen, selbst aus älteren Literaturtexten, obwohl gewisse Erlebnisse erst durch den Umstand, dass ein weisses Kind in einem schwarzen Stadtviertel lebt oder ein Schwarzer als Sklave in einer weissen Familie arbeiten muss, aussagekräftig werden. Sprachpolizisten säubern Texte weiter hinsichtlich Bezügen auf Religion, Ethnie, Sex oder auch Drogen. Märchen werden verboten, weil Prinzessinnen sexistisch seien und Zauberer unchristlich. Hinweise auf Speck und Eier oder Eis werden nicht mehr so ohne Weiteres akzeptiert, dies aus Vorbehalten bezüglich der Essgewohnheiten von Kindern. Wörter wie «Jacht» oder «Polo» sind schon verbannt worden, weil sie elitär seien. Begriffe wie «Bücherwurm» oder «blind» werden vermieden, weil sie als anstössig gelten, und Ausdrücke wie «zur Höhle» seien zu stark und das Wort «Gott» zu religiös.

In Kommunikationsprozessen müssen Vereinbarungen festgelegt und Regeln eingehalten werden. Willkürliche Zensur und sektiererhaftes Verhalten ist indessen fragwürdig und kontraproduktiv. Die Gründe für die zweifelhaften Sprachkorrekturen sind verschiedenartig:


- Ethnisch, zum Beispiel rassistisch
- Religiös, zum Beispiel blasphemisch, sektiererisch
- Geografisch, zum Beispiel ungleicher Erfahrungsbereich
- Sozial, zum Beispiel elitär, ärmlich
- Randgruppen, zum Beispiel blind, krank, alt
- Geschlechtlich, zum Beispiel sexistisch
- Markenschutz, zum Beispiel generische Wörter, versteckte Werbung

- Vorbildfunktion, zum Beispiel Süssigkeiten, Fastfood, Sex, Drogen, raue Sprache

Der blutleere und abgeschliffene Lesestoff wird dann mittels anderer Kanäle kompensiert. Die Popkultur zum Beispiel füllt das Vakuum mit ihrer Fülle von Reizen.

FAZIT:

Machen wir uns nichts vor: Die Situation wird sicher nicht von selbst wieder «normal» werden. Erinnern wir uns an die Rechtschreibreform in Deutschland vor fast zwanzig Jahren, die zum Beispiel die segensreiche Neuerung von «drei Konsonanten hintereinander» gebracht hat.

Kultur dieser Art ist dem Normalverbraucher schwer als gut oder schön zu erklären, leider aber wohl kaum zu verhindern. 

1/1

XXXXXX

Medienrhetorik

Pubertierendes Verhalten eines Olympiasiegers

Ein Olympiasieg ist kein Garant für edle Manieren. Der deutsche Christoph Harting gewann überraschend Gold beim Diskuswerfen. Sein Verhalten bei der Siegerehrung stiess aber auf harsche Kritik. So auch bei unserem Experten Marcus Knill.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Olympiasieg: der Deutsche Christoph Harting gewinnt im Diskuswerfen.

Es ist beschämend, wie sich der Diskus-Goldmedaillengewinner Christoph Harting nach seinem Triumph verhalten hat. Sein affektiertes Verbeugen fand ich noch nicht so gravierend. Dieses Verhalten liesse sich noch zwischen Humor und Klamauk einordnen. Ich werte diese exzentrische Geste als Grenzfall. Doch das öffentliche Zerreißen des Trikots seines sechs Jahre älteren Bruders Robert Harting war eindeutig peinlich. Der Bruder scheiterte in der Qualifikation als Diskuswerfer wegen eines Hexenschusses. Gravierender, widersprüchlich und unbedacht sind die zahlreichen Aussagen, die vor allem den Shitstorm in den Medien eskalieren liessen. Harting rechtfertigte sich wie folgt: «Ich bin kein PR-Mensch!» Auch ein Nicht-PR-Mensch müsste wissen, dass auch für Sportler die Reputation (der Ruf) wichtig ist. Harting machte ja PR für sich, aber NEGATIVE! Durch sein peinliches Verhalten ist er aufgefallen. Auffallen ist übrigens ein wichtiges Element der PR.

Das auffällige Verhalten manifestierte sich darin:

- Er stellte sich übertrieben breitbeinig auf.
- Er piffte während des Abspielens der Landeshymne.
- Dazu tanzte er, anstatt ruhig auf dem Podest zu stehen. (Dies zeugt von fehlendem Respekt gegenüber seiner Nation, die er als Sportler vertritt.)
- Er verweigerte den Journalisten den Handschlag und stiess damit auch die Zuschauer vor den Kopf.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Zu seinen fragwürdigen Rechtfertigungen: Harting: «Ich bin Sportler und kein Medienhengst.» Ich durfte jahrelang vor zahlreichen Olympischen Spielen Spitzensportler im Umgang mit den Medien coachen. Alle Sportler waren sich bewusst: In erster Linie zählt selbstverständlich die sportliche Leistung. Doch jeder Spitzensportler ist auch Botschafter seiner Sportart und ist Vertreter des olympischen Geistes. Er weiss, dass jeder Medienauftritt eine Chance ist und er ohne Journalisten kaum an die Öffentlichkeit gelangen kann. Harting benahm sich eigentlich wie ein mediengeiler Promi, der weiss, dass Negatives in den Medien besser vermarktet wird. Der Sportler handelte somit wie ein Medienhengst.

Harting: «Ich beantworte ungerne Fragen.»
«Ich suche nicht die Öffentlichkeit.»

Diese Aussagen sind nachvollziehbar. Aber Fragen muss ein Sportler beantworten können. Diese Kompetenz lässt sich mit wenig Aufwand erwerben. Die Aussage «Ich suche nicht die Öffentlichkeit» stimmt leider mit seinem Verhalten nicht überein. Gerade mit seinem exzentrischen Verhalten, mit seinen unbedachten Aussagen exponierte er sich in der Öffentlichkeit. Sonderbar, nicht wahr?

Harting: «Still stehen ist nicht so mein Ding.»
 Diese Ausrede überzeugte nicht. Bei jedem Fehlverhalten ist sie anwendbar: «XY ist nicht mein Ding.»

Harting: «Ich wollte nur die Hymne tanzen.»
 Das ist eine weitere unglaubliche, billige Ausrede. Nach dem immensen Shitstorm verschlimmbesserte der Sportler mit all seinen fragwürdigen Begründungen die Situation. Er sagte zum Beispiel: «Ich habe endorphinübersteuert reagiert.»

Folgende Begründung spricht für sich: «Mir ist egal, was Journalisten von mir denken.»

Was im Grunde heisst: «Es ist mir egal, was die Öffentlichkeit und meine Fans von mir denken.»

Fazit

Bei einem Sportler hat gewiss die sportliche Leistung Priorität. Andererseits gehört zum Weiterbildungsricksack eines Spitzensportlers auch das einfache ABC der Medienrhetorik. Wer den Umgang mit den Medien ignoriert, schadet nicht nur sich selbst, sondern auch seiner Sportart und seinen Fans. Er wertet seine Leistungen ab. Es gibt nämlich auch ein sportliches Verhalten und einen sportlichen Spirit im verbalen Bereich. □



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

Supertext. Der Name ist Programm.

- > Texten
- > Übersetzen
- > Lektorat

Medienrhetorik

Bewährte Erkenntnisse mit Buchstabenformeln vertiefen – Navigationshilfe für Führungskräfte

Wie bei der Alltagsrhetorik ist auch die kommunikative Kompetenz laufend zu überprüfen und das Wissen etappenweise zu vertiefen, so wie bei Piloten, die regelmässig ihre Kompetenz checken lassen und im Simulator festigen.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Jandi, Bratislava**



Gute Rhetorik will gelernt sein.

In diesem Text möchte ich Ihnen einige bewährte Erkenntnisse aus der Praxis schildern, die Ihnen zeigen, wie Sie mit Buchstabentriologien Ihre kommunikativen Kompetenzen verankern können. Nachfolgende Buchstabenserie ist hilfreich für alle, die sich selbst coachen möchten. Die Buchstaben dienen als «Eselsbrücken», wie wir sie aus der Lernpsychologie kennen.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Die AAA-Formel

Die AAA-Formel ist eine hilfreiche Gedankenstütze für Präsentationen, Voten oder bei der Argumentation. Die Dreiteilung hilft dabei, den Aufbau zu vereinfachen.

Das erste A gilt für den ANFANG, das heisst für den Aufhänger, den Einstieg. Den Hörern werden die Ohren geöffnet. Bewährt hat sich eine kurze Geschichte, die eine Brücke zum Publikum und zur Thematik bildet.

Das zweite A steht für das ARGUMENT, den Kerngedanken, auch Dachbotschaft genannt. Sie muss mit einem Bild oder einem

Beispiel verknüpft werden (siehe auch BBB). Beim dritten A geht es um den ABSCHLUSS, eine Zusammenfassung, eine Wiederholung in Kurzform oder einen Appell. Dieser Aufbau des AAA ist so einfach, dass man ihn nicht mehr vergisst. Es ist eine klassische Trilogie, die wir in unseren Coaching-Sessions immer wieder erfolgreich eingesetzt haben. Um die Begriffe Anfang und Abschluss konkreter zu machen, kann man die AAA-Formel auch zusammenfassen und vereinfachen. Das Zentrale ist ein Kernthema, das sowohl am Anfang als auch

in der Argumentation oder im Appell unterschiedlich eingebaut wird.

Im Zusammenhang mit Gesprächen habe ich übrigens auch von einer anderen AAA-Formel gelesen (von Mechthild R. von Scheurl-Defersdorf).

Mit dem ersten A ist das Ansprechen (des Gegenübers) gemeint. Das zweite A gilt für Anschauen (Blickkontakt), und das dritte A erinnert an einen kurzen Atemzug vor der eigentlichen Aussage.

Die BBB-Formel

Die BOTSCHAFT (Argument, These oder Kernthema) wird mit einem BEISPIEL oder einem BILD verknüpft, analog einem Knochen, der mit Fleisch umgeben ist (Knochen = Kernaussage; Fleisch = bildhaftes Beispiel).

Eine Journalistin von SRF 2, die im Wallis über eines unserer Weiterbildungsmodulare berichtet hatte, sagte mir, dass sie die Formel «Fleisch am Knochen» ebenfalls im Journalismus mit einer Analogie verwende: Unser Bild vom «Fleisch am Knochen» sei für sie eine Erbse, die vergoldet werden müsse. Der Kern der Botschaft allein überzeugt noch nicht. Das verdeutlicht, dass die Verbindung von Wort und Bild eine Aussage eindringlich macht.

Die CCC-Formel (hilfreich bei der Krisenkommunikation)

In Krisensituationen hat sich das CCC-Modell bewährt: Zum ersten C: CARE. Bei Unfällen und Katastrophen müssen die Verantwortlichen zuerst der Opfer gedenken. Dann gilt es, den Ursachen auf den Grund zu gehen – zweites C: COMMAND. Und schliesslich muss aktiv kommuniziert werden – drittes C: COMMUNICATION. Diese Formel hatte uns Urs Peter Naef (Leiter CC und Mediensprecher Migros-Genossenschaftsbund) am Communication Forum 2013 vorgestellt. Ich verwendete bislang in meinen Workshops folgende CCC-Formel: C wie CHARISMA: Sprecher müssen in Krisen eine positive Ausstrahlung haben. C wie CHANCE nutzen: Die Situation kann dank Krisenmanagement und glaubwürdiger Medienauftritte verbessert werden. C wie CHECK: Krisensituationen müssen in ruhigen Zeiten überprüft und trainiert werden.

Die EEE-Formel

Der erfahrene Fernsehjournalist Steffen Lu-

kesch entwickelte im Zusammenhang mit der Frage «Wie steht es mit meinen Ressourcen?» in unseren Seminaren die Formel E wie ENERGIE: Bin ich fit und präsent für den Auftritt? E wie EMOTION: Wie steht es mit meiner Überzeugung, Freude, Begeisterung? E wie ERSCHEINUNG: Bin ich gepflegt und situationsgerecht gekleidet (Aufmachung)? Diese Kurzformel hat sich zur Festigung der erworbenen Erkenntnisse bewährt. Aus meiner Sicht sind folgende Punkte von ausschlaggebender Bedeutung: Bin ich locker? Bin ich präsent? Habe ich Lust auf den Auftritt?

Die HHH-Formel

Eine prominente erfolgreiche Persönlichkeit hat einmal gesagt, sie verdanke den Erfolg der HHH-Formel: HERZBLUT, HARTNÄCKIGKEIT und HUMOR. Sie widerspiegelt das Idiom «mit Herz und Seele»: Herzblut (Herzlichkeit), Hartnäckigkeit und Humor sind Attribute, die gerne bei Rezensionen gebraucht werden.

Die III-Formel (eigentlich IIII-Formel)

Es gibt bewährte Verhaltensweisen, um bei einem unfairen Angriff das Gesicht zu wahren. Bei einem harten Schlagabtausch lohnt es sich, die IIII-Formel im Kopf zu haben. Deren erfolgreiche Anwendung setzt aber ein längeres Training im Mediensimulator voraus.

I wie IGNORIEREN: unfaire Aussage auf Sachebene lenken. I wie IRONISIEREN: eventuell mit einer Rückfragetechnik oder durch gezieltes Schweigen, begleitet von einer entsprechenden Gestik oder einer überraschenden Mimik. I wie IDENTIFIZIEREN: Das Wahrnehmen der gegnerischen Taktik setzt voraus: Ich muss die Taktiken kennen, präsent sein und aktiv zuhören können. I wie ISOLIEREN: Damit ist das Dissoziieren gemeint. Ich gewinne bewusst Distanz. Krasse Unfairness muss ich nicht sofort kontern. Schweigen, verbunden mit einem nonverbalen Zeichen, kann Wunder wirken. In solchen Fällen ist auch ein Gesprächsabbruch zulässig. Nutzen Sie auch hier die Rückfragetechnik. Dissoziieren Sie. Gewinnen Sie Distanz.

Die KKK-Formel

K wie KLAR: Verständlichkeit, Eindeutigkeit. K wie KONKRET: nicht abstrakt, vage,



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

schwammig. K wie KURZ: Antwort in 20 Sekunden, Rede in 20 Minuten.

Die KKK-Formel für Feedbackgeber

- K wie kurz
- K wie konkret
- K wie konstruktiv

ZZZ-Formel für Feedbacknehmer

- Z wie zuhören
- Z wie zurückfragen (falls unklar)
- Z wie zusammenfassen (mit eigenen Worten)

Die LLL-Formel

Die drei L für LERNEN, LEISTEN, LACHEN sind für Ausbildner hilfreiche Wegweiser.

Oft wird beim Lernen die Leistung gefordert. Freude und Humor sind dabei wichtige Treiber. Lernen heisst immer auch NEUES erwerben. Wenn bei Lernprozessen, Präsentationen oder beim Unterrichten nicht gelacht werden kann, stimmt etwas nicht. Die LLL-Formel gilt auch für den Gedanken,

dass Lernen ein lebenslanger Prozess ist: LLL als «LebensLanges Lernen»!

MMM-Formel (auch MMMM-Formel)

Wir betonen bei allen Schulungen immer wieder: Wer mit Menschen zu tun hat, der muss Menschen mögen:

MMMM: MAN MUSS MENSCHEN MÖGEN.

Es heisst nicht «Man muss Menschen lieben», sondern lediglich «mögen». Auch wenn uns das Gegenüber nicht sympathisch ist, lohnt es sich, zu versuchen, Menschen wertzuschätzen.

Bedenken wir: Es nützt nichts, wenn jemand nur so tut als ob! Das Gegenüber erkennt, ob wir es ehrlich meinen.

Die TTT-Formel als Lenkungstechnik

TOUCH, TURN, TALK

Wird eine Frage gestellt, muss zuerst die Frage angesprochen werden (Touch). Sie ist kurz zu beantworten, eventuell abzulehnen oder zu stoppen. Dann wird zum Argument gelenkt (Turn). Dieser Teil wird ausführlicher, detaillierter, farbiger geschildert, mit

einem Beispiel, einer Erzählung oder einer Geschichte (Talk).

Beispiel:

TOUCH (Bewertung): Die Frage hat nichts mit dem Thema zu tun.

TURN (Rückführung): Wir reden über die Jugendkriminalität, und dazu ist zu sagen ...

TALK (Vertiefung der eigenen Argumentation): Gestern hat mir eine Lehrerin erzählt ... (Es folgt nun das Erlebnis einer Lehrerin, die unterstreicht, dass Grenzen gesetzt werden müssen.)

Bei der TTT-Formel sollte im ersten Teil (Touch) die Frage kurz beantwortet werden. Ein Nein als Stoppsignal kann schon genügen. Ein zu plummes Lenken wird jedoch als Ablenkungsmanöver gewertet. Journalisten schätzen eines nicht: wenn ausgewichen wird und Fragen nicht beantwortet werden. Die TTT-Formel ermöglicht es, zuerst kurz auf die Frage einzugehen und dann die Brücke zu bauen zur eigentlichen Botschaft, die dann im Talk ausführlich formuliert wird.

ANZEIGE

Damit die Rücklaufquote stimmt PromoPost für Abverkaufskampagnen

Jedes Unternehmen sucht ihn – den optimalen Mediamix für mehr Absatz. Eine gute Wahl ist dabei PromoPost der Schweizerischen Post: Mit unadressierten Direct Mailings lassen sich hohe Rücklaufquoten erzielen, wie ein Vergleichstest der Emmi Schweiz AG zeigt.



Die grösste Schweizer Milchverarbeiterin platzierte für den Test drei Rabattcoupons für Jogurt pur und Jogurt Drink pur einerseits als Inserat in einer auflagenstarken nationalen Zeitung. Andererseits gingen die Coupons als Aktionsflyer per PromoPost an die Bewohnerinnen und

Bewohner von Ein- und Zweifamilienhäusern in sechs Städten. Das Resultat fiel deutlich aus: Während nur 0,4 Prozent der in der Zeitung erschienenen Rabattcoupons eingelöst wurden, lag die Rücklaufquote bei PromoPost mit 2,7 Prozent deutlich höher.

Deutliches Resultat: Die Rücklaufquote der Rabattcoupons für Jogurt pur und Jogurt Drink pur war beim Versand per PromoPost sechsmal höher als beim Inserat in einer nationalen Zeitung.

Nicht zu übersehen

PromoPost wird deshalb so stark beachtet, weil sie zusammen mit der adressierten Briefpost eintrifft. Der Auftraggeber kann auf den Tag genau festlegen, wann ein Mailing verteilt werden soll, und es so perfekt auf andere Werbemassnahmen abstimmen. Nur PromoPost bietet sowohl eine selektive als auch eine landesweite Zustellung an. Jeder Werbeversand lässt sich direkt mit dem Onlinedienst «PromoPost Manager» kalkulieren und abwickeln. Dank minimaler Vorlaufzeit ist ein Mailing per PromoPost sogar kurzfristig

möglich. Durch die monatlich aktualisierten Daten fallen die Streuverluste gering aus.

Emotionen wecken

Bei der Gestaltung von Direct Mailings lässt PromoPost alle Freiheiten, um die Sinne der Adressaten anzusprechen. Selbst der Versand von Mailings mit aussergewöhnlichen Formaten und von Warenmustern ist kein Problem. Von diesen Vorteilen will auch die Emmi Schweiz AG weiterhin profitieren. Sie nutzt PromoPost nach dem erfolgreichen Test inzwischen für mehrere Produkte. www.post.ch/promopost

Einige Touch-Muster:

- Stimmt nicht ... So ist es
- Haben wir auch schon gehört. Doch ...
- Die Frage basiert auf einer Vermutung ...
- Wir beschäftigen uns mit einer anderen Frage ...
- Das ist Ihre Meinung ...

Vorteile der TTT-Formel:

- Sie lernen, gut zuzuhören.
- Sie gehen auf die Fragen ein, fokussieren auf die Fragen und können sie auch einordnen oder bewerten.
- Sie übernehmen die Gesprächsführung, indem Sie zum Thema zurückführen.
- Sie unterbinden verbale Manöver.

Eine andere Version der TTT-Formel weist auf die Optimierung unserer kommunikativen Kompetenz hin: TTT (Kürzel für Learning by doing): Tun, tun, tun.

Bei Rückmeldungen (Feedbackverfahren) hat sich auch die WWW-Formel (Feedback-Dreiklang) bewährt:

WAHRNEHMUNG: Situation genau beschreiben

WIRKUNG: Wie wirkt es auf mich (Ich-Aussage)?

WUNSCH: Wie wünsche ich mir die Verbesserung?

KOMMENTAR:


Das Kennen dieser aufgelisteten Formeln allein genügt noch nicht. Wir müssen auch alle Erkenntnisse praktisch umsetzen können.

Ich hatte vor einigen Jahren einen Beitrag über das ABC der Medienrhetorik geschrieben. Damals beschränkte ich mich auf die drei Buchstabentrilogien AAA, BBB und CCC.

Im Laufe meiner Tätigkeit ergaben sich dann immer mehr zusätzliche Gedankstützen, welche ich nun in diesem Beitrag für Sie zusammengestellt habe.

FAZIT: Sie müssen diese Trilogien nicht auswendig lernen.

Ich empfehle jedoch fürs Erste: Notieren Sie

sich lediglich EINE der erwähnten Lernformeln, die Sie für sich als hilfreich erachten. Diese drei Buchstaben können Sie auf der nächsten Lernetappe umsetzen und festigen. Schrittweise erwerben Sie dann auf diese Weise die hilfreiche ABC-Kompetenz der Medienrhetorik. 

ANZEIGE

EIN HERZLICHES DANKESCHÖN
an alle Partner und Sponsoren für die zukunftsweisende Zusammenarbeit

SDV AWARD 2016 

Trägerverband



Schweizer Dialogmarketing Verband

Premiumpartner



Goldpartner



Silberpartner



SDV-Junior-Award



Medienpartner



Technikpartner



Offizielles Fachorgan



Tischsponsor



Bronzepartner



Sachspensoren



Medienrhetorik

Von Emotionen, Zahlen und kleinen Beispielen

Die «Pro Service public»-Initiative war das meistunterschätzte Vorhaben der letzten Jahre. Zu spät haben die Gegner und die Bundesbetriebe realisiert, wie populär die Anliegen der Initianten sind. Unser Autor Marcus Knill hat die «Abstimmungs-Arena» live mitverfolgt und die Argumente der Kontrahenten analysiert.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Frontalangriff auf die Bundesbetriebe: Peter Salvisberg, Mitinitiant der «Pro Service public»-Initiative.

Post, SBB, Swisscom und Co. hätten nach den Initianten wieder im Sinne der Allgemeinheit zu wirtschaften und nicht mit allen Mitteln Gewinne zu maximieren, die vor allem in die Tasche der Kaderleute fließen oder an die Bundeskasse abgeliefert würden.

Erstaunlich: Nicht ein einziger Stände-, National- oder Bundesrat mit Ausnahme von *Weltwoche*-Chef Roger Köppel unterstützt die Initiative. Für sie wäre die Annahme ein Rückschritt in die Achtzigerjahre, denn sie würde die bundesnahen Unternehmen technologisch und wirtschaftlich konkurrenzunfähig machen. Ausser der EVP

lehnen alle Parteien die Initiative ab. Dennoch zeigt sich in der Bevölkerung eine unerwartet grosse Sympathie für diese Initiative.

Die «Abstimmungs-Arena» zur Initiative diente als wichtige Informationsplattform für die Bevölkerung: Als Beobachter der Diskussion wollte ich im Studio folgenden Aspekt analysieren: Welcher Akteur argumentiert mehr mit Beispielen, Bildern und Emotionen?

Bei Überzeugungsprozessen ist nämlich erwiesen, dass Worte, die keine Bilder auslösen, wenig bewirken. Am nachhaltigsten beeinflussen wir mit Bildern, Geschichten, Analogien und konkreten Beispielen. Leider sprechen Politiker aber oft zu allgemein, zu abstrakt, zu kompliziert und vor allem mit nichtssagenden Hohlformeln. Sie wählen in

der Regel plausible Aussagen, die schön klingen, einleuchten, aber nichts bewirken.

Während des Besuches gab es dann aber noch weitere erwähnenswerte Beobachtungen. Das Verfolgen einer Sendung im TV-Studio ist aufschlussreicher als das Betrachten der aufgezeichneten Sendung vor dem Bildschirm. Ein Blick hinter die Kulissen lohnt sich immer. Das war auch bei meinen Beobachtungen anlässlich der Aufzeichnung im Studio der Fall.

So sah ich beispielsweise vor der Sendung, wie «Bahnministerin» Doris Leuthard mit ihrem eleganten Tesla direkt vor die Eingangstüre chauffiert wurde. Neben mir sagte eine Besucherin zu ihrer Freundin: «Wenn unsere Verkehrsministerien den Service public doch so gut findet, weshalb kommt sie

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln?» Am Schluss der Veranstaltung, beim inszenierten Gruppenbild, postierte sich diese Kritikerin dann aber stolz neben der Bundesrätin. Ich hatte volles Verständnis für die Benützung eines Autos, vor allem beim herrschenden Dauerregen.

Zu den Kontrahenten im Studio

Auf der einen Seite standen die Gegner der Initiative: Bundesrätin Doris Leuthard und Nationalrat Corrado Pardini – unterstützt vom Bündner Regierungsrat Domenic Parolini im Hintergrund; auf der anderen Seite die zwei Befürworter, die Initianten der Initiative: Peter Salvisberg und Matteo Cheda – unterstützt von Daniel Engler, EVP, in der Zuschauerreihe.

Umfragen haben im Vorfeld die Gegner aufgeschreckt. Obschon das Parlament, der Bundesrat und fast alle Parteien die Initiative bekämpften, legten die Befürworter in Umfragen enorm zu. Dies lässt sich nicht nur dem David-Goliath-Effekt zuschreiben oder dem bekannten Phänom «Einer gegen alle». Die Bevölkerung mobilisiert haben möglicherweise auch die eigenen negativen Erfahrungen mit Bahn und Post oder mit Roaming-Gebühren.

Nationalrat Martin Candinas forderte jüngst von seinen Gegnern, und zwar mit deutlichen Worten, sie müssten unbedingt «knackiger kommunizieren». *20 Minuten* stellte in einem Beitrag fest, dass die Initianten viel emotionaler argumentieren als die Gegner.

Bei der Aufzeichnung waren vor allem die Wirkung der Akteure und die Art und Weise ihrer Argumentation aufschlussreich.

Im ersten Teil dominierten bei der lächelnden Bundesrätin die Fakten und die Thematik mit den Salären, bei ihrem Partner, dem angriffigen Wadenbeisser Pardini, die Emotionen und der Initiativtext.

Vor allem im zweiten Teil schilderte dann Initiant Salvisberg einige konkrete Erlebnisse. Im Laufe der Sendung kippte aber die Stimmung im Studio immer mehr zugunsten der Gegner. Doris Leuthard gab sich während der ganzen Sendung recht locker und eloquent. Sie punktete mit ihrem ansteckenden Lachen und ihrer Fachkompetenz, während Pardini seinen Unmut über den Initiativtext und die Kontrahenten mit ihren Geschichten aus dem Alltag nicht zurückhalten konnte und seinem Ärger freien Lauf liess.

An Emotionen mangelte es bei ihm nicht.

Generell argumentierte die Verkehrsministerin authentisch, engagiert, überzeugend und verständlich. Ihre Aussagen waren nachvollziehbar.

Weil sich die Initianten weigerten, über den Inhalt der Initiative zu sprechen, und immer wieder über die gierigen Staatsbetriebsmanager herzogen, wiederholte Pardini ständig seine vorbereitete Kernbotschaft: «Was die Initianten sagen, stimmt nicht mit der Formulierung des Initiativtextes überein.» Dieses konsequente, mantraartige Wiederholen der Zielbotschaft führte dazu, dass seine emotionalen Voten den grössten Teil des «Abstimmungs-Arena»-Publikums in seinem Sinn beeinflussten und viel Applaus ernteten.

Ich habe mich nach der Sendung bei den Mitgliedern der KV-Klasse (unter den Besuchern) erkundigt, ob tatsächlich alle von ihnen die Initiative ablehnten. Antwort: «Überhaupt nicht. Die halbe Klasse unterstützt die Initiative.» Diese Klärung nach der Aufzeichnung zeigte wieder einmal, dass sich – wie bei anderen massenpsychologischen Phänomenen – die Anwesenden von Claqueuren beeinflussen lassen und es bei einer dominanten Gegenstimmung nicht mehr wagen, öffentlich Farbe zu bekennen.

Das Spiel mit Beispielen gespielt

Trotz vehementer Angriffe und negativer Grundstimmung im Studio konnte Peter Salvisberg stets Ruhe bewahren. Der Medienprofi zelebrierte eine Lektion gekonnter Talkshowkommunikation. Er betonte: Die Initianten möchten, dass für die Leistungen in der Grundversorgung konkrete Zahlen ausgewiesen werden. Vieles sei eine Blackbox. Zudem soll im Bereich der Grundversorgung nicht nach Gewinn gestrebt werden.

Die herzerweichenden Geschichten der Abzocker, welche die Bürger ihrem Schicksal überlassen, oder der frisch geschiedene Ehemann, dessen Zivilstand sofort im ganzen Dorf bekannt war, weil jetzt die Käserin eine Postagentur führt und sich nicht ans Postgeheimnis hält, verfehlten die Wirkung nicht.

Das Beispiel mit Salvisbergs Mutter, die 68 Kilometer weit reisen musste, um einen eingeschriebenen Brief abzuholen, wurde sogar von Watson zitiert, mit zahlreichen weiteren Aussagen wie: «Das ist einfach nicht richtig, wie man mit den alten Leuten umgeht.»



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Der Initiant verstand es, sich wortreich, mediengewandt und mit bewährten dramaturgischen Mitteln in Szene zu setzen. So erzählte er die Geschichte vom Pöstler, der in seinem Handgerät den Schwatz mit Salvisberg ausstempeln muss, oder die Geschichte vom Grafiker im Bündner Bergtal, der wegen zu langsamen Internets nicht mehr mithalten kann.

Salvisberg schilderte auch persönliche Erlebnisse: Er müsse wegen der Unpünktlichkeit der SBB immer einen Zug früher nehmen, um rechtzeitig an Sitzungen zu sein, und er könne das Zug-WC meist nicht benutzen, weil es nicht geputzt sei.

Die Geschichten zeigten Wirkung. Nach der Sendung schilderte mir ein «Abstimmungs-Arena»-Gast weitere Erlebnisse: Sie reichen von zu kurzen Umsteigezeiten an Bahnhöfen über den Abbau der Qualität bei Bistros und beim Kaffeeservice bis zu geschlossenen Billettschaltern. Er schloss mit den Worten, er könnte mir noch viele Liedchen singen. Die Geschichten weckten beim Publikum ebenfalls Erinnerungen an ähnliche Erlebnisse.

Salvisbergs Geschichten und Beispiele brachten jedoch Pardini auf die Palme. Als Initiant Matteo Cheda einen bildhaften Vergleich der Kaderlöhne mit der katholischen Kirche wagte, zerpflückte Pardini die Analogie nach Strich und Faden.

Diese Reaktion veranschaulicht, wie stark Beispiele wirken. Pardini war sich sicherlich der Kraft von Analogien bewusst. Er musste deshalb sofort eingreifen, indem er lautstark verkündete, der Vergleich mit den Bischöfen hinke.

Zuspruch holte sich der SP-Nationalrat gegen Schluss mit seinem rhetorisch geschickt formulierten Angriff auf die zahlreichen Beispiele von Peter Salvisberg:

«Mit dieser Initiative wird kein Zug pünktlicher, kein WC weniger verstopft und kein Bahnwagen sauberer.» Panini erntete Applaus. Dennoch: Diese heftige Reaktion bestätigte: Nichts ist nachhaltiger als einleuchtende Beispiele. Trotz des Applauses werden in der Bevölkerung wahrscheinlich die negativen Erlebnisse und Erfahrungen vor der Abstimmung weitererzählt. Dies wird wohl weitere Ja-Stimmen generieren.

Typische Politikerrhetorik

Der Bündner Regierungsrat Jon Domenic

Parolini (BDP) demonstrierte, was wir unter Politikerrhetorik verstehen. Nachdem ihm Moderator Projer das Wort erteilt hatte, mit der Bemerkung, er müsste sich eigentlich als Regierungsrat eines Bergkantons für die abgelegenen Poststellen einsetzen, sagte er:

«Das ist klar. Wir brauchen einen guten Service, aber ein gewisser Wandel findet statt. Jetzt ist eine Übergangszeit, äh, für die ältere Generation – und da muss man eine gute Lösung finden. Das ist so. Das ist aber wirklich so, dass ich als Volkswirtschaftsdirektor vom Kanton Graubünden, dass, wenn eine Poststelle schliesst, wir kontaktiert werden und dies zusammen mit der Gemeinde prüfen. Wie ist die Situation? Gibt es gute Lösungen? Ja oder nein? Und wenn wir sehen halt, dass die Konsumenten, ein grosser Teil, ausser der älteren Generation, wirklich gar nicht zur Post geht, müssen wir agieren. Und damit brauchen wir einen Service public, der attraktiv ist. Der Gewinn soll nicht primär dem Bund abgeliefert werden. Der Gewinn soll investiert werden. Wir können verlangen, dass mehr investiert wird, dass auch bei den dezentralen Orten das Angebot aufrechterhalten wird. Die Angebote können weiterentwickelt werden, um auf die Bedürfnisse der Region einzugehen.»

ANALYSE:

Man muss eine gewisse Lösung finden – WELCHE? Wir brauchen einen guten Service – BEI DIESER AUSSAGE WIDERSPRICHT NIEMAND. Das ist so. Das ist aber wirklich so – WIRKLICH? Wir müssen agieren und die Post schliessen, wenn die Jungen nicht mehr zur Post gehen – DAMIT BESTÄTIGT DER POLITIKER EIGENTLICH, DASS DER SERVICE FÜR DIE ÄLTEREN GESTRICHEN WIRD! SONDERBAR: Durch das Schliessen wird der Service public attraktiv. Man könnte und sollte in die Regionen investieren – KLINGT GUT, WIRD ABER DOCH NICHT GEMACHT.

DAS VOTUM DES REGIERUNGSRATES UNTERSTÜTZT IM GRUNDE GENOMMEN DIE INITIANTEN. DER GEDANKE IST ZUDEM VIEL ZU LANG UND STROTZT VON PLAUSIBILITÄTS-FORMULIERUNGEN.

DAS TYPISCHE BEISPIEL EINES POLITIKERS, DER VIEL REDET UND NICHTS SAGT.

KOMMENTAR:

Wie sehr die «Abstimmungs-Arena» die Stimmberechtigten beeinflussen konnte, ist nicht auszumachen. Ich halte jedoch alle konkreten Geschichten aus dem Alltag, wie beispielsweise den Ärger von Briefkastenentfernungen, Postschliessungen oder den Zwang, Einzahlungen in einem entfernten Ort vornehmen zu müssen, für Wasser auf die Mühlen der Initianten.

Vermutlich wird die Initiative deutlich abgelehnt. Wir wissen aus Erfahrung, dass bei allen Abstimmungen ein Nein-Anteil von zehn Prozent immer gesichert ist. Falls nun aber das Unerwartete eintreffen und die Initiative angenommen werden sollte, wäre dies dem Umstand zu verdanken, dass profitorientierte Unternehmen ihren Service immer mehr zurückschrauben. In den meisten Betrieben ist leider der Kunde kein König mehr. Nach dem Empfinden einer breiten Bevölkerung wird der Service vielerorts schrittweise abgebaut.

Die Kunden müssen wahrscheinlich bald auch beim Einkaufen die Arbeit der Kassiererinnen und Kassierer übernehmen. Beim Kauf von Bahnbilketten kann man sich nur noch an wenigen Orten beraten lassen.

Die Bevölkerung möchte aber nicht noch mehr zum Experimentierobjekt verkommen. Wenn sie bei diesem Urnengang die Chance wittert, mit dem Stimmzettel den Service zu verbessern, nutzen wahrscheinlich viele diese Chance, wenngleich der Initiativtext nicht völlig durchdacht ist.

FAZIT:

Emotionale Argumentationen wirken nachhaltiger als Worte, die keine Bilder auslösen, doch müssen Bilder stimmen und Analogien nachvollziehbar sein.

Beispiele, Erlebnisse und Geschichten beeinflussen langfristig mehr als trockenes Faktenwissen.

Die Familientherapeutin Virginia Satir sagt treffend: «Ein Wort, das keine Bilder auslöst, bewirkt nichts.»

Medienrhetorik

Die Crux mit dem Äh

Bundespräsident Johann Schneider-Ammann sagte früher oftmals «Äh». Doch das ist nun vorbei. Vermutlich hatten ihm seine Berater lange empfohlen: «Bitte sagen Sie KEINE Ähs mehr.» Doch das wäre ein falscher Ratschlag gewesen. Gibt ein Coach Ratschläge, sollte er wissen, dass unser Gehirn «NICHT» oder «KEINE» nicht nur ausblendet, sondern durch das Nennen der Marotte die Angewohnheit sogar zusätzlich verankert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Äh-Marotte vorbei: Bundespräsident Schneider-Ammann.

Sagt die Lehrerin, die einen Schüler ermahnt: «Schlag die Tür NICHT zu!», darf sie sich nicht wundern, wenn der Schüler die Tür weiterhin zuschlägt. Das Wort «ZUSCHLAGEN» bleibt nämlich im Sprachzentrum erhalten. Das negative Verhalten (zuschlagen) wird durch die Wiederholung zusätzlich verstärkt – Worte steuern unser Denken. Sagt die Lehrerin stattdessen: «Schliess die Tür bitte LEISE», kann sie mit einer raschen Verhaltensänderung rechnen. Es muss benannt werden, was zu tun ist, und

nicht, was NICHT getan werden darf. Bundespräsident Schneider-Ammann konnte seine Äh-Marotte erst in den Griff bekommen, nachdem ihm geraten worden war: «Machen Sie PAUSEN», und: «Geniessen Sie diese.» Mit dem Fokus auf der Pause verschwand das Platzhalter-Äh merklich – es wurde durch die PAUSE ersetzt. Wenn er heute ins nahtlose Reden zurückfällt, nistet sich zwangsläufig das Äh wieder ein.

Ein Coach oder Ausbilder sollte deshalb immer das raten, was der Klient zu tun hat, und nicht das, was er bleiben lassen sollte.

Die frisch gewählte Basler Nationalrätin Sibel Arslan übertrumpfte jüngst Bundespräsident Schneider-Ammann als «Ähm-

Rhetorikerin» (http://www.tageswoche.ch/de/2015_43/basel/701589/): Sie stand für die Partei BastA (Basels starke Alternative) am Rednerpult und äusserte sich über einen Bericht des Bundes. Sie sagte, sie spreche als «Mitglied der grünen Fraktion und der Zivilgesellschaft», und las ihren Text vom Blatt ab. Dieses Prozedere gelang ihr noch ohne grössere Probleme.

Dann wollte Nationalrat Büchel von ihr wissen, was sie genau mit «Zivilgesellschaft» gemeint habe. Diese überraschende Frage irritierte die Rednerin dermassen, dass sie eine Weile sinnlose Sätze stammelte. Ihr konfuser Wortschwall verbreitete sich dann schnell im Internet und wurde 8000 Mal an-

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

geklickt. Inzwischen wurde das Video auf «privat» gestellt. Doch andere Benutzer hatten es bereits hochgeladen und dadurch weiterverbreitet.

In den sozialen Medien folgten Spott und Häme. Ein User twitterte: «Man denkt, mit Schneider-Ammann habe man den Tiefpunkt erreicht. Nein. Es geht noch besser.» Die groteske Formulierung konnte in der *Weltwoche* im Wortlaut – als Protokoll – nachgelesen werden:

«ÄH, Sie haben ÄH sicher auch zugehört, dass ich einerseits auf die Konzern ... ÄHM, ÄHM also auf die Initiativen, die ÄHM im Moment am Laufen sind, ÄHM hingewiesen habe. Einerseits auf die Spekulations-Initiative. Das sind ja sehr viele auch Zivilgesellschaften, die ÄH, das auch ÄH unterstützt haben, aber auch ÄHM diese Initiative, von der ÄHM, ÄH, ÄHM Konzern ÄHM, jetzt kommt mir gerade das Wort nicht in den Sinn, Entwicklung, und ich denke, das sind auch sehr viele inter-, ÄH Zivilgesellschaften, die dafür sich einsetzen, dass Menschenrechte und Menschenrechtsverletzungen, in diesen Ländern, in den Entwicklungs- und Schwellenländern ÄHM, ÄH, schwierige Situationen erleben, das können Grundrechtsorganisationen sein, Solifonds sein, das können sehr, sehr viele ÄH Zivilgesellschaften sein. Insofern bin ich ja auch ein Teil der Zivilgesellschaft in diesem Land, auch als Mitglied ... insofern ... ist das so ... insofern.»

ANALYSE:

Siebzehn Ähs beziehungsweise Ähms sind während einer Minute Redezeit eine Rekordzahl. Den Gedanken fehlt zudem die Struktur, der logische Aufbau.

Die Formulierungen entsprechen nicht den Verständlichkeitshelfern von Schulz von Thun. Die Sprache ist nicht EINFACH. Ausserdem mangelt es an STIMULANZ. Der wirren Antwort fehlt der KERNGEDANKE mit einem anschaulichen BEISPIEL.

KOMMENTAR:

Mag sein, dass die Rednerin aus der Rolle gefallen ist und erst nachträglich eingesehen hat, welch peinliches Kauderwelsch sie zusammengestottert hat. Aber eben zu spät. So wie wir eine Wurstmaschine nicht rückwärts laufen lassen können – im Glauben, die ausgedrückte Fleischmasse würde wieder zu ganzen Kälbern –, ist eine nachträgliche

Korrektur des Gesagten nicht möglich. Dieser groteske Auftritt zeigt, dass wir nach Überraschungen – oder wenn wir den roten Faden verloren haben – nie radebrechen dürfen, nur damit etwas gesagt ist. Aussagen vor Mikrofon und Kamera bleiben stets gespeichert. Wer den roten Faden verloren hat, darf ruhig von vorn beginnen oder sagen, dass er ihn verloren habe. Es gibt aber auch die Möglichkeit, die überraschende Frage zu wiederholen oder eine Klärungsfrage zu stellen, beispielsweise: «Wollen Sie jetzt eine Definition des Begriffs Zivilgesellschaft, oder genügt es, wenn ich Ihnen sage, was ich unter Zivilgesellschaft verstehe?»

Die wichtigste Strategie bei Überraschungen: Denkzeit gewinnen, also beispielsweise eine längere Denkpause einschalten oder sagen, dass es nicht einfach sei, diese Frage in zwei Sätzen zu beantworten.

Ein Kommentator sagte, es sei unfair, nur diese verunglückte Sequenz der Politikerin zu zeigen. Sonst sei die Nationalrätin nämlich fähig, vorbereitete Voten vorzutragen.

Einspruch: Genau um überraschende Situationen geht es, um Momente, in denen eine Parlamentarierin oder ein Parlamentarier nicht mehr vom Blatt ablesen kann. Kompetenz beweisen wir nämlich bei der Beantwortung überraschender Fragen – ja vor allem dann.

Ich habe in meinen ANALYSEN immer wieder Fälle beschrieben, in denen sich prominente, intelligente Persönlichkeiten gar nicht bewusst waren, dass sie eine Sprechmarotte hatten, wie «IRGENDWIE» oder «EIGENTLICH».

FAZIT:

Es lohnt sich, sich eigene Auftritte nachträglich anzuhören oder mit einem Profi ein Debriefing durchzuführen. Blinde Flecken oder Marotten werden so in der Regel, verschwinden. Wer Marotten jedoch nicht rechtzeitig ausmerzt, hat es später enorm schwer, sich von ihnen zu trennen.

Ein gelegentliches Äh oder Also ist noch keine Marotte. Negativ wirkt erst eine Häufung solcher Ausdrücke. Je klarer und einfacher die Sprache, desto besser.

Wir müssen deshalb bereits in der Schule lernen, vor einem grösseren Publikum frei zu sprechen, und zwar so, wie uns der Schnabel gewachsen ist. □



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Medienrhetorik

Wer Wörter ernst nimmt, spricht präziser

Je präziser eine Formulierung, desto stärker wirkt sie. In der aktuellen Folge der «Medienrhetorik» geht Marcus Knill auf ein besonders anschauliches Beispiel ein.

Text: **Marcus Knill*** Bild: www.petergross.ch



Formuliert präzise: der St. Galler Soziologieprofessor Peter Gross.

Wörter beeinflussen unser Denken. In der Werbung wie in der Politik bemühen sich Texter, Begriffe so auszuwählen, dass sie nachhaltig wirken. In einem Interview der *Schweiz am Sonntag* mit dem Soziologen Peter Gross (emeritierter Professor für Soziologie der Universität St. Gallen) fiel mir auf, wie ernst der bekannte Soziologe einzelne Formulierungen und Wörter nimmt.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

**Ich zitiere zwei Beispiele:
Interviewer ist Patrik Müller.**

Patrik Müller: Reden wir zu viel über die AHV-Finanzierung und zu wenig über die gesellschaftlichen Vorteile des Älterwerdens?

Peter Gross: Die LANGLEBIGKEITSGESELLSCHAFT – ein Begriff, der mir lieber ist als Altersgesellschaft – ist gewiss eine Herausforderung. Aber vor allem eine Gelegenheit, in eine andere, weniger aggressive und heisslaufende Gesellschaft vorzustos-

sen. Wir erleben eine stille Revolution durch den Vormarsch der Alten. Die Folgen davon werden gewaltig unterschätzt.

Patrik Müller: Trotzdem noch eine Frage zum Materiellen. Es gibt doch eine wachsende Umverteilung von Jung zu Alt. Finden Sie es richtig, dass man die Lohnabzüge ständig erhöht, dass aber zugleich die Renten nicht gekürzt werden können?

Peter Gross: Diese Betrachtung ist einseitig und polemisch. Nicht die Jungen zahlen für

die Alten, sondern die ERWERBSTÄTIGEN. Die Jungen werden im hohen Masse subventioniert – auch durch die Alten. Diese zahlen weiterhin Einkommens-, Vermögens- und Mehrwertsteuern. Ein Steuerstreik derjenigen, die 65 und älter sind, würde die Eidgenossenschaft lahmlegen.

Es gibt, wenn man schon von Alterslast spricht, auch eine Jugend- und Kinderlast – und die wird nicht nur von den Erwerbstätigen getragen, sondern auch von den Pensionären. Und die Jungen sind Empfänger.

Gross wies in seinem Interview später auch noch auf die Altengesellschaft hin. Diese habe noch viel ungenutztes Potenzial. Nicht nur bei Frauen und Arbeitslosen.

Denn: Altsein heute ist nicht mehr Altsein wie früher.

ANALYSE:

Der Begriff Altersgesellschaft ist weniger präzise als LANGLEBIGKEITSGESELLSCHAFT. Die heutigen Betagten sind nicht einfach nur alt. Sie unternehmen etwas und

stehen meist auch noch nach der Pensionierung mitten im Leben. Es ist wertvoll, Wörter wieder vermehrt wörtlich zu nehmen.

Auch der Begriff ERWERBSTÄTIGE im Zusammenhang mit dem Spannungsfeld Junge–Alte ist präziser als die JUNGEN, die für die Kosten der Alten aufkommen müssen.

Eine ältere Person, die im Erwerbsleben steht, zahlt weiterhin für die nächste Generation. Und die Zahl der Erwerbstätigen im Pensionsalter steigt unaufhörlich.

KOMMENTAR:

Sprache hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf unser Denken. Menschen können durch Wörter subtil manipuliert werden. So wie Werber und Politiker Metaphern nutzen, können wir mit Sprachbildern ebenfalls Menschen beeinflussen. Wörter erzeugen innere Bilder.

In einem Intensivseminar über Lenkungs-techniken hatte ich vor Jahren den Jesuiten Rupert Lay engagiert (Pater Professor Rupert Lay gilt als Ethikguru der Manager). Er machte uns bewusst, dass nicht nur Wör-



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ter unser Denken und unser Verhalten beeinflussen, sondern dass auch unsere Einstellung unsere Wortwahl steuert.

Er wies ferner darauf hin, dass Schulen, die beispielsweise keine Fäkalsprache oder keine menschenverachtenden Ausdrücke zulassen, viel weniger Gewalt und Streitigkeiten im Schulhof haben.

Er war auch überzeugt, dass ein Knabe, der kein herablassendes Frauenbild hat, für die Mädchen viel weniger frauenverachtende Ausdrücke verwendet.

Da es eine Wechselwirkung gibt zwischen Wortinhalten und Person einerseits und der Einstellung des Menschen zur Wortwahl andererseits, sollten wir Begriffe vermehrt wortwörtlich nehmen.

«Jugendliche meinen es ja nicht so» oder «Schimpfwörter dürfen bei Jugendlichen doch nicht ernst genommen werden» sind gefährliche Schutzbehauptungen.

Das Bewusstwerden des Präzisierens von Begriffen macht uns Peter Gross in diesem Beitrag bewusst. Wir sollten erkennen, welche Begriffe in unserer Alltagssprache abgegriffen sind und gedankenlos übernommen werden.

Beispiele:

Die Wörter «Atomkraftwerk» und «Kernkraftwerk» wecken unterschiedliche Assoziationen: Atom = Atombombe; bei Kernkraftwerk denken wir zuerst an die Kraft, welche Energie schafft. Was fällt leichter? Etwas zu «wählen» oder zu «entscheiden»? Ich kann wählen, oder ich muss etwas trennen – es assoziiert «Scheidung».

Angeblich analoge Wörter, wie «vegetarisch» und «fleischlos», werden ebenfalls unterschiedlich wahrgenommen.

Bei den Wörtern, die überzeugen, nennt Gudrun Fey das Beispiel «Gehaltserhöhung». Wer eine Erhöhung durchsetzen will, sollte lieber den Ausdruck «Gehaltsanpassung» verwenden. Das klingt harmloser und verleiht der Forderung Nachdruck. Denn die eigene Leistung hat sich seit der letzten Gehaltsfest-

«Der Begriff Langlebigkeitsgesellschaft ist mir lieber als Altersgesellschaft.»

legung wahrscheinlich gesteigert. Eine Anpassung des Gehalts erscheint somit plausibel.

Im Harzburger Modell wurde in den Fünfzigerjahren «Untergebener» durch «Mitarbeiter» ersetzt, um ein hierarchisches Verhältnis in ein zumindest sinngemäss partnerschaftliches zu wandeln. Auch «Mitbestimmung» ruft diese Assoziation hervor, obwohl der Prozess keineswegs vorsieht, dass Mitarbeiter tatsächlich bestimmen können (höchstens über den Betriebsrat). Meistens werden sie nur angehört oder dürfen lediglich mitdiskutieren.

Je nach Partei wird über «Mindestlohn» oder «Lohnuntergrenze» gestritten – zwei verschiedene Wörter. Es ist jedoch ein und derselbe Gedanke.

ERKENNTNIS:

In der Sprache liegt eine immense Kraft. Es

lohnt sich deshalb, unsere Sprache mit offenen Ohren zu hören. Erst wenn Wörter unserem Wesen entsprechen, werden sie echt und stimmig. Die Qualität der Wörter ist wichtiger als deren Menge.

FAZIT:

Mit der richtigen Wortwahl lassen sich Vorstellungen, Emotionen und Gedanken beim Zuhörer wecken, die die eigenen Aussagen unterstreichen und überzeugen.

Zum Schluss eine gelungene Zusammenfassung von Ilma Rakusa:

«Denn Sprache selbst fängt erst dann zu leben an, wenn ich sie pflege und ihrer Wirkungskraft vertraue. Das übt sich früh und hört nie auf.»



Medienrhetorik

Widerliche Vertuschungstaktik

Würden die Verantwortlichen der Muslime die Wahrheit sagen, würden sie wohl bald einen Kopf kürzer gemacht. Noch im alten Jahr wurde die Öffentlichkeit im Schweizer Fernsehen Zeuge eines exemplarischen Vertuschungsrhetorikers.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Der Islam ist auch in der Kommunikation ein Thema.

Im Einzelverhör (dem Prüfstand in der «Arena») liess sich Montassar BenMrad, Präsident des Dachverbandes der Muslime in der Schweiz, nicht festnageln: Moderator Jonas Projer wollte vom höchsten Schweizer Muslim unter anderem konkret wissen, ob der Islam grundsätzlich ein Gewaltproblem habe. Er konfrontierte BenMrad zu diesem Zweck mit Auszügen aus dem Koran, doch

der entzog sich bei dieser Frage einer Antwort, indem er auf die Bibel und deren zu Gewalt aufrufende Textstellen hinwies. «Wenn alle diese Textstellen heute gültig wären, dann würde es überall Krieg geben.» Es handle sich immer um historische Texte, die interpretationsbedürftig seien.

Der Präsident des Dachverbandes der Muslime in der Schweiz wich bei allen heiklen Fragen so plump aus, dass sich die Zuhörer fragen mussten: Weshalb dieses Nichtantworten? Politiker versuchen bei Befragungen normalerweise ihre bekannte

Nichtantwort wenigstens so zu verpacken, dass die Zuschauer das Gefühl haben, der Befragte gehe auf die Frage ein.

Wer die Situation des Vertreters des Islams kennt, weiss, dass er sich als Vertreter der Muslime nicht festlegen darf. Dies wäre für ihn viel zu riskant und ist möglicherweise ein Grund für das Vertuschen. Nachfolgend einige exemplarische Antworten des Präsidenten des Dachverbandes der Muslime der Schweiz in der «Arena»: Die Schweiz in Gefahr. BenMrad bei Projer im Prüfstand:

Projer: Sind Steinigungen im Sinne Ihrer Religion?

BenMrad: Das gab es in der Vergangenheit. Heute gibt es fast keine Länder, die das machen, aber es wird gemacht. Es steht in der Scharia konkret: «Die Steinigung ist eine gerechte Strafe für denjenigen, der Unzucht begeht und verheiratet ist, solange [der Beweis oder] die Schwangerschaft oder das Geständnis vorliegen.»

Projer: Ist das eine Anweisung, die heute noch gilt?

BenMrad: Also, die Anweisung muss man im Kontext sehen und die Texte auch.

Projer: Historisch geschrieben?

BenMrad: Wir können solche Texte auch im Alten Testament finden, auch in der Bibel – äh –, über Steinigungen und andere gewalttätige Sachen, und hier ist natürlich die ganze Problematik, wie man das anspricht.

Projer: Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Gilt diese Anweisung heute noch?

BenMrad: Sie gilt, aber sie wird nicht praktiziert.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Projer: Nun ein anderer Punkt aus dem Koran. Über die Ungläubigen heisst es: «Wenn sie sich abwenden, dann greift sie und tötet sie, wo immer ihr sie findet, und nehmt euch niemand von ihnen zum Freunde oder zum Helfer.» Eine Textstelle, die heute von Extremisten verwendet wird. Sie sagen, diese Textstelle hat fürs heutige Leben keine Gültigkeit mehr?

BenMrad: Wenn sie eine Gültigkeit haben würde, dann würden Leute nicht... [völlig unverständlich] sein. Dann würde es überall

«Erstaunlich, wie der Vertreter der Muslime konkrete Fragen ignorierte.»

Krieg geben. Also, das ist natürlich Schwachsinn in diesem Fall. Die Realität ist: Diese Texte sind eine Sache der Applikation. Das Problem ist einfach: Eine Gruppe von Dschihadisten benutzt sie, so wie auch die Christen das Christentum und die Bibel benutzt

haben für die Kolonialisierung, für die Sklaverei oder für die Kreuzzüge.

Projer: Eigentlich könnte man sagen, diese Texte muss man nicht interpretieren. Was sagen Sie einem Jugendlichen, der sagt, es stehe im Koran?

BenMrad: Wenn Sie sagen, den Text müsse man ändern, dann macht das keinen Sinn. Das ist etwas Historisches. Es gab über die Jahrhunderte viel Arbeit mit der Interpretation.

Projer hakt nach: Was sagen Sie dem Jugendlichen, der zu Ihnen kommt und sagt: «Es steht im Text, Ungläubige sind zu töten»?

BenMrad: Dem sage ich: Ja, der Text existiert, aber der Kontext wird interpretiert.

Projer: Zur Stellung der Frau. Ein ganz anderes Thema. Im Koran steht: Die Männer stehen über der Frau. Ist dies auch eine Textstelle, die heute nicht mehr gilt?

BenMrad: Ja, da gibt es unterschiedliche Sachen – äh.



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

Università
della
Svizzera
italiana

A joint program with



In cooperation with

UCLAAnderson
School of Management

EMScom

Executive Master of Science in Communications Management

High-quality face-to-face learning in an international network

February 15, 2016

The deadline for enrolling in the next EMScom class is fast approaching!

Do you want to know more about the profiles of the upcoming class?

Do not hesitate to call us +41 58 666 46 02

EMScom

USI Università della Svizzera italiana / via Giuseppe Buffi 13 /
6900 Lugano / Switzerland / emscom@usi.ch / www.emscom.usi.ch



Projer: Nun wird es kompliziert.

BenMrad: Es ist immer kompliziert (lacht). Also, ich bin seit zwanzig Jahren in diesen Dialog involviert, und ich habe die Gelegenheit gehabt, auch die Texte in der Bibel und im Alten Testament zu lesen, zu vergleichen und zu verstehen.

Projer: Ich möchte aber jetzt gern über den Koran reden. Würden Sie sagen, hier in der «Arena», als Präsident des Dachverbandes der Muslime in der Schweiz, die Frauen sind gegenüber den Männern in allen Bereichen des Lebens gleichberechtigt?

BenMrad: Das ist schon der Fall.

Projer: Aber in der Religion?

BenMrad: In der Religion auch. Die Frauen haben besondere Eigenschaften. Gesellschaftlich gibt es bestimmte Gesetze – äh –, ist es gegeben. In der Religion ist es anders.

Projer: Sind Sie einverstanden, dass die Bundesverfassung und die europäischen Menschenrechtskonventionen Vorrang haben? Wenn ein Jugendlicher zu Ihnen kommt und sagt: Der Koran will das. Die Bundesverfassung will etwas anderes. Was gilt?

BenMrad: Wenn Sie die Frage vor dem Tod stellen, wenn ich jetzt ins Spital müsste, hätte ich eine ganz andere Darstellung, als wenn wir jetzt in einer normalen oder wirtschaftlichen Situation darüber sprechen.

Projer: Sie verstehen, dass ich in diesem Punkt hartnäckig bin.

BenMrad: Ich habe Ihnen schon gesagt: In

der Gesellschaft muss ich auch die verschiedenen Gesetze respektieren. Auf der anderen Seite, wenn ich über den Tod nachdenke, ist es eine andere Dimension.

«Anstatt auf die Frage nach den Liedern zu antworten, sagte Sahnoun, dass die Tiefgarage nicht zur Moschee gehöre.»

ANALYSE:

Erstaunlich, wie der Vertreter der Muslime konkrete Fragen ignoriert und ihnen ausweicht. Es ist offensichtlich und selbst für Laien erkennbar, wie mit ausweichenden Antworten Fragen umgangen oder vertuscht werden können. BenMrad ist nicht der einzige Vertreter des Islams, der ausweicht und etwas behauptet, was nicht den Tatsachen entspricht. In den meisten Diskussionen erkennen Moderatoren solches Vertuschen nicht.

Der *Tages-Anzeiger* hat jüngst die Lügen des Moscheepäsidenten offengelegt. Ich habe bereits 2010 die Rhetorik der Fundamentalisten in den *Schaffhauser Nachrichten* durchleuchtet. Es ist immer dieselbe Masche: ausweichen, behaupten, verdrehen, Pseudoantworten geben, Nichtantworten geben, ablenken, umlenken, beschönigen oder vertuschen.

Durch gründliches Recherchieren konnte nachgewiesen werden, dass sechs Aussagen von Atef Sahnoun, Präsident der Winterthu-

rer An’Nur-Moschee, nicht den Tatsachen entsprachen, was zeigt, wie mit der Wahrheit umgegangen wird, wenn es ums Vertuschen geht.

Aus Platzgründen verzichte ich auf ähnliche Antworten aus dem *SonntagsBlick* und dem *Tages-Anzeiger*.

Schawinski konfrontierte Sahnoun Ende Jahr in seiner Sendung mit seinen fragwürdigen Aussagen. Er hielt ihm die Widersprüche vor die Nase, beispielsweise, dass sich jugendliche Mitglieder in der Tiefgarage versammeln und IS-Lieder wie «Bagdad, wir kommen bald» singen würden. Sahnoun ging auch bei Schawinski auf die Fakten nicht ein. Anstatt auf die Frage nach den Liedern zu antworten, gab er nur an, dass die Tiefgarage nicht zur Moschee gehöre und er und seine Mitarbeiter keinen Schlüssel hätten.

Wer sich bei dieser konfrontativen Sendung Antworten erhofft hatte, wurde enttäuscht. Schawinski fasste sein Beobachtung am Ende der Sendung folgendermassen zusammen: «Sie wollen nicht herausfinden, was wirklich bei Ihnen läuft.»

Fazit:

Die Taktik der Islamvertreter lautet: Fakten, die die Öffentlichkeit nicht wissen darf, dürfen nicht sein. Sie werden deshalb vertuscht, leider meist mit Erfolg. □

ANZEIGE



INSPIRATION
Market
EVENTIDEEN & NETWORKING

Exklusive Angebote, neue Kontakte, Apéro riche, Wettbewerb uvm. Special-Guests wie Rolf Hiltl, Beni Thurnheer oder Gabriela Manser verraten ihre persönlichen Erfolgsrezepte.

Event-, Seminar- und Kongressmanager sind herzlich eingeladen, kostenlos teilzunehmen.

www.celebrationpoint.ch/inspirationmarket



KOMMUNIKATIONSTAG ST.GALLEN

11. März 2016
im Pfalz Keller
St.Gallen

PAUL

KOMMT

AUCH

**JETZT
ANMELDEN:**

PAUL-KOMMT-AUCH.CH

Der Kommunikationstag St.Gallen bietet nicht «mehr vom Gleichen»: Er setzt auf «Power ohne Point» und auf Formate, in die das Publikum integriert wird. Und so diskutiert es dann mit HSG-Soziologe Peter Gross und Raiffeisen-Digital-Leiterin Nadine Stutz zu «Sei digital!» und mit Moderatorin Gülsha Adiliji und Politiker Andrea Caroni zu «Sei authentisch!» Und dazwischen gibt es WOK-Shops (ja, die heissen so!) zu aktuellen Themen integrierter Kommunikation.

Medienrhetorik

«Arena»-tauglich?

«Arena»-Tauglichkeit war lange Zeit ein wichtiger Faktor für eine erfolgreiche Politkarriere. Obwohl die Fernsehsendung an Bedeutung verloren hat, gilt sie immer noch als Gradmesser für Publikumstauglichkeit, wie die Analyse von Medienexperte Marcus Knill zeigt.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Was will man mit dem Begriff

«Arena»-Tauglichkeit sagen?

Für mich ist eine Person dann «Arena»-tauglich, wenn sie Aussagen in kurzer Zeit überzeugend auf den Punkt bringt, wenn sie die Kernbotschaft klar und verständlich in die Diskussion einbringen und glaubwürdig begründen kann und wenn sie Fragen konkret

beantwortet und nicht ausweicht. Eine «Arena»-taugliche Person sollte sich auch durch dialogisches Verhalten auszeichnen. Wer als «Arena»-tauglich gilt, hat meist persönliche Ausstrahlungskraft. Weghörer, Unterbrecher und Selbstdarsteller zählen nicht zu den «Arena»-tauglichen Akteuren. Eine rhetorische Todsünde ist es, wenn Diskussteilnehmer den Moderator kritisieren oder die Rolle des Moderators zu übernehmen versuchen. Bei der ersten «Arena» nach der Rücktrittserklärung von Eveline Widmer-

Schlumpf interessierte es mich, wie es um die «Arena»-Tauglichkeit der Gesprächsteilnehmer bestellt ist.

Toni Brunner

Seinen Auftritt finde ich authentisch. Er spricht einfach, verständlich und überlegt, und er wirkt souverän. Seine Kernbotschaft trägt er ruhig vor: «Wir wollen einen Bundesrat, und ihr kriegt einen, den ihr wählen könnt.» Toni Brunners Standpunkt: Die Bundesversammlung muss einen Kandidaten

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

wählen, der die Ideen der Partei im Kern vertritt, «und zwar insbesondere bezüglich der Masseneinwanderungsinitiative». Wegen der Migrationsproblematik habe sich ein Drittel der Wählerschaft für die SVP entschieden. Ein stabiles politisches System sei gar nicht möglich, wenn dieses Drittel im Bundesrat nicht vertreten sei. Sein «Sünnelilächeln» dominiert weniger bei diesem heiklen «Arena»-Auftritt. Er wirkt über weite Strecken wie ein Magistrat. Jedoch stört sein Ausrutscher im Hinblick auf die Wahl der «SVP-Verräterin» Widmer-Schlumpf, die er als «Unfall» bezeichnet. «Arena»-taugliche Redner müssen bedacht sprechen. Moderator Projer konfrontiert den SVP-Chef mit zahlreichen unangenehmen Voten einzelner SVP-Exponenten gegen ihre eigenen Politiker. Toni Brunner ist in dieser Situation stark gefordert – oft muss in der Sendung einer gegen alle anderen argumentieren –, doch helfen ihm in schwierigen Situationen sein Naturtalent und seine Coolness. Er lässt sich nicht aufs Glatteis führen. **Fazit: «Arena»-tauglich.**

Martin Candinas

Er versteht es gut, seinen Gedanken «Zentrum hat Zukunft» zu verankern. Er dominiert nicht nur mit seiner grossen Statur, er spricht auch ausdrucksstark und bestimmt. Seine Voten wirken eindringlich. Er betont, was für ihn Sache ist. Zuerst legt er sich mit Toni Brunner an und votiert für eine starke Mitte. In der zweiten Hälfte gibt er sich moderater und diplomatischer, und er gesteht der SVP eindeutig einen zweiten Sitz zu. Die Bedingungen der SP gehen ihm zu weit. Er findet, man müsse in der Politik auch mit einer anderen Meinung umgehen können. Extreme Kandidaten sind für ihn nicht nur bei der SVP, sondern auch bei anderen Parteien unerwünscht. **Candinas überrascht als Leader. Fazit: «Arena»-tauglich.**

Hans Grunder

Das Schönreden der BDP-Schlappe stört bei Grunders «Arena»-Auftritt. Durch dieses Beschönigen enttäuscht der ehemalige Chef der BDP. Schade! Mit seinen zahlreichen Selbstschutzformulierungen verliert Grunder viele Punkte, auch durch leichte Überheblichkeit. Seiner Antipathie gegenüber der SVP bleibt Grunder treu, und er vertritt während der ganzen Sendung konsequent seine

Position. Seine freundliche Lockerheit (Mimik) wirkt für mich etwas aufgesetzt. Er votiert vor allem gegen einen Hardliner als neuen Bundesrat. Für ihn sind solche Typen etwas vom Schlimmsten. Die Ära Blocher scheint ihm immer noch in den Knochen zu stecken. Grunder stützte Badran weitgehend in ihrer Anti-SVP-Argumentation: Ein SVP-Kandidat, der auf Parteilinie sei, dürfe nicht in den Bundesrat, sonst habe man «wieder die gleiche Situation wie in der Ära Blocher», als es keine konstruktive Zusammenarbeit im Bundesrat gegeben habe. Grunder ist formulierungsfreudig und wirkt allgemein recht umgänglich. Viele Zuschauer finden den BDP-Vertreter recht sympathisch und natürlich. **Fazit: bedingt «Arena»-tauglich.**

Jacqueline Badran

Sie zeichnet sich als konsequente Kämpferin gegen die SVP aus. Rhetorisch gewandt, formuliert sie «strassengängig» und spielt mit der Wiederholungstaktik. Sie kann auch geschickt mit Zahlen und historischen Details ihre These untermauern und versteht es, sich immer wieder einzubringen. Jedoch unterbricht sie zu oft ihre Gesprächspartner. Sie ist versiert und vertritt die These, dass ein SVP-Bundesratskandidat kooperieren müsse. Mit harten Ausdrücken hält sie nicht zurück, und sie bezeichnet das Vorgehen der SVP ungeschminkt als «Frechheit» – weil die Partei sich anmasst, einen Kandidaten aus der Partei auszuschliessen, der vom Parlament gewählt wurde, ohne dass er von der Partei nominiert worden war (analog zur Wahl der Sprengkandidatin Widmer-Schlumpf, welche der SVP nach einer Nacht-und-Nebel-Aktion ins Nest gelegt worden war). Laut Badran darf kein SVP-Vertreter in den Bundesrat, der in den zentralen Fragen betreffend Bilaterale und Menschenrechte nicht mit der Mehrheit der Bundesräte übereinstimmt. Badran verlangt immer wieder einen Kandidaten, der Respekt vor anderen Meinungen hat. Harmonie ist für sie auf der Beziehungsebene eine Bedingung. Insofern könnten wir Jacqueline Badran als «Arena»-tauglich bezeichnen. Sie hat jedoch den Moderator hinsichtlich Fragestellung kritisiert und anschliessend versucht, die Rolle der Moderatorin zu übernehmen. **Fazit: daher nur bedingt «Arena»-tauglich.**

Politologin Regula Stämpfli (Expertin)

Sie ist sich ihrer Rolle als Expertin leider



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

nicht bewusst. Sie unterbricht permanent und übernimmt, statt als Expertin zu sprechen, über weite Strecken die Funktion einer Diskussionsteilnehmerin. Dann versucht sie sogar die Moderation zu übernehmen. «Ich möchte jetzt gern eine Auslegeordnung hören, was es für die Politikgestaltung bedeuten würde, wenn wir zwei SVP-Bundesräte hätten.» Watson schreibt nach der Sendung (Zitat aus der Medienkritik): «Lade niemals die Politologin Regula Stämpfli in eine Talksendung ein. Schon gar nicht als Expertin.»

So weit würde ich nicht gehen. Bei Regula Stämpfli stört die meisten Zuhörer ihre Verbissenheit, vor allem das unzulässige Duellieren mit ihrem Partner am Expertenpult. Es ist offensichtlich, dass sie ihre Rolle in der «Arena» ignoriert und sich viel zu wenig zügeln kann. Experten haben beim neuen «Arena»-Konzept das Recht, sich mit Knopfdruck einzubringen. Sie sollten aber – nach ihrem Votum – den Lauf des Gesprächs weiter dem Moderator überlassen. Projer verstand sich gut zu wehren. Er liess sich nicht irritieren. Störend war auch das schulmeisterliche Verhalten der Expertin, beispielsweise beim Massregeln des Diskussionsteilnehmers Hans Grunder. **Fazit: nicht «Arena»-tauglich.**

Bundeshausjournalist Urs Paul Engeler (Experte)

Neben der dominierenden Expertenpartnerin zieht er sich zu Beginn zurück, bis ihn der Mo-

derator zu einer Einsprache animiert. Regula Stämpfli setzt sich dann aber in Szene und übernimmt sofort den Part ihres Partners. Später zeigt sich, dass es Engeler sehr gut versteht, seine Gedanken klar, verständlich, ruhig und überzeugend einzubringen. Er rechnete vor, dass gemäss Konkordanz nach Parteienstärke die FDP einen Sitz an die vereinigten Mitteparteien abgeben und die SVP also so oder anders einen zweiten Sitz erhalten müsse. Nach seiner Aussage, «dass beim Bundesrat niemand sieben Gleichgesinnte will» und die SVP eindeutig Anrecht habe auf einen zweiten SVP-Exponenten, rückte ihm Regula Stämpfli als Co-Expertin auf die Pelle und duellierte sich sogar mit ihm am Expertenpult. Engeler blieb dabei stets gefasst und punktete dank seiner bedachten Überlegenheit. **Fazit: als Experte «Arena»-tauglich.**

Moderator Jonas Projer

Als engagierter Vater der neuen «Arena» war er einmal mehr in seinem Element. Er führte situativ und liess sich das Zepter von Jacqueline Badran oder Regula Stämpfli nicht aus der Hand nehmen. Er schonte weder Toni Brunner noch Hans Grunder.

Fazit: Als Repräsentant der «Arena» hat Projer sein neues Konzept ständig optimiert. Er und sein Team werden sicherlich weiterhin darauf bedacht sein, vor allem «Arena»-taugliche Diskussionsteilnehmer einzuladen. Bisher wurde unter seiner Führung das Konzept nach jeder Sendung optimiert.

Kommentar

«Arena»-Tauglichkeit deckt einen grossen Teil der Medienkompetenz ab. Es geht vor allem um das überzeugende Kommunizieren am Mikrofon und vor der Kamera. Diese Kompetenz muss und kann erworben werden. Die Arbeit im Simulator lohnt sich. Beim Medientraining bringt vor allem «learning by doing» viel. Wer mit allen Medien (Druck, Radio, TV und Online) umgehen und überzeugen kann, ist mehr als nur «Arena»-tauglich – er ist auf dem Weg von der Medientauglichkeit zur Medienkompetenz.

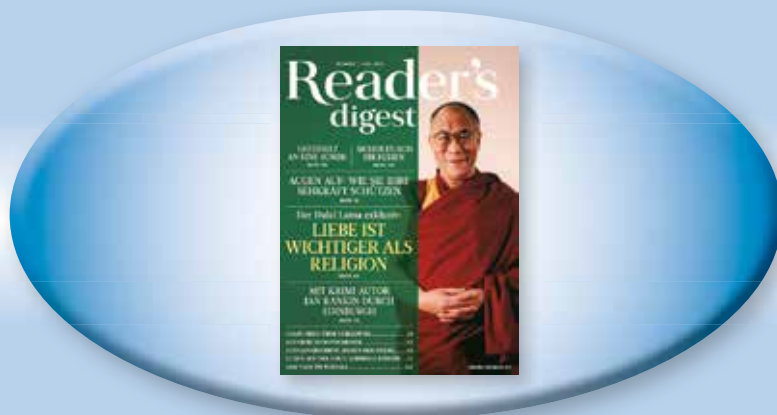
Fazit

«Arena»-tauglich ist ein Wortkonstrukt, das nur die Schweizer kennen. Jeder, der im Grunde genommen weiss, wovon er redet, seiner Sache sicher ist und die wichtigsten Regeln beherrscht, wird auch am Mikrofon und vor der Kamera überzeugend sprechen. Wer das nicht kann, sollte entweder nicht öffentlich auftreten oder sich schulen lassen, bis er gelernt hat, das, was er weiss und kann, allgemeinverständlich und in Kürze vorzutragen. □

ANZEIGE

Das kleine Heft mit der grossen Tradition!

Wir schaffen Vertrauen – mit Werten, die verbinden!



Und wir verbinden Wissen, Unterhaltung und Glaubwürdigkeit zu einem sicheren Wert!

Mehr Wirkung für Ihre Werbung – auch das ist Reader's Digest

Das Beste aus Reader's Digest
Räffelstrasse 11 · 8021 Zürich
Nähere Informationen: Michael Steuler · Telefon 044 455 71 63
michael.steuler@readersdigest.ch · www.readersdigest.ch



**GRATIS
EINREICHUNG
GEWINNEN**
bis 31.12.2015

DIE WERBUNG DER ZUKUNFT IST UNTERHALTUNG

SDV AWARD 2016



Reichen Sie bis zum **31.1.2016** Ihre Arbeiten ein und formen Sie die Werbung der Zukunft. Nehmen Sie jetzt am Wettbewerb teil und gewinnen Sie eine von fünf gratis Einreichungen: www.sdv-award.ch/wettbewerb

Trägerverband



Premiumpartner



Goldpartner



Silberpartner



Mediapartner



Offizielles Fachorgan



SDV-Junior-Award



Bronzepartner



Sachspensoren



Sachspensoren



Sachspensoren



Sachspensoren



Sachspensoren



Sachspensoren



Medienrhetorik

Statt konkret zu antworten, wird oft ausgewichen

Wie sagt man etwas, ohne die Frage zu beantworten? In der heutigen Folge der Rubrik «Medienrhetorik» analysiert Marcus Knill häufig verwendete Ausweichtechniken.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**



FDP-Chef Philipp Müller: ein Nichtssager?



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Für Medienkonsumenten ist es hilfreich, bei konkreten Fragen Antworten genauer unter die Lupe zu nehmen. Wer bei Print- und elektronischen Medien nach Ausweichtechniken sucht, hat ein leichtes Spiel. Die Ausweichrhetorik ist nicht nur bei Politikern weit verbreitet.

Dieses Aufspüren von ausweichenden Antworten schärft nicht nur unsere Sinne. Es befähigt uns zudem, im Alltag die zahlreichen Ausweichrhetoriker zu entlarven. Nur wer die Ausweichtechnik erkennt, kann nachhaken.

Wer bei einer konkreten Frage ausweicht, beabsichtigt möglicherweise

- Zeit zu gewinnen,
- den Interviewer mit einer anderen Aussage abzuspeisen, in der Hoffnung, das Ausweichen werde nicht erkannt,
- sich nicht festlegen zu müssen.

GfM-Marketingpreisträger 2015

Die GfM gratuliert der Pilatus Flugzeugwerke AG zum Gewinn des GfM-Marketingpreises 2015.



In meinem virtuellen Buch www.rhetorik.ch habe ich unter den zahlreichen Argumentationstechniken ebenfalls die sogenannte Ausweichtechnik erwähnt:

Ausweichtechnik

Argumentationsgespräch wird bewusst auf ein neues Thema gelenkt (mit attraktiver Geschichte oder neuer Behauptung usw.). «Ihr redet dauernd von der Doppelbelastung der Frau. In jeder Ehe gibt es Probleme. Unsere Nachbarn gingen während der Sommerferien nach Spanien. Stellt euch vor ...»

Nachfolgend zur Veranschaulichung ein Beispiel aktueller Ausweichantworten:

FDP-Parteipräsident Philipp Müller wurde vor den Wahlen von kath.ch befragt. Die Fragen stellte Charles Martig (kath.ch).

Herr Müller, welche Bedeutung dürfen religiöse Symbole in der Öffentlichkeit haben?

Jeder Person in der Schweiz ist es selbst überlassen, religiöse Symbole in der Öffentlichkeit zu tragen. Solche Symbole repräsentieren unsere Kultur und Geschichte bei christlichen Symbolen und die Glaubensfreiheit bei allen Symbolen.

KOMMENTAR:

In Philipp Müllers Antwort erfahren wir wenigstens, was die Symbole in der Öffentlichkeit repräsentieren. Welche Bedeutungen sie haben dürfen, wird hingegen nicht beantwortet.

Gilt das für alle Religionen?

Die Glaubens- und Gewissensfreiheit beinhaltet das Recht des Einzelnen, seine

Religion frei zu wählen und zu praktizieren.

KOMMENTAR:

Ob das für alle Religionen gilt, erfahren wir nicht.

Wie stellen Sie sich zur staatlichen Anerkennung des Islams in der Schweiz?

Die Kirche untersteht der kantonalen Hoheit. Auf nationaler Ebene geht die Diskussion nur um die Gewährleistung von Religionsfreiheit und Meinungsfreiheit.

KOMMENTAR:

Keine konkrete Antwort! Müller sagt nicht, wie er sich die staatliche Anerkennung vorstellt.

Nehmen Sie die Aussagen der Kirchen zur Kenntnis, und fliessen solche Informationen in Ihre politische Haltung mit ein?

Verschiedene Kirchen und Religionsgemeinschaften sind wichtig für die Schweizer Gesellschaft. Es ist jedoch wichtig, dass die Politik mit ihnen in Kontakt bleibt, damit ein Austausch über wichtige Themen und Aktualitäten stattfinden kann.

KOMMENTAR:

Dies ist eine mustergültige Ausweichantwort.

Bei indiskreten oder persönlichen Fragen sind Ausweichtechniken erlaubt. Ich zitiere www.rhetorik.ch: «Es gibt sie immer wieder im Alltag, die indiskreten Fragen. Wir gehen davon aus: Der Befragte möchte, dass die Beziehung oder die Gesprächsatmosphäre nicht beeinträchtigt wird.» Nachfolgend ein paar Strategien, die es Ihnen ermöglichen, geschickt auszuweichen oder eine diplomatische «Nichtantwort» zu geben.

Ausweichstrategie: mit einer Floskel ausweichen

Warum haben Sie die Praxis des Hausarztes Dr. Livas angerufen?

Mir gehts gut. Vielen Dank für die Nachfrage!

Ausweichstrategie: vage bleiben

Geben Sie eine konkrete Information, ohne den Kern der Frage genau zu beantworten.

ANZEIGE



Klar können Sie zu Ihrem Event nur online einladen ...

Was haben Sie für Ihre Wohnung bezahlt?

In Uhwiesen – an einer herrlichen Wohnlage – liegen die Preise selbstverständlich über den durchschnittlichen Wohnungspreisen der Stadt Schaffhausen.

Ausweichstrategie: konsequent Nein sagen

Mit einem Vergleich oder einer Geschichte Nein sagen.

Wie viel verdienen Sie?

Schon meine Grossmutter hat mir beigebracht: Über Geld redet man nicht.

Heute sind wir in einer offenen Gesellschaft, da darf man dies doch sagen, wenn man nicht verklemmt ist.

Nochmals: Für mich ist Geld etwas Intimes. Haben Sie eine Videokamera im Schlafzimmer?

Ausweichstrategie: Humor als Ausweichtechnik

Mit Humor signalisieren Sie auf nette Art und Weise, dass das Thema andere nichts angeht.

Was wiegst du eigentlich?

Nach diesem üppigen Essen bestimmt mehr als vorher!

Was haben Ihre Schuhe gekostet?

Ich habe auf die Ferien verzichtet, damit ich sie mir leisten konnte.

Wie alt sind Sie?

Alter ist irrelevant, es sei denn, ich wäre eine Flasche Wein.

Ausweichstrategie: Gegenfrage

Kontern Sie mit genau derselben oder einer abgewandelten Frage.

Wie alt sind Sie?

Was meinen Sie? Oder: Sehe ich schon so alt aus?

In einem Seminar fand die Gruppe weitere Antwortvarianten (zum Teil ohne Gegenfrage):

Müssen Sie das wissen? Wollen Sie auch noch meine Blutgruppe kennen? Sammeln Sie Jahresringe? Wollten Sie kein Kind? Wünschen Sie sich noch mehr Kinder?

Die richtige Strategie hängt stark von Ih-

rem Gegenüber, der jeweiligen Situation, aber auch von der gegenseitigen Beziehung und vom Tonfall der Frage ab.

FAZIT:

Natürlich ist es legitim, Antworten auf unangenehme, unverschämte oder dumme Fragen zu verweigern. In vielen Fällen ist es aber klüger, statt der ausweichenden oder verklausulierten Antwort eindeutig und klar zu reagieren bis hin zu «Keine Antwort, bitte nächste Frage».

Eine kurze Antwort ist einer längeren, vor allem bei einer Ablehnung, vorzuziehen. Es ist besser, einfach und verständlich, kurz und klar Nein zu sagen, als lang um den heissen Brei herumzureden oder bewusst zu schweigen, denn: «... liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut, verplaudern ist schädlich,

verschweigen ist gut» (Johann Wolfgang von Goethe). □

Korrigendum

In der Oktoberausgabe dieser Rubrik haben wir die Interviewerin des «Tagesgesprächs» von Radio SRF irrtümlicherweise als Susanne Borner bezeichnet. Sie heisst Susanne Brunner. Wir möchten uns für diesen Fehler entschuldigen.

ANZEIGE

...mehr Gäste kommen dank des Werbebriefs.

Direct Marketing. Auch das ist die Post.

Die Wirkung macht den Unterschied: Für 58% der Schweizer Unternehmen ist der Brief das Medium, auf das Kunden am ehesten reagieren. Und das ganz sicher nicht nur bei Einladungen.

Mehr Infos unter: post.ch/wirkung-studien

Lösen Sie mehr Response aus.

DIE POST **Gelb bewegt.**

Medienrhetorik

Ein No-Go: Wirkung der Worte ausblenden

Eins muss man dem umstrittenen Churer Bischof Vitus Huonder lassen: Sein umstrittener Satz über die Homosexualität wurde zum Aufreger dieses Sommers. Im Nachgang der Affäre distanzierte sich Huonders Mediensprecher von den Aussagen seines Chefs. Marcus Knill über einen nicht alltäglichen Kommunikations-Gau.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**



Sorgte für landesweite Diskussionen: Bischof Huonder.



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Nach dem Medienwirbel um die umstrittene Rede Bischof Huonders in Fulda war im «Tagesgespräch» (Radio SRF 1) vom Medienberater des Bistums Chur, Giuseppe Gracia, zu erfahren, dass ihn der Bischof bei dieser Rede ausgeklammert und die Aussagen über das homosexuelle Verhalten nicht habe gelesen lassen. Es kam zu einem Entrüstungsturm in der Öffentlichkeit. Gemäss Gracia war es nicht das Zitat aus dem alten Testament, sondern der fragwürdige Nachsatz, der eine verheerende Wirkung auslöste. Huonder hatte angefügt: «Die zitierten Stellen genügen, um der Frage der Homosexualität ... die rechte Wende zu geben.» Von Susanne Borner im «Tagesgespräch» befragt, zeigte sich der Mediensprecher Huonders

geschockiert, nachdem er diesen Nachsatz gehört hatte. Der persönliche Berater des Bischofs war überrascht, dass jener diese heikle Rede im Alleingang verfasst hatte. Es ist selten, dass ein Mediensprecher sich so deutlich vom Vorgesetzten distanziert wie in diesem Fall. In der Regel wird dies als Dolchstoß betrachtet. Denn in Krisensituationen wird erwartet, dass die Kommunikationsverantwortlichen einer Institution mit einer Stimme sprechen. Doch in diesem krassen Fall wollte der Mediensprecher nicht schweigen. Als Medienprofi hätte er sich beschämigt, wenn er den Fauxpas des Chefs beschönigt hätte. In dieser Rede wurde eindeutig die Grenze überschritten hinsichtlich klarer, verständlicher Kommunikation, für die sich der Berater stets eingesetzt hatte. Mit der missverständlichen Passage seiner Rede

konnte dem Oberhirten kein positives Image zugestanden werden. Im Gegenteil: Weil die unbedachte Aussage des Bischofs missverständliche, friedensstörende Auswirkungen hatte, hielt der Medienberater es für nötig, sich von dieser Formulierung explizit zu distanzieren.

Der Nachsatz war alles andere als klar und verständlich.

Im Interview war ferner zu erfahren, dass der Berater – wenn er gefragt worden wäre – seinem Chef erklärt hätte, wo die Grenze im Text überschritten worden wäre. «Ich hätte dem Bischof bewusst machen können, dass seine Aussage nicht theologisch, sondern politisch verstanden würde.» Ich hätte ihm gesagt: «Du wirst Schwule und Lesben verletzen. Du wirst Menschen verletzen. Als

Bischof bist du heute eine politische Figur. Du musst immer die Verantwortung übernehmen für die Wirkung deiner Worte.» Diese Aussage Gracias verdeutlicht, dass ein Medienberater weder Anwalt noch Sprachrohr des Chefs ist.

«Jeder, der spricht, muss die Verantwortung die Wirkung seiner Worte übernehmen.»

Durch das Interview im «Tagesgespräch» mit Giuseppe Gracia wurden wichtige Erkenntnisse der Krisenkommunikation herausgeschält:

Ein Chef hat selbstverständlich das Recht, eine Rede im Alleingang zu verfassen und ohne Berater zu arbeiten. Bei heiklen Texten ist es aber fahrlässig, nicht geglesen zu lassen. Bei Huonders Rede in Fulda hätte wohl kein Profiberater den zitierten Nachsatz so stehen lassen: «Die zitierten Stellen allein genügen, um der Frage der Homosexualität aus der Sicht des Glaubens die rechte Wende zu geben.»

Für Gracia musste sich die Frage stellen, was er als Berater mit dem Scherbenhaufen noch hätte ausrichten können. Es waren nur wenige Reizworte, die zu einer Krisensituation führten. Als Mediensprecher und Medienberater könnte Gracia nur noch versuchen, den Schaden zu begrenzen. Macht ein Chef im Alleingang krasse Kommunikationsfehler, kann ein Berater nicht mehr viel korrigieren. Es bleibt höchstens eins: Klarheit schaffen.

Angesprochen auf die Motivation, mit Bischof Huonder zu arbeiten, sagte Gracia: «Die Kirche hat eine gute Botschaft. Ich hatte den Auftrag, möglichst KLAR zu kommunizieren. So, dass die Öffentlichkeit die Aussagen nachvollziehen kann.» Klar kommunizieren heisst, EINDEUTIG reden. Nicht so, wie es Politiker oft machen – mit Lavieren. Chur suchte jemanden, der dafür besorgt ist, dass die Botschaften klar und deutlich überkommen. Verstanden werden heisst nicht: dass die Leute wütend werden. Verstanden werden heisst ferner: Bei eindeutigen Aussagen gibt es immer auch Widerstand.

ANZEIGE



Klar können Sie Ihren Shop nur online bewerben ...

Tatsächlich gibt es auch in der Politik – auf linkern und der rechten Seite – Persönlichkeiten, die Klartext reden. Gemäss Gracia machen diese einen guten Job.

Der Preis der KLARHEIT führt immer zu WIDERSTAND auf der anderen Seite. Einmal mehr zeigt sich: Nach einer Panne kann es rasch zu einer Krisensituation kommen. Dann gilt das Prinzip:

VOLLE TRANSPARENZ NICHTS VERSTECKEN

Die wichtigste Erkenntnis des Medienberaters: Wer öffentlich lebt, muss sich immer fragen: Wie ist mein Verhältnis zu der WIRKUNG meiner Worte?

Giuseppe Gracia weist im Interview auf einen wichtigen Aspekt hin, der alle Berater betrifft. Ich zitiere: «Als Berater geht es nie um meine persönliche Meinung, sondern es geht um zwei Ebenen: 1. um die INHALTLICHE Diskussion. Wenn es um die Auslegung der Bibel geht, muss sie so geführt werden, dass die Auslegung angenommen werden kann. 2. WIE muss ich auftreten, dass ich nicht Gefahr laufe, missbraucht zu werden – von Gruppen, die aggressiv sind? Meine Worte dürfen keine Gewalt fordern.»

Gracia stellt zudem fest: Nach der Rede seines Chefs hätten alle Parteien Aggressionen geschürt. Zwar entschuldigte sich der Bischof. Aber es geht letztlich darum, dass man man stets die WIRKUNG der eigenen Worte reflektiert. Vor der Veröffentlichung!

Folgende Aussage des Medienberaters teile ich voll und ganz:

Jeder darf seine Meinung haben. Kritische Texte dürfen zitiert werden. Letztlich bleibt die WIRKUNG DER INTERPRETATION ausschlaggebend. Jeder, der spricht, muss die VERANTWORTUNG für die WIRKUNG seiner Worte und dafür, WIE und WAS kommuniziert wird, übernehmen. Je höher die Position eines Sprechers, desto höher seine Verantwortung.

KOMMENTAR:


Das Interview mit Giuseppe Gracia macht einmal mehr bewusst, wie wichtig es ist, die Adressaten zu beachten. Der Umgang mit Medien ist deshalb nicht so einfach, weil die

Botschaft immer an ALLE gerichtet ist. Damit kann es zu Missverständnissen kommen.

Gracia macht zudem darauf aufmerksam, dass TOLERANZ bedeutet: aushalten können, wenn jemand eine andere Meinung hat. Es ist auch in der Alltagskommunikation nie einfach, mit Menschen umzugehen, deren Ansichten von der eigenen Meinung abweichen. Problematisch ist vor allem der Umgang mit Fundamentalisten, die ihre Meinung mit Gewalt durchsetzen wollen. Die liberale Haltung hat sich bewährt: «Ich bin nicht deiner Meinung, aber ich toleriere sie. Ich Sorge dafür, dass du deine Meinung vertreten darfst.»

FAZIT:

Die WIRKUNG der Worte zu bedenken, ist sehr anspruchsvoll. Vor allem: EINDEUTIG reden. So, dass die Worte nicht missbraucht

werden können. Übrigens kann ich mir gut vorstellen, dass sich der Berater des Bischofs auch aus Selbstschutz illoyal verhalten musste. Wenn er nämlich bei einer anderen Institution einen Job suchen müsste, dürfte er nicht zu sehr im Schatten seines umstrittenen Chefs stehen. Allerdings wird ihm der Dolchstoss schon bei etlichen Leuten ein negatives Image verleihen, ihm eventuell sogar schaden. Denn als Mediensprecher (Gracia ist nicht nur Berater) wären Loyalität und Solidarität gegenüber dem Arbeitgeber gefordert. Es gilt das Sprichwort: «Man beisst die Hand nicht, die einen füttert.» Der Mediensprecher hätte sich somit besser VOR dem «Tagesgespräch» im Radio mit seinem Bischof besprechen sollen. 

ANZEIGE



... zusammen mit dem Werbebrief wirkt's optimal.

Absatz steigern. Auch das ist die Post.

Die Wirkung macht den Unterschied: Wer seine Online-Werbung mit dem Brief kombiniert, kann sich auf ein deutliches Absatzplus freuen. Aktuelle Studien belegen: Mit dem Werbebrief sind bis zu 67% mehr für Sie drin.

Mehr Infos unter: post.ch/wirkung-studien

DIE POST 
Gelb bewegt.

Medienrhetorik

Rhetorischer Sirtaki mit Zauberer Tsipras

Der griechische Ministerpräsident Tsipras ist nach dem ganzen Euro-Desaster zurückgetreten. Aber vielleicht ist dies auch nur ein Teil seines ganzen Spiels. Medienexperte Marcus Knill über jenen Mann, der während eines ganzen Sommers die EU narrete.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**



Alexis Tsipras.

Der wendige Schlaumeier Blatter und der Zauberer Tsipras haben etwas gemeinsam: Sie verstehen es, die Medien auf Trab zu halten und stehen nach jeder Niederlage wieder auf. Eigene Aussagen werden problemlos widerrufen.

Die Konfrontationsrhetorik des Premiers Alexis Tsipras ist mit jener des Fussballrhetorikers Sepp Blatter auch vergleichbar, da beide jahrelang Erfolg hatten, weil sie sich von ihrer Botschaft überzeugt zeigten und sich durch nichts beirren liessen.

Blatter verstand es, trotz jahrelanger Kritik und happiger Korruptionsvorwürfe allen Stürmen zu trotzen. Nach seinem Rücktritt irritierte Blatter die Öffentlichkeit jüngst mit seinem sonderbaren «Rücktritt vom Rücktritt».

Tsipras ist zwar kein Fussballrhetoriker, obwohl er das Spiel des Täuschens, des Ausweichens, der Finten, der Tricks und der überraschenden Angriffe ebenfalls beherrscht. Zusammen mit seinem Finanzminister erkannte er bald, wie man mit der EU spielen kann. Es lohnt sich, sein Pokerspiel unter die Lupe zu nehmen. Was ist das für ein Mann, der die Europäische Union das Fürchten lehrte?

Er bringt es fertig, den EU-Politikern auf der Nase herumzutanzten. Er ignoriert gegebene Vorschriften und Spielregeln. Er beherrscht das Katz-und-Maus-Spiel mit der EU, weil er ganz genau weiss, dass die EU Griechenland nicht verlieren kann und will.

Er kennt ferner das Spiel der Provokation. Er kann auf Angriff schalten und die Täter zu Opfern machen. Die Geldgeber, die für Griechenland ohne Gegenleistung Milliarden locker gemacht hatten, macht Tsipras zu Sündenböcken:

Die langen Warteschlangen vor den Geldautomaten bezeichnete Tsipras beispielsweise als beschämend. Dafür verantwortlich seien die Partner in der Eurozone, die die Europäische Zentralbank dazu gezwungen hätten, die für die griechischen Banken wichtige Unterstützung einzufrieren – nicht falsche griechische Wirtschaftspolitik.

Auch in seinen Reden geht der Griechen-Premier voll auf Konfrontationskurs mit den Geldgebern.

«Die Konfrontationsrhetorik von Alexis Tsipras ist mit derjenigen von Sepp Blatter vergleichbar.»

In einer seiner TV-Ansprachen sagte Tsipras: «Wir kämpfen jetzt seit sechs Monaten, während uns die Luft zum Atmen abgeschnürt wird. Jetzt wurden wir von der EU mit einem Ultimatum brüskiert, das gegen die europäischen Prinzipien verstösst. Das Angebot der Gläubiger beinhaltet Reformen, die wir nicht akzeptieren können.» Und poltert weiter: «Möglicherweise ist es



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

1/3 Inserat quer rechts

das Ziel, ganz Griechenland zu erniedrigen.» Der Griechen-Premier teilt immer wieder hart aus und übt Kritik an der Nichtverlängerung des laufenden Rettungsprogramms: «Ich persönlich hätte nicht erwartet, dass das demokratische Europa dem Bedürfnis nach Zeit nicht entgegenkommt.» Man habe die Banken «zum Ersticken» geführt – mit dem Ziel, die Regierung zu erpressen. Selbstkritik und Sparen sind für Tsipras Fremdwörter.

Was ebenfalls auffällt, ist sein Zickzackverhalten. Er zaubert unverhofft einen neuen Vorschlag aus dem Hut, um dann wieder die EU anzugreifen. Seine inhaltlichen Voten sind nie nachvollziehbar.

Da akzeptiert er beispielsweise morgens ein Angebot der EU mit kleinen Änderungen. Am Nachmittag folgt dann die kalte Dusche durch ein Nein.

So irritiert er laufend die Gegenseite und bringt es erstaunlicherweise fertig, die EU-Kommission, die europäische Zentralbank, den Währungsfonds, die Finanzminister und

«Der linke Polterer wird in der Schweiz erstaunlicherweise von den bürgerlichen Politikern bewundert.»

die europäischen Regierungen dermassen zu nerven, dass sie die Geduld verlieren.

Tsipras versteht es ausgezeichnet, die Schwächen des EU-Gebildes schamlos auszunützen, und es gelingt ihm immer wieder, den Geldgebern seinen Rhythmus aufzuzwingen. Mit seinen knallharten Forderungen hat er erstaunlich lange Erfolg.

Der Grund: Die EU-Politiker wollen – wie erwähnt – ein Scheitern nicht zulassen. Denn sie befürchten einen Flächenbrand. Die Zähne sind so stumpf. Sie müssen wohl oder übel das «Enfant terrible» immer wieder gewähren lassen. Dessen ist sich der Pokerspieler voll bewusst.

Tsipras hat längst erkannt, dass man das hoch verschuldete EU-Mitglied nicht fallen lassen will. Tatsächlich ist niemand berechtigt, Griechenland gegen seinen Willen aus der EU rauszuschmeissen. Eine derartige Situation wurde in den Verträgen nicht bedacht. Mit dem Referendum hat Tsipras sein Volk als Geisel genommen. Die offizielle

Nein-Empfehlung der Regierung ist ein verwegenes Spiel. Erstaunlicherweise übersteht übrigens die griechische Regierung seit Monaten das kollektive Griechenland-Bashing in den offiziellen Medien. Auch das Spiel mit «Druck ausüben» hat sich für den Taktiker Tsipras mit dem Demagogen Varoufakis erstaunlich gut bewährt.

Die Rhetorik der griechischen Regierung wurde immer feindlicher. Premier Tsipras spricht von «Demütigungen und Machtspielen», obschon es Griechenland war, das Abmachungen und Termine nicht eingehalten hat. Ein Meisterstück der Hinhaltetaktik.

Tsipras spielt auch mit dem Spannungsfeld zwischen Finanzminister Schäuble und EU-Kommissionspräsident Juncker. Es ist offensichtlich, dass ein Graben zwischen der Prinzipienfestigkeit Schäubles und der Nachsichtigkeit Junckers klafft. Mit grosszügigem Nachgeben will Juncker Griechenland um fast jeden Preis im Euro halten. So wird das Nichteinhalten von Vereinbarungen immer wieder toleriert. Tsipras nützt dieses Spannungsfeld geschickt aus. Im Mittelpunkt des Spiels stehen zwar Merkel und die übrigen europäischen Regierungschefs, die Regie führen aber Schäuble und Juncker. Griechenland erkennt, dass alles geschluckt wird, nur um einen Grexit zu verhindern. Dadurch macht sich die Eurozone erpressbar. Die Forderungen können laufend in die Höhe geschraubt werden.

Andererseits muss die Nachsicht Europas irgendwann ein Ende haben.

Tsipras als Verschwörungsrhetoriker

In einer Rede ans griechische Volk beschuldigte der griechische Premier unlängst «extreme konservative Kräfte» in Europa, die mutwillig die Schliessung der Banken herbeigeführt haben. Als Strafe dafür, dass sich die Regierung in Griechenland erfrecht habe, den Soverän über die Sparvorhaben der Geldgeber abstimmen zu lassen.

Der Polterer als Vorbild

Der linke Polterer wird in der Schweiz erstaunlicherweise von bürgerlichen Politikern bewundert. Paradox ist es eigentlich, was das Griechendrama bei uns ausgelöst hat. Der Applaus gilt vor allem den Auftritten des griechischen Premiers bei den Verhandlungen.

Rechtskonservative Kreise wünschen sich, dass der Bundesrat in Brüssel auch so hart

debattieren sollte. In der *Aargauer Zeitung* lesen wir vom Unternehmer Philippe Gaydoul: «Nehmen wir uns ein Beispiel an den Griechen.»

KOMMENTAR:

Zu spät haben die Europäer erkannt, dass Zocker Tsipras sich nicht in die politische Elite einbinden lässt. Er war Anführer eines Schülerstreiks, nahm in Che-Klamotten 2001 an den blutigen Protesten gegen den G8-Gipfel in Genua teil und ist auf dem Erfolgsweg der linken Partei nicht mehr zu bremsen. In den Reden predigt er: Raus aus der Nato, Stopp dem Schuldendienst, nationalisiert die Banken. Er hat Erfolg als Wolf im Schafspelz. Zu spät haben die Europäer gemerkt, dass nicht nur die Griechen dem Charme des «freundlichen Schwiegersohnes» erlegen sind. Seine konsequente Haltung machte den Rebellen so gefährlich für die nachsichtige EU.

FAZIT:

Entgegen aller Prognosen kann der gewiefte Pokerrhetoriker erstaunlicherweise sein Spiel mit seinem Referendum fröhlich feiern. Mit deutlichem Mehr gewinnt er die legendäre Abstimmung und hat damit die Europäische Union in eine heikle Situation gebracht – vielleicht sogar in eine Schockstarre. Obschon sich Griechenland damit ins Abseits manövriert hat, wird Taktiker Tsipras versuchen, das Spiel einfach mit neuen Karten weiterzuspielen. Auch wenn er bisher in keiner Weise eine Zukunftslösung auch nur erwähnt hat. □

Medienrhetorik

Der Eiertanzrhetoriker

Jeb Bush, der kleine Bruder von George W., möchte gerne US-Präsident werden. George W. befahl damals die Irak-invasion. Auf die Frage einer Reporterin: «Hätten Sie die gleiche Entscheidung getroffen?», antwortete Jeb mit Ja, einen Tag darauf mit Vielleicht, und noch einen Tag später sagte er sogar Nein. Ob er sich wohl damit geschadet hat?

Text: **Marcus Knill** Bild: **Rolf Neeser**



Jeb Bush liegt in vielen Umfragen vorn. Jedenfalls hat er unter den republikanischen Präsidentschaftsbewerbern mit Abstand die meisten Spenden eingesammelt. Nun stolpert er ausgerechnet über eine W-Frage, mit der zu rechnen war. Es ist die Frage nach dem Irakkrieg seines Bruders George W. Bush.

Zur ersten Antwort:

Auf die Frage: «Hätten Sie mit dem Wissen von heute den Befehl zur Invasion im Irak gegeben?» antwortete Jeb Bush unmissverständlich: «Ja, das hätte ich. Und ich möchte daran erinnern, dass dies auch Hillary Clinton getan hätte.» Es hagelte hernach Kritik in den Medien, denn es hatte sich gezeigt, dass die Geheimdienstinformationen über Saddam Husseins Massenvernichtungswaffen falsch waren.

«Das Jeb Bush nach dem Irakkrieg befragt werden würde, hätte er voraussehen können.»

Interview mit dem Sender Fox News (10. Mai 2015, Video: HereComesMax2/ Youtube):

Im Radio versuchte Jeb Bush dann, die erste Antwort zu korrigieren: Er meldete sich in einer konservativen Radiosendung. Auf die Frage: «Sie hätten also im Rückblick anders gehandelt?» eierte Jeb Bush erneut herum: «Ich weiss nicht, wie meine Entscheidung ausgesehen hätte. Das ist eine hypothetische Frage.» Offensichtlich wollte der Präsidentschaftskandidat den älteren Bruder aus Loyalität nicht kritisieren. Dabei hatte George W. Bush schon selbst den Irakeinsatz als Fehler bezeichnet. Nicht nur die republikanischen Mitbewerber von Jeb Bush freuten sich über sein Lavieren, denn ohne Massenvernichtungswaffen hätte niemand einmarschieren dürfen.

Eiertänzer Jeb Bush versucht natürlich sein Lavieren zu rechtfertigen:

Anstelle einer klaren Stellungnahme sagte er auf einer Veranstaltung in Nevada, ein nachträgliches Infragestellen des Irakkrieges sei ungerecht gegenüber den getöteten Soldaten. Einen Tag darauf folgte eine spür-

bar gereizte Klarstellung. Vermutlich auf Drängen seiner Berater sagte Jeb Bush nun: «Hätte ich damals gewusst, was wir jetzt wissen, dann wäre ich nicht in den Irak einmarschiert.»

KOMMENTAR:

Innerhalb von Tagen vollzog der mutmassliche Präsidentschaftskandidat der Republikaner eine radikale Kehrtwende. Von richtig zu falsch in vier Tagen, dies wunderte nicht nur Politbeobachter.

Aus rhetorischer Sicht kann man aus diesem Eiertanz zwei Dinge lernen:

1. Wer in der Öffentlichkeit auftritt, muss damit rechnen, dass er auf heikle Sachverhalte angesprochen wird. Ein kluger Strategie weiss dies. Dass er nach dem Irakkrieg befragt werden würde, hätte er voraussehen können.

2. Heikle Fragen zu antizipieren, ist lernbar. Er selbst oder seine Berater hätten die Antworten vorbereiten können. Antizipieren heisst, eine überzeugende Antwort vorbereiten. Tatsächlich gibt es ständig Politiker, die vorschnell antworten und sich auf Interviews zu wenig vorbereiten (Christa Markwalder, Geri Müller und Co. lassen grüssen). Wenn es schlecht läuft, kommen bei unbedachten Antworten Flüchtigkeitsfehler dazu, und die Sache eskaliert.

FAZIT:

Natürlich ist es verständlich, dass Jeb Bush versucht, Vater und Bruder nicht eines Fehlers zu zeihen. Aber genauso verständlich sollte es auch sein, dass Bush erkannte Fehler, auch die seiner Familie, nicht so einfältig zu decken versucht. Sondern dass er Fehler, wenn er sie schon nicht vermeiden konnte, klar und ohne sie zu beschönigen zugibt.

Was mich an Aussagen von Bekannten in den USA erstaunte: Sie gaben mir zu verstehen, dass Jeb Bush trotz seines verbalen Salto clever gehandelt habe. Er habe damit bei jeder Gruppe (Gegner und Befürworter des Irakkrieges) gepunktet. □



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

Medienrhetorik

Stephan Klapproths konkrete Antworten

«10 vor 10»-Moderator Stephan Klapproth machte sich als Newsmoderator einen Namen. Klapproth kennt die BBB-Formel: Eine Botschaft muss mit einem Bild oder einem Beispiel gekoppelt werden. An seinen Antworten erkennen wir, wie Gedanken visualisiert werden könnten. Es sind Details, Emotionen, Geschichten, Vergleiche, Beispiele, Humor.

Text: Marcus Knill Bild: Rolf Neeser



Geschichten, Geschichten, Geschichten: News-Moderator Klapproth.

Betrachten wir Klapproths Formulierungen im Interview mit dem *SonntagsBlick*:

INTERVIEWER:

Haben Sie die Nase voll von der Nachrichtenwelt?

Nie! Sobald ich in die Aktualität eintauche, wird es zwar stressig, aber nie langweilig. Als Student hab ich mal als Bibliothekar-Assistent gearbeitet, die Zeit ging kaum vorbei. Ich liebe das Adrenalin und das rote Licht, wenn wir auf Sendung gehen.

Bei «10 vor 10» sind Sie aber nur noch bis Ende September zu sehen. Warum der Wechsel zu «Sternstunde Philosophie»?

Ich freue mich darauf, mich ganz in etwas vertiefen zu können. Jetzt bereite ich mich auf fast einstündige Gespräche vor. Statt einen Tag bin ich zwei Wochen bis zur Sendung kribbelig.

Wie gehen Sie mit Katastrophenmeldungen um?

Mir geht das sehr nahe. Im Privatleben bin

ich eine Mimose. Ich könnte nie einen Horrorfilm schauen, schon ein Tennismatch ist eine Nervenbelastung. Für mich ist es einfacher, schwierige Themen auf der Redaktion zu verarbeiten. Es ist wie bei einem Feuerwehrmann: Man handelt einfach und hat nicht lange Zeit zu überlegen, wie man sich fühlt.

Wie schalten Sie ab?

Im Kajak auf dem Zürichsee. Ich bin in Luzern am See aufgewachsen, das Wasser ist mein Ele-

ment. 50 Meter vom Ufer weg bin ich der König. Selbst wenn ich noch den Lärm vom Bellevue wahrnehme, ist es bei mir schon still.

Sie haben auch eine Wohnung in Genf...

Ja, ich bin regelmässig in der Westschweiz, weil ich an den Unis in Neuenburg und Genf unterrichte.

«Ich habe inzwischen gemerkt, dass es ideal ist, ein «Local Hero» zu sein.»

Und weil Sie dort mehr Privatsphäre haben.

Ich habe inzwischen gemerkt, dass es ideal ist, ein «Local Hero» zu sein. Ein bisschen Berühmtheit, das schmeichelt der Seele. Aber es kann auch anstrengen, wenn man sich immer beobachtet fühlt. In Zürich kennen mich neun von zehn Leuten. In Genf ist das umgekehrt. Und der Kellner im Restau-

rant ist zu mir genauso unfreundlich wie zu allen anderen.

Werden Sie bevorzugt?

Ich denke schon. Es ist ein bisschen, als ob man in einer Wunderwelt leben würde, in der alle immer freundlich sind.

Sie behalten Ihr Privatleben sehr für sich, warum?

Es ist so unspektakulär wie bei jedem anderen auch. Ich komme aus einer grossen Familie. Als ich vor über zwanzig Jahren zum ersten Mal in meiner Funktion als Moderator fotografiert wurde, habe ich beschlossen, diesen Kreis für mich zu behalten. Darum sieht man mich nicht mit meiner Frau an irgendwelchen Anlässen.

Ihre Frisur wurde als «Die Palme» berühmt. Ärgert Sie das?

O nein, darüber amüsiere ich mich. In den letzten 22 Jahren habe ich deswegen nicht eine einzige Zuschauerbeschwerde bekom-



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

HTW Chur
Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Executive MBA – Strategisches Marketing

Das EMBA-Programm für Marketing-Professionals

Die Themen:

- Unternehmens-, Geschäftsfeld- und Marketingstrategien
- Strategische Markenführung und Kommunikation
- Strategisches CRM und Onlinemarketing
- Neuromarketing und Dienstleistungsmarketing

Studienort: Zürich (KLZ)
in unmittelbarer Nähe vom Zürich HB
[www.htwchur.ch/
management-weiterbildung](http://www.htwchur.ch/management-weiterbildung)

Das berufsbegleitende Studium hat einen sehr hohen Praxisbezug. Eine Intensivwoche in Graubünden, Firmenbesuche und Gastreferate runden den Studiengang ab. Optional können die Studierenden am Study Trip ins Silicon Valley teilnehmen.

HTW Chur
Hochschule für Technik und Wirtschaft
Pulvermühlestrasse 57
CH-7004 Chur

management-weiterbildung@htwchur.ch
Telefon +41 (0)81 286 24 32

o a o
evaluated 08

FHO Fachhochschule Ostschweiz

men. Und auch der Coiffeur-Verband hat sich nie gemeldet. Letztendlich kümmert es mich nicht, ich frisiere mich jeden Morgen gleich mit einer Handvoll Gel, meist noch im Halbschlaf. Mein Grossvater hatte übrigens die gleiche Frisur. Er hat «die Palme» in die Familie gebracht. Ich kann also nichts dafür, das ist genetisch bedingt.

Was haben Sie sonst noch von Ihrem Grossvater geerbt?

Er hat mich als Kind sehr beeindruckt. Obwohl er am Stock ging, alt und blind war, wirkte er jung. In seiner Sprache und im Denken war er sehr leichtfüssig und elegant.

Warum war er blind?

Mein Grossvater Ferdinand Gonseth kam aus einer armen Uhrmacherfamilie im Jura, er war das jüngste von neun Kindern. Alle mussten bei den Bauern auf dem Feld helfen, nur er hat auf dem Estrich im Dunkeln gelesen. Das führte zu einer Netzhautablösung. Er musste ein Jahr lang im abgedunkelten Zimmer bleiben. Der Pfarrer kam jeden Tag, um ihm vorzulesen. Wegen seines Talents bekam er die Matura quasi geschenkt, studierte und wurde Professor für Wissenschaftsphilosophie.

Die Eloquenz haben Sie von ihm?

Nicht nur, auch von meinen Eltern. Sie waren beide in jungen Jahren Journalisten und sehr kulturorientiert. Jeden Freitag gingen sie ins Theater, und es kamen oft befreundete Schauspieler aus dem Stadttheater Luzern auf Besuch. Das waren faszinierende Leute, ein bisschen crazy, aber auch unsterblich. Ich war ehrlich gesagt froh, dass meine Eltern so gutbürgerlich und verlässlich waren und mir zugleich ein so spannendes Umfeld boten.

Woran glauben Sie?

Religiös formuliert, bin ich Agnostiker. Ich glaube nicht an einen Gott, verneine ihn aber auch nicht. Erkenntnistheoretisch ist es ja so: Wir wissen, dass wir nicht wissen, was da draussen ist. Mit Denken allein können wir das nicht lösen.

Wie wäre es mit dem Fühlen?

Ich bin Konstruktivist und glaube, dass sich jeder seine eigene Realität erschaffen kann. Da ist alles erlaubt, also jede Hoffnung. Menschen, die ihr Leben heiter und mit Zu-

versicht gestalten, sind auch glücklicher. Der Philosoph Friedrich Nietzsche schreibt vom unersättlichen Hunger aufs Leben und über den Wunsch ewiger Wiederkunft, das kann ich nachvollziehen.

Wiedergeburt ist für Sie ein Thema?

Ob es eine Reinkarnation im Sinne des Dalai Lama gibt – who knows? Aber ich kenne diesen Hunger, Schönes nochmals erleben zu wollen. Wenn ich wählen könnte, ich käme bestimmt wieder. Bei den Musikern nennt man das «da capo»: «Spielen wir es noch einmal.» Das ist meine Lebensphilosophie.

ANALYSE:

In der ersten Antwort folgt nach dem narrativen Element (Ich habe als Bibliothekar-Assistent gearbeitet) die Schilderung der Situation mit dem Adrenalinschub, wenn das rote Licht aufleuchtet. Bei einigen Antworten schildert Klapproth seine emotionale Befindlichkeit sehr konkret: «Bin zwei Wochen kribbelig» oder «Horrorfilme oder ein Tennismatch belasten meine Nerven. Ich bin eine Mimose». Der Interviewte antwortet meist so, dass wir seine Aussagen sehen (im

«Lernen wir so zu reden, dass das Gegenüber die Aussage mit den Ohren sieht.»

Kanu, 50 Meter vom Bellevue entfernt). Die Geschichte mit dem Kellner in Genf, der genau so unfreundlich ist mit ihm, weil er den Promi nicht kennt, lässt den typischen Klapproth-Humor durchschimmern.

Dass der prominente Journalist sein Privatleben nicht preisgibt, begründet er mit einem konkreten Erlebnis vor zwanzig Jahren.


Die Geschichte mit der «Palmen-Frisur» wird mit einer humorvollen Bemerkung (Coiffeur-Verband hat sich nie gemeldet), der täglichen Gel-Haarpflege im Halbschlaf und dem genetisch bedingten Hinweis auf «die Palme» konkretisiert. Die Leser sehen den blinden Grossvater, der am Stock geht, aber dennoch jung, leichtfüssig und elegant wirkt. Die Fragen mit Tiefgang über Glauben, Fühlen und Wiedergeburt beantwortet der «10 vor 10»-Moderator, als sei er bereits

«Sternstunden»-Moderator. Auch bei dieser anspruchsvollen Thematik weicht Klapproth weder aus, noch spricht er abstrakt oder in allgemeingültigen Formulierungen. Er klärt, woran er als Konstruktivist glaubt oder was er unter Reinkarnation versteht.

Alle Antworten klingen wunderschön. Ich fragte mich jedoch, weshalb einige Leser diese Aussagen dennoch als nicht echt empfunden haben. Vielleicht, weil alles in eine so schöne Leichtigkeit getaucht wird und damit etwas flach, gewollt, zu gewollt, fröhlich und heiter formuliert wird.

FAZIT:

Dieses Beispiel ist ein gutes Lehrstück: Lernen wir so zu reden, dass das Gegenüber die Aussage mit den Ohren sieht. Lernen wir so zu schreiben, dass der Leser die Antworten mit den Sinnen wahrnimmt.

Im Gegensatz zu vielen Politikern meidet Medienprofi Klapproth die üblichen allgemeinen Plausibilitätsphrasen, die zwar beeindruckend, aber nichts Konkretes aussagen. 

Swiss Award[®]

Corporate Communications

Der Preis für Integrierte Kommunikation

2015
11. Ausschreibung



Jetzt anmelden
Award-CC.com

Spitzenleistungen in der Kommunikation entstehen durch ganzheitliches Denken und Handeln – und sind eine wesentliche Voraussetzung für den Unternehmenserfolg.

Zeigen Sie Ihren Erfolg.

Eine neutrale Fachjury prämiert Kommunikations-Konzepte, die auf kreative Art mit einem integrierten Ansatz kommunizieren – und damit bei den angesprochenen Dialoggruppen eine nachhaltige Kommunikationswirkung erzielen.

Einreichungsschluss der Projekte: **15. Juli 2015**
Veröffentlichung Shortlist: **15. August**
Preisverleihung: **Donnerstag, 10. September**
Details, Teilnahmebestimmung und Anmeldung:
www.Award-CC.com

Preissponsor

na•news aktuell

Ein Unternehmen der SDA-Gruppe

Sponsoren und Medien-Partner

PAPYRUS

ARGUS
Media Based Intelligence

persönlich

M K MARKETING & KOMMUNIKATION

UNTERNEHMER ZEITUNG

COMIN MAG.CH



pr suisse

Schweizerischer Public Relations Verband SPRV
Association Suisse de Relations Publiques ASRP
Associazione Svizzera di Relazioni Pubbliche ASRP

Branchenpartner

Award Corporate Communications® ist eine eingetragene Bild- und Wortmarke.

Medienrhetorik

Plausibilitätsformulierungen

Die Astrologin Monica Kissling erfreut sich grosser Popularität. Und dies, obwohl ihre Prognosen oftmals allgemeingültig sind. Medienspezialist Marcus Knill verrät, was man von ihr lernen kann.

Text: Marcus Knill Bild: Rolf Neeser



Monica Kissling sieht nicht nur in die Zukunft.

Immer stimmende und allgemeingültige Phrasen sind nicht nur in der Politikerrhetorik anzutreffen. Die Texte von Horoskopen sind ebenfalls meist allgemeingültig – sie stimmen für jede Person und jede Jahreszeit.

Im Radio SRF 3 ist regelmässig Madame Etoile (Monica Kissling) zu hören. Ich habe ihre Prognosen an einem Samstag unter die Lupe genommen und erkannt, weshalb die Kissling-Horoskope gut ankommen. Alle Prognosen sind bei ihr analog gestrickt.

«Negative Vorhersagen beeinflussen Menschen negativ!»

KISSLING:

Kraftvolle, leidenschaftliche und experimentierfreudige Sterne begleiten uns durch die Woche. Wir wollen jetzt neue Wege gehen und vorwärtskommen.

Wer mit ganzem Herzen und vollem Einsatz für seine Anliegen einsteht, kann sehr viel erreichen oder sogar einen Durchbruch schaffen. Unter den temperamentvollen Sternen sind wir aber auch eigenwillig und ungeduldig. Es besteht deshalb die Gefahr, dass wir uns überhitzen und überreagieren. Das führt dann nicht zum Erfolg, sondern vielmehr zu einer schnellen Eskalation von Konflikten. Der Konfliktplanet Mars steht dominant im heissblütigen Widder, und auch der Vollmond vom Donnerstag birgt Zündstoff. Da kann ein Tropfen das Fass zum Überlaufen bringen. Alte Konflikte können heftig aufflammen; gleichzeitig bietet sich uns die Chance, sie endlich zu bereinigen.

ANALYSE:

Wer Prognosen veröffentlicht, ist sich bewusst: Negative Vorhersagen beeinflussen Menschen negativ. Deshalb dominieren bei Sterndeutern vage, positive Formulierungen. «Kraftvolle, leidenschaftliche, experimentierfreudige Sterne werden uns begleiten.» Diese Formulierung spiegelt beispielsweise jede Frühlingstimmung. Wer möchte nicht in der Aufbruchstimmung «neue Wege gehen und vorwärtskommen»? Die prognostizierten Wünsche zählen zur Plausibilitätsrhetorik. Niemand möchte nicht «voll und ganz für etwas einstehen und sehr viel erreichen». Die angeblichen Schattenseiten «Eigenwilligkeit und Ungeduld» – wer kennt sie nicht?

Dass bei Ungeduld die Gefahr des Überreagierens besteht, ist trivial; genauso wie die banale Feststellung, dass dieses Verhalten nicht zum Erfolg führt.

Dass die Konstellation Mars–Widder–Vollmond Zündstoff in sich birgt, weil alte Konflikte heftig aufflammen könnten – diese

Gefahr besteht immer, auch ohne die geschilderte Konstellation. Dass Konflikte immer eine Chance sind, etwas zu bereinigen, steht in den meisten Beratungsbüchern. Die geschilderten Prognosen treffen somit immer zu.

Potenziale entwickeln**KISSLING:**

Der starke Mars mischt die Arbeitswelt auf und signalisiert verstärkten Wettbewerb. Wir müssen uns jetzt der Konkurrenz stellen und für unsere Sache einstehen. Wer beim ersten Widerstand nachgibt oder sich wenig zutraut, hat schlechte Karten. Unsere Durchsetzungskraft und unsere Konfliktfähigkeit werden einem Stresstest unterzogen. Die Welt gehört den Mutigen: Wagen wir also etwas! Sicherheit können uns die Sterne im Moment sowieso nicht bieten. «Alles, nur nicht stehen bleiben», lautet das aktuelle Motto. Schauen wir also, welche Potenziale wir entwickeln wollen und wie wir beruflich weiterkommen können. Die Sterne geben



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

Am SAWI holen Sie sich, was die Praxis von Ihnen verlangt.

Jetzt anmelden für die neuen Lehrgänge:

- Live Communication, Start 11. September 2015 in Zürich
 - Product Manager, Start 11. September 2015 in Zürich
 - Key Account Manager, Start 18. September 2015 in Zürich
- Alle Infos unter sawi.com oder +41 44 802 25 00

grünes Licht für die Weiterbildung, für innovative Ideen und Reformen. Schon in der ersten Wochenhälfte können sich interessante Perspektiven eröffnen, vor allem für die Feuerzeichen Widder, Löwe und Schütze. Es lassen sich nun Geschäftspartner und Sponsoren finden: Akquirieren lohnt sich!

ANALYSE:

Hier geht Kissling auf die Arbeitswelt ein. Wettbewerb im Beruf ist die Norm – seit je. Es wird geraten, sich der Konkurrenz zu stellen und für die eigenen Belange einzustehen. Auch dies eine allgemeingültige Lebensweisheit. Wir alle wissen das. Dass derjenige, der nachgibt und sich nichts zutraut, schlechtere Karten hat, ist auch nichts Neues, so wie die Aussagen: «Dem Mutigen gehört die Welt» oder «Die Sterne können uns im Moment nichts bieten.»

Hernach folgt eine Kette von

Allgemeinplätzen:

- «Nicht stehen bleiben!»
- «Suchen Sie Potenziale, die Sie weiterentwickeln können.»

Madame Etoile motiviert die Zuhörer:

«Die Sterne geben grünes Licht für die Weiterbildung.» Sie weiss aus Erfahrung: Wer dank dieser angeblichen Prognose die Aufmerksamkeit auf so eine allgemeingültige Aussage richtet, fokussiert sich auf Erfolge, die er sonst gar nicht bemerkt hätte. Erfolge, die wir ohne den

Hinweis einer Kaffeesatzleserin gar nicht beachtet hätten, obwohl sie da waren.

«Dass uns im Alltag der Instinkt meist an den richtigen Ort führt, ist nichts Neues.»

Neues Liebesglück

KISSLING:

Auch in der Liebe wollen wir neue Wege gehen. Und die temperamentvollen Sterne machen uns Mut. Folgen wir also der Stimme unseres Herzens und dem Lockruf der Liebe! Wer ohne «Altlasten» unterwegs ist, kann das Glück sofort beim Schopf packen. Das Liebesfeuer kann sich auch völlig überraschend entzünden, bei einer zufälligen Begegnung. Unser Instinkt führt uns zielsicher an den richtigen Ort. Optimale Voraussetzungen bieten sich auch, wenn wir eine unbefriedigende Beziehungssituation zum Guten verändern oder beenden wollen. Das geht zwar nicht ganz so schnell und einfach, weil wir emotional, sexuell oder finanziell noch festhängen oder weil der Partner um uns kämpft. Doch wir haben jetzt den Mut und die Kraft, eine Grundsatzentscheidung zu fällen.

ANALYSE:

Der Hinweis auf die neuen Wege in der Liebe bewirkt Folgendes: Dank der Horoskop-

rhetorik werden alltägliche Geschehnisse oder Vorkommnisse besonders beleuchtet und uns bewusst gemacht. Wir staunen im Nachhinein, dass diese Bemerkungen gleichsam in Erfüllung gegangen sind. Dass uns im Alltag der Instinkt meist an den richtigen Ort führt, ist nichts Neues. Das Positive von sogenannten Plausibilitätsformulierungen besteht vor allem darin, dass wir gleichsam von einer Sternenfrau auf unsere Situation hingewiesen werden.

KOMMENTAR:

Die positiven Plausibilitätsformulierungen einer Hellseherin sind im Gegensatz zu Schwarzsehern nicht gefährlich, weil negative Prognosen uns negativ beeinflussen können. Alle Gedanken haben Auswirkungen auf unser Tun.

FAZIT:

Dank der geschickten Plausibilitätsformulierung kann Madame Etoile bei ihren angeblichen Prognosen eine Fehlerquote von beinahe null buchen. ☐

ANZEIGE

BEI *MILLIONÄREN LERNT MAN SPAREN.

Die *Kontaktmillionäre von Cityplus holen alles aus ihrem Medienfranken heraus: Sie erreichen bis zu 1 335 000 Leser (D-CH, MACH Basic 2015-1), decken zwanzig Deutschschweizer Kantone ab und streichen dabei 10% Kombirabatt ein. Keine Frage: Teure Alternativen kann man sich sparen.
www.cityplus.ch

Neue Zürcher Zeitung, Die Nordwestschweiz, Neue Luzerner Zeitung, St. Galler Tagblatt/Schaffhauser Nachrichten



«Wie für schwammige Körper gibt es dann Fitness-Studios für den schwammigen Geist.»»

Dieter Haller im GDI Impuls 4.14

GDI Impuls – stählt ihren Verstand, trimmt ihren Weitblick

Trends einordnen, Zusammenhänge erkennen, Strategien entwickeln.
GDI Impuls – die Pflichtlektüre für Vordenker und Entscheider.

Unser Angebot für Werbe- und Kommunikationsagenturen:

- > Rabattierte Gruppenabonnemente für Mitarbeiter oder Kunden
- > Digital- oder Printausgabe an Ihrer Veranstaltung
- > Massgeschneiderte Kooperationspakete

Kontaktieren Sie uns
für Ihr massgeschneidertes
Kooperationspaket!
gdi-impuls@mediensatellit.ch
oder 044 400 45 40



GDI IMPULS

Wissensmagazin für Wirtschaft, Gesellschaft, Handel
www.gdi-impuls.ch . facebook.com/GDI.Impuls

Medienrhetorik

Bei Vorwürfen hilft eine treffende Zielbotschaft

Frank Baumann, Direktor des Humorfestivals in Arosa – einigen Lesern als «Ventilator» im Schweizer Fernsehen bekannt – wirbelt mit seinen Antworten nicht nur warme Luft auf. Er überzeugt dank seiner einleuchtenden Zielbotschaft.

Text: Marcus Knill Bild: Keystone



Ex-Radiomoderator, Ex-Ventilator und Ex-Werber: Frank Baumann kennt die Branche in allen Facetten.

ZUR SITUATION:

Politikerinnen und Politiker, vorab aus dem links-grünen Lager, protestieren in einer Onlinepetition mit Unterschriften gegen die angeblich «frauenfeindliche Berichterstattung» in Schweizer Medien. Anlass sind die Artikel über die Zuger Politikerin Jolanda Spiess-Hegglin, die «jeden Rahmen sprengten». Statt sensibel mit dem Vorgefallenen umzugehen, würden die Medien die grüne Kantonsrätin als Täterin etablieren.

Das Humorfestival Arosa wurde in diesem Zusammenhang von den Grünen hart kritisiert, weil das Festival beide involvierten Politiker (Hürlimann und Spiess-Hegglin) für einen humoristischen Preis nominiert hat. «Verharmlosung, auch unter dem Deckmantel der Ironie, ist verantwortungslos», war der Grundtenor der Kritiker. Festivaldirektor Frank Baumann will jedoch die Nominierung nicht zurückziehen. Er begegnet den Vorwürfen mit einem Interview im *Tages-Anzeiger*.

INTERVIEW:

Herr Baumann, die gemeinsame Nominierung von Jolanda Spiess-Hegglin und Markus Hürlimann für den Schneemann des Jahres sorgt für anhaltende Kritik. War das eine bewusste Provokation?

Nein. Die Nominierung ist nicht wegen der mutmasslichen Vorfälle während dieser Feier in Zug entstanden, sondern wegen der hilflosen Medienarbeit danach. Es ging uns um den Auftritt in der Öffentlichkeit; wir wollten keinen Profit aus einem allfälligen sexuellen Übergriff ziehen.

ANALYSE

Das eindeutige Nein stoppt den Vorwurf. Die Begründung ist nachvollziehbar: Es geht für Baumann nicht um die mutmasslichen Vorfälle, sondern um die hilflose Medienarbeit nach den fragwürdigen Vorkommnissen. Lächerlich machten sich beide mit ihren Auftritten.



Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, analysiert und coacht seit Jahren Politiker und Führungskräfte. Er ist auch Autor der viel beachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

1/2 Messerli

Das wird im Nominationstext so aber nicht klar. Dort heisst es: So viel Unterhaltung müsse belohnt werden.

Ja, wir haben das missverständlich formuliert. Wahrscheinlich hätte es auch gereicht, wenn wir nur Herrn Hürlimann nominiert hätten. Ich habe in der Zwischenzeit mehrfach mit Frau Spiess-Hegglin telefoniert und versucht, unseren Standpunkt klarzumachen. Und die Gemeinde Arosa lädt sie und ihre Familie für einige Tage ein, um sich in der Bergluft zu erholen. Eine schöne Geste, finde ich.

ANALYSE

Der Satz «So viel Unterhaltung muss belohnt werden» könnte tatsächlich missverstanden werden. Mit diesem Eingeständnis bricht Baumann die Spitze des Vorwurfes und kommt Frau Spiess-Hegglin entgegen, um ihr den Standpunkt der Jury klarzumachen.

Ist die Nominierung überhaupt über Ihren Tisch gegangen?

Ja, aber ich habe ihr zu wenig Bedeutung beigemessen. Solche Nominierungen werden auch nicht in dreitägigen Jurysitzungen erarbeitet, sondern geschehen eher ad hoc.

Im Text heisst es: «Oft spielt das Leben die unterhaltsamsten Geschichten und lässt unbescholtene Politiker plötzlich zu ungewollt komischen Figuren werden.» Im Moment klärt die Staatsanwaltschaft, ob bei den Vorfällen Gewalt im Spiel war. Unterhaltsam?

In einem nächsten Fall würden wir das sorgfältiger schreiben. Gerade bei so sensiblen Themen. Aber grundsätzlich ist es richtig, den Auftritt unserer Politiker in der Öffentlichkeit kritisch zu hinterfragen. Das ist ja Irrsinn, was sich die leisten! Das sind vom Volk gewählte Personen. Es übersteigt mein Vorstellungsvermögen, wie man sich derart die Kante geben kann, dass es danach zu solchen Eskapaden kommt. Und damit meine ich vor allem den Herrn von der SVP.

ANALYSE

Auch wenn er die Formulierung beim nächsten Mal sorgfältiger wählen würde, so bleibt Frank Baumann bei seinem Kernargument, dass Politiker oft ungewollt komische Figuren abgeben. Tatsächlich ist es erstaunlich, was sich Politiker, vom Volk gewählte Vertreter, alles leisten. Geri Müller lässt grüssen, der Nacktbilder tatsächlich im Amtshaus

aufgenommen und digital weitergeleitet hat, um sich nachher als Opfer der Medien bezeichnen zu lassen und mit dem Vorwurf der Persönlichkeitsverletzung seine Schuld auf die Journalisten zu verlagern.

Verschiedentlich wird jetzt gefordert, dass Sie die Nomination zurückziehen.

Was würde das denn bedeuten? Wem wäre gedient? Niemandem. Es wäre ein Papierentscheid. Es bringt uns mehr, wenn wir aus dieser Geschichte lernen, was eine solche Nomination auslösen kann. Und seien wir ehrlich, die Chancen, dass Hürlimann die Skulptur bekommt, sind eher gering. Da werden noch andere mit einem originelleren Auftritt kommen.

In der Tageswoche hiess es gestern, dass die Festivalleitung die Nominierung zurückzöge, falls die Behörden einen Straftatbestand feststellen würden.

Ja. Es ist einfach wahnsinnig schwierig, das zu präzisieren. Noch einmal: Uns geht es nicht um die mutmassliche Straftat. Uns geht es um den hilflosen Auftritt der Protagonisten danach. Die haben die Geschichte grösser und grösser werden lassen. Das hat Schäden verursacht, echte Schäden. Unser lächerlicher Schneemann ist Pipifax dagegen. Es wäre doch bigott, wenn ich nun sagen würde, ich übernehme die Verantwortung und ziehe die Nomination zurück. Ich wäre nicht besser als irgendein Politiker!

ANALYSE

Zum Vorschlag des Rückzuges der Nominierung, falls ein Strafbestand nachgewiesen würde, wiederholt Baumann sein Kernargument: Es geht nicht um die mutmassliche Straftat, sondern um den hilflosen Auftritt der Protagonisten. Es waren die Akteure, die mit ihrem Verhalten die Geschichte eskalieren liessen. Das Addieren verursachte die Schäden. Es wäre ja sonderbar, wenn nun plötzlich die Jury die Verantwortung für all die Pannen auf sich nehmen müsste.

Aus Ihren Zeiten bei der Fernsehsendung «Ventil» sind Sie Anfeindungen gewohnt. In Ihrer Erfahrung: Was hat sich seither verändert? Erträgt es heute weniger als damals?

Ich stelle zwei Entwicklungen fest, und sie sind paradox. Zum einen braucht es heute einen viel grösseren Aufwand, um irgendeine

Wirkung zu erzielen. Vor zwanzig Jahren hat es bei «Ventil» gereicht, einen Zuschauer aus der Telefonleitung zu werfen. Heute sind wir beim Dschungelcamp angelangt. Die Menschen sind abgestumpft, nur das härteste Geschütz berührt sie noch. Gleichzeitig hat die Political Correctness an Bedeutung gewonnen. Ehrlich ist das nicht. Wenn, wie im aktuellen Fall, irgendwelche Gruppierungen und Politiker das Wort ergreifen und offene Briefe in der Gegend herumschicken, dann dient das häufig und einzig diesen Figuren. (Interview aus tagesanzeiger.ch/Newsnet)

BEMERKUNGEN:

Frank Baumann betont zu Recht, dass die Öffentlichkeit durch harte Kost abgestumpft ist. Andererseits kommt es hinsichtlich Political Correctness vielfach zu Proteststürmen.

Da sind Gruppierungen sensibilisiert und liefern postwendend Petitionen, ohne dass die Fakten geklärt sind. Im besagten Fall wäre ein bedächtigeres Vorgehen angesagt gewesen, denn niemand konnte damals sagen, was wirklich vorgefallen war. Beides ist falsch, eine Vorverurteilung ohne Kenntnis der Fakten, aber auch ein vorschnelles Reinwaschen, ohne das Untersuchungsergebnis zu kennen. Der Fall Kachelmann veranschaulicht exemplarisch, dass das Geschlecht allein kein Garant dafür ist, ent- oder belastet zu werden.

Wenn Frank Baumann das unprofessionelle Verhalten der Akteure betont, sind beispielsweise folgende gravierende Fehler gemeint: das Peace-Zeichen, das die Grünen-Politikerin auf der Aufnahme mit ihrem Partner am Fest in die Kamera gehalten hat, und die fragwürdige Wortschöpfung «Fremdküssen», die der SVP-Politiker ständig wiederholt hat.

FAZIT:

Was wir von Frank Baumann lernen können: Es fällt bei einer Replik kein Stein aus der Krone, wenn man für die Gegenseite Verständnis zeigt und Fehler eingesteht. Dann aber gilt es, die Zielbotschaft ins Zentrum zu stellen und mehrfach herauszuschälen. Das ist die Stärke von Frank Baumann. □

1/1
coop

Medienrhetorik

Zur Brandrede des Papstes: (K)eine Gardinenpredigt des Papstes an die Kurie?

Papst Franziskus hat Klartext gesprochen. Was meint er damit? Und vor allem, wen will er damit erreichen? Unser Medienexperte Marcus Knill hat die Standpauke des Kirchenoberhauptes analysiert.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Kämpferische Töne aus dem Vatikan: Papst Franziskus.

Die Medien fanden es mutig, dass Franziskus öffentlich den Hirtenstab über der Kurie gebrochen hatte. Es stellt sich aber die Frage, ob er mit den geschilderten Krankheitsbildern nicht gleichzeitig die ganze Christenheit aufrütteln wollte.

Die Standpauke des Papstes vor der Kurie Ende 2014 war schonungslos. Die unmissverständliche Kritik an den Mitarbeitern fand überall grosse Beachtung. Vor allem weil er sie am Vorabend der friedlichen Weihnachtstage gehalten hatte und sie vom Vatikan im vollen Wortlaut publiziert wurde. (Die ganze Rede siehe ***) Die Schelte führte nicht nur in den Medien zu einem enormen Echo. Die Kritik erfüllte alle Bedingungen, um beachtet zu werden: Die Standpauke war ungewöhnlich, überraschend, und sie richtete sich eigentlich nur an die Kurie. So etwas gab es in dieser Form noch nie. So beliebt Franziskus weltweit ist, so bekannt ist aber auch, dass es viel Widerstand gegen seine Reformen gibt, selbst nachdem er verschiedene personelle Veränderungen vollzogen hatte. Bei der Kritik ging es vorab um die Einstellung seiner Mitarbeiter, er forderte von den Kardinälen vor allem mehr Demut und Bescheidenheit.

Franziskus – bereits zwei Jahre im Amt – war immer wieder für Überraschungen gut. Bereits zu Beginn seines Pontifikates machte er deutlich, dass er Machtstreben und Verschwendungssucht nicht dulden werde. Weil einige dem Lebensstil des Papstes nur widerwillig folgten oder nicht folgen wollten, wurde

er dieses Jahr noch deutlicher – vielleicht verstand er seine Philippika als letzte Mahnung, die gezielt an einige noch uneinsichtige Kuriemitglieder gerichtet war. Oder beabsichtigte das katholische Oberhaupt mit der Rede noch mehr?

Die mahnenden Worte des Papstes richteten sich vor allem an die römische Kurie. Er diagnostizierte fünfzehn Krankheiten, die er im Vatikan beobachten konnte, die aber auch in anderen Institutionen weit verbreitet sind. Seinen Bildern und Analogien kann sich niemand entziehen. Franziskus verkündigte unter anderem: Priester sind wie Flugzeuge, «Schlagzeilen machen sie nur, wenn sie abstürzen – aber unzählige von ihnen fliegen». Es gehöre zur «Empfindlichkeit unseres priesterlichen Dienstes ... wie viel Schaden ein einziger Priester, der «abstürzt», dem ganzen Leib der Kirche zufügen kann».

Damit brach der 79-jährige Papst mit den vatikanischen Gewohnheiten, er sprach Klartext und ging mit den Kardinälen hart ins Gericht.

Rhetorisch nutzte Franziskus bei seiner deutlichen Kritik viele Metaphern: Die Bildung von Seilschaften könne deren Mitglieder versklaven und zu einem Krebsgeschwür werden. Es sei ein Zeichen der Überheblichkeit, den ganzen Tag mit «düsterem Gesicht wie auf einer Beerdigung» herumzulaufen. Er verglich die Kurie mit einem kranken Körper und schälte fünfzehn konkrete Krankheiten heraus. Es fällt auf, dass er es nicht nur bei den



Marcus Knill ist selbstständiger Kommunikationsberater und Coach. Inhaber der Kommunikationsfirma Knill+Knill (www.knill.com). Knill ist auch Autor der vielbeachteten virtuellen Navigationsplattform www.rhetorik.ch.

ANZEIGE

1/3 Inserat quer links

Krankheitsbildern bewenden lässt, sondern jeweils auch Therapiemöglichkeiten erwähnt. Für Franziskus gibt es ein taugliches Gegen-gift gegen die vielen Epidemien: sich die eigene Sündhaftigkeit bewusst zu machen.

Vor allem die kreativen Wortschöpfungen (Analogien) machen die Moralpredigt unver-gesslich, wie zum Beispiel den «spirituellen Alzheimer», die «mentale Erstarrung», die «geistige Versteinerung», den «Terrorismus des Geschwätzes (der Gerüchte)», die «Pa-thologie der Macht», die «existenzielle Schi-zophrenie», die «Krankheit der Rivalität und Eitelkeit» oder «die Vergötterung des Chefs», die zu Untertänigkeit und Opportunismus führt.

Der Papst beschrieb in seiner **Kapuziner-predigt fünfzehn Krankheiten der Kurie. Hier ein Auszug:

1. «Die Krankheit, sich «unsterblich», «immun» oder sogar «unentbehrlich» zu füh-len und die notwendigen und üblichen Kontrollen zu vernachlässigen.»
2. «Die Krankheit des «Martalismus» (das kommt von Marta), der übertriebenen Geschäftigkeit.»
3. «Die Krankheit der geistigen und geistli-chen «Versteinerung».»
4. «Die Krankheit der übertriebenen Pla-nung und des Funktionalismus.»
5. «Die Krankheit der schlechten Koordi-nierung.»
6. «Die spirituelle Alzheimerkrankheit: also das Vergessen der «Heilsgeschichte», der persönlichen Geschichte mit dem Herrn, der ersten Liebe (Offb 2,4).»
7. «Die Krankheit der Rivalität und der Ruhmsucht.»
8. «Die Krankheit der existenziellen Schi-zophrenie. Es ist die Krankheit derer, die ein Doppelleben führen, Frucht der typi-schen Hypokrisie des Mittelmässigen und einer zunehmenden geistlichen Lee-re ...»
9. «Die Krankheit des Geredes, des Ge-munkels, des Klatsches.»
10. «Die Krankheit, die Dienstherrn zu vergöttlichen.»
11. «Die Krankheit der Gleichgültigkeit ge-genüber den anderen.»
12. «Die Krankheit der Leichenbittermiene. Das heisst, die Krankheit griesgrämiger und mürrischer Menschen ...»
13. «Die Krankheit des Anhäufens: wenn der

Geistliche versucht, eine existenzielle Leere in seinem Herzen zu füllen, indem er materielle Güter anhäuft ...»

14. «Die Krankheit der geschlossenen Krei-se, wo die Zugehörigkeit zu einem Grüppchen stärker wird als die zum Leib und in einigen Situationen zu Christus selbst.»
15. «Die Krankheit des weltlichen Profits, des Exhibitionismus, wenn ein Apostel seinen Dienst in Macht verwandelt und seine Macht in Handelsware, um weltli-chen Profit oder mehr Macht zu erhal-ten.» (Quelle: *Die Tagespost* 24.12.14)

FAZIT:

Die Frage, ob er mit seinen Krankheitsbil-dern nicht nur die Kurie, sondern uns alle aufrütteln wollte, kann wohl bejaht werden, wenn man die Rede genau zur Kenntnis nimmt. Wer die Liste der Krankheiten liest, stellt nämlich fest: Mit den mahnenden Wor-ten vor Weihnachten hat Franziskus im Grunde genommen uns alle erwischt. Bei vielen Krankheiten müssen wir uns an die eigene Nase fassen. Somit ist nicht nur die Kurie aufgefordert, sich zu bessern. Die Le-ser werden die Beispiele mit der Krankheit des spirituellen Alzheimer nicht so schnell vergessen. Franziskus hat nicht nur seinem Topmanagement die Leviten gelesen, son-dern er hat eine Mahnrede an die ganze Christenheit gehalten. Die erfrischenden, tiefgründigen Gedanken bleiben eine muti-ge Analyse und sind mehr als nur eine inter-ne Kapuzinerpredigt. Die Krankheiten sind auf unsere heutige Gesellschaft, die Politik, die Wirtschaft und generell auf jede Organi-sation mit Machtstrukturen übertragbar. Nur wer sein Verhalten, auch die eigenen Schwächen, reflektiert, ist fähig, sein Tun zu verbessern. «Die Reform beginnt bei uns!», unterstrich Papst Franziskus. Er schloss sich selbst nicht aus.

Was beim grossen Medienecho aufgefallen ist: Viele Journalisten scheinen nicht die ganze Predigt genau gelesen zu haben. So titelte RAINews: «Der Papst peitscht die Kurie» oder die *Augsburger Allgemeine Zeitung*: «Der Papst geht mit dem Vatikan hart ins Ge-richt.» Obschon der Papst im Vorspann allen für den täglichen Einsatz im Dienst für den Heiligen Stuhl dankt und demütig um VER-GEBUNG für begangene Verfehlungen bit-tet, möchte er, dass seine Überlegungen zu ei-

ner Gewissenerforschung werden, um das Herz auf das heilige Fest der Weihnacht vor-zubereiten. Es sei schön, sich die römische Ku-rie wie einen «Leib» vorzustellen, der täglich ernsthaft versucht, gesünder zu werden.

Ein Kommunikationsberater beanstandete, der Papst hätte die Kritik unbedingt intern vermitteln müssen. Wäsche dürfe nie öffent-lich gewaschen werden.

Wenn wir jedoch davon ausgehen können, dass die Weihnachtsbotschaft mit den mah-nenden Worten nicht nur als Kapuzinerpre-digt gedacht war, gehörte die Publikation der Rede zum Konzept. Somit darf die Rede auch nicht als Hilferuf gewertet werden, wie es ein Kommentator tat, weil für ihn angeblich die Gefahr bestand, dass die klaren Worte im Ge-genwind der zahlreichen Kritiker und Bewah-erer versanden könnten.


**** Kapuzinerpredigt (gemäss Lexikon):**

Ist eine drastische, volkstümliche Mahnrede, wie sie der Kapuziner in Schillers «Wallen-steins Lager» an die Soldaten richtet; Vor-bild war Abraham a Sancta Clara.

Insoweit könnte man bei der Franziskusre-de von einer Kapuzinerpredigt sprechen: Sie war eine drastische Mahnrede, die an einen bestimmten Adressatenkreis (Kurie) gerichtet war.

Siehe auch: Strafpredigt, Gardinenpredigt, Philippika (Strafred), Pauke, Standpauke, Moralpredigt.

Die Rede war aber nicht nur für die Kurie gedacht und ist somit keine Kapuzinerpredigt.

*** Die ganze Rede im Wortlaut: http://de.radiovaticana.va/news/2014/12/23/die_papstansprache_an_die_kurie/1115831 

Medienrhetorik

Verdoppelungsmanie als Verständlichkeitskiller

Im «Club» des Schweizer Fernsehens unter der Leitung von Mona Vetsch ging es um die Thematik «Lehrer am Limit». Oskar Freysinger, Beat W. Zemp, ein Lehrer mit Burn-out, eine Schulleiterin, ein Reallehrer, auch die Moderatorin verdeutlichten das Thema adressatengerecht. Und dies ohne ständige Verdoppelungen.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Gute alte Zeit: Hatten die Lehrer schon damals ein Burn-out?

Nur eine Teilnehmerin, Andrea Bertschi-Kaufmann (Professorin an der Pädagogischen Hochschule FHNW), sorgte für Kopfschütteln. Dass eine Vertreterin der Lehrerbildung medienrhetorisch immer noch nicht weiss, wie man auch ohne störende Verdoppelungen verständlich sprechen kann, ist mir unerklärlich. Die Professorin litt unter einer Verdoppelungsmanie, die längst überwunden sein sollte.

Nach den jahrelangen Diskussionen über die Gleichstellung forderten vor Jahren feministische Linguistinnen zu Recht, dass gewisse einseitig männlich geprägte Begriffe angepasst werden. Nach den ersten der zum Teil militant geführten Auseinandersetzungen wurden dann aber nach und nach die grotesksten Auswüchse der Sprachpolizistinnen eliminiert, und Rednerinnen und Journalisten fanden hinsichtlich Schrift und Wort taugliche Lösungen. Das ständige Verdoppeln ist heute im Journalismus nur noch selten anzutreffen. Im «Club» erlebte das Fernsehpublikum jedoch eine Rednerin, die sich anscheinend mit der Problematik der heutigen geschlechtsspezifischen Formulierungen zu wenig intensiv auseinandergesetzt hat.

Nachfolgend ein paar Zitate solch störender Verdoppelungen aus den Voten dieser

Professorin der Pädagogischen Hochschule FHNW im «Club».

1. Beispiel:

Man weiss aus wissenschaftlichen Studien: Die Belastung von LEHRERINNEN UND LEHRERN ist sehr hoch. Das Ergebnis ist eines aus dieser Studie. Es gibt andere Ergebnisse, die mich mindestens so interessiert haben. Da sind 80 Prozent der LEHRERINNEN UND LEHRER zufrieden mit ihrem Beruf. Zum Beispiel versucht die Studie auch etwas darüber auszusagen, was die LEHRERINNEN UND LEHRER stärkt, wenn sie zufrieden sind, wenn sie voller Energie und Engagement ihre Arbeiten machen. Es ist übrigens auch eine Studie von AUTORINNEN UND AUTOREN der Pädagogischen Hochschule ...

2. Beispiel:

Man weiss, dass LEHRERINNEN UND LEHRER nebst ihrer Person, auch noch wenn es gut kommt, auch bei LEHRERINNEN UND LEHRERN, die sagen, ich kann wirken, die haben ein Fachwissen. Sie haben ein Wissen, wie vermittele ich etwas ...

3. Beispiel:

Ein guter SCHULLEITER ODER EINE GUTE SCHULLEITERIN erhöht die Zufriedenheit von LEHRERINNEN UND LEHRERN. Wenn man die Engagierten fragt: «Was ist es dann?», dann sagen sie:



Marcus Knill ist selbstständiger Kommunikationsberater und Coach. Inhaber der Kommunikationsfirma Knill+Knill.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der vielbeachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.

1/3 Inserat quer links

«Erstens einmal ist es die Unterstützung, die ich von den KOLLEGINNEN UND KOLLEGEN habe. Und zweitens ist es die Unterstützung, die ich von den SCHULLEITERINNEN UND VON DEN SCHULLEITERN habe. Und drittens ist es die Unterstützung, die ich von den SCHÜLERINNEN UND SCHÜLERN habe.»

4. Beispiel:

Wenn man von Schule redet, denkt wahrscheinlich jeder an eine andere Schule, mit anderen LEHRERINNEN UND LEHRERN. Tatsache ist: Wir haben eine gute LEHRERINNEN- UND LEHRERBILDUNG, eine sorgfältige LEHRERINNEN- UND LEHRERBILDUNG.

Wir haben zahlreiche Weiterbildungsmöglichkeiten von LEHRERINNEN UND LEHRERN, eine Mehrzahl von LEHRERINNEN UND LEHRERN, die sie rege benutzen. Wir haben viele engagierte LEHRERINNEN UND LEHRER. Wir haben viele gut geleitete Schulen. Wir haben viele LEHRERINNEN UND LEHRER, die wissen wollen, wie es mit den Leistungen meiner Klasse steht. Wir haben eine relativ grosse Lehrmittelvielfalt. Im Moment noch bewegt sich alles auf einem laufend angespannten ökonomischen Weg. Wir haben eine Bildungsdiskussion auf einem argumentativen Niveau, bei dem man sagen kann, wir hören einander zu, und sie hat eine bestimmte Sachlichkeit. Und wir muten den LEHRERINNEN UND LEHRERN aber sehr, sehr viele Aufgaben zu.

ANALYSE:

Die Verdoppelungen der «Club»-Diskutantinnen Bertschi-Kaufmann sind krass. Sie stören, lenken vom Inhalt ab, beeinträchtigen den Sprechfluss und die Verständlichkeit. Sollten wir nicht verständlich, kurz und eindeutig sprechen? Es ist mir ein Rätsel, weshalb jemand absichtlich so spricht, dass er schlechter verstanden wird.

Bei den Beiträgen der Vertreterin der Pädagogischen Hochschule zählte ich die Verdoppelungen, durch 36 wurde die Redezeit unnötigerweise verlängert. 30 Sekunden im Fernsehen entsprechen einem Wert von circa 30000 Franken (Werbepot). So hat Andrea Bertschi-Kaufmann nicht nur wertvolle Redezeit ungenutzt verstreichen lassen, sie hat auch gegen das Prinzip der Kürze (von

Schulz von Thun) verstossen. Hoffentlich übernehmen die angehenden Pädagogen diese störende Marotte ihrer Professorin nicht. Falls die Dozentin die lästigen Verdoppelungen bewusst als Denkzeitgewinnung verwendet hat, müsste sie sich fragen, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, vor dem Auftritt zu überlegen, wie Botschaften verständlich vermittelt werden können. Folgende abgehobene, nichtssagende Formulierung ist übrigens ein zusätzliches Muster akademisierter Quasselrhetorik:

«Im Moment noch bewegt sich alles auf einem laufend angespannten ökonomischen Weg. Wir haben eine Bildungsdiskussion auf einem argumentativen Niveau, bei dem man sagen kann, wir hören einander zu, und sie hat eine bestimmte Sachlichkeit.»

Diese gestelzte Formulierung könnte den Seminaristen als lehrreiche Denkaufgabe vorgelegt werden, verbunden mit dem Auftrag: Wie könnte man diesen Gedanken kurz und verständlich ausdrücken, sodass ihn auch Otto Normalverbraucher und Lieschen Müller nachvollziehen können? Müssten Pädagogische Hochschulen nicht den angehenden Lehrkräften beibringen, einfach, empfängerorientiert und verständlich zu formulieren?

KOMMENTAR:

Sprachwissenschaftlich ist längst bekannt, dass das grammatikalische, im Wörterbuch verzeichnete Geschlecht nicht immer auf das biologische Geschlecht übertragen werden kann. Der Mensch ist grammatikalisch männlich. Ist somit die Frau kein Mensch? Es heisst auch DIE Giraffe. Gibt es bei den Giraffen keine Männchen?

Die sogenannten geschlechtsneutralen Formulierungen, vor allen die ständigen Verdoppelungen, haben die Sprache nicht vereinfacht. Es darf nicht alles verdoppelt werden. Ein Professor an der ETH zeigte zu Beginn seiner Vorlesungsreihe folgendes überzeugende Schaubild:

«Der/die Referent/in ist für den/die Zuhörer/in und nicht der/die Zuhörer/in für den/die Referent/en/in da.»

Im Hörsaal wünschte nach diesem Beispiel niemand eine konsequente Verdoppelung. Einmal sprach der Dozent von der Chefin, ein andermal dafür vom Chef. Bei der Gender-Problematik unserer Sprache ist hinlänglich bekannt: Das konsequente Verdop-

peln taugt nicht. Es gibt brauchbarere Varianten. Das Binnen-I (LehrerInnen) wurde erfreulicherweise in den meisten Redaktionsstuben längst wieder abgeschafft. Die ständige Verwendung der weiblichen und männlichen Form bewirkt laut Linguistikprofessorin Helen Christen, dass die maskuline Form dadurch nur noch als männlich interpretiert werde.

FAZIT:

Die konsequente Verdoppelung heilt den Sexismus der Sprache nicht, im Gegenteil, das ständige Verdoppeln hat ihn konsequent gefestigt. Bislang war der Satz gendergerecht: «Die Zürcher essen gerne Cervelats.»

Eigentlich sollten die militanten Sprachpolicistinnen auch bedenken, dass Männer mit eingeschlossen sind bei: DIE Führungskraft, DIE Persönlichkeit, DIE Person.

Verzichten wir lieber auf vorverurteilende Kommunikation. Gefragt ist einmal mehr gesunder Menschenverstand. Entscheidend ist und bleibt die «emotional correctness», das heisst die empfundenen Gefühle beim Sprechen. Versuchen wir unsere Sprache von sprachlichen Verdopplungsmörderinnen und -mördern freizuhalten. So dürfen wir mit gutem Gewissen nach wie vor GOTT einen guten Mann sein lassen. □

Medienrhetorik

Je konkreter, desto verbindlicher

Vor über einem Jahr wurde Urs Schaeppi neuer Swisscom-CEO. Lange Zeit wurde er an seinem verstorbenen Vorgänger Carsten Schloter gemessen, doch dies scheint nun vorbei. Nicht zuletzt wegen seiner Interviews. Unser Rhetorikexperte Marcus Knill hat diese analysiert.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

Urs Schaeppi ist seit einem Jahr an der Spitze des Telekom-Riesen. Im Interview mit dem *SonntagsBlick* spricht er über Roaming-Gebühren, den Bezahldienst Tapit und die Zeit nach dem Suizid seines Vorgängers Carsten Schloter. Auffallend ist, wie gut der CEO der Swisscom eindeutige Antworten zu geben versteht und zeigt, wie man diese kurz und dennoch konkret, lenkend formulieren kann. Erfreulich, dass die nachfolgenden Erkenntnisse auch auf das Interview von Urs Schaeppi im letzten «persönlich» zutreffen.

«Es fällt auf, wie gut der neue Swisscom-CEO eindeutige Antworten zu geben versteht.»

AUS DEM INTERVIEW

Herr Schaeppi, der Verwaltungsratspräsident der Swisscom, Hansueli Loosli, hat Ihnen bei der Ernennung zum CEO ein Goldvreneli überreicht: Tragen Sie es bei sich?

Urs Schaeppi: Klar. Mein neues Portemonnaie hat allerdings kein Fach für Münz. Deshalb trage ich das Vreneli in der Tasche.

In der Öffentlichkeit sind Sie weniger präsent als Ihr Vorgänger Carsten Schloter – ein bewusster Entscheid?

Sicher. Ich bin der Meinung, dass eine Firma nicht nur aus einer Person besteht. Ich trete dann in der Öffentlichkeit auf, wenn es Swisscom etwas bringt.

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der vielbeachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Wie haben Sie den Tod von Carsten Schloter verarbeitet?

Ich glaube, viele tragen inzwischen den Schmerz nicht mehr dauernd in sich. Nach dem Schock und der Trauerphase war es unsere Aufgabe in der Führung, wieder nach vorne zu schauen und Swisscom auf Erfolgskurs zu halten. Das haben wir geschafft.

Viele fragen sich: Konnte man eine solche Situation, die schliesslich zum Suizid führte, nicht erkennen?

Es bleibt ein Rätsel, auch für mich. Auch ich sah es nicht kommen. Dabei arbeitete ich viele Jahre eng mit Carsten zusammen.

Stehen Sie als CEO stärker unter Druck?

Ich war schon vorher beruflich sehr stark engagiert. Ich habe Swisscom Schweiz geleitet, den weitaus grössten Bereich. Mein Umfeld hat sich schon seit geraumer Zeit angepasst.

Haben Sie noch Freizeit?

Wenig, aber die, die ich habe, nutze ich, um mit meiner Familie und meinen Freunden

zusammen zu sein. Und natürlich, um Sport zu treiben. Das trage ich fix in meinen Kalender ein. Ich jogge etwa dreimal pro Woche vor der Arbeit.

Swisscom forciert das TV-Geschäft. Was ist Ihre Lieblingsserie?

Ich habe keine. Wenn ich fernsehe, dann vor allem News-Sendungen.

Bei den neuen Flatrate-Angeboten für Filme und Serien war Cablecom schneller als Swisscom. Gehen Sie mit Netflix zusammen?

Nein, das ist kein Thema. Wir haben schon heute sehr gute, auch schweizerisch geprägte TV-Inhalte und werden bis Ende Jahr ein eigenes Flatrate-Angebot auf den Markt bringen.

Wie kommt das Bezahlssystem Tapit an?

Gut. Ich zahle selber mit Tapit. Wir haben mit dem Kreditkartenherausgeber Visa einen neuen Partner gewonnen, und mit der UBS läuft ein Pilotversuch. Wir wollen ein Schweizer Bezahlssystem aufbauen. Dazu brauchen wir Partner aus der Finanzbranche.

Apple bringt nun ein eigenes Bezahlssystem und rollt das Feld von hinten auf. Da haben Sie doch keine Chance!

Da bin ich anderer Meinung. Ich bin überzeugt, dass eine schweizerische Lösung Vorteile hat. Tapit ist mehr als ein Bezahlssystem. Es ist ein offenes System für verschiedene Transaktionen. So etwas wie eine neue Art von Schlüssel für den Zugang zu Häusern.

Das Internet wird dominiert von Google, Facebook oder Apple. Bleiben für Schweizer Firmen nur die Brosamen?

Im Gegenteil. Die Schweiz hat sehr gute Chancen, eine Art Silicon Valley aufzubauen. Wir haben hervorragende Universitäten und Fachhochschulen. Unser Land ist zum Beispiel auch wegen des Datenschutzes ein idealer Standort für Rechenzentren.

Die Preise sind in anderen Ländern viel schneller gesunken. Ist die Liberalisierung der Telekommunikation in der Schweiz gescheitert?

ANZEIGE

Auszeichnung für die Besten

Nicolas – Prix Carte de Noël



Ein persönliches Dankeschön zum Jahresende freut jeden Kunden. Deshalb sind Festtagskarten, die auffallen und einen bleibenden Eindruck hinterlassen, eine emotionale, persönliche und oft preiswerte Form der Kundenbindung. Die Post und die evoo communications AG zeichnen nun zum zweiten Mal die besten Festtagskarten mit dem «Nicolas – Prix Carte de Noël» aus.

Kostenlos bewerben können sich alle Schweizer Unternehmen und Organisationen, die im Jahr 2014 eine individuelle, gedruckte Karte zum Thema Weihnachten oder Jahreswechsel realisiert und per Post verschickt haben. Die Gewinnerinnen und Gewinner dürfen sich über einen Nicolas-Award freuen – eine Trophäe in Form einer Schneekugel.

Der Nicolas-Award wird in drei Kategorien verliehen. Beim Preis für die schönste Karte zählen vor allem visuelle und grafische Kriterien wie Form, verwendete Materialien, Spezialeffekte, Bilder und Ausgewogenheit. In der Kategorie «Die Passendste»

bewertet die fünfköpfige Jury, wie treffend das Unternehmen, die Marke oder das Produkt in die Festtagskarte eingebunden wurde. Der Preis für die aussergewöhnlichste Karte schliesslich belohnt Innovation, Überraschungseffekt, Einzigartigkeit und Emotionalität. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer bestimmen selbst, für welche Kategorie sie ihre Karte einreichen.

Jetzt anmelden

Zusätzlich zu ihren DM-Seminaren bietet die Post Onlinekurse zu 13 relevanten Direct-Marketing-Themen an. So lässt sich bequem zu Hause lernen – rund um die Uhr und kostenlos. Die Teilnehmenden erhalten während vier bis fünf Wochen einmal wöchentlich per E-Mail einen Kursteil mit praktischen Vorlagen und Checklisten zugestellt.

Nein, es ist vielmehr eine Erfolgsgeschichte. Wir haben im Vergleich zum Ausland eines der besten Telekommunikationsnetze. Gehen Sie ins Ausland, dann merken Sie sofort, wie gross der Unterschied in der Qualität ist. Beim Festnetz sind unsere Tarife mittlerweile tiefer als im Ausland.

«Leider dominieren bei vielen Interviews die typischen Quasselantworten mit Weichspülern, die stets richtig sind.»

Aber für die Mobiltelefonie zahlen wir mehr.

Auch das stimmt nicht, wenn man richtig vergleicht und auch die höheren Kosten in der Schweiz miteinbezieht. Gemessen an der gebotenen Leistung liegen wir sehr gut im Rennen.

Ein Ärgernis bleibt das Roaming. Wer in Frankreich ein Fussballspiel online schaut, bezahlt 150 Franken.

Beim Roaming gibt es eine Konstante: dass die Preise fallen. Sie werden auch im nächsten Jahr wieder fallen. Ich gehe davon aus, dass sich das Preisniveau in Europa mittelfristig angleichen wird. Ich gebe Ihnen aber einen Tipp, wie Sie schon jetzt sehr günstig im Ausland telefonieren können.

Sie meinen Ihre App ...

Wir haben mit dem iO-Messenger eine App lanciert, mit der Sie auch im Ausland praktisch gratis telefonieren und erst noch Ihre eigene Telefonnummer benutzen können. Sie wurde schon rund 900 000-mal heruntergeladen.

Dann hat sich die Investition mit Tina Turner als Werbeträgerin gelohnt?

Ja. Sie hat uns mehr Kunden beschert.

Nun lanciert die Fluggesellschaft Swiss eine eigene SIM-Karte, um im Ausland günstiger zu surfen. Eine neue Konkurrenz?

Auch wir haben Angebote, die sehr attraktiv sind, etwa die erwähnte iO-App. Ausserdem müssen Sie bei der Swiss die SIM-Karte wechseln. Und bekommen eine neue britische Rufnummer.

Ihr Vorgänger kaufte die italienische Festnetzgesellschaft Fastweb. Gehört sie noch zum Kerngeschäft?

Fastweb ist eine wichtige Beteiligung. Die Firma macht jährlich fast zwei Milliarden Franken Umsatz und über 500 Millionen Betriebsgewinn. Auch angesichts des sehr schwierigen wirtschaftlichen Umfelds in Italien bin ich zufrieden, wie sich Fastweb in den letzten Jahren entwickelt hat.

In Ihren Büchern ist Fastweb mit rund drei Milliarden Euro bewertet. Würden Sie Ihre Beteiligung für diesen Betrag verkaufen?

Solche Gerüchte, wie sie zu einem möglichen Verkauf von Fastweb immer wieder auftauchen, kommentieren wir grundsätzlich nicht. Wir sehen weiterhin Potenzial in Italien und wollen Fastweb weiterentwickeln.

ANALYSE:

Bei den Antworten finden wir am Anfang zahlreiche EINDEUTIGE Positionierungen wie:

- Klar
- Bis jetzt schon
- Sicher
- Wenig, aber
- Ich habe keine Lieblingsserie
- Nein
- Kommt gut an
- Da bin ich anderer Meinung
- Im Gegenteil
- Nein
- Auch das stimmt nicht
- Ja
- Gerüchte kommentieren wir nicht

Wenn wir im Interview KONKRETE Antworten suchen, werden wir ebenfalls rasch fündig:

Die Frage, ob Urs Schaeppi das Goldvreneli vom Verwaltungsratspräsidenten Loosli immer auf sich trage, wird kurz und konkret mit Details beantwortet: «Mein neues Portemonnaie hat allerdings kein Fach für Münz. Deshalb trage ich das Vreneli in der Tasche.»

ANZEIGE

APOSTROPH.

Weltweit verstanden werden.

APOSTROPH
GROUP

Professionelle Fachübersetzungen

Apostroph Group ist eines der führenden Sprachdienstleistungsunternehmen der Schweiz. Mit unseren 400 geprüften Fachübersetzern und 20 Jahren Branchenerfahrung garantieren wir Ihnen höchste Qualität sowie sicheren, diskreten und kompetenten Service. Wir sind zertifiziert nach ISO 9001 und EN 15038.

Swiss Firm. Swiss Quality.

T +41 41 419 01 01 – mail@apostrophgroup.ch – www.apostrophgroup.ch
ApostrophGroup – Bern Lausanne Luzern Zürich



Analytics

Verstehen, welchen
Wert Ihre Website
generiert

Auch bei der Frage nach der Freizeit erfahren wir Details: «Ich nutze sie, um mit meiner Familie und Freunden zusammen zu sein. Und natürlich, um Sport zu treiben. Das trage ich fix in meinen Kalender ein. Ich jogge etwa dreimal pro Woche vor der Arbeit.»

Es lohnt sich, auch die anderen Antworten nach Beispielen, konkreten Zahlen oder einleuchtenden Argumenten zu durchkämmen.

So gibt Schaeppi einen konkreten Tipp, wie man Roaming-Gebühren senken kann.

KOMMENTAR:

Leider dominieren bei vielen Interviews die typischen Quasselantworten mit Weichspülern und Plausibilitätssprüchen, die stets richtig sind, wie:

- «Das muss man mit gesundem Menschenverstand betrachten.»
- «Wir haben die entsprechenden Eckpunkte gesetzt.»
- «Die tauglichsten Massnahmen haben wir aufgegleist.»

Im *Saldo* vom 22. Oktober wurden zahlreiche Antworten von Mediensprechern publiziert, die als Nebelpetarden bezeichnet werden können. Bei der Nebelrhetorik fehlt stets das Konkrete. Es wird vielfach ausgewichen.

Zwei Beispiele:

1. *Saldo* wollte von einem Autoimporteur wissen, ob man auf besonders ökologische Automodelle einen Bonus gewähre.

Antwort: «Eine konkrete Aussage ist nicht möglich. In der Gesamtsicht würde es in vielen Fällen dazu führen, dass verbrauchsarme Fahrzeuge attraktiver eingekreist werden.»

2. Auf die Frage, weshalb Postkunden für Kaffeemaschinen oft am meisten bezahlen, folgt die vage Antwort des Mediensprechers: «Der erfolgreiche Verkauf dieser Produkte zeigt, dass unsere Preise marktgerecht sind.»

Ich verweise hinsichtlich der vagen Antworten auf die Beiträge «Quasselrhetorik» und «Airbagrhetorik» im virtuellen Buch

www.rhetorik.ch (Navigation über das Inhaltsverzeichnis oder das Suchfenster).

FAZIT:

Bei der Medienrhetorik gelten Grundsätze wie KONKRET statt ALLGEMEIN, das heisst BEISPIELE, BILDER statt allgemeiner Floskeln, DIREKTE Stellungnahmen (Stoppssignale, eindeutige Positionierung) statt Ausweichen oder Nebelpetarden.

Antworten sollten stets ein «Kino im Kopf» erzeugen.

Es gilt generell:

- einfach
- direkt
- emotional



ANZEIGE

HAVE A GOOD TIME

VERTRAUEN SIE UNS.

Wenn es darum geht, Emotionen mit Menschen zu kreieren, welche vom Applaus Ihrer Gäste leben.

MASSGESCHNEIDERT.

Experten für Eventmanagement, Showgestaltung, Dramaturgie, Regie und Inszenierung. Zusammen gestalten wir Ihren Event.

Kostenlose Beratung:

Tel. 044 806 31 00

contact@bright-entertainment.ch

www.bright-entertainment.ch

BRIGHT
ENTERTAINMENT

Medienrhetorik

Pannen schönreden, statt klar zu antworten

Mehr Schein als Sein: Die deutsche Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen galt lange Zeit als Favoritin für das Kanzleramt. Doch jetzt gerät sie in den Strudel von Skandalen und wird Opfer ihrer eigenen Inszenierungssucht. Was nun, Frau Ministerin?

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Zu den Fakten (Quelle: *Der Spiegel*): Der Ausschuss hatte den Bericht nach immer neuen Horrormeldungen in den Medien angefordert, nun macht das Papier die ganze Misere der Truppe von Ministerin Ursula von der Leyen (CDU) sichtbar. Dabei stellt das Papier die Lage noch schonend dar oder versucht es zumindest. Anfang der Woche war bekannt geworden, dass bis auf vier Helikopter die gesamte Marine nicht flugfähig ist. In dem Papier, das die dramatischen Zahlen bestätigt, wird lediglich von «unvorhergesehenen Reparaturen» an den Fliegern gesprochen.

«Schöne Formulierungen und selbstsichere Auftritte genügen nicht.»

Geschönt wirkte die Darstellung bei der Luftwaffe. Die Zahlen ergeben jedoch ein tristes Bild: Von 109 Eurofighter-Jets sind nur 42 einsatzbereit, bei den Tornados sind es 38 von 89. Die altersschwache Flotte der Transall-Transportflieger weist von 56 Maschinen nur noch 24 flugtaugliche Modelle auf, bei den Hubschraubern vom Typ CH-53 sind es von 83 nur ganze 16, von den 13 Patriot-Raketenabwehrsystemen ist nur etwas

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der vielbeachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Gruppenbild mit Dame: Ursula von der Leyen.

mehr als die Hälfte derzeit funktionstüchtig. Nicht nur bei der Luftwaffe gibt es massive Defizite. Zwar ist die Panzertruppe technisch gut aufgestellt, doch der Inspekteur des Heeres musste trotzdem eingestehen, dass beim Schützenpanzer Boxer von 180 Modellen nur 70 einsatzfähig sind.

Die Verteidigungspolitiker fragten bei der Präsentation nach den Gründen für die desolate Lage. Als Antwort bekamen sie zu hören, dass das Wehrrsott im Jahr 2010 im Zug der Finanzkrise einen Bestellstopp für Ersatzteile angeordnet habe. Davon hätten sich Hubschrauber- und Flugzeugflotte nie erholt.

Eine LÖSUNG für die Probleme ist nicht in Sicht. Generalinspekteur Volker Wierer musste eingestehen, dass «der geschilderte Zustand noch einige Jahre erhalten bleiben wird». Bei den Hubschraubern sei die Lieferung von neuen Modellen problembehaftet, bei den Flugzeugen sehe es ähnlich aus. Am Rande der Sitzung kam auch noch heraus, dass sich die seit Jahren immer wieder verzögerte Auslieferung des ersten neuen Trans-

portfliegers A400M mindestens noch einen Monat auf den Dezember verschieben werde.

Es ist offensichtlich: Im Krisenfall könnte die Bundeswehr ihre Verpflichtungen in der Nato kaum erfüllen. Das hat das Verteidigungsministerium gegenüber dem *Spiegel* zugegeben. Bei einem Krieg wäre die Armee mit ihrem maroden Material überfordert.

Ursula von der Leyen fehlte jedoch bei der wichtigen Sitzung im Bundestag, sie hatte angeblich Termine im Ministerium.

In dieser desolaten Situation muss die Führung unbedingt Flagge zeigen und nicht abtauchen. Die Präsenz der Chefin hat unter diesen Umständen Priorität. Es darf in Erinnerung gerufen werden: Die neue Verteidigungsministerin versprach nach dem Amtsantritt, sie wolle vieles anders, besser machen als ihre Vorgänger.

Als sie sich bei einem späteren Termin doch noch äusserte, zeigte sich die Vorzeigefrau erstaunlich selbstbewusst.

Für sie befindet man sich bei den Fliegern von Luftwaffe und Heer lediglich in einer

Umbruchphase. Die Truppe sei «hochleistungsfähig», versichert sie.

ZITAT der Verteidigungsministerin:

«Wir haben zum Teil Material, das schon einige Zeit auf dem Buckel hat, und das ist wie bei jedem Vorgang, der älter ist, weil wir einen Engpass bei der Reparaturphase haben. Wir warten auf neues, modernes Material. Wir verhandeln entsprechend mit der Industrie, dass dieses auch endlich geliefert wird. Sie hat einige Jahre Verspätung. Wir warten dringend auf den A400M. Nichtsdestotrotz: Die Bundeswehr beweist täglich in den weltweit siebzehn Auslandseinsätzen, die wir bestücken, dass sie einsatzmässig hochleistungsfähig ist...»

ANALYSE:

Die Verteidigungsministerin spricht pausenlos, zum Teil viel zu schnell und unverständlich. Selten artikuliert sie so schlecht wie bei diesem wichtigen Auftritt. Satzteile sind schlecht verständlich. Dieses Sich-artikulieren signalisiert für

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links

mich Unsicherheit. Ursula von der Leyen wirkte unterschwellig ungehalten. Sie bemühte sich viel zu stark, Überlegenheit, Gelassenheit, Lässigkeit zu signalisieren. Wenn jemand übertrieben laut oder übermässig leise spricht, werde ich stets hellhörig. Extremes Verhalten macht stutzig. Inhaltlich beschränkt sich von der Leyen lediglich auf das Beschreiben der Situation, kein Wort über einen Problemlösungsansatz. Die Schuld schiebt die Ministerin der Industrie zu. Altes Material zeigt nun mal Verschleisserscheinungen, das ist normal. Diese Plausibilitätsaussage entbindet die Chefin nicht, Probleme vorherzusehen. Wir erfahren immerhin, dass das Ersatzmaterial nicht eingetroffen ist und sich die erforderlichen Wartungen verspätet haben. Erstaunlich ist bei von der Leyens Rechtfertigung, wie sie es schafft, die peinliche Panne abzuschieben, das heisst von sich fernzuhalten und sie schönzureden. Anstatt eine Strategie zu präsentieren, lobt sie die «hochleistungsfähige» Bundeswehr. Kein Wort, wie sie das Problem der maroden Helikopter und der fehlenden Transportflieger in den Griff bekommen will. Von der Leyen versteht es sehr geschickt, mit treffenden Verben und Bildern Schwachstellen zu übertünchen. Die Formulierungen klingen immer eloquent:

- Das Material hat schon einige Jahre auf dem Buckel.
- Siebzehn Auslandseinsätze, die wir bestücken.

Da Transportflugzeuge altersschwach sind, nur die Hälfte der Schützenpanzer Boxer einsatzfähig ist und die gesamte Flotte der Hubschrauber des Typs Sea Lynx durch festgestellte Risse am Heck flugunfähig ist, wurde die Verteidigungsministerin auf dem Rückflug aus Nordirak gefragt: «Ist die Bundeswehr nur noch Schrott, Frau Ministerin?»

«Politikerrhetorik ist kein Ersatz für fehlende Führungskompetenz.»

DIE ANTWORT von URSULA VON DER LEYEN:

«Dass die Bundeswehr mit dem Wort Schrott in Verbindung gebracht wird, tut mir richtig weh. Denn es radiert die hervorragende Leistung unserer Soldaten in siebzehn Einsätzen weltweit aus.»

Auf die Probleme hingewiesen, lesen wir folgende ANTWORT:

«Probleme im Grundbetrieb sind jahrelang beiseitegeschoben worden, weil wir uns auf die grossen Auslandseinsätze konzentriert haben. Dieses Problem gehen wir an.»

Der Journalist lässt sich mit dieser Antwort nicht abspeisen und hakt nach:

«Nur sieben von 43 Marinehubschraubern sind derzeit einsatzbereit, von den vier U-Booten U212 nur noch eines. Und von den 180 Boxer-Panzern nur noch 70.»

ANTWORT der Verteidigungsministerin:

«Der wichtigste Prüfstein sind die Einsätze. Dort ist sehr gutes Material. Weil man sich auf die Einsätze konzentriert hat, hat man den Prozess, das Material zu Hause in Schuss zu halten, heruntergefahren.

Die Produktion von Ersatzteilen wurde gedrosselt. Dies führte dazu, dass modernes Material wie Tiger und Boxer teilweise in der Warteschleife steckt und nicht einsatzfähig ist.»

ANALYSE:

Es genügt nicht, dem Vorwurf «SCHROTT» mit «Dies tut mir richtig weh» zu begegnen. Der Vorwurf kann auch nicht aus der Welt geschafft werden, indem statt eines Lösungsangebotes auf die hervorragenden Leistungen der Soldaten hingewiesen wird.

Auch hier sagt die Ministerin lediglich, weshalb es zu den Problemen kam und dass man etwas dagegen tun wolle. Das WAS aber erfahren wir immer noch nicht.

Die Vernachlässigung der Wartung wird geschickt schöngeredet:

«Material wurde heruntergefahren.»

«Ersatzteile wurden gedrosselt.»

«Material steckt in einer Warteschleife.»

Wer die Antworten genau liest, stellt fest, die Politikerin bagatellisiert das Versagen der Führung. Schuld ist die Industrie, oder die Vorgänger haben die Wartung vernachlässigt.

ANZEIGE

1/3 Inserat quer links

Erst am Schluss gibt die Politikerin doch noch einen angeblich konkreten Lösungsansatz preis: Sie will prüfen, zusätzlich Transportflugzeuge zu MIETEN. Welche konkreten Sofortmassnahmen jedoch die Verteidigungsministerin in dieser unangenehmen Krisensituation angeordnet hat, erfahren wir nicht. Politikerrhetorik ist kein Ersatz für mangelnde Führungskompetenz. Ursula von der Leyen, wie wäre es, in dieser miesen Situation, als Sofortmassnahme, eine ganze Parallelarmee zu mieten?

FAZIT:

Die Medienechos sind verheerend. «Truppe aus dem Gleichschritt», titelt der *Südkurier* Ende September.

Trotz Bagatellisieren stellt sich heraus, dass die Bundeswehr nur bedingt einsatzfähig ist. Verteidigungsministerin von der Leyen, bereits als «VON DER LEIDEN» verulkt, musste eingestehen, dass die versprochenen Zieldaten für die Nato nicht mehr zur Verfügung stehen. Diese marode Situation sorgt vor allem deswegen für grosses Aufsehen, weil die Verteidigungsministerin vor Kurzem einen gegenteiligen Eindruck vermittelt hatte. Letzten Winter warb sie noch für vermehrtes internationales Engagement. Im August versprach sie, Berlin werde den Balten im Fall einer russischen Aggression beistehen. Diese Zusagen zeigen sich heute als heisse Luft.


Wie soll Deutschland helfen, wenn die Panzer nicht einmal aus der Garage kommen? Es ist durchaus möglich, dass der ambitionierten, machtbewussten Favoritin der Weg zur Nachfolge ins Kanzleramt nach den jüngsten Pannen verbaut wird. Bei von der Leyen blättert der Lack ab, so wie bei Thomas de Maizière, der ebenfalls als Kronprinz gehandelt wurde. Die Schuldzuweisungen und das Schönreden von Fakten tragen dazu bei, dass das Image der Vorzeigefrau angekratzt bleibt, obschon viele Mängel den Vorgängern anzulasten sind, aber nicht alle!

Wirtschaftsprüfer wollten Ursula von der Leyen von der Verantwortung für den Zustand der Bundeswehr-Ausrüstung bereits freisprechen. Doch der Bericht moniert nach *Spiegel*-Informationen auch Vorgänge, die in ihre Amtszeit fallen. Übrigens war es Sigmar Gabriel, der als Erster der Verteidigungsministerin das Etikett «Inszenierungsministe-

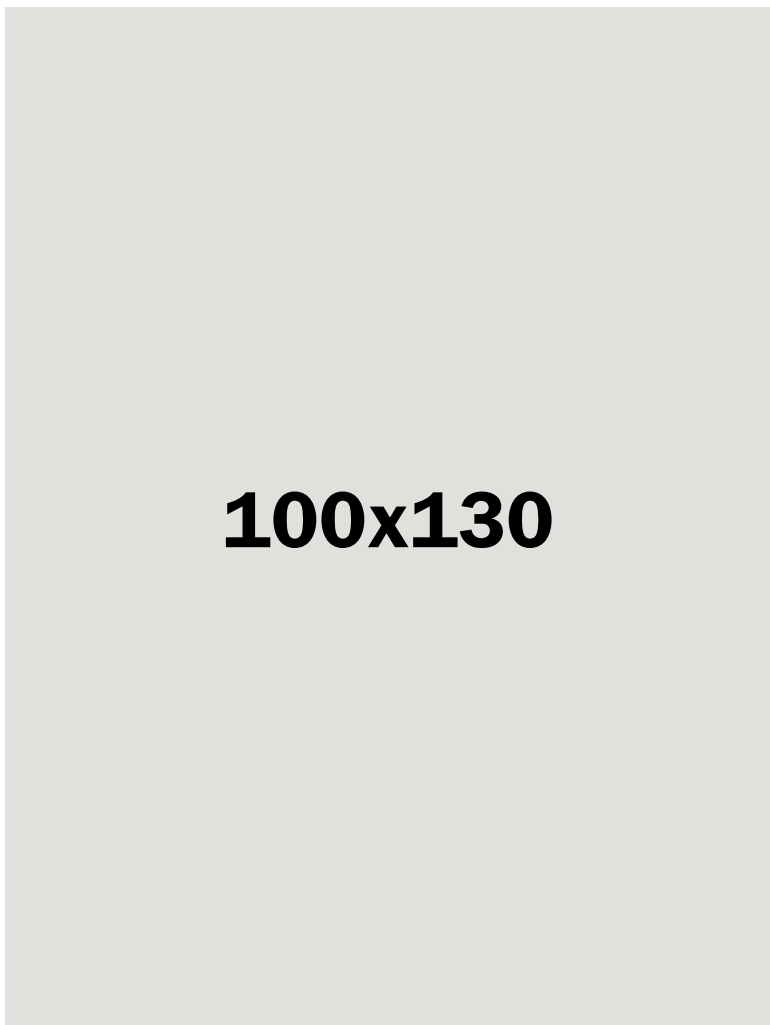
rin» angehängt hat. Anfang September machte er sich über die Kabinettskollegin lustig. «Selbst im Kopierraum des Verteidigungsministeriums schaut von der Leyen für die Presse in die Ferne.» Diese Randbemerkung wurde im *Südkurier* als Hauptbotschaft publiziert. Die Abgeordneten lachten. Gabriel: «Wenn ich am Kopierer stehe, gucke ich runter auf das, was ich kopiere.»

«Selbst im Kopierraum des Verteidigungsministeriums schaut von der Leyen für die Presse in die Ferne.»

Mit dieser Aussage war für die Presse «Feuer frei». Es durfte auf die Verteidigungsministerin geschossen werden, obwohl die Kanzlerin

zu ihr steht. Noch? Obschon sich die Ministerin heute zu den Mängeln bekennt, ist das Ansehen der früher so beliebten Politikerin gewaltig eingebrochen. In der Beliebtheitskala war sie Anfang Oktober das Schlusslicht. Was ihr vorgeworfen werden kann: Es fehlt das Management der «alten» Fehler. Schöne Formulierungen und selbstsichere Auftritte genügen nicht. Ob Kühlschränke und Fernsehgeräte in den Soldatenstuben und BW-Kindergärten sowie eine auf 40 Stunden verkürzte Arbeitszeit für Soldaten (von 45) die gravierenden Ausrüstungsmängel «beheben» können, ist doch sehr die Frage. Frau von der Leyen wäre wohl besser weniger ehrgeizig gewesen und hätte das Verteidigungsministerium als Dauergeschenk von Frau Merkel erkennen und ablehnen sollen. Wünschen wir ihr guten Erfolg. Das ist aber nur ohne geschönte Rhetorik möglich. 

ANZEIGE



Medienrhetorik

Medien und Politiker

Politiker, die den Umgang mit den Medien nicht gelernt haben, bleiben benachteiligt. Vor Mikrofon und Kamera überzeugend zu reden, ist nicht eine Frage der Begabung. Man muss die Spielregeln der Medien kennen und wissen, wie Journalisten «ticken».

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Politik in modernen Staaten und Massengesellschaften ist ohne die Medien undenkbar. Anders als im antiken Athen können sich die Bürger nicht mehr auf der Agora versammeln, um die anstehenden Entscheidungen zu diskutieren. Politik wird heute vor allem medial vermittelt.

Täglich erleben wir Politiker, die sich in Zeitungen, im Radio oder Fernsehen, aber auch online mehr oder minder überzeugend äussern. Das Publikum urteilt intuitiv erstaunlich rasch, wenn es darum geht, zu entscheiden, ob eine Person glaubwürdig wirkt. Glaubwürdigkeit, Echtheit wird rasch

«Bei «Gerigate» vergisst man gerne, dass sich eine Person nicht ständig der Lächerlichkeit preisgeben kann.»

erkannt, denn wir haben alle schon als Kleinkind erlernt zu erkennen, ob es jemand ernst meint mit dem, was er sagt, oder ob er nur so tut. In der guten alten Zeit wurde die politische Öffentlichkeit von direkter Kommunikation, Hörensagen und Gerüchten geprägt, dann veränderten die elektronischen Medien die Kommunikationslandschaft. Im 20. Jahrhundert bekam das Bild in den Druckmedien laufend einen höheren Stellenwert. Später

* Marcus Knill (www.knill.com), Experte für Medienrhetorik, ist auch Autor der vielbeachteten virtuellen Navigationsplattform für Kommunikation und Medien www.rhetorik.ch.



Boulevardstory des Sommers: Geri Müller auf der Flucht vor den Journalisten.

wurde das Fernsehen zum neuen Leitmedium. Es veränderte die Gesellschaft und das Verhalten der Politiker. Zusätzlich übernahm im 21. Jahrhundert das digitale Netz eine dominierende Stellung. Politiker konnten die neuen Medien nicht mehr ignorieren, für alle war der Umgang mit der digitalen Welt neu. Parteien protestieren, wenn sie das Gefühl haben, von den Medien vernachlässigt zu werden. Medien sind neben Exekutive, Legislative und Jurisdiktion ein Machtfaktor, von dem ausgeklammert zu werden von Politikern als Strafe empfunden wird. Ein Bonmot von Kurt Felix lautet: «Früher wollte man in den Himmel, heute in die Medien.» Simone Meier sagte: «Je mehr Bilder von einem Menschen erscheinen, desto grösser wird seine Oberfläche, desto mehr Raum nimmt er ein, desto grösser ist seine Bedeutung.»

Die Zusammenarbeit mit den Medien ist ein Muss

Kommunikationsberater bemühen sich, den Politikern beizubringen, wie man Chancen

im Umgang mit Medien am besten nutzt. Weil das Image, der Ruf, die Reputation durch die Medien wesentlich mitgeprägt werden, ist es verständlich, dass Parteien bestrebt bleiben, die Medienpräsenz ihrer Vertreter zu fördern. Es wird alles getan, damit sie beachtet werden, es wird provoziert, eine

«In allen Medien muss ein Politiker fähig sein, seine Kernbotschaft kurz, konkret und verständlich zu formulieren.»

Magistratin tritt sogar als Sängerin auf, nur um aufzufallen. Die Akteure sind sich jedoch zu wenig bewusst: Das Wecken der Aufmerksamkeit ist zwar im Marketing eine wichtige Voraussetzung, doch genügt dies allein noch nicht. In allen Medien muss ein Politiker fähig sein, seine Kernbotschaft, kurz, konkret und verständlich zu formulieren.

Moderne Volksvertreter wissen, dass sie dank Mediatisierung schneller weiterkommen können. Die Parteizeitung ist nicht mehr so wichtig. Privatradios, Lokalfernsehen, Internet mit Videofilmchen und soziale Medien sind Kanäle, die der Selbstdarstellung dienen.

Vor allem die Mittdreissiger nutzen die Massenmedien konsequent und geschickt. Sie haben gelernt, bildhaft und einfach, das heisst mediengerecht zu formulieren.

«Arena»-Auftritte sind für sie kein Problem mehr. Es ist nichts Aussergewöhnliches, wenn Medien personalisieren und ereignisorientiert informieren, ein Tabubruch wird in Kauf genommen. Massenmedien sind für junge Politiker längst kein Feindbild mehr.

Doch der unbekümmerte Umgang mit neuen Medien birgt Gefahren und Risiken. Facebookbilder, Homestorys, vor allem der fahrlässige Umgang mit privaten Aufnahmen können zum Bumerang werden, denn Medien wollen interessante Geschichten, Bilder, Emotionen, Aussergewöhnliches, Persönliches. Wer den Medien verkaufsträchtige

ANZEIGE



Unsere Leser verbringen ihren Tag nicht nur mit Kochen und Essen.
In der Saisonküche erreichen Sie mit Ihrem Inserat 784 000 konsumfreudige LeserInnen.

Kontakt unter anzeigen@saison.ch
oder 058 577 13 74.

Boulevardgeschichten liefert, darf damit rechnen: Die Story wird vermarktet. Skandale, Sex, Blut, Tränen garantieren steigende Quoten.

Wer die Grenze Privatheit/Öffentlichkeit verwischt, muss einfach damit rechnen, dass er in Krisensituationen jene Geister nicht mehr loswird, die er rief. Vielen Politikern ist leider zu wenig bewusst, dass ein guter Ruf nicht beliebig oft beschädigt werden kann.

Auf Rhetorik.ch habe ich auf die Bedeutung des Images von Politikern hingewiesen. «Image schlägt Fakten.» Der viel diskutierte Fall Geri Müller zeigt drastisch, dass der Ruf, die Reputation durch den leichtsinnigen Umgang mit den digitalen Medien schlagartig in die Brüche gehen kann.

Bei «Gerigate» beachteten leider die Analytiker viel zu wenig, dass eine Person nicht unbeschadet davonkommt, wenn sie tageslang Ziel der Häme und der Lächerlichkeit war. Der bissige Spott über Geri Müller im Netz (mit Worten und Bildern) wird ihm nachhaltiger schaden, als es die Sympathisanten des grünen Politikers wahrhaben wollen. Dieser Fall zeigt uns exemplarisch, dass nicht die Medien die Privatsphäre verletzt haben, es war Geri Müller selbst, der Privates digital weitergeleitet hatte.

Die Stimmberechtigten entscheiden bei Wahlen meist nach ihrem Bauchgefühl, nach dem Image einer Persönlichkeit. Das BILD, das ein Kandidat oder eine Kandidatin in der Öffentlichkeit hinterlässt, ist wichtiger geworden als Fakten oder Parteizugehörigkeit. Die Reputation einer Person bleibt immer ein sehr hohes Gut.

«Arena»-Tauglichkeit wird heute vorausgesetzt

Politiker sind «Arena»-tauglich, wenn sie komplexe Zusammenhänge verständlich, kurz und einfach darzulegen verstehen. Das freie Vortragen eines Gedankens ist zwar einfach, aber das Einfache ist bei Medienauftritten recht anspruchsvoll. Wer vage, zu allgemeine Formulierungen vermittelt, muss sich nicht wundern, wenn er missverstanden wird.

«Arena»-Tauglichkeit ist ein politisches Muss. Auch an Meetings, am Telefon, bei Wahlveranstaltungen ist es hilfreich, wenn Gedanken verständlich (kurz und konkret) auf den Punkt gebracht werden. Vereinfachungen dürfen Sachverhalte nie verfälschen.

Das wichtigste ist immer, die Zielbotschaft, die sogenannte Kern- oder Dachbotschaft, glaubwürdig zu vermitteln, indem sie mit einem Beispiel konkretisiert wird. Viele Politiker behaupten nach einem Pressehype: «Ich wurde zum Medienopfer.» Dies ist aber meist eine billige Selbstschutzbehauptung. Die angeblichen Opfer geraten nämlich in der Regel selbstverschuldet in den Medienwirbel. So müsste heute Geri Müller eingestehen, dass er das Vertrauen verloren hat, weil er SELBST das ominöse Selfie übers Netz weitergeleitet hatte.

Wer als Politiker den Umgang mit den Medien (es geht um alte und neue Medien)

nicht gelernt hat, läuft Gefahr, Opfer der Krankheit Mediengeilheit zu werden. Vor allem in Krisensituationen zahlt sich die Vorbereitung für allfällige Auseinandersetzungen mit Medien und Journalisten besonders aus.

FAZIT:

Politiker, die den Umgang mit Medien nicht gelernt haben und jede Gelegenheit unbeachtet nutzen, sich vor Mikrofon und Kamera oder in den Druckmedien zu exponieren oder fahrlässig mit den neuen Medien umgehen, riskieren, sich früher oder später lächerlich zu machen, was politisch tödlich sein kann. □

ANZEIGE

Dipl. Marketingmanager/in HF
SIB als erster Anbieter mit eidg. und europäischer Anerkennung!
Höhereintritt für Marketing- und Verkaufsfachleute

Cert. Online Marketing Expert bsw/SIB
Cert. Innovation Manager SIB
Cert. Dialog-Experte/in SIB

SIB SCHWEIZERISCHES INSTITUT FÜR BETRIEBSÖKONOMIE
DIE SCHWEIZER KADERSCHMIEDE SEIT 1963
ZÜRICH/CITY
WWW.SIB.CH
043 322 26 66

Erstklassige Studiengänge und Seminare direkt beim HB Zürich.
Die grösste HFW der Schweiz!

WER STAUBBOXEN

Wo immer sich
Schmutz versteckt:
Wir finden ihn.
REAL CLEAN



ANZEIGE

Umgang mit dem Neuen – Differenzierung durch Kommunikation

HarbourClub-Symposium
Dienstag, 27. November 2014
Zurich Development Center, Zürich

.HARBOURCLUB.

Chief Communications Officers

Welche Rolle spielt die Organisationskommunikation bei der Balance von Herkunft und Zukunft? Wie können wir die Unternehmen voranbringen? Wie die Change-Bereitschaft der Mitarbeitenden erhöhen? Und wie steht es um unsere eigene Erneuerungsfähigkeit, was fordert uns der Medienwandel ab, welchen Stellenwert hat unsere eigene Kreativität?

Location Sponsor



Sponsoren



censhare



PRIME

syntax
Übersetzungen

Medienpartner

BILANZ
persönlich

Als Referenten treten auf:

Prof. Dr. Sita Mazumder,
Institut für Finanzdienstleistungen Zug IFZ
Erfolgsfaktor Innovation

Veit Dengler, CEO, NZZ-Mediengruppe
Aus Tradition dem Neuen verpflichtet

Adrian Gerber, CEO & Partner, Atizo 360°
Stakeholder-Dialog als Quelle der Innovation

Martin Senn, CEO, Zurich Insurance Group
Innovation in der Versicherungsindustrie

Podiumsdiskussion

Dagmar Laub, Leiterin Gruppenkommunikation, Raiffeisen Schweiz; Stefan Nünlist, Leiter Corporate Communications & Corporate Responsibility, Swisscom; Michael Willi, Group Head of Communications, Novartis; und Sonja Zöchling, Head Corporate Communication, Flughafen Zürich AG.

Breakout Sessions

- «Storytelling über Social Media» von Sandra Barbir, Coca-Cola
- «Social Intranet – wie Kuoni die tägliche E-Mail-Flut verhindern will» von Peter Brun, Kuoni
- «Crowdsourcing als Quelle der Innovation» von Anja-Lea Fischer, Zurich Insurance Group
- «Der News-Room im Unternehmen» von Roman Sidler, Geberit

Detailliertes Programm und Anmeldung jetzt online unter www.harbourclub.ch.
Preis inkl. Pausenerfrischungen, Lunch und Dokumentation CHF 950.–.

Medienrhetorik

Junckers Image in den Medien

Der neue EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker könnte alle überraschen, meint Medienexperte Marcus Knill. Der Grund: seine rhetorischen Fähigkeiten.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Jean-Claude Juncker ist ein Politikfuchs. Aus den Titeln der Medien: «Mann der Hintertreppe», «Mann ohne Eigenschaften», ein

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik. Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

«Jäger wider Willen» (laut Wikipedia). Die *Süddeutsche Zeitung* schreibt in ihrem Kommentar zur Juncker-Wahl (es war das erste Mal, dass das Europäische Parlament Spitzenkandidaten wählte): «Neustart des Altmeisters». Die linke *TAZ* geht weiter: «Steu-

erdieb regiert Europa». Für die Politologin Regula Stämpfli entsprach in ihrer Beurteilung der Wahlkampf Junckers zum EU-Kommissionspräsidenten 2014 einer Inszenierung. Ich zitiere: «Das Gemeinwohl und seine Feinde. Hier spielen die Sozialdemo-

Werbung, die

kraten Europas eine besonders bittere Rolle. Doch achselzuckend machen sie postenbewusst weiter. Die Wahl Junckers durch die Sozialdemokraten, denen ihre Ämter offenbar wichtiger sind als die Themen, für welche sie gewählt wurden, ist ein europäisches Schauderstück. Es beweist die Alternativlosigkeit-Epidemie im antieuropäischen Denken. Juncker befürwortet das Ermächtigungsgesetz Obamas namens TTIP – das Freihandelsabkommen zwischen den USA und der EU.»

Juncker trocknete über die Jahrzehnte mit seiner ganz privaten Steueroase Luxemburg jede vernünftige europäische Finanz-, Steuer- und Wirtschaftspolitik aus. Juncker ist in Talkshows der nette soziale Marktwirtschaftler, der, kaum sind die Kameras weg, neue Privatisierungsprogramme diktiert. Er gibt der Profitgier chinesischer und US-amerikanischer Raubverträge jeden Raum, ja er putzt höchstpersönlich die Tagesordnung mit dem Programm der Chicago-Boys. Das Gegenprogramm zu Brüssel, der Juncker-Kommission, ja der Europäischen Uni-

on ist paradoxerweise nicht mehr Europa, sondern weniger.

Ich habe Jean-Claude Juncker laufend analysiert, er war mir immer wieder aufgefallen und wirkte stets echt, glaubwürdig und kommunizierte natürlich. Er verstand es, Sachverhalte überzeugend zu erklären. Für mich war er kein Weichspül-Rhetoriker. Die

«Juncker ist kein Weichspül-Rhetoriker.»

meisten Politiker wären froh, wenn man das von ihnen sagen könnte. Im November 2012 begeisterte Juncker ein grosses Publikum in Nordrhein-Westfalen (1400 Leute!). Dies schaffte er vor allem deshalb, weil er das Wichtigste bei Kommunikationsprozessen erfüllte: Er wirkte glaubwürdig, weil die Stimme mit der Körpersprache und der Bot-

schaft übereinstimmte. Er kommunizierte auch sonst mit Kopf und Herz.

Einige Monate vor der Wahl liess sich Juncker über die Schweiz wie folgt vernehmen: «Es bleibt ein geostrategisches Unding, dass die diesen weissen Flecken auf der europäischen Landkarte haben.» Obschon dieser Satz einen kleinen Medienwirbel auslöste, wurde schon damals ersichtlich, dass Juncker die Schweiz nicht in die EU zwingen möchte. Das Fehlen eines missionarischen Eifers war wohlthuend. Wir dürfen nicht vergessen, dass er sich schon als Regierungschef und Finanzminister empört hatte über die fragwürdigen rhetorischen Ausbrüche des damaligen deutschen Finanzministers Peer Steinbrück zur Thematik Steuerparadies Schweiz:

«Ich verlange Respekt.» Juncker hatte genug von den verbalen Entgleisungen des deutschen Finanzministers. Der Klartext Junckers wurde damals geschätzt.

Die humorvolle Seite Junckers lernte ich anlässlich des freundlichen Schädeltrommels auf dem Kopf Berlusconis kennen, amüsanterweise ausgerechnet auf dem

ANZEIGE

haften bleibt.

Weitere Beispiele für wirksame Werbung finden Sie auf ogilvy.ch





Der neue EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker.

Berlusconi-eigenen italienischen Canale 5. Sie fand viel Aufmerksamkeit, ein Musikus wurde sogar zu einem Song animiert.

Das Publikum wusste bei Juncker stets, woran es war. Ob dies nun nach der Wahl zum EU-Kommissionspräsidenten so bleiben wird?

Das Bild des künftigen EU Kommissionspräsidenten wird jedenfalls schon heute im Medienspiegel unterschiedlich beschrieben: Juncker ist lässig, leise und intensiv, schweigsam, rauchend, immer nuschelnd.

Der *Spiegel* weiss, woher diese Zurückhaltung stammt. Als Jean-Claude Juncker ein Kind war, musste er ständig leise sein. Er musste leise spielen, durfte nicht rennen, nicht toben. Der Vater war Schichtarbeiter und musste tagsüber schlafen können. Ich zitiere eine Schilderung im *Spiegel*:

«Auftritt Jean-Claude Juncker im Hotel de Rome in Berlin im Juni 2014. In der Lobby sind Kameras aufgebaut, ein Dutzend Journalisten wartet. Juncker ist schon lange kein Kind mehr, er ist Kandidat für das Amt des

Kommissionspräsidenten der Europäischen Union, ein umstrittener Kandidat. Er hat sich kaum sehen lassen seit der Europawahl Ende Mai. Juncker tritt vor die Kamera. Er spricht. Jedenfalls bewegt er die Lippen. Die Traube der Journalisten rückt näher an Juncker heran. Immer noch Stummfilm. Noch näher ran. Ein leises Zittern auf Junckers Wangen, leises Genuschel, unverständlich. Wer ein Mikrofon hat, muss auf die Empfindlichkeit der Technik vertrauen. Der Man der Europa führen soll, ist kaum zu verstehen. Wenn Juncker daherkommt, schleicht er. Er bewegt sich so leise, wie er spricht. Er schleicht nicht nur mit den Füßen, sondern mit dem ganzen Körper, immer gedämpfte Bewegungen, als wäre er in Watte gepackt.» Das Image des neuen Kommissionspräsidenten der Europäischen Union hat viele Schattierungen. Für einen Kommentator will er vielen gefallen, aber es nicht allen recht machen. Viele Kritiker liessen vor der Wahl kein gutes Haar an ihm. Alles Negative wurde nochmals aufgewärmt. So war zu lesen: Jean-Claude Juncker gehört zu

denen, die für die Euro-Krise verantwortlich sind. «Wir beschliessen etwas, stellen das dann in den Raum und warten einige Zeit ab, was passiert. Wenn es dann kein grosses Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, dann machen wir weiter – Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt.» Diese Aussage Jean-Claude Junckers wird im *Spiegel* vom 27. Dezember 1999 zitiert. Im Rahmen der Euro-Krise ging er dann einen Schritt weiter.

«Hart, aber fair» zeigte sich Jean-Claude Juncker im Fernsehen: «Ich bin für geheime Debatten unter einigen Verantwortlichen» und «Wenn es ernst wird, muss man lügen!» Jean-Claude Juncker dementierte damals diese Aussage nicht.

Die persönlichen Lebensumstände Jean-Claude Junckers sind immer wieder ein Thema. Er trinke zu viel Alkohol, stellte sein Nachfolger in der Euro-Gruppe Jeroen Dijsselbloem einmal fest. Der Journalist Pascal Steinwachs schrieb: «Schelmische Zungen behaupteten, Juncker habe tatsächlich kein Problem mit Alkohol, nur ohne.» Auf der anderen Seite war für Helmut Kohl der 25 Jahre jüngere Juncker sein politischer Ziehsohn, den er Junior nannte. Beide haben den Euro durchgesetzt. Kohl damals: «Wenn der Jean-Claude ein Deutscher wäre, dann wüsste ich schon, wer mein Nachfolger wird.» Juncker sieht sich als Landschaftsgärtner, der gräbt, pflanzt und die politischen Beete giesst. Wenn dann die Leute aufblühen, blühe er mit, heisst es.

Fazit:

Jean-Claude Juncker hatte in der Vergangenheit das Image eines Künstlers des Kompromisses. Er wird diese Qualität in den kommenden fünf Jahren gut gebrauchen können. Er wäre durchaus fähig, zur Integrationsfigur zu werden. Das Bild, das die Medien vermitteln, zeigt einen Kommissionschef, der es versteht, Sachverhalte auszubalancieren. Er wurde vor der Wahl hart kritisiert und nie geschont. Seine Schwächen sind der Öffentlichkeit bekannt. Cameron lehnte Juncker anhand seiner Vita stets grundsätzlich ab. Andererseits wurde er von der Bundeskanzlerin und seinen Parteifreunden akzeptiert. Er ist in seinem neuen Amt durchaus fähig, künftig alle zu überraschen. □

Medienrhetorik

Bedenkliche Rechtfertigungsrhetorik

Der Skandal um das falsche Zitat beim «Literaturclub» hat sehr hohe Wellen geschlagen. Moderator Stefan Zweifel musste den Sessel räumen, Literaturkritikerin und Schriftstellerin Elke Heidenreich hat sich mit ihrer selbstherrlichen Art ins Abseits manövriert. Eine durchgezogene Rolle spielte das Schweizer Fernsehen. Eine Analyse von unserem Medienexperten Marcus Knill.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

Beim Eklat zwischen Elke Heidenreich und Stefan Zweifel war Heidenreich nicht über alle Zweifel erhaben. Sie beharrte darauf, dass ihr nachweislich falsches Zitat der Wahrheit entspreche, obschon der Moderator die Behauptung mehrfach zurückwies. Nachdem sich das Fernsehen vom Moderator getrennt hatte, wurde von den Medien diese Trennung der Auseinandersetzung zwischen den zwei Literaturexperten zugeschrieben. Die Leitung des Schweizer Fernsehens hielt sich trotz des Medienwirbels tagelang bedeckt, völlig unverständlich für die Konsumenten. Viel zu spät nahm Nathalie Wappler, Leiterin Abteilung Kultur, doch noch Stellung. «Als Moderator vertrat Stefan Zweifel auch SRF», sagte sie nach der unverständlichen Funkstille.

Es ist spannend, die Rechtfertigungsrhetorik Wapplers zu analysieren. Im Interview mit Rainer Stadler in der *NZZ* spielt sie die medienrhetorische Auseinandersetzung als Meinungsverschiedenheit herunter, obschon es Aufgabe der Redaktion gewesen wäre, nachträglich zu kontroversen Meinungen Stellung zu nehmen.

Der Eklat war mehr als eine Meinungsäusserung, wie es Wappler darstellte. Heidenreich hat in der Sendung mehrmals mit einem herrischen «doch» betont, sie habe Heidegger zitiert, nachdem Stefan Zweifel sie korrigiert hatte. SRF hätte deshalb eindeutig Stellung nehmen müssen, um fürs Publikum

den Sachverhalt zu klären. Für Nathalie Wappler sass jedoch Moderator Zweifel als Vertreter von SRF in der Runde. In dieser Funktion habe er im Namen des Fernsehens deutlich widersprochen. Mit diesem klaren Signal beruft sie sich nun im Interview darauf, SRF habe ja damit als Institution Genüge getan.

«SRF hätte eindeutig Stellung nehmen müssen, um fürs Publikum den Sachverhalt zu klären.»

NZZ: Ein nicht eingeweihter Zuschauer blieb jedoch ratlos zurück, zumal Heidenreich behauptet hatte, Heidegger plädierte für die Vernichtung der Juden. Ein schwerer Vorwurf, der nun nicht belegt werden kann.

WAPPLER: Tatsächlich hätte Zweifel den offenen Dissens noch deutlicher thematisieren können, beispielsweise indem er den Experten und Gesprächsteilnehmer Rüdiger Safranski darauf angesprochen hätte. Das tat er nicht.

NZZ: Weil das nicht geschah, hätte man umso mehr Grund gehabt, dies in der nächsten Ausgabe zu präzisieren. Das tat man jedoch nicht.

WAPPLER: Wir haben in der Redaktion natürlich darüber diskutiert. Es gab öffentlich kei-

nen Klärungsbedarf, die Redaktion erhielt bis zur darauffolgenden Sendung keine Reaktionen aus dem Publikum. Also haben wir auf einen Nachzug verzichtet.

NZZ: Doch nun ist die Sache eskaliert. Zweifel ist abgesetzt. Und er will auch nicht mehr als Diskutant teilnehmen.

WAPPLER: Das bedauern wir. Aber ich möchte betonen, dass wir intern schon länger über die Doppelrolle von Zweifel diskutiert haben, nämlich bereits seit über einem Jahr. Er teilte uns selber mit, dass er sich in seiner Rolle als Moderator und Gesprächsteilnehmer nicht wohlfühle. Gemeinsam mit ihm haben wir uns um eine Lösung bemüht.

NZZ: Das ist nun ziemlich missraten.

WAPPLER: Im Nachhinein ist man immer klüger. Das Problem entstand, als die Zitat-Frage und die Frage der Moderation miteinander verknüpft wurden. Die beiden Angelegenheiten wurden zu Unrecht miteinander verknüpft. Sie haben nichts miteinander zu tun.

NZZ: Das ist aber im Nachhinein schwer zu vermitteln.

WAPPLER: Das stimmt. Aber im Lichte der aktuellen Diskussion erhält die umstrittene Heidegger-Debatte einen anderen Dreh. Die Szene, die zum Zeitpunkt der Sendung kein Problem darstellte, wird nun eben anders interpretiert. Aus heutiger Sicht wäre es

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



«Literaturclub» mit Stefan Zweifel.

wohl eine elegantere Lösung gewesen, das Thema im nachfolgenden «Literaturclub» nochmals anzusprechen.

NZZ: Doch die Verwicklung passierte. Nun sind Anwälte involviert. Zeichnet sich eine Lösung ab?

WAPPLER: Wir sind im Gespräch. Aber das ist vertraulich. Ich kann dazu nichts sagen.

NZZ: Die Antipathie zwischen Heidenreich und Zweifel war fürs Publikum vor dem TV-Bildschirm unübersehbar. Warum gelang es SRF nicht, zwischen den beiden zu vermitteln?

WAPPLER: Die Sendung lebte auch von der Spannung zwischen den beiden. Das hätten wir gerne bewahrt. Durch die Klärung der Rolle von Stefan Zweifel wollten wir diese Dynamik verbessern.

NZZ: Wollen Sie nun die Doppelrolle auflösen und einen reinen Moderator anstellen?

WAPPLER: Nein. Für eine Literatursendung kann man nicht einen «technokratischen» Moderator einsetzen. In dieser Rolle braucht es unbedingt jemanden, der über grosse Fachkenntnisse verfügt und diese leidenschaftlich vertritt. Und es braucht jemanden, der hinter den Kulissen in der Lage ist, die

Gesprächsteilnehmer zu betreuen und einzubinden.

NZZ: Wie geht es weiter?

WAPPLER: Wir werden die Moderatorenfrage auf die Sendung vom 16. September hin klären. Für die nächste Ausgabe im Juni haben wir kurzfristig eine Lösung gefunden.

NZZ: Wer übernimmt?

WAPPLER: Rainer Moritz. Er ersetzte bereits früher einmal Rüdiger Safranski, was er sehr gut machte. Es handelt sich aber nur um eine Übergangslösung. Den neuen Moderator werden wir später bestimmen.

NZZ: Welche Lehren ziehen Sie aus dem Fall?

WAPPLER: Ich lerne daraus, dass immer noch leidenschaftlich über Literatur gestritten wird.

ANALYSE

Bei so einem Medienhype darf eine verantwortliche Sendeleitung ihr Schweigen nicht damit begründen, Moderator Zweifel habe bereits in seiner Funktion als SRF-Vertreter während der Sendung Stellung bezogen. Wenn die Öffentlichkeit die Entlassung Zweifels im Zusammenhang mit dem Eklat um das falsche Zitat gesehen hat, war es für Nathalie Wappler notwendig, schon diese Unklarheit ins richtige Licht zu rücken. In Stresssituationen ist Schweigen und Abtauchen unprofessionell. Wie dumpf muss eine Führungspersönlichkeit sein, wenn sie nach dem Eklat und einer internen Diskussion keinen Klärungsbedarf mehr sieht, während die Öffentlichkeit sich mit unklaren Angaben abfinden muss und auch in den Medien Fragen offen waren. Es stimmt nicht, dass im Nachhinein die Richtigstellung schwer zu vermitteln gewesen wäre, da ist man tatsächlich im Nachhinein immer klüger, sollte aber auch einsichtig werden. Wenn die Programmverantwortlichen gewusst haben, dass die Doppelrolle von Zweifel unglücklich ist und beide Akteure einander wie Hund und Katze mögen, ist folgende Rechtfertigung Wapplers mehr als fragwürdig: «Die Sendung lebte auch von der Spannung zwischen den beiden. Das hätten wir gerne bewahrt. Durch die Klärung der Rolle von Stefan Zweifel wollten wir

diese Dynamik verbessern.» Hoffentlich ist dieses Rezept nicht ernst gemeint: Zwei Kontrahenten, die sich hassen, werden bewusst verpflichtet, weil von dieser Spannung eine Literatursendung lebt! Immerhin erfahren wir im Interview, wer als Übergangsmoderator eingesetzt wird. Besonders bedenklich ist das Fehlen der Antwort auf die Frage: «Was lernen Sie aus dem Fall?» Das verdeutlicht die Uneinsichtigkeit der Abteilungsleiterin Kultur und macht bewusst: Wappler hat aus den Fehlern nichts gelernt. Die banale Feststellung, über Literatur lasse sich immer noch leidenschaftlich streiten, ist lediglich ein billiges Ausweichmanöver.

KOMMENTAR

Die Antipathie Zweifel/Heidenreich war bereits in früheren Sendungen schwer unter Kontrolle zu halten. Bei der Heidegger-Debatte ist sie in Aggression ausgebrochen: Elke Heidenreich gab als Zitat des Philosophen aus, was sie frei erfunden hatte. Als Stefan Zweifel sie dabei ertappte, verlor sie die Beherrschung, warf das Buch, das sie vermutlich weder ganz gelesen noch verstanden hatte, unwillig, mit herrischer Geste auf den Tisch und verteidigte ihr offensichtliches Fehlverhalten wider jede Vernunft hernach im *Tages-Anzeiger*. Heidenreichs Verhalten liess generell zu wünschen übrig. Sie fuhr mit ihrem brüllenden «doch» dem Moderator über den Mund. Während Stefan Zweifel zu Recht, aber erfolglos von der SRF-Redaktion eine Korrektur der irreführenden Paraphrase einforderte, blieb Elke Heidenreich uneinsichtig bei ihrer Version. Ihre öffentliche Rechtfertigung war hanebüchen. Damit hat sie ihre Glaubwürdigkeit verspielt. Das Schweizer Fernsehen SRF hat in diesem Stück auch nicht überzeugt. Die Redaktion verzichtete auf eine Klarstellung in der nächsten Sendung und stellte sich tot, als Stefan Zweifel das Handtuch warf. Eine derart medienträchtige Geschichte darf man nicht aussitzen. Die viel zu späte Stellungnahme der Kulturchefin Nathalie Wappler war ein unglaubwürdiger Rechtfertigungsversuch, Schwäche und Fehler zu vertuschen. Nach dem TV-Desaster wird jeder unabhängige Beobachter zum Schluss kommen: Diese leidige Geschichte müsste Konsequenzen haben auch für die zuständige Redaktorin Esther Schneider. Elke Heidenreich sollte wegen bewusster Vorspiegelung

falscher Tatsachen zurücktreten. Eine Literaturkritikerin, die mit Falschzitaten um sich wirft, dürfte keinen Platz mehr haben in einer Diskussionsrunde, die auf Fakten und Genauigkeit basieren muss. Peter Trawny, der Herausgeber der *Schwarzen Hefte*, um die es bei der Debatte ging, hat sich von der Kritikerin deutlich distanziert. Heidenreich hat den ausgewiesenen Heidegger-Experten für ihre Auslegung instrumentalisiert und damit seinem Ruf geschadet. Beim Neustart wird Stefan Zweifel, der mit seiner echten Begeisterung für die Literatur stets überzeugte, nicht mehr dabei sein.

FAZIT

Unklarheiten sind sofort zu bereinigen. Wer Verantwortung trägt, darf sich in heiklen Situationen nicht tot stellen oder eindeutige Fehler schönreden, sie können überall passieren, sind aber nie zu rechtfertigen. Es gibt nur eines: mit einem rückhaltlosen Eingeständnis die Fehler zugeben und beheben. □

Medienrhetorik

Konzis heisst konzentriert und präzise antworten

Lernen von Profis. Franz Fischlin, der «Tagesschau»-Moderator des SRF zeigt bei folgenden Antworten, mit welcher Technik eine Aussage kurz und dennoch mit einem konkreten Beispiel auf den Punkt gebracht werden kann.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

INTERVIEW:

TV-STAR: Sie sind nicht nur «Tagesschau»-Moderator, sondern auch Jurypräsident des CNN Journalist Award. Wofür sind Auszeichnungen wie diese gut?

FRANZ FISCHLIN: Sie sollen motivieren. Es ist uns wichtig, dass Journalisten ihre Arbeit mit Herzblut und Idealismus betreiben. Wir überlegen, was für ein Zeichen wir setzen wollen: Zeichnen wir jemanden aus, der Hals und Kopf riskiert für eine Geschichte? Oder einen, der jahrelang an einer Story recherchiert? 2014 haben wir einen Journalisten nominiert, der sechs Jahre lang über Zwangsprostitution recherchierte, ehe er alle Fakten hatte. Imponierend.

Letzteres ist heute wohl eher selten. Sie sind seit 25 Jahren im Beruf – was ist die extremste Veränderung in den Medien?

Das Tempo, in dem News sich verbreiten. Aber man darf der Geschwindigkeit nicht alles unterordnen. Die journalistische Leistung besteht darin, Hintergründe aufzuarbeiten und Mittel in Geschichten zu investieren, die gründlich recherchiert sind. Wir Medien werfen anderen vor, dass sie Doktorarbeiten abschreiben, tendieren aber zu ähnlichem Verhalten. Zu oft wird einfach das Prinzip Copy-and-paste angewendet.

Was macht die SRF-«Tagesschau», um sich von anderen abzuheben?

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Das Publikum ist meist vorinformiert. Wir müssen also Mehrwert liefern. Mit Einordnung, Hintergründen, Schwerpunkten. So widmen wir der Ukraine schon mal die Hälfte der Sendung, bringen drei, vier Beiträge plus Expertenmeinungen und Schaltungen zu Korrespondenten. Offenbar wird das geschätzt. Der Marktanteil der Hauptausgabe beträgt über 50 Prozent, eine Traumquote auch im internationalen Vergleich. Mitunter wird kritisiert, dass Reporter oft im Bild sind, weil sie sich zu wichtig nehmen. Das hat nichts mit Eitelkeit zu tun. Ich finde es gut, wenn man Autoren spürt. Uns erreichen täglich Hunderte Stunden an Agenturmaterial. Würden wir nur daraus Beiträge herstellen, kämen sie gleich daher wie bei anderen. Ist aber ein Journalist sichtbar vor Ort, gewährleisten wir damit Authentizität.

Newsformate bringen heute oft Beiträge, die eher zur Unterhaltung gehören.

Für die «Tagesschau» gilt das nicht. Wir bringen zu 80 bis 90 Prozent Beiträge, von denen wir wissen, dass es Topthemen sind, die relevant sind, national oder auch international Schlagzeilen machen. Aber es darf Platz für anderes haben. Wir beenden Sendungen oft mit Sport-, Kultur- oder auch mal Tierthemen und geben dem Publikum so am Schluss ein Zückerchen mit (lacht).

Sind die Newsbilder brutaler geworden?

Durchaus. Zugenommen haben grauenhafte Szenen von Konflikten oder von Hinrichtungen und Folter, die bewusst schockieren wol-

len. Da stehen wir in der Verantwortung, zu entscheiden, ob man besser ein Symbolbild benutzt oder die Szenen gekürzt zeigt. Wir senden bereits mittags und frühabends, da schauen auch Kinder zu.

Auch Ihre eigenen?

Sie dürfen den Fernseher nicht allein einschalten und unsere Handys nur benutzen, wenn wir dabei sind. Wenn sie am Computer etwas googeln wollen, tun wir das gemeinsam. Letztlich gehts aber auch ums Grundvertrauen – darum, dass sie jederzeit zu uns kommen können, wenn sie etwas gesehen haben, das sie beschäftigt.

ANALYSE

Der Interviewer geht professionell vor. In der ersten Sequenz baut er die Eingangsfrage auf einer Plattform auf. Er will wissen, wofür Auszeichnungen gut sind. Fischlin beantwortet die Frage eindeutig. Auszeichnungen sollen motivieren, und er schildert detailliert, wie die Jury arbeitet. Er fügt ein konkretes Beispiel an, ein Preisträger hat über die Thematik Zwangsprostitution sechs Jahre recherchiert. Die Antworttechnik ist einfach: Ein Aspekt wird detailliert beleuchtet und damit für die Zuhörer nachvollziehbar.

Nachdem der Interviewer darauf hingewiesen hat, dass heute kaum mehr lange recherchiert wird, will er wissen, was sich während der letzten Jahre in der Medienlandschaft am meisten verändert hat.

Bei dieser Antwort verweist Franz Fischlin



TV-Moderator Franz Fischlin.

aufs Zeitproblem Kürze/Tempo und verdeutlicht die Gefahr des Copy-and-paste im Journalismus. Durch das Beispiel der Plagiate bei Doktorarbeiten können die Leser das Problem «Schreiben unter Zeitdruck» ebenfalls besser nachvollziehen. Die Antworttechnik Fischlins: EIN Aspekt wird mit EINEM Vergleich greifbarer gemacht.

Bei der dritten Frage, was die Schweizer «Tagesschau» mache, um sich abzuheben, antwortet Franz Fischlin ausführlicher, er muss mehrere Aspekte erwähnen. Auch hier liefert der Profimoderator zu jedem Punkt konkrete Ergänzungen.

Das Schweizer Fernsehen bringt MEHRWERT dank: Einordnung, Hintergrundinformationen und Schwerpunkten. Es folgt ein Beispiel vom Schwerpunkt Ukraine mit vier Beiträgen von Experten. In einer Vorwegnahmetaktik entschärft Fischlin den oft gehörten Vorwurf, Reporter würden sich zu wichtig nehmen, mit dem Argument, dass im Unterschied zu Agenturmeldungen ein Reporter vor Ort viel mehr Authentizität vermittelt. Das leuchtet ein. Der Vorwurf, die

«Tagesschau» beinhalte zu viel Unterhaltung, wird unmittelbar mit einem NEIN gestoppt, gefolgt von der Technik, einen Sachverhalt zu beschreiben und mit einem konkreten Detail, einem Vergleich oder Beispiel nachvollziehbar zu machen.

Den Vorwurf kontert Fischlin mit dem Hinweis, dass 80 bis 90 Prozent Tophemen seien, die Schlagzeilen machen würden. Die Unterhaltung sei nur noch das Zückerchen (als Analogie). Dann nennt Fischlin beliebte Themen, die am Schluss gebracht werden, wozu Sport-, Kultur- und auch mal Tierthemen gehören. Die Frage, ob die Newsbilder nicht brutaler geworden seien, beantwortet der «Tagesschau»-Moderator eindeutig mit Ja und nennt Beispiele, die bewusst machen, wie verantwortungsvoll die Redaktoren mit solchen Bildern umgehen müssen, zumal tagsüber auch Kinder vor dem Bildschirm sitzen. Die Frage, wie er es als Familienvater mit den eigenen Kindern halte, beantwortet Fischlin mit einer konkreten Schilderung aus dem Alltag in seiner Familie. Diese Sequenz stärkt seine Glaubwürdigkeit.

KOMMENTAR

Eine Antwort, die kurz und zugleich konkret sein soll, kann mit einer bewährten Technik gemeistert werden. Franz Fischlin demonstrierte sie in seinen Aussagen: EIN Gedanke, EIN Argument wird mit EINER konkreten Geschichte, EINER Analogie oder EINEM Beispiel gekoppelt und wird dadurch besser verstanden. Nach dem Prinzip: EINE Aussage wird KONKRETISIERT.

Ich verwende bei dieser Technik die Analogie mit dem «Fleisch am Knochen», wobei mit FLEISCH das Bild, das Beispiel oder die Geschichte und mit dem KNOCHEN die Botschaft, das Argument oder die Kernaussage gemeint sind.

FAZIT

Alles ist eigentlich schon längst da gewesen! Schon vor vielen Jahren lernten die Kinder, dass in der Kürze die Würze liegt! Dem ist nichts hinzuzufügen, ausser: Was wir wissen, vergessen wir leider unter Zeitdruck immer wieder. □

Medienrhetorik

Wer fragt, führt

Wie bekommt man klare Antworten? Medienexperte Marcus Knill zeigt dies anhand eines Gesprächs von «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz, wie ein Lavierer plötzlich Farbe bekennen muss.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Im Zusammenhang mit dem Aufstand gegen Bischof Vitus Huonder ging die «Rundschau» (SRF 1) auf die bevorstehende Demonstration der Huonder-Gegner in St. Gallen ein. Über zweitausend Katholiken wollten sich nicht damit abfinden, dass sündige Gläubige mit verschränkten Armen vor den Altar treten und statt der Kommunion nur den Segen erhalten sollten und dass Bischof Huonder immer wieder seine wichtigsten Mitarbeiter vor den Kopf gestossen hatte. Die Demonstration segelte unter dem Slogan: Es reicht! Es reicht, weil Bischof Huonder und sein Sprecher sich nicht vor Mikrofon und Kamera den Fragen des Fernsehens stellen wollten und das Bistum nur schriftlich Stellung genommen und versucht hatte, die Gefahr einer Spaltung der Gläubigen als Angriff einer kleinen Splittergruppe gegen die Glaubenslehre herunterzuspielen, gelang es Journalist Sandro Brotz von der Rundschau (SRF 1), Rudolf Nussbaumer, Pfarrer der Gemeinde Steinen/SZ und Bekannter Huonders, für ein Interview zu gewinnen. Seine Fragetechnik verdeutlicht uns, wie Fragen als Explorationstechnik eingesetzt werden können, vor allem, wenn das Gegenüber eindeutige Positionen und Antworten vermeidet und eine klare Stellungnahme zu umgehen versucht.

1. SEQUENZ:

Journalist Sandro Brotz: Sie sind ein Vertrau-

ter von Bischof Huonder. Sie sagen, man solle weniger über ihn als vielmehr zu ihm reden. Das machen Sie. Sie haben ihn am Sonntag getroffen. Sie haben miteinander geredet. Trifft es ihn, dass man seinen Rücktritt verlangt?

Pfarrer Nussbaumer: Also, wir haben eigentlich nicht viel darüber geredet. Die Jugendlichen interessiert das eigentlich überhaupt nicht. Und – für diese – für diese ist es wichtig, dass sie einmal mit dem Bischof zusammensitzen können – und – vielleicht Achtzehnjährige, Neunzehnjährige, die fragen vielleicht da etwas anders.

«Die Nicht-Antwort signalisiert:
Hier spricht eine Person, die sich
nicht festlegen will.»

Sandro Brotz: Trifft es ihn, dass man seine Absetzung verlangt? Nochmals diese Frage.

Pfarrer Nussbaumer: Also ich meine schon, dass er ein Stück weit darunter leidet. Ich denke schon. Es trifft mich auch – oder – Unfriede – trifft mich auch.

Sandro Brotz: Es ist ja so, dass Sie ihn regelmässig sehen. Ich frage mich: Haben Sie auch Probleme mit ihm? Können Sie ihn kritisieren? Dürfen Sie ihn kritisieren – wenn Sie ihn sehen? Und – wenn ja: Was kritisieren Sie?

Pfarrer Nussbaumer (in bewusst freundlichem Ton): Also – ich habe – schon mehrmals Briefe geschrieben – schon vor dreissig Jahren – auch bei den Vorgängerbischöfen – beim al-

ten Vonderach – habe immer gesagt, was ich denke. Aber – ich rufe sicher nicht öffentlich gegen irgendeinen Bischof etwas aus, auf – äh. Ich persönlich habe Mühe – ich kann die Leute im Vorstand – was wir vorher gesehen haben – verstehen – äh – ich würde – ich würde auch sagen, ich würde an einem anderen Ort in die Kirche gehen – oder – oder – wenn ich – wenn ich – damit müsste ausdrücken, ja – bei mir stimmt etwas nicht – oder – aber: Es kommt vom Bischof. Das stimmt nicht! Sondern auch bei der Bischofssynode 2005 war das das Thema gewesen. Es gibt Länder und Diözesen, die das vorschlagen. Finde ich persönlich nicht gut, aber – es ist nicht vom Bischof, wie es geheissen hat.

Sandro Brotz: Aber eben: Es trifft letztlich die sogenannte reine Lehre. Sie sagen, das sei nicht gut. Ich habe im Beitrag bei Ihnen gespürt, dass Bischof Huonder letztlich doch vorschlägt, dass Homosexuelle oder Geschiedene mit gekreuzten Armen den Kommuniongang machen sollten. Warum finden Sie das nicht gut?

Pfarrer Nussbaumer (verkneift Mund): Wie es die Leute vorhin gesagt haben. Das ist meine persönliche Meinung. Aber – das heisst nicht, dass ich dafür bin, dass alle zur Kommunion gehen. In der Urkirchenschaft im zweiten Jahrhundert (undeutlich) gibt es ganz klare – äh – Weisungen – äh – was eigentlich die Voraussetzung ist zur Kommunion.

KOMMENTAR 1. SEQUENZ:

Sandro Brotz fragt, ob es den Bischof treffe, dass man seinen Rücktritt verlange. In der

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



«Rundschau»-Moderator Sandro Brotz.

Antwort stellen wir aussergewöhnlich viele Weichspüler fest (zweimal eigentlich, zweimal vielleicht). Die Nicht-Antwort verbunden mit den Weichspülformulieren signalisiert: Hier spricht eine Person, die sich nicht festlegen will. Sie weicht aus. Sie geht nicht auf die Antwort ein.

Doch der gewiefte Journalist setzt sofort nach. Erst jetzt hören wir, dass der Bischof leidet. Aber auch in dieser Antwort hat es Abschwächungen wie «Ich meine...», «ein Stück weit».

Ohne Umschweife folgt die zweite direkte Frage: «Haben Sie auch Probleme mit ihm?» Dies verbunden mit einem Serienfeuer von ähnlichen Fragen. In Dialogen sind zwar Frageketten verpönt. Doch Brotz setzt den Fragehagel, ohne Pausen, in hoher Kadenz ein, unterlegt von einem fordernden, aggressiven Ton. Diese Technik wendete schon

Hannes Britschgi an (er leitete vor Jahren die «Rundschau»). Seine Fragekaskade lautete mitunter: «Wollen Sie es nicht sagen? Dürfen Sie es nicht oder können Sie es nicht?»

Nussbaumer ist irritiert. Er will nicht auf Glatteis und versucht die Antwort ruhig, freundlich und bedacht zu formulieren, indem er sich an seine vorbereitete Kernbotschaft zu klammern versucht: «Meine Kritik erfolgt immer persönlich und unter vier Augen, aber nicht öffentlich.» Das Schwanken vor der Kamera veranschaulicht, dass der katholische Pfarrer den Druck mit dieser Bewegung abbauen muss. Was bei dieser Sequenz auffällt: Nussbaumer hat grosse Probleme beim Formulieren. Der Sprechrhythmus stimmt nicht mehr. Die Gedanken finden keinen Abschluss. Die «ähs» und «oder» zeigen, dass der Theologe in einem Dilemma steckt. Einerseits will er

öffentlich keine schmutzige Wäsche waschen, andererseits lässt er durchblicken, dass er mit gewissen Anordnungen und Bestimmungen seine Not hat.

Damit gibt Nussbaumer dem Journalisten eine Plattform nachzugreifen. Dazu eine Analogie mit den Regenwürmern: Wenn einer im Rasen nach dem Platzregen den Kopf nur ein wenig aus dem Boden streckt, kann ihn ein Vogel packen und den ganzen Wurm aus dem Boden ziehen.

Ähnlich ist es bei der Situation zwischen Journalist (Vogel) und Interviewtem (Wurm). Weil Theologe Nussbaumer eine Kleinigkeit preisgibt, kann Sandro Brotz nachgreifen.

Aus den wenigen Worten «Ich finde das nicht gut» versucht er nun, mehr herauszuholen. Durch die Folgefrage «Warum finden Sie das nicht gut?» kommt der Interviewte

ins Schwimmen, wird unsicher und signalisiert nonverbal, dass es für ihn heikel wird.

2. SEQUENZ

Sandro Brotz: Sagen Sie dies auch Bischof Huonder, wenn Sie ihn sehen: «Ich finde das nicht gut!»?

Pfarrer Nussbaumer: Also – ich habe ihm solche Sachen schon geschrieben – ja –.

Sandro Brotz: Wie reagiert er auf das?

Pfarrer Nussbaumer: Also – er nimmt es von mir ab.

Sandro Brotz: Aber er ändert es nicht.

Pfarrer Nussbaumer: Ja – wenn er auf alle Leute eingehen müsste. Was ich – jetzt – nicht für gut finde – ja – letztlich muss ich anerkennen, dass – äh – dass, dass der Bischof etwas entschieden hat.

Sandro Brotz: Sie sind sozusagen ein treuer Diener Bischof Huonders. Aber reden wir doch Klartext: Das ist ein Schandpfahl. So wie es die Frau im Beitrag gesagt hat. So kann man es wahrnehmen: eine Diskriminierung! Menschen werden ausgegrenzt! Mich erinnert das persönlich irgendwie an die Apartheid in Südafrika. Falls dies so durchgesetzt werden sollte.

Pfarrer Nussbaumer: Für mich nicht. Ich habe die Apartheid noch erlebt – in Südafrika. Ich war mehrmals dort. Ich war schockiert. Äh. Der Bischof hat – also nicht öffentlich, sondern in einem Gespräch – ausgedrückt, dass man einen Weg suchen muss. Oder – und das ist für mich das Wichtigste.

(Über mehrere Fragen vertritt Nussbaumer die These: Man muss das Gespräch suchen, auch in der Gemeinde und mit Gott einen Weg suchen. Es gilt, Verständnis zu schaffen für unserer Werte.)

Nun legt Sandro Brotz einen Zacken zu und wechselt das Frageregister.

Sandro Brotz: Ich habe nachgelesen. Sie sagten deutliche Worte. Sie hatten Kirchaustritte provoziert. Siebzig Personen, glaube ich, sind gegangen. Jetzt stehen Sie da. Ich staune ein wenig. Sie wirken differenziert. Machen Sie das wegen der Kamera? Oder hat es wirklich einen Wandel gegeben bei Ihnen?

Pfarrer Nussbaumer (baut erneut den Druck mit Schwankbewegungen ab): Ja – ich habe Erfahrungen gesammelt – oder? Dass – dass man eben – nicht von dieser Seite kommen kann – wie die einen kommen mit der Lehre –, sondern man muss – man muss – mit den Leuten den Weg gehen – man muss – man

muss – ins Gespräch kommen. Man muss einander – mögen, wenn man sich kennenlernt – und dann sieht vieles – etwas anders aus.

Sandro Brotz: Dann hat sich der Ton verändert, aber bleibt die Verpackung gleich. Also sind Sie immer noch auf der Linie von Bischof Huonder.

Pfarrer Nussbaumer (schnell und energisch): Ich bin nicht auf der Linie von Bischof Huonder!

Denn der Papst Franziskus hat erst kürzlich geredet von irregulären – äh – Situationen, die gibt es. Er hat gerade – heute gesagt, dass die sogenannte Enzyklika prophetisch gewesen sei. Ab er sagt es unter dem Volk etwas anders. Aber er hält an gewissen Richtlinien und Vorgaben fest. Das ist klar. Wir alle sind Sünder. Das kritisiere ich eigentlich ein wenig an den Geschiedenen und Wiederverheirateten. Es gibt viele andere Probleme, die es auch gibt.

KOMMENTAR 2. SEQUENZ:

Sandro Brotz merkt, dass der Interviewte ausweichen und ungerne weitere Aussagen machen will. Deshalb baut er das Explorationsverfahren auf der Aussage «Ich finde das nicht gut!» auf und greift mit Fragen nach. «Sie hatten ihm doch das Unbehagen geschrieben? Wie reagierte Bischof Huonder darauf?» Nachdem Pfarrer Nussbaumer der Mut verlässt und er nicht noch mehr verraten will, versucht er es mit einem anderen Register und wirft dem Interviewten indirekt vor, er rede nicht Klartext. Nussbaumer greift als gewiefter Ausweicher nach dem Reizwort Apartheid und versucht nun das Gespräch vom Kriegsschauplatz wegzulenken. Die Sequenz, bei der Brotz ihn persönlich attackiert mit der Frage: «Sprechen Sie jetzt so differenziert wegen der Kamera?» irritiert Nussbaumer derart, dass er den Faden völlig verliert und einige unverständliche, abgehackte Plausibilitätsaussagen stottert. (Wir müssen uns mögen, wir müssen reden miteinander.) Die Destabilisierung durch geschicktes Fragen wird in dieser Passage recht deutlich. Sie wird sichtbar und hörbar. Das Gestammel erinnert an Politiker, die, in die Enge getrieben, Aussagen machen wie: «Am Ende des Tunnels wird es hell.» Mit dem Vorwurf, Nussbaumer sei demnach immer noch auf der Linie von Bischof Huonder, bringt Brotz das Gegenüber zur eindeutigen Positionierung. Pfarrer

Nussbaumer gelingt es immerhin, sich mit dem Verweis auf die päpstlichen Formulierungen neu zu positionieren.

ERKENNTIS:

Wer professionell fragen will, muss ein guter Zuhörer sein. Nur so kann nachgegriffen werden. Die Frage ist ein Universalinstrument in der Medienrhetorik. Man kann damit steuern, angreifen und Informationen erfragen, die das Gegenüber sonst nicht sagen würde. Die Frage zählt zu den wichtigsten Werkzeugen bei den sogenannten Explorationstechniken (zum Beispiel bei Verhören).

Pfarrer Nussbaumer hatte sich wohl vor dem Gespräch nicht eindeutig positioniert.

Dem Journalisten gelingt es deshalb, den Gesprächspartner mit dem Aufdecken seiner widersprüchlichen Aussagen zu destabilisieren und in die Ecke zu drängen. Pfarrer Nussbaumer wollte in seiner Gemeinde mutig sein. Doch vor Mikrofon und Kamera hat ihn beim Journalisten der Mut verlassen.

Nachdem unsere Analyse alle Unzulänglichkeiten bewusst macht, liegt mir an dieser Stelle auch noch daran, zu zeigen, was der Theologe aus seinen Fehlern nun lernen könnte:

1. Wer sich gut vorbereitet und seine Kernbotschaft antizipiert, kann trotz harter Fragen der Zwickmühle entkommen.
2. Hinsichtlich Argumentation wäre es eigentlich recht einfach gewesen: Nussbaumer hätte alle Fragen abwehren können, indem er immer wieder konsequent darauf hingewiesen hätte, dass der Bischof das Sagen hat und er dies weder zu beurteilen noch zu bewerten habe, jedenfalls nicht öffentlich.
3. Im Übrigen würden sie weiterhin vertrauliche Gespräche führen, wie sich die unterschiedlichen Auffassungen annähern könnten.

FAZIT

Wer fragt, führt. Dies ist eine Binsenweisheit. Viele sind sich aber nicht bewusst: Wer überlegt antwortet, lenkt ebenfalls. □

Medienrhetorik

Michael Schumachers Unfall und die Medien

Michael Schumachers Schicksal bewegt die Welt. Seit über zwei Monaten liegt der siebenfache Formel-1-Weltmeister in einem Grenobler Krankenhaus im Koma. Über seinen wahren Zustand weiss man nichts. Trotzdem sollte man nach Ansicht unseres Experten Marcus Knill gerade in Krisensituationen kontinuierlich informieren.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone (David Ebener)**

Es lohnt sich, das Informationsmanagement des Spitalärzte in Grenoble – nach dem verhängnisvollen Sturz Schumis – unter die Lupe zu nehmen. Ein Lehrstück für Führungskräfte, die sich für Krisenkommunikation interessieren.

Wir hörten als erste Meldung:

Michael Schumacher beim Skifahren schwer gestürzt. Er kämpft um sein Leben!

Der siebenfache Formel-1-Weltmeister Michael Schumacher liegt nach einem Ski-Unfall (29. Dezember 2013) in Méribel schwer verletzt im Spital. Es besteht Lebensgefahr.

Laut RTL hatten ihn die Ärzte in ein 48-stündiges Koma versetzt. Nach einer Stunde informierte das Krankenhaus. *Bild* meldete, dass Schumacher in der vergangenen Nacht ein zweites Mal operiert worden sei.

Für 11.00 Uhr wurde eine Pressekonferenz in der Klinik angekündigt.

Die Ärzte des Universitätsspitals Grenoble, wo Schumi behandelt wird, bezeichneten seinen Zustand als kritisch – ohne weitere Informationen.

Bei Unfällen stehen für Journalisten folgende Fragen im Raum:

- Was ist genau geschehen?
- Weshalb der Sturz?
- Wer ist schuld?
- Wäre der Unfall vermeidbar gewesen?
- Was wird nun getan?
- Wie geht es Michael Schumacher?

Die Öffentlichkeit wurde am 30. Dezember recht vorbildlich informiert. Innert Kürze finden sich zahlreiche Medienleute im Grenobler Spital ein.

Das Spital übernahm vorerst das Informationsmanagement – und zwar professionell, ähnlich wie damals das Universitätsspital Innsbruck bei Dani Albrecht informiert hatte, als der Schweizer Spitzensportler dort im Koma lag. Jene Ärzte beschrieben damals immer nur den Istzustand. Man ging nie auf Hypothesen, Vermutungen oder Gerüchte ein.

Ich verweise auf die «persönlich»-Analyse vom 18. März 2009: «Auch Ärzte müssen medientauglich sein!»

Die Ärzte in Grenoble liessen als Erstes verlauten:

«Michael Schumacher ist ins künstliche Koma versetzt worden. Er hat Blutergüsse im Gehirn. Mit einer Notoperation musste der Druck im Schädel reduziert werden. Der Patient schwebt weiterhin in Lebensgefahr. Wir können nur Stunde um Stunde die Lage neu beurteilen.»

Wir wollten nun wissen, ob das Spital die Führung der Information in der Hand behält und kontinuierlich weiterführt oder ob sich die Informationsverantwortlichen abschnitten. Die Ärzte dürften in dieser Situation das Zepter nicht der Informationsmanagerin Schumachers überlassen.

Folgende MUTMASSUNG störte uns nach den ersten Verlautbarungen:

«Wenn der Verunfallte keinen Helm getragen hätte, wäre er vermutlich gestorben.»

In Krisensituationen haben Meldungen über MUTMASSUNGEN, PROGNOSEN, HYPOTHESEN, BEHAUPTUNGEN nichts

verloren! «Der Skiunfall hat sich bei hoher Geschwindigkeit ereignet», wurde ebenfalls vorschnell behauptet.

Die Ärzte der Uniklinik Grenoble informierten in der ersten Phase sonst korrekt über den Gesundheitszustand von Michael Schumacher.

Auf Prognosen zu verzichten war nach meinem Dafürhalten professionell, obschon Medienleute VORAUSSAGEN wünschen!

Schumacher war angeblich nach dem Sturz noch kurz bei Bewusstsein und ansprechbar. Dann kam die Verschlechterung, und er lag dann im Koma.

Folgende Frage beschäftigte die Journalisten: Wie ist eine solche plötzliche Verschlechterung möglich?

Wir erfuhren: Hirnblutungen und/oder eine Hirnschwellung können sich nach mehreren Stunden bis wenigen Tagen nach dem Unfall entwickeln oder zunehmen. Die Erholungschancen nach einem Schädelhirntrauma sind in der Anfangsphase sehr schwierig vorauszusehen. Grundsätzlich ist alles möglich. Die Computer- und die Magnetresonanztomografie können wichtige Hinweise geben. Am besten kann man das Erholungspotenzial allerdings aus der Beurteilung am Patientenbett eruieren, wenn das künstliche Koma sistiert wird.

Der Spezialist versuchte in den Medien den Spagat zu meistern zwischen «Beschreiben von Fakten» und «Hypothesen, Vermutungen, Prognosen, Interpretationen».

Die Erläuterungen des Spezialisten zeigten:

In Krisensituationen ist es wichtig, dass alle Informanten mit einer Stimme sprechen und Botschaften koordiniert werden.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Ein Drama bewegt die Welt: Schumacher-Fans vor dem Spital in Grenoble.

Zum Beispiel hiess es im Bild-online:

Formel-1-Legende Schumi kämpft um sein Leben. Die Ärzte in der Klinik in Grenoble bestätigten sachlich: Der Zustand von Michael Schumacher ist weiter kritisch und ausserordentlich ernst, und erklären:

Ohne den Helm hätte Michael Schumacher den Ski-Unfall nicht überlebt. Im Augenblick sei keine weitere OP geplant.

Kurz nach dem Aufprall – mit hoher Geschwindigkeit – sei Schumi zwar ansprechbar gewesen, aber Fragen habe er nicht beantwortet. Er sei fahrig gewesen. Bei seiner Ankunft in der Klinik «litt er an einem Kopftrauma mit Koma, das umgehend eine neurochirurgische Behandlung erforderte», so die Stellungnahme des Universitätsklinikums von Grenoble.

Schumis Unfall wurde in den meisten Medien zur Frontgeschichte:

Manche Leser ärgerten sich zwar in den ersten Kommentaren, dass bei einem Autorennfahrer alle Medien so detailliert über den Gesundheitszustand berichten, und fanden es übertrieben, dass ein Heer von Journalisten das Spital belagere, in dem Michael Schumacher um sein Leben kämpfe. Andere Schwerverletzte wären hingegen keiner

Meldung würdig. Leider ist es so, dass der Tod eines normal-sterblichen Unfallopfers kaum beachtet wird. Der Unfall einer prominenten Persönlichkeit ist jedoch für die Medien immer eine besondere Geschichte, die sich gut vermarkten lässt. Ferner kommt bei solchen Geschichten der bekannte Dominoeffekt dazu. Wenn sich wichtige Medien für etwas interessieren, sind alle andern Fernseh-, Radiostationen und Verlage gleichsam gezwungen mitzumachen.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass nach dem Schumi-Unfall die Medienkonferenz der Ärzte im Spital von einem Heer von Journalisten begleitet worden ist. An Silvester (31. Dezember 2013) erkannten wir, dass nicht die behandelnden Ärzte, sondern vor allem aussenstehende Experten und Spezialisten Mutmassungen ausgesprochen haben, wie «kein Schädeltrauma bleibt ohne Folgen». Es gab bei einigen Verlautbarungen Vorbehalte:

In Detail hielten aber die Informanten des Spitals den Kopf etwas zu weit aus dem Fenster.

Es entsteht dadurch immer die Gefahr, dass später irgendwann zurückgerudert werden muss, dann aber mit viel Erklärungsaufwand.

(Warum wird eine zweite OP gemacht, wenns dem Patienten besser geht? Sprechen die Ärzte von einer Operation, müssten sie auch dazu etwas sagen: Was wurde genau getan? Sonst nährt dies Spekulationen.)

Das Behandlungsteam dürfte auf keinem Fall auf Betrachtungen über das Unfallgeschehen eingehen! Das ist Sache der Polizei, allenfalls der Rechtsmedizin.

Auch noch so gut gemeinte Aussagen wie «Helm zerbrochen» und die Behauptung, dass Schumi zu schnell gefahren sei, sind nutzlos. Das wichtigste Signal für Ärzte muss sein: Es hat sie nie zu kümmern, warum jemand krank ist. Ein Arzt behandelt immer bestmöglich. Ein Spital könnte sonst rasch in hässliche oder moralisierende Diskussionen verwickelt werden (lifestylebedingte Krankheiten, Alkohol, Aids, gefährliche Sportarten usw.).

Nun wurde bekannt, dass der Skihelm Schumachers beim Aufprall gespalten worden sei und das Opfer nochmals operiert werden musste. Der Druck im Gehirn habe leicht reduziert werden können. Auf der linken Seite des Gehirns sei ein Hämatom entfernt worden, das man gemäss Computertomografie (CT) entdeckt habe. Die Körpertemperatur des Patienten sei auf 35 Grad gesenkt worden. So gesehen könne von einer

lichten Besserung gesprochen werden. Auf Prognosen wird von den Spitalärzten erfreulicherweise verzichtet: Man wage keine Prognose. «Wir sprechen nicht über Spätschäden, sondern nur über die Behandlung!» Es wird deutlich gesagt, dass Schumacher immer noch in Lebensgefahr schwebt und noch nicht über den Berg sei. Für den folgenden Tag wurde eine weitere Medienmitteilung angekündigt.

Die Mediensprecherin Schumachers hielt dann aber mit ihren Aussagen ebenfalls den Kopf zu weit aus dem Fenster. Sie kolportierte Geschichten, die nicht erhärtet waren (Vermutungen, Behauptungen, Annahmen).

Folgende Aussagen waren schlechte

KRISENKOMMUNIKATION:

So erfuhren wir von Michael Schumachers Pressesprecherin Sabine Kehm: «Es SCHEINT wie folgt gewesen zu sein – und das sage ich mit aller Vorsicht und NACHDEM ICH MIT DIVERSEN LEUTEN GESPROCHEN HABE, die dabei waren: Michael war nicht allein, und er war auch nicht nur mit seinem Sohn unterwegs, sondern mit einer kleinen Gruppe von Freunden. Ich GLAUBE – ich betone, ich GLAUBE, dass Folgendes passiert ist: Michael fuhr mit der Gruppe auf normaler Piste. Dazwischen war ein Bereich mit Tiefschnee. Da fuhr Michael rein. ER WAR ABER NICHT SCHNELL, weil er wohl einem Freund geholfen hat, der gestürzt war. Also fuhr Michael gerade wieder an, fuhr in den tiefen Schnee und ist DANN WOHL – wie wir VERMUTEN – auf den Felsen getroffen, als er eine Kurve fuhr. Michael war nicht allzu schnell unterwegs. Aber leider offenbar bei der Schwungauslösung – das NEHMEN WIR AN – hat er den Felsen getroffen, und dann hat es ihn hochkatapultiert, und er ist mit dem Kopf voran auf einen Felsen geschlagen.»

Grenoble wäre gut beraten gewesen gewesen, die Informationen über den Zustand des Patienten nicht auszusetzen. Denn wer nicht kontinuierlich proaktiv informiert, zwingt die Medien, andere Quellen zu suchen. Das Spital gibt die Führung der Information ab.

Als das Inselspital in Bern bei Dani Albrecht auch nicht mehr informierte (man hatte mit einem Fotografen Probleme gehabt), beschafften sich die Journalisten die Informationen postwendend bei Albrechts Bruder und beim Chef von Swiss Ski. Das

Spital hatte die Führung damals ebenfalls hinsichtlich Informationsmanagement abgegeben.

Auch in Grenoble holten sich die Journalisten nach dem Schweigen der Ärzte ihre Informationen auch anderweitig. Jene Quellen sind aber meist ungenauer und abhängig.

Dass eine persönliche Managerin Schumachers nicht völlig neutral informieren kann, liegt auf der Hand. Ihre Aussagen sind gefärbt. Weil die Medien immer Neues wollen, nehmen sie bei einem Informationsstopp gerne alle Mutmassungen und Hypothesen unbesehen entgegen. Denn: Geschichten sind lukrativ und gleichsam das Kapital der Journalisten.

ERKENNTNIS

Es ist verständlich, dass so viele Journalisten den Betrieb einer Universitätsklinik belasten. Dennoch müssen Ärzte die Kommunikation stets SELBST mit einem Kernteam managen und sollten regelmässig – in Absprache mit den Angehörigen – eine Medienmitteilung herausgeben. Nur so übernehmen sie und nicht fragwürdige Interessenvertreter die Führung der Krisenkommunikation.

KOMMENTAR

Unzählige nicht erhärtete Informationen waren zu lesen. Schumachers Managerin versuchte ständig zu korrigieren. Wir sehen einmal mehr: Nicht externe Informanten, sondern die Ärzte müssten den Istzustand der prominenten Persönlichkeit bekanntgeben. Die Medien wollen oder müssen Geschichte publizieren. Der Medientrupp kann nicht völlig vertrieben werden. Er bleibt vor Ort. Er will Informationen, Geschichten. Bilder und Zeilen. Für sie ein MUSS!

Die Information dürfte ein Spital nie aus der Hand geben!

Die Medienmitteilungen im Fall Schumi zeigen deutlich, wie sich die Journalisten Informationen sofort andernorts beschaffen, wenn die Ärzte auf Medienkontakte verzichten. In Krisensituationen gilt es, die Medien kontinuierlich zu informieren, auch dann, wenn der Zustand einer prominenten Persönlichkeit stabil ist und die Medien zur Belastung werden.

Wer glaubt, im Umgang mit Medien lohne sich das Verhalten der drei bekannten Affen, nichts hören, nichts sehen, nichts sagen, der

macht die Rechnung ohne den Wirt. Ob wir es gut finden oder nicht: Die Medien verkaufen immer Informationen. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als dieses Bedürfnis zu akzeptieren und ihm zu entsprechen. Der Medienaufmarsch muss organisiert werden, Journalisten wird ein Medienraum zur Verfügung gestellt.

Tagelang herrschte Funkstille über den Zustand Schumis.

Wer die Medien verfolgte, stellte nun fest: Externe Experten sprachen statt der Ärzte. Es wurden Horrorszenarien herumgeboten. Diese prognostizierten, mit welchen Problemen der Verunfallte nach dem künstlichen Koma rechnen müsse. Alles Mutmassungen!

KOMMENTAR


Nach der Funkstille der Grenobler Ärzte beschafften sich die Medien Ansichten, Hypothesen und Vermutungen von aussenstehenden Fachpersonen. Gerüchte wurden verbreitet.

Dies führte dazu, dass zahlreiche Experten die denkbar schlechtesten Folgeschäden an die Wand malen konnten. Mit einer offensiven, konstanten Information hätten die Grenobler Ärzte die vielen Gerüchte, Mutmassungen und Worstcase-Szenarien vermeiden, sicher aber reduzieren können. Auf Twitter machten bereits Todesgerüchte die Runde, die von den Spitalärzten dementiert werden mussten.

ERKENNTNIS

Man kann sich auf den Standpunkt stellen, im Interesse der Angehörigen sollten die Ärzte schweigen. Was ist nun besser? Die Horroszenarien der mutmassenden Experten in den Medien lesen zu können und ständig Gerüchte dementieren zu müssen oder lieber doch jeweils den fachgerechten derzeitigen tatsächlichen Befund aktuellen bekannt zu geben? Wer die Medien ständig fachgerecht informiert, reduziert Spekulationen, die es in Krisensituationen immer gibt.

FAZIT

In Krisensituationen ist kontinuierliches Informieren ein MUSS! Selbstverständlich unter Berücksichtigung des Persönlichkeitschutzes. 

Medienrhetorik

Gabriel riskiert alles und gewinnt vieles

Der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel setzte alles auf eine Karte, riskierte mit der Mitgliederbefragung viel und gewann. Er schaffte es in drei Monaten, die klare Wahlniederlage seiner Partei in einen Sieg umzudeuten. Die neue Regierung fährt einen erkennbar sozialdemokratischen Kurs. Gabriel schaffte etwas Unerhörtes: Die 25-Prozent-SPD konnte nach der Wahl die 42-Prozent-Union schlagen.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone

Spannend war für mich vor allem Gabriels Rhetorik im Umgang mit den harten Fragen im Interview mit der bekannten ZDF-Moderatorin Marietta Slomka im «heute journal».

Der Schlagabtausch zwischen einem gewieftem Politiker und der hartnäckigen Kölnerin mit dem eisblauen «Huskyblick» führte zu heftigen Reaktionen in den Medien. Dieser viel zitierte TV-Zoff hatte auch noch medienpolitische Auswirkungen. Ich fragte mich: War die ZDF-Nachrichtenfrau zu dem SPD-Spitzenpolitiker tatsächlich unfair? Oder hatte Sigmar Gabriel die Nerven verloren? Wenn ja: Könnte dies ihm schaden?

Einige Kommentatoren bezeichneten die Vollblutjournalistin, die seit 2001 das «heute journal» moderiert, als verbissen und beanstandeten ihre penetrante Unterbrechungstaktik. Unter männlichen Kollegen wird jedoch ihre Hartnäckigkeit gerühmt.

Sie war einmal mit Peter Klöppel für den Fernsehpreis «Beste Moderatorin Information» nominiert, der Preis ging aber damals an ihn. 2009 wurde sie mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet.

Ich machte für mich ein Transskript des Interviews, die Publikation des Dialoges würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Die wortwörtliche Niederschrift zeigte mir, dass Gabriel deutlich überreagierte, statt die berechtigten, unmissverständlichen Fragen zu beantworten, sie einfach als «Quatsch» und «Blödsinn» von sich wies und die Journalistin von der Kernfrage mit einem Wortschwall ablenken wollte. Aus meiner Sicht eine plumpe Ausweichtechnik. Doch Slomka ging nicht darauf ein. Sie liess sich mit den «Nicht-

Antworten» nicht abspeisen. Horst Seehofer, CSU, der im Verwaltungsrat des Senders sitzt, beschwerte sich über das Verhalten der Journalistin beim Chef des ZDF. Er fand, Slomka habe absurde Fragen gestellt (dies sei typisch für die Öffentlich-Rechtlichen!) Erstaunlich: Der CSU-Chef machte sich für SPD-Chef Gabriel stark. Er behauptete, dieser sei von der Journalistin wie ein Schulbub vorgeführt worden, und fragte noch am Schluss: «Wo sind wir denn eigentlich?» Wer jedoch das ganze Interview anhört, stellt kein Vergehen der Journalistin fest. Ich kann mir gut vorstellen, Seehofer wehrte sich prophylaktisch für sich und alle Politikerkollegen.

«Politiker haben keinen Schonpass.»

Mit seiner Intervention wollte er wohl erreichen, dass Journalisten künftig nicht mehr nachzuhaken wagen, wenn Politiker mit leeren Floskeln antworten. Ich hoffe, dass es Seehofer mit seinem politischen Wirbel nicht gelang, hartnäckige Journalisten einzuschüchtern.

Sigmar Gabriel versuchte später seine unbeherrschten, harschen Antworten in ein besseres Licht zu rücken, indem er sagte: «Man muss doch auch mal Emotionen zeigen, wir sind ja keine kalten Fische!» Dann holte er doch noch aus und behauptete: «Manche Journalisten glauben, wir Politiker seien so zum Watschenmann da. Das scheint in Mode gekommen zu sein. Dafür bin ich einfach nicht geeignet.» Zum Schluss spielte er dann aber die Geschichte gezielt herunter

mit der Bemerkung: «Alles ist nicht so dramatisch!» Er liess zudem verlauten, sein Verhalten sei bei den Genossen sehr gut angekommen, er habe dank der Auseinandersetzung seine Botschaften setzen können.

Mit dieser Sendung ist Marietta Slomka ein Durchbruch gelungen. Sie gewann Aufmerksamkeit und errang Achtung in Fachkreisen. In meiner Analyse geht es aber nicht darum, darzulegen, wer mehr gepunktet hat oder wer besser weggekommen ist, sondern darum, bewusst zu machen, dass Politiker keinen Schonpass haben. Sie müssen auch bei harten Fragen fähig sein, ruhig zu antworten. Wer die Nerven verliert, hat immer die Zwei am Rücken.

Bereits mit der ersten kritischen Frage will Slomka wissen, ob der SPD-Chef von der Basis keinen Gegenwind verspürt habe. Für Gabriel gibt es keinen Gegenwind. Er bemüht sich, die erste unangenehme Frage zu entschärfen, indem er der Journalistin unterstellt, sie werde vielleicht den wahren Sachverhalt in Mainz nicht mitbekommen haben. Gabriel untermauert die grosse Akzeptanz mit einer konkreten Auflistung der Zustimmenden und stellt die Arbeit der SPD ins beste Licht. Bei Marietta Slomka fiel mir auf: Sie verwendet das Wort «eigentlich» viel zu oft, ein blinder Fleck, sie sollte diese Sprachmarotte eliminieren. Im Grunde zählt «eigentlich» zu den Weichspülern. Slomka ist aber alles andere als eine Weichspülerin.

In dem Zoff-Interview geht es um die Gretchenfrage: Verstösst die Befragung der SPD im Grunde genommen nicht gegen die Verfassung? Es geht um den Mitgliederentscheid zum Koalitionsvertrag, und da ist es unklar, ob er verfassungsrechtlich nicht bedenklich sei. Durch den Schlagabtausch ge-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Powercouple: Sigmar Gabriel, SPD-Vorsitzender und Vizekanzler, mit Chefin Angela Merkel.

riet dieses Ausgangsthema in den Hintergrund. Gabriel verstand es, diese zentrale Frage zu übertünchen.

Das Interview beginnt holprig. Gabriel wird von der Basiskonferenz in Hofheim zu Slomka geschaltet. Schon bei der ersten Frage nach dem «Gegenwind» merkt man die Irritation beim SPD-Chef. Er legt die Stirn in Falten.

Nachdem unter verschiedenen Verfassungsrechtlern vor allem Christoph Degenhard Artikel 38 des Grundgesetzes ins Spiel gebracht hat, der eindeutig festhält, dass die Abgeordneten an ihren Auftrag und nicht an Weisungen gebunden seien und damit ein Mitgliederentscheid im Grunde genommen verfassungswidrig sei, verliert Gabriel völlig die Nerven und bezeichnet diese Einwände als «Blödsinn», als «Quatsch», und alles sei völlig falsch! 54 Prozent der Fernsehkonsumenten fanden in einer Umfrage, Gabriel habe bei Slomka überreagiert. Durch das Verhalten des SPD-Chefs gingen leider die

berechtigten «verfassungsrechtlichen Bedenken» im gegenseitigen Dreinreden immer wieder unter.

Nach Degenhard darf nämlich die SPD befragen, wen und worüber sie will. Nach seiner Beurteilung dürfe der Mitgliederentscheid aber nicht so wichtig genommen werden, wie es der Fall ist: «Die Umfrage hat das Gewicht eines unmittelbaren Auftrages der Parteibasis an die Abgeordneten.» Diese Nähe zum imperativen Mandat wolle nämlich das Grundgesetz auf keinen Fall.

Eine Journalistin findet es wichtig, diese kritischen Beurteilungen einzubringen. Sie hat das Recht dazu.

Es ist andererseits nachvollziehbar, dass für die Genossen Slomka mit ihrer Frage und dem Nachfragen den Mitgliederentscheid «madig» macht. Wenn Gabriel dagegen wettet, ohne zu antworten, punktet er bei der Parteibasis: Endlich zeigt es «ihr Sigmar» den bösen Journalisten mal. Neutrale Beobachter hingegen haben Gabriel eher als

dünnhäutig und aufbrausend empfunden. Slomka hat dem Politiker das Wort nicht im Mund umgedreht. Meinungsfreiheit gilt nicht nur für die Interviewten, sie gilt auch für Journalisten. Im letzten Teil des Streitgespräches gehen leider viele Fragen und Aussagen in einem Wortchaos unter. Beide unterbrechen, beide hören gar nicht mehr zu, beide verlieren dadurch an dieser Stelle Sympathiepunkte.

Es scheint, dass wir derzeit mit harten Befragungen nicht vertraut sind. Viele Zuhörer haben sich daran gewöhnt, dass nach einer konkreten Frage Politiker eine nichtssagende Antwort geben, eine Nicht-Antwort formulieren können, ohne dass Journalisten nachhaken. Das spannende Interview zeigt, dass die eigene Gesinnung und politische Position für die Sympathiepunkte für Gabriel oder für Slomka ausschlaggebend sind und die Beurteilung des Auftrittes wesentlich beeinflussen. Ich finde es bedauerlich, dass bei einem Politiker schon nach wenigen heiklen

Fragen die Nerven blank liegen. Wie würde er in echten Krisensituationen handeln? Obwohl es verlangt wurde, wollte sich Marietta Slomka für ihre kritischen Fragen nicht entschuldigen. Sie muss dies auch nicht tun. Denn immer wieder versuchen und versuchen Politiker, auf die Medien direkten Einfluss zu nehmen (z.B. Adenauer, der schon damals über das Fernsehen Macht ausübte).

Gabriel – der Superminister – muss nun aufpassen: Er darf sich jetzt als Sieger keine weiteren verbalen Ausrutscher mehr leisten. Nun steht er im Fokus der Medien, und es besteht ständig die Gefahr, dass er im Ton ausrutschen könnte. Fehlerfreie Politik ist nie möglich. Dem Triumphator wurde zwar nach seinem Erfolg zugejubelt, doch wartet bereits die nächste Schwierigkeit auf den Sieger: Vom Erfolg umnebelt, besteht jetzt die Gefahr, die bevorstehenden Hürden nicht mehr zu erkennen. Gabriel muss wissen, dass nach dem Jubel die grosse Ernüchterung folgen wird. Er müsste sich im Rausch des Erfolges stets bewusst sein, dass die SPD doch nur der kleine Partner einer übermächtigen Union und einer noch übermächtigeren Kanzlerin bleibt. Merkel wird Gabriel die Macht nie abtreten. Erfolg macht leider blind. Ich würde dem SPD-Chef empfehlen, sich so rasch wie möglich abzukühlen.

Wir werden jedenfalls die Auftritte der Galionsfiguren von Schwarz und Rot mit grossem Interesse weiterverfolgen.

FAZIT:


SPD-Chef Sigmar Gabriel wurde nach seinem Erfolg nicht verübelt, dass er im aufsehenerregenden Interview mit der ZDF-Nachrichtenfrau in der Öffentlichkeit einmal aus der staatsmännischen Ruhe und Rolle gefallen ist.

Weil die Journalistin Marietta Slomka bei einem Spitzenpolitiker ein paarmal konsequent nachgehakt hat, ist sie weder eine Übeltäterin, noch eine Heldin, sondern sie tat, was ihres Amtes ist. Schwerwiegender finde ich die Einmischung des Ministerpräsidenten Seehofer, der sich anscheinend nicht mehr nur für einen König hält, sondern auch als oberster Richter geriert.

Nach der Bildung der Regierung werden die neuen Minister im Fokus der Medien stehen. Ihre Auftritte werden weiterhin ihr persönliches Image und den Ruf ihrer Partei prägen.

PROGNOSE:

Schwarz und Rot sind nun an der Macht. Beide Seiten hatten sich in den Koalitionsverhandlungen der Mitte genähert. Diese Mitte benötigt jede Partei, um an die Macht zu kommen.

Beiden Parteien geht es auch in der Zukunft um die Erhaltung der Macht. Die Kanzlerin wird darauf bedacht sein, alle Figuren, die auf dem Schachbrett ihrer Macht gefährlich werden könnten, zu entfernen oder entfernen zu lassen. Gabriel, der mit seiner Taktik Oberwasser gewonnen hat, wird bald merken, dass er die Machtfrau Merkel nicht vor den Kopf stossen darf. Wir werden somit in der nächsten Phase weitere Spiele um die Macht von aussen betrachten können. 

ANZEIGE



CROSSMEDIA AWARD 2014

TALKING ABOUT CROSSMEDIA
IS SO YESTERDAY

Jetzt Arbeiten einreichen. Einsendeschluss: 3. März 2014

Bald werden wieder all jene Arbeiten an der Verleihung des Crossmedia Award 2014 gekürt, die alles andere als von gestern sind. Oder anders: die nicht nur von Crossmedia reden, sondern auf clevere Weise auch crossmedial sind. Der Einsendeschluss ist der 3. März 2014. Alle bis dahin eingereichten Arbeiten werden von einer unabhängigen Fachjury beurteilt und an der Goldbach Award Night am 15. Mai 2014 im Zürcher Kaufleuten prämiert.

Weitere Infos auf crossmediaaward.ch



Medienrhetorik

«Aufmerksamkeit wecken» ist die halbe Miete

Wie verschafft man sich Aufmerksamkeit? Der Zürcher Autor und Journalist René Zeyer schafft es immer wieder, sich mit provokanten Aussagen ins Rampenlicht zu rücken.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Zum ersten A des AAA-Prinzips

Bei jedem Beitrag, jeder Präsentation, jedem Medienauftritt sind die «drei A» wichtig. Der Anfang (Start), die Aussage (Dachbotschaft) und der Abschluss. Das erste A gilt auch für: «Aufmerksamkeit wecken». Wer es versteht, mit den ersten Worten mit einer überraschenden Aussage die Adressaten zu fesseln, kann seine Botschaft besser «verkaufen». Wenn ich beispielsweise an einem Lehrerkonvent mein Referat mit dem Satz beginne: «Sie wissen ja alle, dass Lehrer im Grunde genommen Ferientechniker sind», ist mir die Aufmerksamkeit gewiss,

«Es gibt Autoren, die enttäuscht sind, wenn ihr provokatives Buch nicht hart kritisiert wird.»

obwohl diese provokative Aussage nur ironisch gemeint war. Alle Lehrkräfte blicken mich fragend, wütend, erstaunt an. Es gibt Autoren, die sind enttäuscht, wenn ihr provokatives Werk nicht hart kritisiert wird. Verleger und Autor wollen lieber einen lautstarken Verriss als keine Reaktion. Provokateure sind enttäuscht, wenn die Provokation unbeachtet bleibt. Die Nichtbeachtung ist für sie die grösste Strafe. Buchautoren, Theater- und Filmemacher schätzen Medien-

wirbel und lautstarke Kritik, sie suchen die Aufmerksamkeit. René Zeyer darf zufrieden sein, sein ungewöhnlicher Buchtitel «Armut ist Diebstahl. Warum die Armen uns ruinieren» verschaffte ihm die Möglichkeit, seine provokative These in verschiedenen Medien vorzustellen und seine Botschaft darzulegen. Ich analysiere nachfolgend sein Interview in *20 Minuten* unter dem Titel:

«Armutsbekämpfung ist pervers»

Journalist und Buchautor René Zeyer überraschte die Öffentlichkeit mit seinem ungewöhnlichen Buchtitel: «Armut ist Diebstahl. Warum die Armen uns ruinieren». Die paradoxe These macht bewusst: Wer Aufmerksamkeit weckt, hat Medienpräsenz. Zeyers ungewöhnliche These lautet:

Die Armut kann nur erfolgreich bekämpft werden, wenn man die Armen nicht unterstützt. Verschiedene Medien – auch *20 Minuten* – nahmen den überraschenden Gedanken auf. Ich zitiere jenes Interview:

Herr Zeyer, in «Armut ist Diebstahl» kommen Sie zum Schluss, dass «die beste und wirksamste Bekämpfung von Armut darin besteht, dass Arme nicht unterstützt werden». Auf welche Fakten stützen Sie diese Erkenntnis?

400 Jahre Armutsbekämpfung in Europa haben nichts genützt. Im Gegenteil: Nach allen offiziell erhältlichen Statistiken nimmt relative Armut in Europa zu. Eine Methode kann man an ihrem Erfolg bewerten. Leider

Zur Person

Der Publizist René Zeyer war Auslandskorrespondent der *NZZ* mit Wohnsitz in Havanna; nach seiner Rückkehr in die Schweiz ist er weiterhin journalistisch tätig (u.a. *FAZ*, *Geo*, *Stern*, *Das Magazin*, *Die Weltwoche*, *Journal21.ch*). Seit vielen Jahren ist er selbstständiger Kommunikationsberater, vor allem im Finanzbereich, und Bestsellerautor.

war und ist die Armutsbekämpfung völlig erfolglos.

Also haben alle NGOs, die mit bescheidenen Mitteln die Armut bekämpfen, und alle supranationalen Organisationen, die Milliarden investieren, versagt.

Eines muss ich klarstellen: Ich habe grösste Hochachtung vor jedem Einzelkämpfer, vor Ärzten, Ingenieuren und anderen Helfern, die unglaublich beeindruckende Leistungen in der Dritten Welt erbringen. Doch wer die Dritte Welt kennt – und ich kenne sie –, dem wird rasch klar: Wenn es keine staatlichen Strukturen gibt, nützt jede Form von Entwicklungshilfe keinen Deut. Die Menschen sterben vielleicht nicht heute an Unterernährung, aber sicher morgen.

Das ist zynisch.

Nein, das ist die bittere Realität. Ich diagnostiziere nur, ich verursache sie nicht. Zynisch sind die daran Schuldigen: korrupte

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Wie soll der reiche Westen mit der Armut in Afrika umgehen?

Herrschercliquen, Arm in Arm mit hilflosen Helfern.

Liegt das Problem primär bei der Art und Weise, wie Armut bekämpft wird, oder im kapitalistischen Wirtschaftsmodell, das keine Chancengleichheit gewährt?

Die sambische Ökonomin Dambisa Moyo hat nachgewiesen, dass im schlimmsten Elendsgebiet der Welt, in Subsahara-Afrika, die Entwicklungshilfe sofort und restlos eingestellt werden muss, weil sie die Armut nur verschlimmert. Jene afrikanischen Länder, die am meisten Entwicklungshilfe erhalten haben, weisen die niedrigsten Wachstumsraten auf.

Verkennen Sie die grausame wirtschaftliche und soziale Realität in diesen Breitengraden?

Nein, überhaupt nicht. Tatsache ist, dass in Afrika nach allen offiziellen Zahlen Hunger und Armut rasant zunehmen. Die Konklusion ist: Wir treten mit einer Form der Ent-

wicklungshilfe an, die Milliarden verschlingt, und glauben noch, wir könnten der Armut beikommen. Doch das tun wir nicht, wir verewigen, verschlimmern die Armut sogar.

Zeyer: «Armut nimmt nur ab, wenn bedeutende wirtschaftliche Fortschritte erzielt werden.»

Irritierend ist, wie Sie die Armen charakterisieren. Sie beschreiben sie als «faul», «bequem» und «unfähig, Eigeninitiative zu entwickeln». Das klingt sozialdarwinistisch.

Das ist keine Schuldzuweisung, sondern lediglich eine Beschreibung der Realität. Der Duden hat das Wort hartzen (Hartz IV, deutsche Sozialhilfe, die Red.) in den Sprachgebrauch aufgenommen als Synonym für «sich zu keiner Arbeit, Tätigkeit überwinden können». Das heisst nicht, dass die

Armen daran schuld sind, dass sie keine Wertschöpfung betreiben wollen. Es heisst aber, dass die Armen durch unsere Armutsbekämpfung dazu angehalten werden, sich nicht zu betätigen.

Dass sich Entwicklungshilfe und Sozialstaat reformieren müssen, ist unbestritten. Bereits sind neue Ansätze erkennbar, doch das klammern Sie in Ihrer Streitschrift elegant aus. Daher: Ihr Buch braucht es eigentlich gar nicht?

Was ich beschreibe, wurde in dieser Art noch nie so erörtert, genau deshalb braucht es das Buch. Es gibt einen wesentlichen Punkt: Wertschöpfung wird entweder sinnvoll investiert, indem neue Wertschöpfung kriert wird. Oder sie wird konsumiert. Das ist das Problem. Wertschöpfung wird durch Transferleistungen in Konsum ohne Gegenleistung verwandelt und fehlt für dringend nötige staatliche Investitionen in die Infrastruktur.

Wie lautet Ihr Rezept?

Armut nimmt nur dann ab, wenn bedeutende wirtschaftliche Fortschritte erzielt werden. Wenn Handlungssicherheit, Rechtsstaat, wenn Bildung inexistent ist, ist jede Form von moderner Entwicklungshilfe sinn- und zwecklos.

Wie sähe eine Welt ohne Entwicklungshilfe, ohne Sozialstaat aus?

Nicht schlechter als heute. Ich verlange ja nicht die totale Abschaffung von Hilfe oder vom Sozialstaat. Hilfe in der Dritten Welt braucht Rechts- und Handlungssicherheit, in den entwickelten Ländern die Pflicht zur Eigenverantwortlichkeit. Sozial ist, anderen nicht zur Last fallen zu wollen.

Es gibt also keine Lösung – kein Land, dessen Strukturen es erlauben würden, Armut sinnvoll zu bekämpfen.

Nein, ich kenne kein Land. Meine Grundüberzeugung ist aber: Nur ein wirtschaftlicher Aufschwung kann die Armut auf Dauer zurückdrängen. Möglich ist dies nur in gewissen Ordnungsstrukturen.

In Ihrer Streitschrift verknüpfen Sie Hilfeleistungen an Arme mit Pflichten. Wie sollte ein solches Pflichtenheft aussehen?

Selbst in der Schweiz ist es anonymisiert,

wer in welchem Umfang von Sozialleistungen profitiert. Das heisst: Kleinteiligkeit und soziale Überprüfbarkeit müssten wieder stärker gewichtet werden. Bedürftige müssen in die Pflicht genommen werden – und falls diese den auferlegten Pflichten nicht nachkommen, auch verantwortlich gemacht werden. Statt «fördern und fordern» «befehlen und bestrafen». Denn Rechte sind mit Pflichten verknüpft, sie sind kein heiliges Tabu, auch nicht bei Armen.

Analyse:

Zeyer argumentiert nach der ersten Frage, dass die Armut laufend zugenommen hat, obwohl wir seit 400 Jahren versuchen, die Armut zu bekämpfen. Für ihn hat die Armutsbekämpfung nichts gebracht. Die Argumentation besticht dadurch, dass die Hilfe tatsächlich kaum sichtbar wird. Es ist wie bei einem Fass ohne Boden. Es wird geholfen, aber man sieht keine Früchte. Wenn Zeyer «staatliche Strukturen» als wichtigste Voraussetzung der Armutsbekämpfung fordert, kann sich der Leser die geforderten staatlichen Strukturen nicht vorstellen. Es fehlt ein konkretes Beispiel. Die Frage «Verkennen Sie die grausame wirtschaftliche und soziale Realität in diesen Breitengraden?» sowie den Vorwurf: «Das ist zynisch!» stoppt Zeyer mit einem eindeutigen Nein. Viele Interviewte wagen es nicht, eine Frage sofort mit einem kurzen Nein zu stoppen. Ein bekannter Politiker hat in einem «Rundschau»-Auftritt diese Technik mit verschiedenen Nein-Formulierungen gekontert. Ich hatte sie damals protokolliert:

- Nein.
- Überhaupt nicht ...
- Im Gegenteil ...
- Meinen Sie. Wussten Sie, dass ...?
- Wird oft so gesehen. Wir haben damals ...
- Stimmt nicht. Damals (es folgt ein konkretes Erlebnis).
- usw.

Der Autor betont im Interview immer wieder: Ich mache nur eine «Diagnose». Ich «beschreibe» lediglich die derzeitige Situation. Und das wollen viele nicht zur Kenntnis nehmen:

«Was ich beschreibe, wurde in dieser Art noch nie so erörtert, genau deshalb braucht es das Buch!» Zeyers Rezept:

«Armut nimmt nur dann ab, wenn bedeutende wirtschaftliche Fortschritte erzielt werden.»

Diese Forderung stimmt mit seiner ersten Forderung überein: Wir benötigen vor allem «staatliche Strukturen»!

Wir erfahren aber auch hier nicht: Wie können diese Strukturen geändert werden? Wie können wir aus externer Position die Wirtschaft in eigenständigen Staaten fördern? Ein Beispiel würde die Leser eher überzeugen. Beispiele, das heisst konkrete Antworten, dürfen nie fehlen.

Im zweiten Teil des Interviews kontert Zeyer erneut mit dem Argument: «Ich mache lediglich eine Diagnose.»

Die Frage, ob Jugendarbeitslosigkeit von über fünfzig Prozent in Spanien

nicht bereits apokalyptisch sei, wird mit folgender Gegenfrage gekontert:

Ist eine Jugendarbeitslosigkeit von über fünfzig Prozent in Spanien nicht bereits apokalyptisch?

Den Interviewten verwundert es, dass es dort noch zu keinen bürgerkriegsähnlichen Zuständen gekommen ist. Noch nicht. Die Almosen ändern daran nichts.

Es ist rhetorisch geschickt, den Begriff apokalyptisch sofort aufzunehmen und eine Gegenfrage zu stellen. Nach dem Prinzip: Wer fragt, führt.

Auf der Suche nach den Ursachen der vergeblichen Bemühungen, verschuldete Staaten zu retten, leuchtet folgender Hinweis ein:

Sozialhilfebezieher sind gleichzeitig auch Wähler. Kein Mensch, der Transferleistungen bekommt, würde eine Partei wählen, die sich für eine Drosselung der Sozialabgaben einsetzt. In diversen europäischen Staaten sind das bis zu fünfzig Prozent der Wähler.

Es ist tatsächlich ein Problem, wenn verschuldete Staaten die Finanzen gar nicht ins Lot bringen wollen oder können. Sobald nämlich eine Regierung sparen will, wird sie nicht wiedergewählt. Folglich bleibt nichts anderes übrig, als sich weiter zu verschulden. Die Rechnung geht für die Schuldner auf, weil die Geldgeber immer wieder helfen. Zeyers Lösungsansatz: Hilfe muss immer an Pflichten gekoppelt werden. In der letzten Antwort wird der Interviewte doch noch konkret.

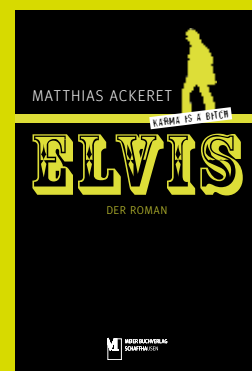
ANZEIGE

DAS IDEALE WEIHNACHTSGESCHENK

«ELVIS»

der Erfolgsroman von «persönlich»-Chefredaktor Matthias Ackeret

Eine selbstironische Abrechnung mit dem Medienmilieu. Zum Vorzugspreis von 20 Franken (plus Versandkosten). Auf Wunsch signiert und mit Widmung. **Zu bestellen unter:** buchverlag@meierbuchverlag.ch



«Gnadenlos unterhaltend» Martin Walser im Südkurier und auf youtube.
«Gute Arbeit, Matthias Ackeret!» Der Spiegel

Kommentar:

In der Psychologie gibt es die paradoxe Intervention. Ich empfehle das Gegenteil dessen, was das Gegenüber erwartet. Angenommen, ein Kind will nicht ins Bett gehen, sagt die Mutter: «Oliver, du darfst nicht ins Bett gehen. Du musst jetzt noch zwei Stunden wach bleiben!» Das Kind (vor allem im Trotzalter) widerspricht: «Doch! Ich will jetzt schlafen!» Bei Kommunikations- und Argumentationsprozessen ist es besonders wichtig, dass wir den Blickwinkel ändern und ein Argument auch aus der Gegenseite, jedenfalls aus anderer Sicht, betrachten. Wenn wir lernen, Sachverhalte von verschiedensten Seiten zu beleuchten, können wir viel flexibler argumentieren. Wir weiten das Blickfeld und können daher auch besser argumentieren. Ich erlebe es immer wieder, dass Kursteilnehmer nicht bereit sind, die Gegenseite zu vertreten, der Röhrenblick lässt es nicht zu.

Fazit:

Nicht nur bei der Armut, auch bei vielen anderen Problemen lohnt es sich, die Gegen-

sicht einzunehmen, das heisst, die Perspektive zu wechseln. Dies hat mir eine Unternehmerin in einem Seminar gut veranschaulicht. Vier Personen mussten aus verschiedenen Himmelsrichtungen eine Tasse auf einem erhöhten Tisch betrachten: Was sehen Sie?, wurden die Betrachter gefragt. Der eine sah eine Tasse, mit dem Henkel auf der linken Seite, ein anderer beschrieb die Tasse mit einem Henkel auf der rechten Seite. Der Dritte sagte: Ich sehe eine Tasse, mit dem Henkel in der Mitte der Tasse, und das Gegenüber sah gar keinen Henkel.

Die Erkenntnis:

Nur wer einen Sachverhalt von verschiedenen Seiten betrachtet, nähert sich den Tatsachen. Es gibt bekanntlich verschiedene Wirklichkeiten. Wahrnehmen heisst: nicht nur die Wahrheit aus eigener Sicht zu sich nehmen.

Dank der provokativen These Zeyers assoziierte ich folgenden Zusatzgedanken zur Selbsthilfe:

Schon seit vielen Jahren kennt man nicht nur den Begriff, sondern auch die Tatsache,

dass Hilfe im Sinn von Geben keine Hilfe ist, sondern nur dann, wenn die Hilfe die Selbsthilfe fördert.

Mancher wird sich noch an die Zeit erinnern, als in Afrika Menschen verhungerten und ihnen Hilfsorganisationen Saatgut brachten und erklärten, wie es auszusäen und zu ernten wäre. Sie, die Helfer, gingen wieder. Da setzten sich die Leute hin, assen sich am Saatgut satt und hatten eine gute Zeit, bis alles aufgegessen war. Und hungernten wieder...

Es ist ersichtlich, dass man Armen helfen muss, aber sie nicht füttern sollte. Sondern sie dazu anhalten (um das Wort zwingen zu vermeiden), sich selbst am Schopf zu fassen und fest zu ziehen. □

ANZEIGE

give me5
Ihr Werbemarkt.
BZ BERNER ZEITUNG
BZ TAGBLATT
TT THUNER TAGBLATT
BO BERNER OBERLÄNDER
Der Bund

Hängen Sie Ihr Angebot im Kanton Bern an die grosse Glocke.

Medienrhetorik

Ein auch rhetorisch leuchtender Schlagerstern

Andrea Berg ist eine der erfolgreichsten deutschen Schlagersängerinnen. Doch nicht nur auf der Bühne und der Showtreppe überzeugt sie, sondern auch im Interview. Unser Medienexperte Marcus Knill weiss, warum.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Sie ist eine der erfolgreichsten Schlagersängerinnen, hat mehr als zwölf Millionen Alben verkauft. Trotzdem findet Andrea Berg, dass sie nur etwas ganz Banales macht. Ihre Bescheidenheit überzeugt.

Es ist erfreulich, wenn ein Star – im Gegensatz zu vielen Politikern – vor Mikrophon und Kamera echt und glaubwürdig antworten kann.

Andrea Berg beweist im nachfolgenden Interview, dass Schlagersänger nicht nur Banalitäten von sich geben können, wenn sie mit überraschenden Fragen konfrontiert werden.

Blick: Was spürt man, wenn man vor 20 000 Menschen singt?

Andrea Berg: Eine Wahnsinnseuphorie! Das Gefühl ist wirklich atemberaubend. Ich spüre jedes Mal aufs Neue ganz viel Liebe, und Liebe ist für mich die schönste Energie, die es gibt.

Ist es schwierig, so viele Leute glücklich zu machen?

Nein, denn im Grunde kann ich keine Menschen glücklich machen. Ich kann sie höchstens ablenken, sie vielleicht ein bisschen beflügeln, ihre Seelen streicheln oder wachrütteln. Am Ende aber muss jeder für sich selbst entscheiden, ob er glücklich sein will.

Sie unterschätzen sich.

Nein, wirklich nicht. Ich mache ja eigentlich etwas ganz Banales. Ich bin Unterhaltungsmusikerin. Meine Shows sind wie Märchen, bei denen ich immer nach einem neuen Abenteuer suche. Mal habe ich Lust, etwas Grosses zu machen, manchmal auch etwas nicht Reales. Ich will die Fantasie anregen, die Menschen aus ihren kleinen privaten Katastrophen herausholen und ihnen für eine Zeit Freude bereiten. Aber mehr nicht.

Andrea Berg: «Sexy zu sein, bedeutet für mich auch Lebensfreude. Wer weiss, was in fünfzehn Jahren ist.»

Wann sind Sie glücklich?

Jetzt und hier.

Wann nicht?

Diese Momente habe ich natürlich auch. Aber dann sage ich mir gleich: Halt, Andrea, du solltest nicht traurig sein, sei glücklich! Schau dich um: Das Leben ist herrlich, dir geht es gut, du liebst und wirst geliebt, du bist gesund.

Sie sind seit zwanzig Jahren Schlagersängerin. Ist es schwierig, in diesem Geschäft älter zu werden?

Jeder Mensch ist doch irgendwie eitel und will gut aussehen. Andererseits nehme ich mir die Freiheit, auch mal ohne Schminke unter die Leute zu gehen und nicht darüber

nachzudenken, was sie sagen könnten. Ich will nichts verstecken. Jeder kann sich dann seine Meinung bilden, und das ist gut so. Ich will frei sein.

Strapse und High Heels werden Sie mit sechzig aber nicht mehr tragen, oder?

Ich kann doch tun und lassen, was ich will. Sexy zu sein, bedeutet für mich auch Lebensfreude. Wer weiss denn schon, was in fünfzehn Jahren sein wird. Keiner hat eine Ahnung, was morgen ist. Wie lange man überhaupt hier auf dieser wunderbaren Erde sein darf.

Sie glauben an ein Leben nach dem Tod, haben Sie mal gesagt.

Ich glaube nicht, ich weiss es. Das grösste Geschenk war für mich die frühe Auseinandersetzung mit der Palliativmedizin und Sterbebegleitung. Ich habe ganz viele Menschen in einem Stadium angetroffen, die vollkommenen Frieden gefunden hatten. Durch diese Menschen habe ich gespürt, dass es ein schöner Ort ist, zu dem wir alle irgendwann hingehen werden. Das Leben ist ein grosses Geschenk und sollte jeden Augenblick voll ausgekostet werden. Aber wir müssen vor dem, was nachher kommt, keine Angst haben.

Gibt es etwas, das Sie im Leben bereuen?

Nein, denn ich bin überzeugt davon, dass alles, was einem im Leben passiert, seinen Grund hat. Der Mensch ist auf der Erde, um Erfahrungen zu sammeln. Die negativen Er-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Andrea Berg ist ausgebildete Krankenschwester, verheiratet und Mutter einer Tochter. Soeben erschien ihre CD «Atlantis».

lebnisse, die Pannen und Schmerzen lösen in uns Emotionen aus, die uns nur noch mehr reifen lassen. Alles, was nicht perfekt ist, ist eine viel intensivere und lehrreichere Erfahrung als das, was einem leicht von der Hand geht.

«Das Wort ‚Wahnsinnseuphorie‘ ist zwar übertrieben, doch es wird richtig verstanden.»

Würden Sie alles nochmals gleich machen?

Ja. Auch die schlimmen Dinge, die mir widerfahren sind, würde ich nochmals erleben wollen. Denn durch sie bin ich stärker geworden und kann heute noch besser lachen, auch unbeschwerter sein. Und um genau das geht es doch: dass wir bewusst unser Glück wahrhaben.

ANALYSE:

Bereits in der ersten Antwort ist echte Begeisterung und Freude an ihren Auftritten zu spüren. Das Wort «Wahnsinnseuphorie» ist zwar übertrieben, doch wird es umgangssprachlich richtig verstanden.

Die Schlagersängerin weiss, dass sie die Leute nicht glücklich machen, sondern höchstens ablenken kann und ihre Seelen nur streicheln. Dieses Differenzieren zeugt von Einsicht und Abgeklärtheit. Ihre Reaktion auf den Einwand, sie unterschätze sich, zeigt, dass die Sängerin gut zuhören, klären, Nein sagen und ihre Bescheidenheit mit den Worten begründen kann: Ich will Leute aus ihren kleinen Katastrophen herausholen und ihnen für eine bestimmte Zeit Freude bereiten – mehr nicht.

Auf die Frage, wann sie persönlich nicht glücklich sei, gesteht sie, solche Momente zu haben. Dann macht sie etwas Professionelles. Sie bleibt nicht bei diesen Momenten kleben. Sie erläutert diese intime Stimmung nicht ausführlich, sondern schildert, wie sie sich in solchen Momenten umstimmen kann. Sie fokussiert die Gedanken auf das Positive (es geht dir gut – du wirst geliebt – du bist gesund). Auf die Frage nach der Angst vor dem Altern

gesteht Andrea Berg, dass sie auch eitel sei und gut aussehen möchte. Doch wird ersichtlich, dass sie sich Freiheiten nimmt und sich in der Öffentlichkeit nicht verstecken will: «Ich gehe auch mal ungeschminkt unter die Leute.»

Bei der provokativen Projektion «Berg als Sechzigjährige in Strapsen und High Heels» stoppt sie dieses Bild mit folgender eindeutiger Antwort:

«Ich kann doch tun und lassen, was ich will!» Andrea Berg geht gar nicht auf dieses Zukunftsbild ein.

Bei der nächsten Antwort auf die Frage, ob sie an ein Leben nach dem Tod glaube, überzeugt die ehemalige Pflegerin in der Palliativmedizin. Als Sterbebegleiterin aus jener Zeit argumentiert sie wiederum kurz und klar mit einem Ja. Sie begründet ihre Antwort mit persönlichen Erlebnissen.

Die Frage an die Sängerin, ob sie etwas bereue, was sie erlebt habe, beantwortet sie

auch glaubwürdig. Der Gedanke, dass man durch negative Erlebnisse erstarren könne, hat aus meiner Sicht Tiefgang, die Lebensweisheit dieser ungewöhnlichen Schlagersängerin wird nicht als hohle Phrasendrescherei empfunden, obschon die Gedanken etwas «angelesen» wirken.

«Andrea Berg hat ein gutes Sprachgefühl und ist kein dummes Schlagersternchen.»

FAZIT

Antworten überzeugen, wenn die Person selbst überzeugt ist von dem, was sie sagt. Argumente sind glaubwürdig, wenn sie mit persönlichen Erlebnissen untermauert werden. Dass Andrea Berg ihre erfolgreichen Lieder selbst textet, zeigt, dass sie ein gutes Sprachgefühl hat und kein dummes Schla-

gersternchen ist. Und ausserdem zeigt es, dass ihre recht sexy wirkende Aufmachung Mittel zum Zweck und nicht Ausdruck ihrer Persönlichkeit ist.

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links

Medienrhetorik

Die verbalen Verstrickungen im Fall «Carlos»

Der Fall «Carlos» hat in den letzten Wochen die Gemüter erregt. Doch den Verantwortlichen gelang es nicht, die Bedenken zu zerstreuen, im Gegenteil. Unser Medienexperte Marcus Knill hat das Interview mit dem leitenden Oberjugendanwalt des Kantons Zürich analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Medien haben auch eine Kontrollfunktion. Wer in der Öffentlichkeit mit einem Vorwurf konfrontiert wird, sollte mit seiner Stellungnahme den Sachverhalt, selbst wenn er komplex ist, klären – erklären – können. Im Fall der eklatanten Therapiekosten des Messerstechers Carlos hüllten sich Beteiligte und Vorgesetzte zu lange in Schweigen. Die folgenden Antworten eines Jugendanwaltes sind ein Musterbeispiel dafür, wie man es nicht machen darf. Besonders gravierend ist es, weil nachgewiesen werden kann, dass seine erste Stellungnahme geschönt worden war. Im Klartext: dass gelogen wurde und scheinbar laufend neue Ungereimtheiten an den Tag kamen. Der Jugendanwalt versties beim Fall Carlos gegen den wichtigsten Grundsatz bei Anschuldigungen: Alles, was du sagst, muss wahr sein. Aber du

«Wer in der Öffentlichkeit mit einem Vorwurf konfrontiert ist, soll diesen klären - erklären - können.»

musst in Krisensituationen nicht alles sagen, was wahr ist. Die Medien waren verpflichtet, im Fall Luxustherapie für einen Gewalttäter ihre Kontrollfunktion auszuüben. Erstaunlich, was dabei alles unter den Teppich gekehrt wurde und wie fragwürdige Sachver-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Der Fall «Carlos» beschäftigt die Bevölkerung. Leitender Oberjugendanwalt Marcel Riesen.

halte in einem Medium durch anwaltschaftlichen Journalismus beschönigt werden sollten. Ich zitiere zuerst das Interview in *20 Minuten*: Dass Messerstecher Carlos (17) eine Sonderbetreuung erhält, die pro Monat über 20 000 Franken kostet, erregt die Gemüter. Oberjugendanwalt Marcel Riesen-Kupper nimmt Stellung. (Marcel Riesen-Kupper ist Leitender Oberjugendanwalt des Kantons Zürich und Amtsvorsteher der Jugendstrafrechtspflege.)

Der siebzehnjährige Carlos hat bei einer Messerattacke eine Person schwer verletzt. Vorbestraft ist er wegen Raub, Gewaltdelikten, Drohung, Waffenbesitz und Drogenkonsum. Jugendanwalt Hansueli Gürber lässt ihm eine Sonderbehandlung zukommen, die pro Monat 22 000 Franken kostet.

Herr Riesen-Kupper, die Jugendanwaltschaft finanziert einem siebzehnjährigen Messerstecher eine Wohnung, Thai-Box-Unterricht und einen Privatlehrer. Wie lässt sich eine solche Vorzugsbehandlung begründen?

Marcel Riesen-Kupper: Es ist mir bewusst, dass ein solcher Fall gegen aussen sehr schwierig zu kommunizieren ist und im ersten Moment Unverständnis auslöst. Doch es handelt sich hier um einen speziellen Einzelfall.

In welcher Hinsicht?

Bei diesem Jugendlichen wurden seit seinem elften Altersjahr die verschiedensten Massnahmen angeordnet: Er wurde mehrmals über Monate in geschlossenen Institutionen, vom Jugendgefängnis bis zur geschlossenen psychiatrischen Klinik, untergebracht, ohne dass sich damit etwas gebessert hätte. Die Jugendanwaltschaft und die involvierten Stellen waren mit ihrem Latein am Ende, es herrschte eine gewisse Ohnmacht. In solchen Fällen ist es manchmal notwendig, nach neuen Wegen zu suchen.

Marcel Riesen: «Diese Form von Betreuung läuft seit rund einem Jahr und zeigt bisher Erfolge.»

Noch einmal: Thai-Box-Unterricht, eine Viereinhalbzimmerwohnung, ein Privatlehrer – und das laut der SRF-Sendung «Reporter» für horrend 22 000 Franken im Monat. Ist dies nicht viel zu viel Geld für einen einzelnen Straftäter?

Das Setting kostet zurzeit 29 000 Franken. Das ist tatsächlich sehr viel Geld. Man muss aber die Relationen sehen: Die Unterbringung in einem Jugendheim kostet brutto circa 19 000 Franken pro Monat, in einer geschlossenen psychiatrischen Institution können die Kosten bis zu 40 000 Franken betragen. Die jetzige Betreuung dieses Jugendlichen ist also nicht unbedingt teurer als die Alternativen, die bisher nicht zum Erfolg führten. Hinzu kommt: Wenn erreicht werden kann, dass er nicht wieder straffällig wird, kann die Gesellschaft langfristig viel Geld einsparen.

Wie viele Jugendliche im Kanton Zürich geniessen eine Behandlung wie Carlos?

Im Kanton Zürich werden pro Jahr circa 3300 Jugendliche abgeurteilt. Ein solches «Sonder-Setting» gibt es derzeit lediglich in diesem und in einem weiteren Fall. Es handelt sich also um Einzelfälle, in denen man, wie erwähnt, mit den üblichen Schutzmassnahmen nicht weiterkommt und deshalb etwas Neues probiert.

Um was für einen Jugendlichen handelt es sich im zweiten vergleichbaren Fall?

Dazu kann ich keine Details nennen.

Ist eine solche Sonderbehandlung nicht unfair gegenüber all den anderen straffälligen Jugendlichen, die nicht in den Genuss eines solchen «Sonder-Settings» kommen?

Nein, denn dieser betreffende Jugendliche war schon seit seiner Kindheit in diversen geschlossenen Institutionen untergebracht, was mit vielen Belastungen verbunden war. Keiner, der seine Geschichte kennt, würde mit ihm tauschen wollen.

Wie lange wird Carlos noch von diesem «Sonder-Setting» profitieren?

Diese Form der Betreuung läuft nun seit rund einem Jahr und zeigt bisher Erfolge. Natürlich wird alles durch die Jugendanwaltschaft laufend überprüft, und ich gehe davon aus, dass die Kosten gesenkt werden können. Ich betone noch einmal: Es handelt sich um einen Einzelfall. Doch wenn die Jugendanwaltschaft nicht das Notwendige tun würde, um auch in diesem Fall dafür zu sorgen, dass der Jugendliche nicht mehr delinquent wird, würde sie ihren Auftrag nicht wahrnehmen.

KOMMENTAR:

Eigentlich gravierend, dass nicht alle Antworten stimmen.

Blick recherchierte und stellte nachträglich fest, dass die Antworten des Jugendanwaltes nicht der Wahrheit entsprechen. Ich zitiere die Boulevardpresse:

Wie konnte es so weit kommen, dass ein mehrfach vorbestrafter Messerstecher und Schläger mit Privatlehrer, Thai-Box-Kursen beim zehnfachen Weltmeister, einer neu renovierten Viereinhalbzimmerwohnung sowie einem zehnköpfigen Betreuerteam beschenkt wird? Marcel Riesen, Chef der Oberjugend-anwaltschaft des Kantons Zürich, musste auf weitere drängende Fragen antworten.

Gesamtkosten: 960 000 Franken

Es zeigte sich: Alles war noch viel schlimmer! Carlos' Luxusbetreuung kostet nicht 22 000 Franken pro Monat, wie Jugendanwalt Hansueli Gürber in der SRF-Sendung «Reporter» sagte – sondern sogar 29 000 Franken, wie Gürbers Chef Riesen bestätigt. Insgesamt habe die Betreuung des Messerstechers den Steuerzahler bisher 960 000 Franken gekostet!

Wegen Carlos' Gewaltbereitschaft sollen frühere Massnahmen – vom Jugendgefängnis bis zur Behandlung in einer geschlossenen psychiatrischen Klinik – gescheitert sein, lässt Riesen weiter verlauten.

Dazu schreibt er: «Ich kann verstehen, dass der Fall Empörung in der Bevölkerung ausgelöst hat.» In einzelnen Fällen lohne es sich jedoch, «mehr zu investieren, um weitere Straftaten und Folgekosten zu verhindern».

«Der Jugendanwaltschaft gelingt es nicht, die Kosten für die fragwürdige Therapie zu begründen.»

Wie wäre es mit Arbeit?

Mehr liess sich Riesen jedoch nicht entlocken. Auf die Frage, ob die Betreuung eines Messerstechers nicht auch ohne exklusives Boxtraining oder Viereinhalbzimmerwohnung möglich wäre, antwortete er nicht. Ebenso wenig auf den schlichten Vorschlag: «Wie wäre es zum Beispiel mit Arbeit?»

Im «Reporter»-Film hatte ein Sozialarbeiter während eines Gruppengesprächs den Messerstecher verständnisvoll gefragt: «**Willst du nicht eine Ausbildung zum Fitnesslehrer machen?**»

Carlos antwortete: «Nein, schaffen kann ich nicht, sonst kann ich nicht mehr trainieren.» Die grosszügige Runde der Sozialarbeiter nickte unisono und mit sorgenvollen Mienen.

«Ist das der richtige Umgang mit einem reitenden Gewalttäter?» Oberjugendanwalt Riesen beantwortet auch diese Frage nicht. «Kann es sein, dass Sozialarbeiter vor einem Schläger wie Carlos Angst haben und lieber nachgeben, als weitere Konflikte zu riskieren?» Riesen äussert sich nicht.

Oberjugendanwalt schweigt

«Welche Druckmittel haben Sie ausprobiert, um Carlos zur Arbeit zu bringen?» Auch dazu schweigt der Oberjugendanwalt.

Er schreibt einzig: «Wenn er die vorgegebene Tagesstruktur mit Reinigungsarbeiten und Mithilfe im Trainingscenter nicht einhält, gehe ich davon aus, dass er von der Jugendanwaltschaft wieder eingesperrt wird.»

ANALYSE:

Für den Vorwurf der Medien hinsichtlich überrissener Therapiekosten eines gewalttätigen Jugendlichen bedürfte es einer Begründung. Für den Steuerzahler sind die Antworten des Jugendanwaltes nicht nachvollziehbar. Die Leser werden das Gefühl nicht los, dass die Sozialarbeiter Angst vor dem Delinquenten hatten und dem Gewalttäter mit einer Sonderbehandlung helfen wollten. Die Argumentation – dies sei ein Sonderfall – kann der Öffentlichkeit nicht erklärt werden. Die Frage, weshalb ein Gewalttäter belohnt werden muss, um ihn ruhig zu stellen, bleibt offen. Niemand findet eine klärende, überzeugende Antwort, die dem Bürger einleuchtet, wieso einem Gewalttäter finanziell unter die Arme gegriffen werden muss, was etwa rund eine Million kostet. Auf diese grundsätzlichen Fragen schweigt der Jugendanwalt.

Die Frage «Kann es sein, dass Sozialarbeiter vor einem Schläger wie Carlos Angst haben und lieber nachgeben, als weitere Konflikte zu riskieren?» müsste von Riesen mit einem Argument beantwortet werden können. Anstatt zu überzeugen und Verständnis zu wecken für die kostspielige Therapie, schürt das fragwürdige Antwortverhalten des Jugendanwaltes die Empörung der Leser. Folgende Begründung gibt vor allem zu denken:

«Diese Form der Betreuung läuft nun seit rund einem Jahr und zeigt bisher Erfolge. Natürlich wird alles durch die Jugendanwaltschaft laufend überprüft, und ich gehe davon aus, dass die Kosten gesenkt werden können. Ich betone noch einmal: Es handelt sich um einen Einzelfall. Doch wenn die Jugendanwaltschaft nicht das Notwendige tun würde, um auch in diesem Fall dafür zu sorgen, dass der Jugendliche nicht mehr delinquent, würde sie ihren Auftrag nicht wahrnehmen.»

würde sie ihren Auftrag nicht wahrnehmen.»

Wir erfahren nicht, welche Erfolge die grosszügige, aufwendige Sonderbehandlung gebracht hat, aber auch nicht, warum nur Carlos so behandelt werden muss.

Und wir erhalten keine konkrete Antwort, wie der Erfolg geprüft wird und wann diese enormen Kosten gesenkt werden könnten.

Diese Antwort ist besonders fragwürdig:

«Doch wenn die Jugendanwaltschaft nicht das Notwendige tun würde, um auch in diesem Fall dafür zu sorgen, dass der Jugendliche nicht mehr delinquent, würde sie ihren Auftrag nicht wahrnehmen.» Der Leser muss mit dieser Formulierung davon ausgehen, dass bei jugendlichen Gewalttätern ALLES getan werden muss, damit sie nicht mehr delinquent. Gibt es bei solch fragwürdigen Massnahmen keine obere Grenze hinsichtlich der Kosten? Ist der Kernauftrag eines Jugendanwaltes, alles zu tun (auch finanziell), den Gewalttäter zu therapieren? Das würde heissen: Ohne diese Aufwendungen würde er seinem Auftrag nicht gerecht!

Auch das angebliche Verständnis überzeugt nicht: «Ich kann verstehen, dass der Fall Empörung in der Bevölkerung ausgelöst hat. In einzelnen Fällen lohne es sich jedoch, «mehr zu investieren, um weitere Straftaten und Folgekosten zu verhindern».

Otto Normalverbraucher interpretiert solche Begründungen in den Medien. Er fragt sich: Wenn befürchtet werden muss, dass jemand mit einer Straftat der Menschheit Schaden zufügen könnte (was kostet ein weiteres Opfer?), müssen diese Folgekosten in Relation zu den Therapiekosten gestellt werden?

Offen blieb auch: Warum kann Carlos nicht zur Arbeit verpflichtet werden?

KOMMENTAR:

Nach der ersten Empörungswelle versuchte Lilian Minor im *Tages-Anzeiger* vom 29. August mit einer ganzen Seite Verständnis zu schaffen für die angebliche Kuscheljustiz und findet, der Jugendanwalt habe mit seinen Äusserungen einen völlig unnötigen Sturm der Entrüstung provoziert. Er habe

sogar die Erfolge des Jugendstrafrechtes gefährdet. Die Autorin versucht zu erläutern, weshalb bei solchen Fällen Härte der falsche Weg sei. Das Ziel sei, Jugendliche so weit zu bringen, dass sie später ohne weitere Straftaten selbstständig leben können. Druck könne zu Renitenz führen. Diese Behandlung sei zwar teuer, wenn jedoch die Therapie Erfolg habe, komme es für die Gesellschaft günstiger. Nach meinem Dafürhalten war auch dieser Versuch, die Erfolge des Jugendstrafrechtes zu erläutern, kontraproduktiv durch den aufwendigen Versuch, Verständnis zu schaffen, mit Vergleichen wie Grippekrankheit oder Marathon. Vergleiche sind medienrhetorisch meist gut, doch müssen sie einleuchten. Zum fragwürdigen Vergleich:


«Was hier passiert, ist vergleichbar damit, dass jemand nach einer schweren Grippe wieder aufsteht und einen Stundenplan einhält, selbst wenn das, was er tut, nach lockerer Freizeitbeschäftigung klingt. Da käme niemand auf die Idee, sofort die Teilnahme an einem Marathon zu verlangen. Für Carlos wäre Arbeit ein Marathon. Dabei steht er erst wieder wackelig auf den Füßen und kann mit Mühe ein paar Schritte gehen.»

Die Antwort auf die Frage, weshalb Carlos nicht zur Arbeit gezwungen werden kann, leuchtet nicht ein. Der Versuch, den angeblich komplexen Heilungsprozess mit der Analogie Marathon zu erläutern, hinkt. Zudem tauchten im Fall Carlos laufend weitere Ungereimtheiten auf. Anstatt die Welle der Empörung zu besänftigen, wurde der Sturm der Entrüstung erneut entfacht. Vor allem als die Öffentlichkeit erfuhr, dass dies nicht der einzige Fall ist, der so viel Geld verschlingt, und dazu noch publik wurde, dass der Trainer von Carlos selbst straffällig geworden war. Die *Schweiz am Sonntag* vom 1. September konnte nachweisen, dass der Fall Carlos nur die Spitze des Eisberges ist und für Jugendkriminelle 43 500 Franken monatlich gezahlt werden.

Diese teure Sonderbehandlung eines Gewalttäters erregte schweizweit grosse Empörung, vor allem deshalb, weil sein Opfer A. Y. von der Genugtuungssumme von 3500 Franken keinen Rappen erhalten hat. Carlos hatte zweimal von hinten auf ihn eingestochen. Seither lebt er mit dauernden Schmerzen. Es ist für die Bevölkerung unbegreiflich, dass für den Täter so viel mehr getan wird als für das Opfer.

Im *Tages-Anzeiger* vom 31. August wird erneut ein grosser anwaltschaftlicher Beitrag publiziert, der von der These ausgeht, dass sich angeblich in den USA teure Therapie-massnahmen gelohnt hätten, weil sonst eine Verbrecherkarriere Millionen kosten würde. Immerhin wird im Artikel der Kriminologe Martin Killias erwähnt, der zu Recht moniert, dass es noch keine vergleichbaren Studien in der Schweiz gebe.

FAZIT:

Der Jugendanwaltschaft gelingt es in den Medien nicht, die enormen Kosten für die fragwürdigen Therapien zu begründen. Den Verantwortlichen fehlt jegliches Verständnis für den Ärger in der Bevölkerung. Die Analogie mit dem Marathon (Arbeit), der dem Gewalttäter nicht zugemutet werden könne, ist für Bürger nicht nachvollziehbar. Für die Leserinnen und Leser ist bei dieser Mediengeschichte zu viel faul und ungerecht. 

Medienseminar mit Marcus Knill

Die offerierte «individuelle Weiterbildung im Umgang mit Journalisten und Medien» bietet eine Gelegenheit, die kommunikative Kompetenz von Führungskräften zu festigen und weiterzuentwickeln. Medienexperten mit langjähriger Erfahrung vermitteln Ihnen nicht nur die Navigationsinstrumente zu professionellem Verhalten in schwierigen Situationen. Ihnen werden auch Ihre Stärken bewusst gemacht. Fachgerechtes Videofeedback garantiert das Erkennen der blinden Flecken. Das individuelle Coaching basiert auf ressourcen- und praxisorientiertem Training. Hilfe zur Selbsthilfe!

Teilnehmerkreis: Führungskräfte mit Medienerfahrung.

Inhalte: Frage-, Antwort-, Lenkungstechniken, Botschaften, Voten, Interviews und Statements in heiklen Situationen.

Expertenteam: Marcus Knill, Experte für Medienrhetorik und Analytiker (www.knill.com) und Dr. Matthias Ackeret, Medienexperte mit langjähriger Erfahrung als Radio- und Fernsehjournalist, Chefredaktor von «persönlich», sowie Faro Butscher, professioneller Kameramann, eclipsefilm.

Daten:

Fr, 18. Oktober 2013: Anreise Eintreffen 17.00 Uhr, Hotelbezug, sich kennenlernen, gemeinsames Nachtessen. Wir erarbeiten bis 21.30 Uhr das 1. Modul (Bausteine der Medienrhetorik).

Sa, 19. Oktober: Ganzer Tag Training bis 17.00 Uhr.

Kosten: Für Seminar (Kameramann, Journalist, Coach), Infrastruktur, Getränke, Technik, Hotel, Verpflegungen, **Testat:** pauschal 980.– Euro (Sonderkondition). Teilnehmerzahl begrenzt.

Bewusst: Kleingruppe.

Anmeldung und Auskünfte:

Marcus Knill, k-k@bluewin.ch
oder 052 659 11 10

Matthias Ackeret
matthias.ackeret@persoenlich.com
oder 079 617 01 23

Medienrhetorik

Mea culpa hilft nicht immer!

Im ostdeutschen Zeitz kämpfte die Bevölkerung im vergangenen Juni nach den verheerenden Überschwemmungen mit den Folgen der Flut, während sich Oberbürgermeister Volkmar Kunze nach Russland aufmachte. Das kam schlecht an. Auf noch weniger Verständnis stiess seine Entschuldigung.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Die geplanten Partnerschaftsgespräche wären sicherlich in dieser Situation ohne den Oberbürgermeister ausgekommen, seine Stadt hingegen mit den geschädigten Bewohnern und Unternehmen weniger. Wie bei einem Kapitän, der das sinkende Schiff verlässt, wurde diese «Flucht» nach Russland von Medien und Öffentlichkeit übel aufgenommen, denn der Kapitän gehört in Katastrophensituationen an Deck.

Wer solch gravierende Fehler macht, muss sich rasch entschuldigen, ein Mea Culpa ist in der Regel hilfreich. In meinen Beratungen habe ich immer wieder erlebt, dass glaubwürdige Entschuldigungen Druck wegnehmen und Sünder retten konnten.

Doch die verspätete Entschuldigung Kunzes kam gar nicht gut an.

Weshalb geriet sie den Bürgern in den falschen Hals?

Das Interview nach der Rückkehr des Zeitzer Oberbürgermeisters Volkmar Kunze (FDP) mit seinem unglaublichen Pathos nervte die Bevölkerung enorm, es hagelte heftige Kritik, vor allem auf Facebook.

Die Entschuldigung (Rechtfertigung) wurde nicht als ehrliches Eingeständnis aufgenommen. Kunze sprach nur von «Fehlentscheidung». Das pathetische Gehabe machte die Öffentlichkeit misstrauisch, vor allem, als er sagte, ihm sei «schon dort zum Heulen zumute» gewesen, im fernen Uljanowsk, als

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Hochwasser bei Zeitz.

er seiner Fehlentscheidung gewahr wurde und nicht zurückfliegen konnte. «Und das war für mich schlimm.»

Er sprach, als ginge es um ihn und nicht um die weinenden Menschen in Zeitz, angesichts deren davonschwimmender Existenz.

In der Sondersitzung des Stadtrates (mit hundert Betroffenen im Friedenssaal) forderten die Bürger konkrete Antworten von ihrem angeschlagenen Oberbürgermeister.

Viele harte Fragen – zu viele offene Antworten

Die Entschuldigung konnte die Geschädigten nicht besänftigen. Ich zitiere nur einige der Fragen:

- «Wieso kommen Sie aus Russland zurück und entschuldigen sich, anstatt sofort zu-

rückzufliiegen und Ihres Amtes zu walten?» Jemand möchte erfahren, was genau Kunze auf der Städteplanerschaftskonferenz getan hat. (Kunze behauptet nämlich, er hätte ein Referat halten müssen.)

- «Welche Vorträge haben Sie gehalten? Welche Vorträge haben Sie besucht?»
- «Welche Vertragsverhandlungen haben die Stadtwerke in Begleitung des Oberbürgermeisters genau geführt?» Jemand regte eine Podiumsdiskussion an, auf der all diese offenen Fragen zu klären sind.

Es waren auch Fragen zu den Katastrophenplänen der Stadt zu hören.

Man erkundigte sich beispielsweise, weshalb nicht zusätzliche Kräfte der Bundeswehr eingesetzt wurden, um Vandalismus und Diebstähle verhindern zu können.

Aber auch die Frage des Versicherungsschutzes wurde im Stadtrat erörtert.

- «Was ist an dem Gerücht, Herr Kunze, dass die Verträge vor zwei Jahren gekündigt wurden?» Diese Frage konnte Kunze kurz und konkret beantworten: «Nach meinen Recherchen hat die Stadt seit 1990 keine Versicherung, die solche Schäden abdeckt.» Die Anwesenden erkannten, dass dem Oberbürgermeister, hätte er gewollt, nach der Konferenz eine Rückkehr möglich gewesen wäre. Kunze wusste von der Entrüstung in Zeitz, die Entschuldigung wirkte für viele geheuchelt.

Im Internet war von einem Nutzer mit dem Pseudonym «Bürger der Unterstadt» zu lesen: «Man kann über so eine Entschuldigung nur lachen. Es waren alle Betroffenen erschöpft und seelisch am Ende, diese konnten auch nicht einfach auf eine Reise gehen. Für Herrn Kunze wäre jetzt ein Rücktritt die beste Lösung, falls er noch ein bisschen Gewissen hätte.»

Die Frage wurde immer wieder gestellt:

- «Warum treten Sie nicht zurück?»
- «Wissen Sie denn nicht, dass Sie nach diesem moralischen Ausrutscher weder das Vertrauen der Mehrheit des Stadtrates noch der Bevölkerung haben? «Ihre Entschuldigung ist unglaubwürdig!»
- «Sind Sie jemals in Zeitz angekommen, wo Sie doch statt gemeinsam für Zeitz, allein für sich selbst agieren?» Tatsächlich stand

in der fragwürdigen Entschuldigung viel zu oft das «ich». Wenn man ein öffentliches Amt hat, sollte man bedenken, wie oft man «ich» verwendet. Trotz mea culpa konnte der Oberbürgermeister die Gemüter nicht besänftigen. Drei Fraktionen der Opposition forderten den Rücktritt.

«Ich habe gefehlt», lautete der erste Satz, als Volkmar Kunze seine Entschuldigung vom Manuskript ablas. Er könne nichts mehr rückgängig machen. «Ich entschuldige mich ausdrücklich!», war zu hören.

Dass er eine vor Monaten genehmigte Dienstreise nach Russland trotz Überschwemmung angetreten und auch noch um einige Tage verlängert hatte, wurde ihm übel genommen! Denn die Bürger können dieses Verhalten auch nicht rückgängig machen. Die Entschuldigung wurde nicht akzeptiert. «An Arroganz lässt sich so etwas kaum überbieten», fand ein Politiker. Das Verhalten des Oberbürgermeisters sei sogar «Verrat an Zeitz!» Es gab nur ganz wenige, die gewillt waren, dem «Sünder» nochmals eine Chance zu geben.

«An Arroganz lässt sich so etwas kaum überbieten!»

Viele Fragen blieben hinsichtlich des offiziellen Programms vom 8. bis 11. Juni in Uljanowsk unbeantwortet:

- Dienstreise oder Privatreise?
- Was tat der Oberbürgermeister tatsächlich an der Wolga und Moskowa?
- Worum ging es in den angeblichen Vorträgen?
- Gibt es diese gedruckt?

War die «Ausrede», er wäre mit der Chartermaschine schon zurückgekommen, doch habe es leider keinen Platz mehr gehabt, eine Lüge? Laut Anmeldeformular konnte nur Deutschland – Uljanowsk – Deutschland gebucht werden, kein One-Way-Ticket. Das Anmeldeformular wurde in der Presse kopiert. Dieser Beleg sprach gegen die Begründung und machte die Version des Oberbürgermeisters unglaubwürdig.

KOMMENTAR:

Wenn eine Entschuldigung des Oberbürgermeisters – bei Politikern aber wünschens-



wert – dermassen abgelehnt wird, so hat dies damit zu tun, dass das Mea Culpa bei den Journalisten und bei der Bevölkerung abperlte, weil die Aussagen des «fahnenflüchtigen» Oberbürgermeisters billig und falsch wirkten. Die Meinung herrschte vor: Die Sorgen und Nöte der Zeitzer sind ihm egal. Bei dieser Geschichte konnte die Mehrheit der Bevölkerung unter die fragwürdige Reise und das Verhalten keinen Schlusstrich ziehen, Emotionen und Fakten liessen dies nicht zu. Kommt hinzu, dass die Zeitzer erfahren mussten, dass laut *Mitteldeutscher Zeitung* (27.3.2013) Kunze bereits früher privat nach Prescott (Arizona) in den Urlaub geflogen war und damals seinen Urlaub mit einer gesponserten Reise – dank der Gastfreundschaft der Amerikaner – geniessen durfte. Falls dabei den einen oder anderen Lesern der Name Christian Wulff einfallen sollte, ist dies durchaus nachvollziehbar.

Eine Entschuldigung darf nie geheuchelt, ungläubwürdig, zu spät und mit unwahren Aussagen gekoppelt sein. Auch in diesem Fall gelten die einfachsten Regeln der Krisenkommunikation.

Die Einwohner von Zeitz hätten sich gewünscht, dass ihnen der Oberbürgermeister nach der Rückkehr in die Augen blickt und sich glaubwürdig und ehrlich entschuldigt. Seine Entschuldigung wurde als Blabla empfunden. Kunze hat angeblich «vom Wasser geträumt». Die Zeitzer hingegen hatten das Wasser bis zum Hals, aber konkret! Am Rednerpult blickte Kunze während seiner Worte immer auf sein Manuskript. Die Mehrheit der Bevölkerung erwartete, dass

der «Sünder» frei spräche. Ich erinnere an den Satz von Steffen Lukesch: «Die Augen sind die Nabelschnur der Kommunikation!»

ERKENNTNIS:

Alles, was gesagt wird, muss wahr sein! Eine Entschuldigung muss von Herzen kommen! Heuchelei wird durchschaut. Bei seinem Mea Culpa kam der Oberbürgermeister bei der enttäuschten Bevölkerung, die viel verloren hat, in einen Erklärungsnotstand. Er hätte bei seiner Entschuldigungserklärung die Chance nutzen und für die Sorgen und Nöte ein offenes Ohr haben können. Er verpasste leider die Möglichkeit, den Geschädigten, die wirklich alles verloren haben, ein wenig Hoffnung zu machen, durch konkrete Hilfsvorschläge und -massnahmen.

Eine weitere wichtige Erkenntnis:

Falsches Verhalten führt zur Eskalation (Dominoeffekt), indem nach weiteren Unzulänglichkeiten gesucht wird. Ich zitiere mz-Bürgerreporter.de:

Ganz offenkundig hatten andere Stadträte sowie Kunze selbst gemeinsam kein Interesse an der Aufklärung von Kunzes Reiseaktivitäten während dieser Katastrophe.


Stattdessen stellten einfache, aber erkennbar empörte Bürger diese Fragen, freilich ohne Antwort zu erhalten. Andreas Exler als Stadtratsvorsitzender unterstützte kraftvoll die Eindämmung lästiger Fragen an Kunze, indem er den Fragestellern immer dann dazwischenredete, wenn erkennbar wurde, dass es sich um für Kunze unangenehme Fragen handelte. Kunze selbst enthielt sich in den

allermeisten Fällen einer Antwort und wurde auch durch Exler nicht dazu aufgefordert. Einer der Fragesteller machte mir alle seine – auch die von Exler unterdrückten – Fragen zugänglich.

Volkmar Kunze wird die Fragen nach seiner Reise genauso wenig beantworten wie die Fragen zu der Reise nach Prescott (Arizona). Hat er nun die Flugtickets aus eigener Tasche bezahlt? Seit Ende April Schweigen! An der Aufklärung der seltsamen Aktivitäten des Zeitzer Oberbürgermeisters scheint kein mehrheitliches Interesse im Stadtrat zu bestehen. Der ehemalige Bundespräsident Wulff tut mir mittlerweile schon fast ein wenig leid. Meine Bemühungen, an Kunzes Doktorarbeit zu kommen, waren bisher erfolglos. Aber ich bleibe dran!

Wir sehen: Die Geschichte geht weiter. Die Antwortverweigerung führte zu einer Verhärtung. Es belegten bereits Recherchen (www.deutsch-russisches-forum.de/index.php?id=465), dass im offiziellen Programm kein Wort über einen Vortrag eines Dr. Volmar Kunze erwähnt wird.

FAZIT:

Ein ungläubwürdiges Mea Culpa kann grobes Fehlverhalten nachträglich nicht mehr wettmachen! Die Welle der Empörung ebte nicht ab. Im Gegenteil. Der Rücktritt ist vorprogrammiert, doch nur, wenn die Opposition die Gunst der Stunde zu nutzen und das Fehlverhalten auszunutzen versteht. Wobei unter Fehlverhalten nicht die Reise, sondern die Zeit danach gemeint ist. 

ANZEIGE

1/4 Inserat quer links

Medienrhetorik

Eveline Widmer-Schlumpfs Nebelrhetorik

Die Parlamentsdebatte um die Lex USA war eine der spannendsten der letzten Jahre. Eine unheilige Allianz von SP, FDP und SVP brachte das Anliegen des Bundesrates schlussendlich zu Fall. Inmitten des Geschehens Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Wie hat sie sich verhalten? Marcus Knill hat die Bündner Bundesrätin beobachtet.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone (Peter Klaunzer)**

An der Medienkonferenz über den Steuerdeal mit den USA wirkte die Finanzministerin ruhig, sicher und bedacht. Es fiel aber auf: Sie schaute ins Leere, wie im Nebel. Ihr Blick nahm während der Präsentation keinen Kontakt auf mit den Journalisten. Bei der Beantwortung von Fragen hingegen wirkte sie aber recht dialogisch und schaute die Fragesteller an. In einem Medienseminar betonte mein Ko-Trainer und Fernsehjournalist Steffen Lukesch bildhaft: «Die Augen sind die Nabelschnur der Kommunikation.» Übertragen auf den Hauptteil der Präsentation unserer Finanzministerin könnten wir daraus schliessen: Eveline Widmer-Schlumpf nabelte sich bei der Präsentation vom Publikum ab. Die etwas gleichförmige Klangfarbe ihrer Stimme und die kraftlose Art des Vortragens unterstrichen diesen Eindruck. Für mich wirkt die Bundesrätin auch sonst oft wie eine Person, die sich bewusst beruhigt oder die eine Pflichtübung zu absolvieren hat. In Stresssituationen kann das Gesicht zum Pokerface mutieren, es wirkt zu emotionslos, wie gelangweilt. Sie lässt sich nie aus dem Konzept bringen. Ich kann mir gut vorstellen, dass diese Coolness viele Zuhörer nerven kann. Bei der Präsentation des Steuerdeals ist zu berücksichtigen: Es war für den Gesamtbundesrat eine heikle Geschichte. Vieles durfte nicht verraten werden, was geheim bleiben muss. Die Nebelrhetorik dürfen wir somit nicht nur der Finanzministerin anlasten. Dennoch passt die Analogie «Nebel» zum Kommunikationsverhalten

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Showdown im Nationalrat: Christoph Blocher und Nachfolgerin Eveline Widmer-Schlumpf.

der Justizministerin. Immer wieder finden wir undurchsichtige Aussagen, ich komme später darauf zurück. Der Gesamtbundesrat ist somit an der jüngsten «Blackbox-Informationspolitik» mitschuldig.

Obwohl Eveline Widmer-Schlumpf ihre Pflichtübung inhaltlich korrekt und bedacht zu präsentieren verstand, war das Medienecho sehr kritisch. Vor allem bezüglich des Inhaltes:

Bei der Erklärung der Finanzministerin Widmer-Schlumpf zum Steuerabkommen mit den USA blieben für die Journalisten zu viele Details im Nebel. 20 Minuten beleuchtete einige dieser verborgenen Aspekte. Weil über die Summen spekuliert wurde, die die Banken für den Steuerfrieden bluten müssten, erhofften die Journalisten Klar-

heit, wurden in diesem Punkt jedoch enttäuscht.

Zu vieles blieb im Nebel.

Die Zahlen: Sind es fünf, zehn oder sogar zwanzig Milliarden?

- Auch zu den Bussen machte der Bundesrat keine Angaben.
- Die Botschaft an der Medienkonferenz übertraf inhaltlich die schlimmsten Befürchtungen:
- Das Parlament soll im Eilverfahren zwei Gesetze ausser Kraft setzen, damit die Banken den Amerikanern die notwendigen Unterlagen und Namen der Mitarbeiter und externen Vermögensverwalter liefern können.
- Damit haben die Banken selbst mit der US-Justiz Bussen auszuhandeln.
- Dass betroffene Mitarbeiter in Schwierigkeiten kommen können, wird in Kauf genommen. Nicht etwa, weil unsere Banken Schweizer Gesetze gebrochen, sondern gegen US-Gesetze verstossen haben. Journalist Arthur Rutishauser veranschaulicht dies mit einem Autofahrer, der auf Schweizer Autobahnen mit 120 Kilometer pro Stunde gefahren ist und der, weil er die 55-Meilen-Obergrenze verletzt hat, die in gewissen US-Staaten gilt, gebüsst wird.
- Noch etwas zähle ich zum Nebel: Die Parlamentarier, die nun in einer Hauruckaktion entscheiden müssen, wissen nicht einmal, was sie für die Zugeständnisse einhandeln. Der Nutzen des Lösungsvorschlages ist nebulös.
- Es fehlen bislang Fakten, Belege, nur vage Hinweise.

Eines wenigstens scheint klar und eindeutig: Wer auf das vorgestellte vage Programm einsteigt, muss alles schlucken.

Bundesrätin Widmer-Schlumpf spricht von einer vernünftigen Lösung, obwohl diese auf einer Erpressung beruhen würde:

«Wird den Banken nicht unverzüglich die generelle Erlaubnis erteilt, mit Blick auf die Wahrung ihrer Interessen mit den amerikanischen Behörden zu kooperieren, riskiert die Schweiz eine Eskalation weiterer Massnahmen, gegen die sie sich kaum zur Wehr setzen könnte.»

Der Begriff Nebelrhetorik ist nicht zu weit gegriffen. Nach der Medienkonferenz der Finanzministerin muss wohl der Gesamtbundesrat erkannt haben, dass konkreter, brei-

ter informiert werden müsste, als es die Finanzministerin getan hat.

Entscheidungsträger müssen ein Anrecht haben, vor dem Absegnen eines derartig folgenschweren Deals umfassend und eindeutig informiert zu werden. Es wäre fahrlässig, eine Katze im Sack zu kaufen. Auch mit den Medien und damit mit der Bevölkerung darf nicht Blindekuh gespielt werden. Das zeigte sich dann auch im Parlament. Die Wogen in Bern gingen hoch.

Der umstrittene Deal «im Nebel» wurde vom Nationalrat auf Eis gelegt, weil die Fakten fehlten! Nur der Ständerat wollte darauf eintreten.

Elisabeth Kopp, die ehemalige Justizministerin, wandte sich in einem Schreiben an alle Parlamentarier und bezeichnete das besagte Gesetz mit den USA als «Kapitulationsurkunde». Zu diesem unüblichen Schritt sah sich Kopp veranlasst, weil bislang noch nie das Parlament eines souveränen Staates ein Gesetz beschlossen hatte, dessen Auswirkungen erst im Nachhinein von einer ausländischen Macht verkündet wurde. Die heutige Justizministerin wurde im Schreiben ungeschminkt kritisiert: «Nachdem die Globallösung gescheitert ist, wollen die verantwortliche Bundesrätin und ihr bereits fahnenflüchtig gewordener Chefunterhändler ihr Versagen kaschieren.»

Bundesrätin Widmer-Schlumpf habe das Dokument nicht selbst verfasst, erfahren wir von Elisabeth Kopp. Autor sei der streitbare Kommunikationsberater René Zeyer, was – laut NZZ – der Genannte auf Anfrage bestätigt. Elisabeth Kopp begründete ihr unübliches Verhalten: «Meine Sorge um den Rechtsstaat ist stärker als mein Grundsatz, mich nicht gegen die Vorlage des Bundesrates zu äussern.»

Ein Blick zurück veranschaulicht das Kommunikationsverhalten der populären Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

Dazu müssen wir bis zur Abwahl Christoph Blochers zurückblenden. Nach dem umstrittenen Coup mit der Sprengkandidatin ging Recherchejournalist Hansjürg Zumstein in einem Dokumentarfilm der Frage nach, wer im Zusammenhang mit der Nacht-und-Nebel-Aktion bei der Abwahl Blochers was wirklich gesagt hatte. Es gab damals allzu viele Aussagen und Gegenaussagen. Zumsteins Film war



ein Versuch, zu zeigen, dass vieles nach der Nacht der langen Messer im Nebel blieb. Der Journalist recherchierte sehr gründlich. Die Öffentlichkeit erkannte, dass es bei der Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf viele Ungeheimheiten und Widersprüche gab. Die Aussagen der Akteure Darbellay, Hämmerli, Brunner, Schlumpf, Wyss und Maurer sind bis heute nicht völlig geklärt. Die Frage «Wer sagte eigentlich die Wahrheit?» steckt immer noch im verbalen Nebel. Mich störte damals, dass die Akteurin Widmer-Schlumpf dem Dokumentarfilmer das Gespräch verweigert hatte. Sich einzunebeln in einer Krisensituation ist kein vorbildliches Verhalten.

Nach der Wahl der Sprengkandidatin bildeten sich zwei Blöcke. Die Gegner Blochers: Sie hoben Widmer-Schlumpf aufs Schild und konnten sie dann später nicht mehr kritisieren. Eveline Widmer-Schlumpf wurde 2008 sogar «Schweizerin des Jahres». Sie fand hernach immer mehr Anerkennung, sodass sie – obwohl nur Vertreterin einer Fünfprozentpartei – die Wiederwahl im Bundesrat gewann. Auf der anderen Seite steht die SVP, die den Wortbruch der Bundesratskandidatin nie verzeihen will. Die Anhänger der Justizministerin stehen – auch nach der jüngsten umstrittenen Medienkonferenz – zu ihrer Bundesrätin und bezeichnen die derzeitige Kritik an der Justizministerin als Hexenjagd, ohne zu merken, dass sie damit ihre Sympathieträgerin zur Hexe machen. Auch der Satiriker Giacobbo stützte Widmer-Schlumpf indirekt, indem er das SVP-Feindbild Widmer-Schlumpf lächerlich machte und frotzelte: Eveline Widmer-Schlumpf kann heute für alles verantwortlich gemacht werden, auch für das schlechte Wetter.

Der neue FDP-Präsident Philipp Müller kritisiert in einem Interview unmissverständlich die unterschiedlichen Verlautbarungen der Justizministerin:

Seit fast zwei Jahren hat die BDP-Bundesrätin dem Parlament die Vorlage einer Finanzplatzstrategie versprochen. Wir haben lange gewartet, sind freundlich und ruhig geblieben und haben nichts erhalten. Nun endlich, nach langer Zeit, hat sich Frau Widmer-Schlumpf diese lang ersehnte Finanzplatzstrategie durch den Bundesrat absegnen lassen. Und keine vierundzwanzig Stunden später tritt sie vor die Medien und fällt ihrem eigenen Unter-

händler aus dem Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), Botschafter Michael Ambühl, sowie dem Bundesratskollegium in den Rücken. Sie verkündet mit ihrem Liebäugeln mit dem automatischen Informationsaustausch etwas gänzlich anderes als im Bundesrat beschlossen. Es geht hier darum, dass sich der Bundesrat auf eine Finanzplatzstrategie festlegt und dann die Reihen geschlossen werden, um mit den ausländischen Partnerstaaten verhandeln zu können.

Über eine Kakophonie von unterschiedlichen Verlautbarungen freut sich das Ausland und nimmt uns aus wie eine Weihnachtsgans. Es steht Frau Widmer-Schlumpf selbstver-

«Die Nebelrhetorik hat sich für Eveline Widmer-Schlumpf bis jetzt gelohnt.»

ständig frei, über alle möglichen Varianten einer Finanzplatzstrategie zu sinnieren. Dies tut man aber sicherlich nicht öffentlich. FDP-Präsident Müller setzte sich in die Nesseln, als er öffentlich den Informationsnebel zu lichten versuchte und Klartext gesprochen hatte.

In meinen Analysen habe ich die Justizministerin immer wieder als clevere Taktikerin bezeichnet.

Eveline Widmer-Schlumpf handelte beispielsweise gezielt und beharrlich beim Departementswechsel 2010.

Ich zitiere rhetorik.ch vom 27. September 2010:

Die Departemente sind neu vergeben worden, es wechselte Eveline Widmer-Schlumpf zum Finanzdepartement, das Simonetta Sommaruga gerne betreut hätte. Die SP und SVP waren nicht happy: Die SP sprach von einer «Strafaktion gegen Sommaruga».

Bundesratssprecher André Simonazzi sagte damals auf Anfrage, dem Entscheid sei eine intensive Diskussion vorangegangen, er sei jedoch auf kollegiale Weise getroffen worden. Die Regierungsmitglieder würden die Departementsverteilung am Montag nicht weiter kommentieren. Die Rochade mit Eveline Widmer-Schlumpf war einmal mehr ein ge-

schickter Schachzug, in ein Departement zu wechseln, bei dem ihre eigene Kernkompetenz zum Zuge kommt. Ich behaupte, dieses unbeirrbar Verhalten gegen die Kollegin Sommaruga zahlte sich später bei der Wiederwahl aus.

Nach der jüngsten Medienkonferenz, als die Finanzministerin im Gegenwind stand, überraschte Widmer-Schlumpf erneut mit einem geschickten medienträchtigen Angriff auf das Bankkundengeheimnis. Ein cleveres Ablenkungsmanöver vom missliebigen Steuerdeal?

KOMMENTAR:

Ich teile die Meinung Esther Girsbergers: Sie bezeichnet Eveline Widmer-Schlumpf in ihrem Buch als «Die Unbeirrbar»! Tatsächlich zeigt diese Politikerin immer wieder unbeirrbares Verhalten. Sie bleibt trotz Kritik und Anfeindungen stets cool, wenngleich etwas zu bemüht. Ihr Ehrgeiz dringt bei allen Auftritten durch. Aus meiner Sicht versteckt sie sich jedoch zu oft im Nebel. Damit irritiert sie Medien und Öffentlichkeit. Man weiss nicht recht, was ihr eigentlich wichtig ist.

Für die neue Justizministerin hat sich dieses nebulöse Verhalten bewährt. Denn niemand kann erkennen, was genau Sache ist. Sie ist nicht die einzige Politikerin, die damit Erfolg hat. Angela Merkel lässt grüssen! Ob wohl dieses Kommunikationsverhalten langfristig taugt?

FAZIT:

Obwohl 44 Prozent der Umfrageteilnehmer von 20 Minuten online die Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf für ihr Krisenmanagement mit der Tiefstnote 1 bewertet haben (vor allem SVP-Sympathisanten), erhielt sie andererseits von BDP-Anhängern und CVP-Sympathisanten sogar die Höchstnote 6.

Hinsichtlich der Beurteilung des Kommunikationsverhaltens scheint die Öffentlichkeit immer noch gespalten.

Bislang hat sich immerhin für die Finanzministerin ihre Nebelrhetorik gelohnt.

Sie wird voraussichtlich beim Steuerdeal mit den USA langfristig auch einen Erfolg buchen können. Die USA sitzen am sehr viel längeren Hebel, und die Schweiz wird wohl oder übel auch diese Kröte schlucken müssen. □

Eindrücke vom Communication Forum 2013, 21. Juni 2013 am GDI (Autor: Marcus Knill)

Bekannte Kommunikationsexperten vermittelten am Communication Forum 2013 vom 21. Juni im GDI den anwesenden Kommunikationsverantwortlichen hilfreiche Erfahrungen und Strategien aus ihrer praktischen Tätigkeit. Die Bedeutung der Kommunikation zeigt sich vor allem in schwierigen Situationen. Es interessierte mich deshalb vor allem, zu erfahren, wie sich die hochkarätigen Kommunikationsexperten vor und während Krisen oder in schwierigen Kommunikationssituationen erfolgreich verhalten haben. Welche Massnahmen haben sich bewährt? Die Regeln im Umgang mit Medien müssen wir eigentlich nicht neu erfinden. Bewährte Handläufe und Checklisten können wir in der Fachliteratur nachlesen. Sie sind allen bekannt. Dennoch lohnt sich, von Praktikern zu erfahren, wann welche Verhaltensweise im Alltag Erfolg hatte. Die Praxisreferate und Diskussionsrunden verdeutlichten am Forum, dass sich die Kommunikationslandschaft heute mit den Social Media und den Onlinemedien erheblich verändert hat und wir diese neue Situation zusätzlich meistern lernen müssen.

Ich fasse einige erwähnenswerte Hinweise – gleichsam als meine persönliche Ernte – kurz zusammen: Immer wieder war zu hören, dass man sich stets auf die Kernbotschaft, auf die Dachbotschaft, konzentrieren müsse und die Kommunikationsverantwortlichen ihre Chefs laufend trainieren sollten.

Folgenden Gedanken von Cyril Meier (HWZ) unterstrich ich in meinen Notizen mehrmals: «Das Zentralste, was Studenten bei der kommunikativen Kompetenz mitgegeben werden kann, ist die Persönlichkeitskompetenz (Manpower).»

An der Hochschule für Wirtschaft Zürich wird deshalb die Persönlichkeitsentwicklung gross geschrieben, indem die Studierenden ihre Stärken und Schwächen kennenlernen. Rhetorik, Psychologie, das Wahrnehmungsmanagement haben somit einen hohen Stellenwert.

Aus meiner Erfahrung entscheidet in Krisensituationen stets die Glaubwürdigkeit des Sprechers. Das Image der Person schlägt bekanntlich Fakten. Vor allem in schwierigen Situationen.

Auch für Sonja Zöchling-Stucki (Flughafen Zürich) müssen sich alle unter die übergeordnete Dachbotschaft des Kommunikationsmanagements begeben.

In Krisen darf man nicht über die Partner sprechen. Zöchling legt ebenfalls Wert auf das praktische Simulieren von schwierigen Situationen. Urs Peter Naef (Migros) veranschaulichte mit zahlreichen Beispielen, was er meint, mit dem Satz: «Wir sollten schneller kommunizieren als Journalisten recherchieren».

Er veranschaulichte bildhaft, dass man Krisen gut meistern kann mit folgenden bewährten Werkzeugen:

- FAKTEN , FAKTEN, FAKTEN kommunizieren (nur sagen, was man sicher weiss)
- keine Mutmassungen, keine Interpretationen
- Wenn es «brennt», muss man rund um die Uhr erreichbar sein!

Unternehmen und Kommunikationsverantwortliche sollten Verständnis haben für das «leere Blatt». Journalisten haben immer ein leeres Blatt zu füllen. Wenn wir Informationen verweigern, füllen sie das Blatt mit Fremdinformationen, das heisst aus Quellen, die Sachverhalte nicht genau kennen.

Wichtig sind nach Naef zudem: Wir benötigen in Krisensituationen eine dicke Haut und Selbstkritik. Es gilt stets RUHE zu bewahren. Eine Prise Humor kann auch hilfreich sein.

Sein 3-C-Modell hat mich überzeugt:

- C = Care (Opfer stets zuerst bedenken)
- C = Command (Ursachen erforschen)
- C = Communication (Kommunizieren [aktiv])

Ferner gilt immer zu beachten: Medien verkaufen in Krisen EMOTIONEN

Bei einem Grossbrand der Migros titelte die Presse beispielsweise:

«Millionen Osterhasen starben Flammentod!»

Myriam Ziesack (Swiss) machte uns bewusst, wie schnell nach einem Ereignis Bilder und Filmchen auf dem Netz sind. Das dauert nur wenige Minuten!

Ziesacks Empfehlungen:

- Engagement
- Präsenz
- Geduld haben
- Zuhören
- Dialogisch kommunizieren
- Aussagen mit Topmanagement koordinieren
- Mitarbeiter mit einbeziehen

Urs Ackermann (Zürcher Kantonalbank) machte darauf aufmerksam, dass die Abläufe immer schneller werden, die Qualität jedoch nicht schlechter werden darf. Ackermann, der dreimal zum Pressesprecher des Jahres gewählt worden war, musste damals einspringen, als nach der Bluttat (2004) bei der ZKB mit drei Toten der damalige CEO zuerst nicht an Deck war, weil er sich nur der internen Kommunikation gewidmet und die Öffentlichkeitsarbeit seinem Kommunikationschef überlassen hatte. Kommunikation ist bekanntlich immer Chefsache. Der Kapitän gehört vor allem in heiklen Situationen auf die Brü-

cke. Folgende Regel muss von Unternehmen und Medien beachtet werden: Es gilt das gesprochene Wort. Kritische Auseinandersetzungen gilt es zuzulassen.

Diego Yanez, Chefredaktor des Schweizer Fernsehens SRF, konnte an Beispielen darlegen, dass bei Berichten immer beide Seiten berücksichtigt werden müssen. Es gilt immer beide Positionen genau anzuschauen. Viele Institutionen haben heute die Bedeutung der Kontaktpflege mit Journalisten erkannt. Für die Fernsehschaffenden gibt es dadurch zu viele Einladungen. Das Fernsehen schätzt es, einen CEO persönlich kennenzulernen – nicht erst wenn es brennt. Es geht im Spannungsfeld «Journalisten – Unternehmen» um das gegenseitige Vertrauen. Es wird geschätzt, wenn ein Mediensprecher auch hinsteht, wenn das Unternehmen verloren hat. Schönwetterkommunikation allein genügt nicht. Den Fall «Von der Bank Wegelin zu Notenstein» beschrieb Dominique Meier (Mediensprecherin Notenstein Privatbank AG) mit vielen spannenden Details. Diese persönlichen Erkenntnisse aus der turbulenten Phase des Umbruchs fand bei den Anwesenden grosses Interesse. Vor allem die Frage: Wie war es möglich, dass hundert Personen dichthalten konnten, bis die Übernahme perfekt war? Es gab nämlich erstaunlicherweise bei den Mitarbeitenden keine Lecks!

Erkenntnisse Meiers aus dieser Extremsituation:

- Mitarbeiter müssen laufend orientiert und motiviert werden.
- Die Geschäftsleitung ging gleichsam auf eine «Tour de Suisse». Sie kontaktierte alle Niederlassungen in der ganzen Schweiz.
- Es mussten viele intensive Dialoge gepflegt werden. Gespräche: Kundenberater mit Kunden
- Weil die Medien nur am Niedergang der Bank Wegelin interessiert waren und nicht am Neuaufbau von Notenstein, musste ein klarer Schnitt vollzogen werden.

Mit extensiver schneller Kommunikation wurde später der Start auf allen Kanälen sauber mit klaren Botschaften lanciert: «Von der ältesten zur jüngsten Privatbank der Schweiz!»

Fazit

Der Nutzen der Erkenntnisse von solch erfahrenen Profis ist für Kommunikationsverantwortliche immer recht gross. Das Forum im GDI bestätigte nicht nur mir: Den Kommunikationsverantwortlichen ist vieles bekannt und sogar verinnerlicht. Doch genügt dieses Wissen allein nicht: Die bewährten Erkenntnisse müssen in Krisensituationen auch umgesetzt werden können.

Medienrhetorik

Zum Langzeitgedächtnis der Medien: Cohn-Bendit von Vergangenheit eingeholt

Daniel Cohn-Bendit schlägt momentan seine wichtigste Schlacht: für einmal nicht gegen den politischen Gegner, sondern gegen seine eigene Vergangenheit. Auslöser sind Cohn-Bendits erotische Erfahrungen in einem Kinderladen, die er vor bald vierzig Jahren veröffentlichte. Unser Medienexperte Marcus Knill hat den Fall für «persönlich» analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Daniel Cohn-Bendit wurde – wie vor ihm andere bekannte Persönlichkeiten – in den Medien jüngst überraschend mit einer alten Geschichte konfrontiert. 1975 schrieb der grüne Politiker im Buch «Der grosse Basar» über die sexuelle Befreiung von Kindern und Jugendlichen zur Basis politischer Mündigkeit. Im Detail beschrieb er seine erotischen Erfahrungen in einem Kinderladen. Er war damals überzeugt, dass alles, was bei der sexuellen Aufklärung verboten war, für die Befreier von Zwängen verboten sein müsse. Damals – während der antiautoritären Zeitströmung – waren Cohn-Bendits Schilderungen noch nicht von einer Legitimation der Pädophilie zu unterscheiden. Ich zitiere aus dem Buch: «Es ist mir mehrmals passiert, dass einige Kinder meinen Hosenlatz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Das stellte mich vor Probleme», heisst es da, aber er habe, «wenn sie darauf bestanden», die Kinder auch zurückgestreichelt. Darf man Menschen nach so vielen Jahren zur Rechenschaft ziehen, wenn Aussagen jahrelang bekannt waren? Ist der jüngste Medienrummel lediglich ein Racheakt, eine Kampagne, oder sind Medien nicht auch berechtigt, ja sogar verpflichtet, alte Verfehlungen neu aufzurollen?

20 Minuten ergänzt:

Laut der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) sorgte auch Cohn-Bendits Auftritt im französischen Fernsehen von 1982 für Aufsehen: «Die Sexualität eines

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Daniel Cohn-Bendit: mit der eigenen Vergangenheit konfrontiert.

Kindes ist etwas Fantastisches. Man muss aufrichtig sein, seriös», habe Cohn-Bendit gesagt. «Mit den ganz Kleinen ist es etwas anderes, aber wenn ein kleines fünfjähriges Mädchen beginnt, sich auszuziehen: Es ist grossartig, weil es ein Spiel ist. Ein wahn-sinnig erotisches Spiel.»

Im *Pflasterstrand*, einem Stadtmagazin für die Frankfurter Linke, wurden bis Ende der Achtzigerjahre wiederholt pädophile Äusserungen publiziert: «Letztes Jahr hat mich ein sechsjähriges Genossenmädchen verführt. Es war eines der schönsten und sprachlosesten Erlebnisse, die ich je hatte.» Gemäss *FAZ* zeichnete Cohn-Bendit als presserechtlich Zuständiger verantwortlich für den *Pflasterstrand*.

Zur Verteidigung des prominenten grünen Politikers könnte ins Feld geführt werden, Cohn-Bendit habe diese Erlebnisse lediglich erfunden, und zwar bewusst, um als Praktiker die libertären Sexualtheorien aufzuplus-

tern. An der Preisverleihung in Stuttgart, die von Gegnern als Ehrung eines mutmasslichen Kinderschänders attackiert worden war, forderte er für sich Gerechtigkeit mit den Worten: «Kritisiert mich für das, was ich geschrieben habe, aber jagt mich nicht für etwas, was ich nicht gemacht habe.» Cohn-Bendit versucht zwischen seinem Wort und seinen Taten zu differenzieren. Ob dies jedoch vom Publikum abgenommen wird, bleibt eine andere Frage, zumal der prominente Politiker diese Korrektur erst heute anbringt.

Der Wirbel um eine gedruckte Aussage verdeutlicht, dass Medien im Umgang mit zementierten Aussagen ein gutes Gedächtnis haben. «Gesagt ist gesagt» oder: »Geschrieben ist geschrieben.»

Die heutige Einsicht Cohn-Bendits wird bezweifelt:

Zitat 20 Minuten:

Die *FAZ* streut Zweifel an seiner Unbescholtenheit mit dem Hinweis, dass das Archivmaterial mit Korrespondenz aus der Debatte um sein Buch «Der grosse Basar» gesperrt sei. Die Akten im «Grünen Gedächtnis» der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin seien mit der ausdrücklichen Bitte um einen Sperrvermerk aus dem Büro Cohn-Bendits ins Archiv geschickt worden, gab der Archivleiter Christoph Beckerschaum zu Protokoll. Cohn-Bendit selbst streitet dies ab. «Ich habe nichts gesperrt», sagt er der *FAZ*.

Er versucht nun im Nachhinein, die peinliche Angelegenheit zu rationalisieren und zu relativieren. Man müsse die fragwürdige Passage im Buch im Kontext der damaligen Situation sehen. Heute würde er diese Sätze nicht mehr schreiben. Er habe nämlich das, was er geschrieben, beschrieben habe, gar nie getan! Bei der Verleihung des Theodor-Heuss-Preises bezeichnete der 68-Jährige am vergangenen Wochenende seine Äusserungen als «unerträgliche Provokation», die so nicht hätten «geschrieben werden dürfen» (Quelle Tagi-online).

Cohn-Bendit – als raffinierter Rhetoriker – geht aber, bei aller Selbstkritik (erst nach dem riesigen Medienwirbel!), recht sanft mit sich um. Die Sündenregister der Achtundsechziger, die im Laufe der Jahre einiges angesammelt hatten (neben der ambivalenten Stellung zur Gewalt und dubiosen Einlassungen zum Sex mit Minderjährigen gelten die Klassiker Antiamerikanismus und Antizionismus, Antikapitalismus und Technolo-

gieskepsis usw.), werden jetzt von seinen Gegnern genutzt und aufgewärmt. Man könnte alles nur als Generalabrechnung politischer Gegner bezeichnen, doch dies wäre zu kurz gegriffen.

Der Ideologe Daniel Cohn-Bendit hat durch die Pädophilievorwürfe einen schweren Stand. Vor Jahrzehnten wurde bei den Grünen eifrig über «freie Sexualität» mit Kindern diskutiert. Nun scheint die Partei plötzlich ein Problem mit der eigenen Geschichte zu haben.

Wer ist Cohn-Bendit?

Er ist 68 Jahre alt, seit 1994 sitzt er abwechselnd für die deutsche und die französische Grünen-Partei im Europaparlament: Daniel Cohn-Bendit ist ein europäischer Politiker von Format.

Er sei ein «Brückenbauer zwischen den Nationen», so formulierte es der Publizist Roger de Weck in seiner Laudatio bei der Verleihung des renommierten Theodor-Heuss-Preises an den Grünen-Politiker.

Die Feier am 20. April in Stuttgart blieb überschattet von Protesten. Vor dem Gebäude protestierten Demonstranten mit Plakaten, Buhrufen und Pfeifkonzerten. Der ursprünglich als Festredner vorgesehene Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Andreas Vosskuhle, hatte abgesagt, etliche andere geladene Gäste waren seinem Beispiel gefolgt. In *20 Minuten* wird am 16. Mai die Frage diskutiert, ob nicht auch Roger de Weck als Laudator hätte absagen müssen. Auch ich wurde angefragt, was ich zu de Wecks Auftritt meine.

Das Engagement des SRG-Chefs für Cohn-Bendit wurde nicht verstanden

De Wecks Engagement und seine Laudatio für den grünen Europapolitiker lösten in der Öffentlichkeit Unmut aus. Für viele war es unverständlich, dass sich unser SRG-Chef – trotz der verbrieften Aussagen über Sex mit Kindern – für diese Eloge für den roten Dani zur Verfügung gestellt hat. Andere Redner hätten bewusst abgesagt, war zu hören. Auf eine Anfrage von *20 Minuten* verweist de Weck wegen seines Engagements für Cohn-Bendit auch in der Laudatio auf die aktuellen Debatten in der Öffentlichkeit und bezeichnet diese als «politische Machtkämpfe». Es sei zu berücksichtigen, dass Cohn-Bendit selbstkritisch und fähig sei umzudenken. So habe er heute seine Passagen



im Buch «Der grosse Basar» nachträglich selbst als geschmacklos und dumm bezeichnet.

Das umstrittene Engagement de Wecks für die prominente Denkerfigur Cohn-Bendit hatte Folgen. Dem SRG-Chef wurde schon früher – anlässlich seiner Wahl als SRG-Chef – unterstellt, er wolle unsere wichtigsten elektronischen Medien auf einen linken Europakurs bringen. Die Gegner de Wecks versuchten nach der umstrittenen Laudatio postwendend diese Karte erneut zu zücken. Sie sahen ihre Vorurteile bestätigt. Aus meiner Sicht handelte de Weck in dieser heiklen Situation klug: Er legte seine Rede im vollen Wortlaut im Internet offen. Diese Transparenz war geschickt. Ich las die Rede im Wortlaut. Darin klammert de Weck tatsächlich die Schattenseite des bekannten grünen Europapolitikers nicht aus. Ob es jedoch auch klug war, sich als Chef der SRG für den umstrittenen Cohn-Bendit so zu engagieren, sei dahingestellt. Die einen fanden es mutig, andere hätten de Weck abgeraten, sich für diese schillernde Persönlichkeit in die Nesseln zu setzen. Erstaunlich war für mich, wie hart Leserinnen und Leser in den Kommentaren auf den Beitrag in 20 Minuten-Online über de Wecks Laudatio reagiert haben. Stellvertretend für die heftigen Reaktionen:

Das Schweizer Staatsfernsehen hat verleumderischen Rufmord an Mörgeli begangen. Gleichzeitig hält der oberste Chef von SRF, Roger de Weck, eine Lobrede für seinen Günstling, der sich in seinem Buch offen als Kinderschänder outet! Das ist übelste Doppelmoral (...).

Es gibt sogar Beispiele, die von Hexenjagd sprechen:

Wer in dieser Zeit aufgewachsen ist, weiss, dass damals einfach freizügiger mit der Sexualität von Kindern umgegangen wurde. Wo damals der Umgang mit Kindern zu offenherzig war, ist es heute ins andere Extrem gekehrt. Vielmehr hat die ganze Debatte nur einen Zweck: die Diskreditierung eines politischen Gegners und das Verkaufen von Schlagzeilen. Herzlich willkommen bei der Hexenjagd 2.

Seit je suchen Medien bei prominenten Persönlichkeiten nach Leichen im Keller

Immer wieder geht es um die Frage: Wann müsste ein Strich unter alte Geschichten und alte «Sünden» gezogen werden? Kann der Fall Cohn-Bendit mit der Nazi-Vergangenheit

von Günther Grass oder der DDR-Vergangenheit Merkels verglichen werden? Wir wissen, dass im Zweiten Weltkrieg ungezählte Jugendliche in der Hitlerjugend oder in der DDR 95 Prozent aller Kinder bei der FDJ waren und Hunderttausende eine Funktion hatten. Die Suche nach alten Sünden lässt sich in den Medien immer gut vermarkten. Das haben wir auch bei dem Medienhype wegen des Ex-Bundespräsidenten Christian Wulff gesehen, der sich angeblich nur mit einigen Hundert Euro schmieren liess. Im Tagi-online ist vom neuen Zeitgeist Rigorismus die Rede (von einer übertriebenen Härte bei Beurteilungen alter Vergehen).

Derzeit erleben wir in den Medien auch den

«Aus meiner Sicht handelte de Weck in dieser heiklen Situation klug.»

Versuch, Angela Merkel zu demontieren. Autoren aus dem Springer-Konzern leuchteten die Vergangenheit der Kanzlerin aus, nachdem zahlreiche Biografien das Phänomen «Angela Merkel» zu erklären versucht hatten. Angela Merkel war früher Regierungssprecherin des letzten DDR-Ministerpräsidenten Lothar de Maizière (1990).

Ich meine, Angela Merkel hat sicherlich ihr Persönlichkeitsprofil trotz des Wechsels aus der DDR-Welt in den Westen nicht geändert. Sie war und ist heute noch ehrgeizig. Sie wird auch künftig machtbesessen bleiben. Wir können davon ausgehen, dass sie in der DDR klare Vorstellungen von einem neuen Kommunismus hatte. Ich bin aber sicher, dass die jüngsten aufgewärmten Geschichten für die Kanzlerin keine negativen Folgen haben werden. Das meiste ist den Historikern und Journalisten längst bekannt. Die Vorwürfe werden somit an ihr abprallen, sofern sie nicht den Fehler macht, sie durch Rechtfertigungen aufzuwärmen.

Die Suche nach alten Sünden bei prominenten Persönlichkeiten scheint zum derzeitigen Rigorismus zu passen. Auch kleinste Verfehlungen werden aufgebauscht und skandalisiert.

Das nachträgliche Geständnis von Günther Grass hingegen hat für mich eine andere Dimension. Grass wurde jahrelang als Ge-

wissen der Nation betrachtet. Als dann überraschend bekannt wurde, dass er bei der Waffen-SS gewesen war, wirkte sich dies auf sein Image verheerend aus. Grass hat übrigens sein nachträgliches Geständnis immer noch nicht verdaut. Seine Reputation wird beschädigt bleiben.

Auf den Fall Tappert (Derrick) gehe ich in diesem Beitrag nicht ein. Auch er wurde vom Schatten der Nazi-Vergangenheit eingeholt. Doch er ist bereits tot.


Dem Kabarettisten Emil Steinberger, der noch zu Lebzeiten den verheimlichten unehelichen Sohn der Öffentlichkeit selbst preisgegeben hat, scheint dies nicht nachhaltig zu schaden. Ich verzichte hier ebenfalls auf eine Analyse. Ich gestatte mir lediglich die Frage: War diese Preisgabe einer unangenehmen Geschichte notwendig? Bei der Medienrhetorik muss zwar das, was man sagt, immer wahr sein. Aber man muss nicht immer alles sagen, was wahr ist.

Erkenntnis

Wenn Medien alte Sünden veröffentlichen, gelten die bewährten Regeln der Medienrhetorik in Krisensituationen: Wir müssen situationsgerecht reagieren und informieren. Lügen und Beschönigen haben kurze Beine. Schweigen, wie es Angela Merkel getan hat, kann ausnahmsweise ein taugliches Verhalten sein. Mea culpa hat sich nach dem Aufdecken einer unangenehmen Vergangenheit vielfach bewährt, vor allem, um Druck abzubauen. Was wir nie machen dürfen: beschönigen, lügen oder zurechtbiegen.

Cohn-Bendit machte den Fehler, viel zu spät – erst nach Jahrzehnten – zu behaupten, das, was er detailliert als eigenes Erlebnis beschrieben habe, entspreche nicht der Wirklichkeit. Dieser Versuch, seine Haut zu retten, wirkt jetzt als billige «Ausrede». Die Richtigstellung wirkt somit kontraproduktiv, die Begründung unglaubwürdig. Die Frage scheint berechtigt: Weshalb korrigiert Cohn-Bendit erst heute diese angeblich fiktive Schilderung?

Fazit

Wenn alte Sünden aufgewärmt werden, gilt es, den Kommunikationsgrundsatz zu beherzigen: Wenn der Adressat etwas falsch versteht, ist in der Regel der Sender schuld. Und man sollte zudem bedenken, dass Reden zwar Silber, Schweigen aber Gold ist. 

Medienrhetorik

So tickt Christoph Mörgeli

Der Zürcher SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli kann sich über mangelnde Medienpräsenz nicht beklagen. Seit einem halben Jahr füllt er wöchentlich die Gazetten. Zuletzt sorgten seine Entlassung als Leiter des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich und sein Auftritt in der «Rundschau» landesweit für Beachtung. Unser Medienexperte Marcus Knill hat Mörgelis Verhalten analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Nationalrat Mörgeli ist ein schnell denkender und scharfzüngiger Rhetoriker. Unbestritten ist er intelligent und schreibt seit Jahren gut formulierte Kolumnen. In den elektronischen Medien ist er regelmässig zu sehen und zu hören, im TeleZüri ist er im «SonnTalk» bei Markus Gilli ein beliebter Gast.

Mörgeli ist durch diese Medienpräsenz allen bekannt. Er versteht es, immer wieder von sich reden zu machen. Vermutlich ist er, wie viele Politiker, schon seit Jahren vom Virus «Mediengeilheit» befallen.

Durch seine Entlassung als Konservator an der Universität Zürich kam Christoph Mörgeli in den Fokus der Presse. Er selbst trägt sehr viel dazu bei, dass das Interesse an ihm wach bleibt. Mörgeli spricht Klartext, versteht es zu provozieren und sich bei medialen Angriffen lautstark zu wehren. Jüngst mit einer gross inszenierten Medienkonferenz. Immer wieder füttert er die Presse mit ungewöhnlichen Verlautbarungen wie beispielsweise, als er sich als Kandidat zum Rektor der Universität anbot, die ihn seines Amtes als Konservator enthoben hatte.

Christoph Mörgeli steht seit Wochen im Rampenlicht, zumal als publik wurde, dass er angeblich Dissertationen zu schnell abgesehen habe. In der Rundschau kam es zum Eklat, als Christoph Mörgeli auf die Frage von Moderator Sandro Brotz, ob er nun als Titularprofessor zurücktreten wolle, die Nerven verlor und unwillig konterte: «Sind Sie vom Aff



* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

bisse?» Dieser verbale Ausrutscher (Ich frage mich: War das inszeniert oder spontan gesagt worden?) wurde nachher nicht nur in der Sati-resendung «Giacobbo/Müller» dankbar ausgebeutet. Mörgeli kann sich sehr wahrscheinlich der Teilnahme bei der nächsten Basler Schnitzelbank erneut als lohnendes Sujet gewiss sein.

Mörgelis Medienrhetorik habe ich in den verschiedensten Sendegefässen beobachtet und immer wieder festgestellt:

Wenn er angegriffen wird, mutiert er zum Wadenbeisser. Er lässt nichts auf sich beruhen. Notfalls verklagt er die Gegner. Nach dem «Rundschau»-Beitrag liess der bekannte Politiker umgehend verlauten, er werde gegen das «linke» Fernsehen klagen. Für Mörgeli sind

seine Entlassung und alle Anschuldigungen ein offensichtlich abgekartetes Mobbing der Linken gegen ihn und die SVP.

Hier einige Beispiele, die medienrhetorisch aufschlussreich sind:

Bei «Schawinski» habe ich einen spannenden Konter entdeckt. Roger Schawinski konfrontierte Mörgeli in seiner Sendung – wie üblich – mit Zitaten oder überraschenden Fakten. Dieses Konzept bringt mitunter gewiefte Debatter aus dem Konzept.

Schawinski gelingt es so, mit einem unerwarteten Vorwurf die Teilnehmer zu überraschen. Die meisten machen den Fehler, sich bei Unterstellungen zu rechtfertigen und ausführlich zu erklären, dass die Aussage nicht stimmt. Meist wird sogar die Unterstellung wiederholt und damit zementiert. Es ist ein Wahrnehmungsphänomen, dass das NICHT bei Zuhörern meist ausgeblendet wird und nachher die Unterstellung als Tatsache im Langzeitgedächtnis haften bleibt.

Christoph Mörgeli kehrte bei Schawinski den Spiess um. Nachdem Roger Schawinski behauptete, Mörgeli sei an der Uni gekündigt worden (Christoph Mörgeli wurde nur als Konservator des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich entlassen), konterte er ebenfalls mit einer Unterstellung, indem er sagte:

«Stimmt nicht! Sie sind bei Sat.1 entlassen worden!» (Dies trifft nämlich nicht zu. Schawinski hatte gekündigt!). Bei dieser Sequenz konnte man feststellen: Roger Schawinski – als Profi – erkannte sofort die Gefahr. Es war ihm klar, dass er bei dieser Unterstellung auf keinen Fall «kleben» bleiben dürfe. Denn wenn er auch nur kurz über die tatsächliche Situation bei Sat.1 redete, würde die Unterstellung, «Schawinski sei entlassen worden», bei den Zuschauern verankert bleiben. Aber diese heikle Situation drückte sich im Verhalten aus. Schawinskis Körper wand sich, ehe er wieder die Führung übernehmen konnte.

Ich finde es raffiniert und ungewohnt, den Moderator mit seiner eigenen Taktik zu irritieren.

Es gibt zahlreiche Beispiele, welche die bildhaften rhetorischen Elemente des hartnäckigen «Wadenbeissers» veranschaulichen. Über Frau Widmer-Schlumpf sagte der

SVP-Hardliner im TeleZüri: «Sie muss nun das Bundeshaus künftig durch den Hintereingang verlassen.»

Einmal sagte er über die CVP, sie sei geprägt von reinster Heuchelei. Sie rede von Konkordanz, wähle aber trotzdem nicht Blocher. Sie wolle schwanger werden mit einem zweiten Bundesrat, aber nichts zu tun haben mit der Empfängnis. Bilder, Vergleiche, Beleidigungen und Provokationen gehören zu Mörgelis rhetorischen Werkzeugen.

Studenten sagten mir, dass sie Mörgeli gerne zuhören. Es gibt jedoch Professoren, die seine unkomplizierte Sprache beanstanden, beispielsweise der Historiker Sarasin. Dieser findet, die Publikationen seines Kollegen wären zwar leicht fasslich geschrieben und reich illustriert, stellten aber ganz klar nicht die Forschungsleistung dar, die von einem Universitätsprofessor zu erwarten sei.

Im vergangenen August machte der *Tagi* eine Leserumfrage, um die besten Rhetoriker in der politischen Landschaft auszumachen. Auf dem vierten Platz finden wir mit Doris Leuthard die erste Frau. Sie erhielt neun Prozent der Stimmen, gleich viele wie Christoph Mörgeli, was zeigt, dass Mörgelis Rhetorik in der Bevölkerung recht gut ankommt.

Bei allen Kommunikationsprozessen gilt: Wer verständlich, populär, bildhaft und eindeutig spricht, wird mehr geschätzt als jene weichgespülten Plausibilitätsredner, die reden und reden, ohne etwas zu sagen.

Anscheinend stören sich die Leute wenig an Provokationen und ungeschminkten Urteilen im Grenzbereich der Legalität. Bei Schawinski erlebten wir nicht nur einmal einen spannenden rhetorischen Schlagabtausch mit Mörgeli, auch auf *Tagi* online war zu lesen: Es ist ein Schlagabtausch zweier Lieblingsfeinde, zweier gewiefter Rhetoriker.

Schawinski sprach Mörgeli in einer früheren Sendung jegliche Qualifikation ab. Genüsslich zerpfückte er eine wissenschaftliche Arbeit über das Medikament Bactrim, die Mörgeli zusammen mit anderen Arbeiten ins Studio mitgebracht hatte: «Das ist nicht wissenschaftlich. Das ist nicht einmal Journalismus, sondern eine bezahlte Publicityreportage für Roche.» Mörgeli: «Im Gegenteil. Das ist eine saubere Analyse eines Medikaments.» Passagen wie diese waren bezeichnend für das Gespräch. Behauptung stand gegen Behauptung. Beide Streithähne zeigten sich wendig und lieferten ein rasantes Wortduell.

1/3 ST. Galler Anzeiger

Trotz enormer Medienpräsenz kann auffallend wenig über Mörgelis privates Leben ausgemacht werden. Er gilt als intellektueller Stratege der Partei, ist Titularprofessor und war vor seiner Entlassung jahrelang Konservator des Medizinhistorischen Museums Zürich. Es ist ferner bekannt, dass er Vizepräsident der Europäischen Totentanz-Vereinigung ist und dass er in seinem Handy die Kurzwahl 1 für Blocher und 2 für TeleZüri gespeichert hat. Wir wissen zudem, dass Mörgeli geschieden ist. Ich finde es gut und professionell, wenn Promis die Privatsphäre in den Medien für sich behalten. Dies macht sich langfristig bezahlt. «Ein unheimlicher, scharfsinniger Professor, der eine morbide Passion für Totentänze hat, inmitten von anatomischen, in Formaldehyd eingelegten Missbildungen», resümierte einmal 2003 Carol Salm-Richter. Mörgelis konstante Wertevorstellungen, sein gebetsmühlenartiges Abspulen der aktuellen Botschaft, seine seit Jahren gleiche Frisur oder der eindringliche, starre Blick und sein Mund mit dem wiederkehrenden krampfhaft aufgesetzten Lächeln, das sind Mörgelis rhetorische Markenzeichen.

Rhetorische Schwachstellen Mörgelis

Er handelt oft vorschnell. Als die Gefahr der Entlassung als Konservator bestand, schlug Mörgeli sofort um sich und griff die Uni im TeleZüri frontal an. Hätte er sich zurückgehalten und in Ruhe die Unzulässigkeiten mit der Universität auf offiziellem Weg bereinigt, wer weiss, ob dann die Angelegenheit nicht einen anderen Lauf genommen hätte. Durch den öffentlichen Angriff konnte man Christoph Mörgeli Illoyalität vorwerfen, er war nicht mehr tragbar. Der wortgewandte SVP-Politiker macht aus meiner Sicht im Umgang mit Medien immer wieder den gleichen Fehler: Er bedenkt die Wirkung seiner Medienaktionen zu wenig. Die verbalen Schüsse aus der Hüfte könnten aber auch bewusstes Kalkül sein, um Aufmerksamkeit zu wecken. Aufmerksamkeit zu wecken ist zwar bei allen PR- und Marketingaktionen eine wichtige Voraussetzung, um beachtet zu werden. Allein kann dies aber wohl kaum das Ziel der Medienarbeit sein. Auffallen allein genügt nicht, ausschlaggebend ist die Wirkung eines Medienauftrittes, das Vermitteln einer Kernbotschaft. Reputationsmässig hat Nationalrat Mörgeli im Zusammenhang mit den jüngsten Geschichten bis zum heutigen Zeitpunkt viel

Glaubwürdigkeit eingebüsst. Er steht als Polit-Clown da, seitdem er sich unbegreiflicherweise als Rektor der Universität Zürich beworben hatte.

Mit der zusätzlichen Medienpräsenz schuf sich Mörgeli zwar eine neue Plattform, um seine Thesen und Botschaften der Partei zu verkaufen. Einmal mehr konnte er immer wieder betonen, dass die Entlassung politisch motiviert war. Auftritte müssten aber etwas Positives bewirken, der Akteur muss überzeugen. Mit den letzten Aktionen erwies sich der Politiker einen Bärendienst, sein öffentliches Wehklagen war wohl für viele zu penetrant. Mörgeli bleibt in allen Fällen unbeirrt: «Ich bin überzeugt, dass die Gerechtigkeit hergestellt und meine Bewerbung nicht gegen den Rauswurf meiner Person aufgerechnet wird.»


Wenn es um das Aufdecken von Missständen ging, blieb Mörgeli immer hart und stand so erstaunlich viele Tiefs unbeschadet durch. Auch nach seinem schweren Autounfall wurde er von vielen schon abgeschrieben. Doch plötzlich war er wieder voll da. Ich halte ihn deshalb noch für viele Überraschungen gut. Er kennt die Technik der Wiederaufstehmännchen, oder neudeutsch: Er kennt das Phänomen der Resilienz.

Fazit

Christoph Mörgeli gilt als Wadenbeisser und harter Kämpfer. Trotzdem sehe ich heute recht schwarz für ihn. Sollte es beispielsweise zutreffen, dass er zu wenig gründlich recherchiert und mit falschen Zahlen bei den Fällen krimineller Ausländer operiert hatte, wäre recht viel Geschirr zerschlagen. Mörgeli wird aber auch in diesem Fall nicht aufgeben.

Sein Auftritt in der «Rundschau» auf dem heissen Stuhl ist symptomatisch. Sein Verhalten zeigt, wie man es nicht machen darf, wenn man unter Druck steht. Wir erlebten einen Politiker, der im Stress sogar sein aufgesetztes Lächeln vergessen hatte. Das Publikum stellte fest, dass Sandro Brotz eine wunde Stelle berührt haben muss, bei der etwas faul ist. Für mich war Nationalrat Mörgeli in diesem Interview unglaublich. Einem harten Interview müsste ein Christoph Mörgeli gewachsen sein, und er sollte nicht ausrasten.

Erkenntnis:

Wer unter Druck die Nerven verliert, verliert auch an Glaubwürdigkeit! 

Medienrhetorik

Der neue Parteichef bringt der FDP frischen Wind

Kein anderer Parteipräsident schafft es momentan mehr in die Schlagzeilen als FDP-Chef Philipp Müller. Doch verhält er sich dabei auch richtig? Unser Kommunikationsexperte Marcus Knill hat die rhetorischen Fähigkeiten von Philipp Müller untersucht.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Eine Partei kann mit Lavieren und nichtsagenden Botschaften keinen Erfolg haben.

Die FDP hat mit dem neuen Parteipräsidenten durchaus eine Chance, eindeutiger zu politisieren. Falls der neue Kapitän seine Botschaften weiterhin so bildhaft, konkret und überzeugend zu formulieren versteht, wie wir es von ihm gewohnt sind, könnte die Partei wieder Erfolg haben. Dies setzt voraus, dass das konkrete Ziel und das liberale Leitbild der FDP künftig auch den Vorstellungen der Bevölkerung entsprechen. Kein einfaches Unterfangen – aber unter Philipp Müller scheint dies möglich zu sein. Er weiss, was Gemeinsinn bedeutet. Ich habe viele Bekannte, die wieder FDP wählen würden, falls die Partei künftig eindeutiger und verlässlicher politisiert.

Der Zeitgeist zielt eindeutig in Richtung Regularisierungen durch den Staat. Da könnte die FDP mit ihrem liberalen Gedankengut punkten.

In meinen Analysen attestierte ich Müller seit Jahren medienrhetorische Kompetenz. Er spricht «strassengängig» und versteht es mit seinem etwas hemdärmligen Stil, der SVP das Wasser abzugraben. Im Gegensatz zu Pelli, der leider wie ein Eiertänzer lavierte und vielfach eindeutige Aussagen mied, bringt Müller seine Argumente meist auf den Punkt.

«Kein Kommentar» – diesen Spruch hört man von FDP-Präsident Philipp Müller sel-

ten oder nie. Durch seine Direktheit läuft er andererseits Gefahr, sich die Finger zu verbrennen und anzuecken.

Müllers eindeutige Positionen stossen mitunter auf Widerstand. Das zeigt sein Verhalten der SVP gegenüber oder auch bei der Auseinandersetzung mit den FDP-Frauen.

Ich zitiere aus der Nordostschweiz:

«Ein Meister der Provokation»

Der Aargauer Nationalrat beherrscht das Spiel mit den Medien und der Öffentlichkeit: Er weiss, wann es eine «gepfefferte Aussage» (wie er seine Provokationen nennt) braucht, um eine maximale Wirkung zu erzielen. So wollte er vor Weihnachten Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf das Staatssekretariat für Finanzfragen wegnehmen und in das Aussendepartement verlagern. Anlass war ihr öffentliches Sinnieren über den automatischen Informationsaustausch.

Allein die Kritik an Widmer-Schlumpf – er hatte sie bereits in der Vergangenheit für ihre «Sololäufe» kritisiert und von ihrer «politischen Isolation» gesprochen – wäre wohl verhallt. Mit der Idee, Widmer-Schlumpf in Steuerfragen zu entmachten, war sich Müller der heftigen Reaktionen gewiss, ohne etwas zu riskieren. Realpolitisch war die Idee unbedeutend, und Müller bereut sie bis heute nicht. Der Zweck bestand einzig darin, dass über die FDP geschrieben wird. Allerdings: Philipp Müller als Schaumschläger abzutun, wäre verfehlt. Im letzten August gab er den Kampfjet Gripen («Papierflieger» und «fi-

nanzielles Hochrisikospiele») in einem Interview mit der *NZZ* zum Abschluss frei. Seither diktiert die FDP Verteidigungsminister Ueli Maurer die Bedingungen in dessen wichtigstem Geschäft.

Finanzplatz, Migration, Gripen, Familienpolitik: Philipp Müller hält die FDP im Gespräch. Man schätzt, dass sich der erste Nichtakademiker an der Parteispitze pointiert äussert und die FDP klar positioniert.

EINIGE ANTWORTEN MÜLLERS

AUF JOURNALISTENFRAGEN

Journalist: Was hat denn Frau Widmer-Schlumpf nach Ihrer Ansicht falsch gemacht?

Müller: Seit bald einmal zwei Jahren hat sie dem Parlament die Vorlage einer Finanzplatzstrategie versprochen. Wir haben lange gewartet, sind freundlich und ruhig geblieben und haben nichts erhalten. Nun endlich, nach langer Zeit, hat sich Frau Widmer-Schlumpf diese lang ersehnte Finanzplatzstrategie am vergangenen Mittwoch durch den Bundesrat absegnen lassen. Und keine 24 Stunden später tritt sie vor die Medien und fällt ihrem eigenen Unterhändler aus dem Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), Botschafter Michael Ambühl, sowie dem Bundesratskollegium in den Rücken. Sie verkündet mit ihrem Liebäugeln mit dem automatischen Informationsaustausch etwas gänzlich anderes als im Bundesrat beschlossen. Es geht hier darum, dass sich der Bundesrat auf eine Finanzplatzstrategie festlegt und dann die Reihen ge-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



geschlossen werden, um mit den ausländischen Partnerstaaten verhandeln zu können. Über eine Kakophonie von unterschiedlichen Verlautbarungen freut sich das Ausland und nimmt uns aus wie eine Weihnachtsgans. Es steht Frau Widmer-Schlumpf selbstverständlich frei, über alle möglichen Varianten einer Finanzplatzstrategie zu sinnieren. Dies tut man aber sicherlich nicht öffentlich, notabene zu einem Zeitpunkt, an dem die Schweiz mit anderen Staaten in Verhandlungen steht.

ANALYSE

Der FDP-Präsident wird nach Fehlern von Widmer-Schlumpf gefragt. Er beantwortet die Frage konkret und begründet dies detailliert. Erst jetzt, nach zwei Jahren, präsentiert die Finanzministerin die versprochene und erwünschte Finanzplatzstrategie. Sie fällt unüberlegt ihrem eigenen Unterhändler in den Rücken. Vor den Verhandlungen liebäugelt sie mit dem automatischen Informationsaustausch. Damit erweist sie – nach Müller – dem Gesamtbundesrat einen Bärendienst.

In dieser Phase dürfte eigentlich kein Verhandlungspartner ein denkbares Entgegenkommen an den Gegner signalisieren. Im Gegensatz zu anderen Parteipräsidenten weicht Müller nicht aus, sondern begründet sein Argument mit einem nachvollziehbaren Beispiel.

Journalist: FDP-Gekeife gegen Widmer-Schlumpf?

Müller: Der Journalist Christof Moser von der Zeitung *Der Sonntag* hat mit seinem dümmlichen Titel über seinem Artikel gezeigt, dass er nicht begriffen hat, worum es geht. Wer die geschlossene Haltung der FDP in einer derart wichtigen Angelegenheit als «Gekeife» bezeichnet, qualifiziert sich selbst ab. Damit hat er gezeigt, dass er im Gegensatz zu beispielsweise der *NZZ* oder anderen Fachjournalisten nicht begriffen hat, worum es im Grunde geht. Nämlich, dass Eveline Widmer-Schlumpf mit ihren unbedachten Äusserungen dem Bundesrat in den Rücken gefallen ist. Und dies nur einen Tag nachdem der Bundesrat die ihm von Widmer-Schlumpf vorgelegte Finanzplatzstrategie abgesegnet hat. Dass sie damit der Schweiz ein Ei gelegt hat, zeigt die Berichterstattung darüber in den deutschen Medien, die sich in Erwartung des Einlenkens der Schweiz auf den automatischen Informati-

onsaustausch im Hurra-Rufen übertrumpfen wollten.

ANALYSE

Das Wort «Gekeife» scheint Philipp Müller hart getroffen zu haben, sonst würde er sich nicht so ereifern und den Journalisten angreifen.

Leider wiederholt Müller das Wort «Gekeife» unnötigerweise. Die unbedachten Äusserungen der Finanzministerin (mit denen sie dem Gesamtbundesrat in den Rücken gefallen ist) sind auch in dieser Begründung nachvollziehbar.

Im Februar dieses Jahres kam Müller beinahe ins Schleudern. In der «Tagesschau» wurde er als Windfahne hingestellt. Doch findet der FDP-Präsident noch rechtzeitig eine logische Begründung:

Noch in der Sommersession stimmte die grosse Mehrheit der FDP-National- und -Ständeräte dem Familienartikel im Parlament zu. Auch FDP-Präsident Müller. Jetzt sagt er jedoch, die Finanzierung der Kinderbetreuung sei nicht Aufgabe des Bundes.

Müller (wörtlich): «Das ist im Falle der Kinderbetreuung beispielsweise... ist das in den Gemeinden und in den Kantonen. Und man schreibt nicht etwas in die Verfassung, was andere, Kantone und Gemeinden, dann ausführen und finanzieren müssen.»

Arnold: «Aber Sie haben doch für den Artikel gestimmt?»

Müller: «Das ist so. Aber ich habe als Parteipräsident die Mehrheit zu vertreten.»

Arnold: «Wie werden Sie die Frauen in der Partei besänftigen?»

Müller: «Ich glaube nicht, dass man die Frauen besänftigen muss. Die haben ihre legitimen Interessen. Sie vertreten sie auch gut. Und mit dem können wir durchaus leben.»

Kommentar: Mit knapper Not kriegt der FDP-Präsident die Kurve. Er ist nämlich verpflichtet, die Meinung der Mehrheit zu vertreten. Ob dies die FDP-Frauen auch so sehen?

Möglicherweise geht es beim Konflikt mit den FDP-Frauen auch um persönliche Animositäten und Stilfragen. Doch die eigentlichen Differenzen liegen tiefer. Es geht um einen grundlegenden Richtungsstreit, glaubt Politologe Michael Hermann. Während die Frauen einen gesellschaftspolitisch dezidiert liberalen Kurs verfolgen, sucht die serbelnde Partei seit dem Amtsantritt von Philipp Müller mit einem primär in Wirtschaftsfragen liberalen Kurs ihren Weg aus der Misere. Dieser Konflikt sei zwar nicht neu, aber bislang nicht ausgebrochen, weil die Frauen früher nie so laut

und provokativ aufgetreten seien, sagt Hermann. Doch Exponentinnen wie Esseiva oder Carmen Walker Späh sind weder leise, noch lassen sie sich kontrollieren. Sie verfolgen ihr eigenes Programm und wissen, wie man die mediale Aufmerksamkeit geschickt steuert. Sehr zum Unmut der FDP-Männer.

Die FDP-Frauen sind ernst zu nehmende Konkurrentinnen. Der Eklat scheint somit unvermeidbar. Wie ich noch erfahren konnte, kommt es zu einer Aussprache mit einer Festlegung künftiger Spielregeln

FAZIT

Für mich ist Philipp Müller ein cleverer Kommunikator, der der FDP gut tut. Es besteht jedoch die Gefahr, dass er sich als Dauerempörter abnützt. Man darf nicht zu oft wütend sein und kritisieren, sonst leidet die Glaubwürdigkeit. Es gilt auch bei ihm: Wer auf der Orgel ständig das Register «Tutti» zieht, bei dem hört man das «Piano» gar nicht mehr. □

ANZEIGE

1/3 ST. Galler Anzeiger

Medienrhetorik

Die Medienrhetorik des Weihbischofs Marian Eleganti

Den Rücktritt von Papst Benedikt hat unser Rhetorikspezialist Marcus Knill zum Anlass genommen, das Medienverhalten von Weihbischof Marian Eleganti genauer zu untersuchen. Dabei kam er zu einer verblüffenden Erkenntnis.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Es ist nicht das erste Mal, dass Marian Eleganti im «Club» zu Gast war. Ich habe ihn als Abt bereits früher bei seinem Auftritt vor Mikrofon und Kamera genauer beobachtet. Damals stand ihm ein konstantes Lächeln im Gesicht, was seine Aussagen bei den Medienkonsumenten abschwächte. Beim jüngsten Auftritt im «Club» als Weihbischof erlebte ich nun einen anderen, einen selbstsicheren geistlichen Würdenträger, der mich medienrhetorisch überzeugte. In meiner Analyse gehe ich nicht auf den Inhalt der Argumente ein. Ich verdeutliche jedoch, wie man auch im Gegenwind glaubwürdig kommunizieren kann. Ich enthalte mich einer Wertung der Argumente und Gegenargumente. Die theologische Haltung des zurückgetretenen Papstes wurde in den meisten Medien seit Jahren kritisiert. Bischof Marian Eleganti hatte im letzten «Club» insoweit einen schweren Stand, als er den Papst persönlich kennt und sich hinter die Theologie des zurücktretenden Pontifex stellte. In Kommentaren wehte dem Bischof dadurch nach dem Medienauftritt ein rauer Wind von Kritikern entgegen, die sich eine neue, «reformierte» katholische Kirche wünschen, mit einer deutlichen Kehrtwende hinsichtlich Frauenfragen, Geburtenregelung, Zölibat usw. Elegantis Einstehen für eine bewahrende, traditionelle Haltung führte bei den Gegnern in den meisten Kommentaren im Netz zu einer antikatholischen Häme. Diese Haltung ver-

deutlichen all die kritischen Echos in den Blogs. Aus der Sicht eines echten Dialogs, bei dem Meinung und Gegenmeinung toleriert werden, war es für mich spannend, zu verfolgen, ob der Churer Weihbischof sich als Anwalt der päpstlichen Sicht medienrhetorisch durchzusetzen vermag.

«Nur wer überlegt, ist überlegen!»

In meiner Analyse lege ich dar, weshalb mich Bischof Marian Eleganti im «Club» medienrhetorisch überzeugt hat:

Er hörte stets konzentriert zu, war ständig präsent und liess sich von den zahlreichen Unterbrechungen nicht irritieren.

Das Verhalten erinnerte mich an meine Analyse von Bischof Koch im «persönlich» vom September 2004.

Schon damals leitete ich meine Analyse mit den Worten ein:

Die katholische Kirche auf dem heissen Stuhl.

Bischof Kurt Koch stellte sich 2004 in einem längeren Interview in der *SonntagsZeitung* den jüngsten, umstrittenen Beschlüssen der Bischofskonferenz.

Beispielsweise soll nun hart durchgegriffen werden, falls ein Priester mit evangelischen Gläubigen eine Abendmahlsfeier ab-

hält. Seit Jahren ist die katholische Kirche in der Medienlandschaft einem harten Gegenwind ausgesetzt.

Meine Beurteilung Kochs stimmt in einigen Punkten mit der Beurteilung Elegantis überein. In den Antworten war aber Koch kürzer als der «Sprechdenker» Bischof Marian.

Ich zitiere meine damalige Erkenntnis nach dem Auftritt von Bischof Koch. Sie deckt sich weitgehend mit dem Auftritt des Weihbischofs im letzten «Club»:

Nicht nur im Interview der *SonntagsZeitung* – auch im «Zischtigsclub» – haben wir festgestellt: Bischof Koch besitzt die wichtigste rhetorische Stärke – gut zuzuhören, um hernach in seinen Antworten nur auf EIN Argument einzugehen und EINEN Kerngedanken konkret herauszuschälen und dazu mehr zu sagen. Medienrhetorische Schulung besteht vor allem darin, keine pfannenfertigen, auswendig gelernten Antworten herunterzuleiern. Sondern: denkbare Fragen oder Vorwürfe in Ruhe zu bedenken, zu antizipieren. Beim analysierten Interview ging es uns überhaupt nicht um die Richtigkeit der Inhalte, sondern lediglich um das WIE des Argumentierens.

Nur wer gut überlegt, ist überlegen! Argumentieren heisst, die eigenen Gedanken, die eigene Sicht verständlich und nachvollziehbar zu formulieren: kurz und dennoch konkret!

Der «Club» vom 12. Februar thematisierte nun im Schweizer Fernsehen den Abgang des Papstes

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Typische Sequenz aus dem jüngsten «Club»-Beitrag:

Bischof Eleganti: Schon Johannes Paul II. hat die Möglichkeit des Gedankens des Rücktritts festgeschrieben. Es wurde schon damals festgesetzt, dass ein Papst an die absolute Grenze des physisch Tragbaren kommen kann. Und Papst Johannes Paul II. hat sich auch lange an dieser Grenze entlang bewegt. Er hat das immer in einem geistlichen Sinn verstanden. Was Papst Benedikt in seiner Rede auch aufnimmt: Papst sein heisst auch Leiden, dies geduldig auszuhalten unter den Lasten des Kreuzes und des Amtes. Für mich zeigt sich, und diesen Eindruck hatte ich immer gehabt: Für mich ist er ein unabhängiger Denker. Er hat immer eine gewisse ... und eine gewisse Unabhängigkeit ...

Er hat sich nie durch Stimmungen und auch nie durch einen irrsinnigen medialen Hype irgendwie bedrängen lassen und aus

«Er hörte konzentriert zu, war ständig präsent und liess sich von den Unterbrechungen nicht irritieren.»

seiner Ruhe und seinem Denken vor Gott und seinem Gewissen entschieden. Nicht einfach nach dem, was man von ihm erwartet. Und – äh – für mich ist es – in dem Sinn – auch eine Entscheidung auf der Linie seiner Persönlichkeit – sehr harmonisch einfügt. Das zeigt: Letztlich war er doch ein recht unabhängiger Denker gewesen. Er hat sich seine Reden nicht einfach so vorsetzen lassen, sondern man spürt in den Predigten in seinen Reden immer wieder seinen persönlichen Stil, seinen Ansatz, sein Denken, und er hat schon am Anfang gesagt, er handle nicht nach Programm, sondern es gehe darum, eigentlich im Tiefsten auf den Grösseren zu hören. Wo Christus ist, und: Christus leitet die Kirche, und in dem inneren Hören hat er das entschieden. Und das sagte er auch: vor Gott, vor Christus im Gewissen, mit voller Freiheit und im Gebet.

Nach diesem langen Votum wird der Bischof unterbrochen. Das Verhalten des Papstes müsste ein Zeichen sein für alle Machtbesessenen, die auf ihren Ämtern verharren. Bischof Eleganti lässt sich nicht vom roten Faden

abbringen. Er übernimmt sofort wieder den Lead und fährt weiter:

Also: Ich habe Ihnen durchblicken lassen, dass er mit einer begrenzten Amtszeit rechnet. Das ist schon vom Alter her gesehen. Er ist schon im hohen Alter Papst geworden. Da spürt man schon die Grenze der eigenen Biografie.

Man merkt: Es ist ein Abschnitt, ein Projekt. Es ist eine begrenzte Chance. Er kann nicht alles erreichen. Das hat mir bei ihm immer gefallen. Ich hatte immer das Gefühl, er will nicht unbedingt, einfach – äh – wie soll ich es sagen, etwas selbst durchsetzen oder erreichen, sondern er lässt die Sache reifen. Er stellt seine Position, seine Perspektive – seinen Auftrag in den Raum, und man setzt sich mit dem auseinander. Aber er weiss ganz genau, dass er sich letztlich nicht durchsetzt und dass es nur eine historische Periode, ein Abschnitt ist im ganzen Leben von den vielen acht Jahren. Das ist nicht so lange

«Dass ein Papst zurücktritt, ist beinahe wie ein Tabu.»

– auf zweitausend Jahre umgebrochen. Das ist auch ein wenig schwierig zu sagen: Das ist ein Stillstand oder Fortschritt. Man misst dies ja immer an den eigenen Interessen. Was meinen Interessen entgegenkommt, ist Fortschritt und natürlich, was meinen Interessen nicht entgegenkommt, ist Rückschritt.

Und ich glaube, Papst Benedikt und seine Amtsführung ist in einem viel universaleren, grösseren Kontext – und das wird man erst mit der Zeit sehen (Moderatorin unterbricht dieses lange Votum und fällt dem Bischof ins Wort: Wir wagen es trotzdem heute ...) Marian macht den Satz unbeirrt fertig: Wir werden dann sehen, was er erreicht hat.

Die Moderatorin spricht den Paradigmenwechsel nach dem Rücktritt an.

Bischof Eleganti fährt unbeirrt weiter: Ich glaube nicht, dass dies ein Paradigmenwechsel ist. Das glaube ich nicht. (*Moderatorin entgegnet: Aber der Druck steigt ...*)

Eleganti: Nein. (Nein: Moderatorin.) Wenn man die letzten Bilder betrachtet, kann man erschrecken. Ich habe eines gesehen, im Laufe der Reportagen. Der Papst wurde für

den Auftritt hineingefahren, in den Petersdom, wo er hineingestossen wird. Seine Kräfte haben tatsächlich massiv abgenommen. Und er hat immer gesagt, also wenn ich das Amt wirklich nicht mehr verantworten und nicht mehr voll mit meinen Kräften ausüben kann – was das Amt voraussetzt –, dass man leiten und präsent sein kann, dass man die Belastung durchhalten kann, von den vielen Begegnungen, Audienzen, der Öffentlichkeitsarbeit. Mit den Auseinandersetzungen, die an allen Nerven zehrt, ein Papst ist ein Mensch – natürlich, dass er dann Konsequenzen ziehen wird –, und insofern ist es einfach eine ehrliche Selbsteinschätzung.

Moderatorin unterbricht: Aber ein persönlicher Entscheid, nicht einer, bei dem man sagen kann ...

Eleganti unterbricht erneut: Ich glaube, er ist manchmal prophetisch – er hat einen gewissen prophetischen Zug, glaube ich auch, in seinem ... Ich glaube schon, dass er da auch einmal bewusst einem anderen etwas leichter macht – es ist ja fast undenkbar. Man ist sich ja gar nicht mehr gewöhnt gewesen, seit Jahrhunderten, dass ein Abt zurücktritt. Die Überraschung, die wir alle haben ...

Moderatorin interveniert. Bischof Eleganti korrigiert sofort: Papst. Entschuldigung – Was habe ich gesagt? Alle lachen.

Nein, dass ein Papst zurücktritt, und es ist ja beinahe wie ein Tabu. Also mit dem Rücktritt hat er für eine gewisse Entkrampfung gesorgt. Damit ein anderer diesen Schritt leichter machen kann.

Nun übernimmt die Moderatorin wieder die Führung des Gesprächs.

ANALYSE:

Die Gedanken sind gut nachvollziehbar. An der Sprachebene erkennbar, der Jugendbischof (zum Beispiel: «irrsinnigen medialen Hype») Dank der einfachen Sprache und des roten Fadens sind die langfädigen Voten nicht langweilig. Die zahlreichen Gedankenverbindungen mit «und» sind an der oberen Grenze. Beim Antworten lohnt es sich, Gedanken immer abzuschliessen, anstatt sie mit «und» künstlich zu verlängern. Mündliche Aussagen sind kurz zu halten. Anstelle der Platzhalter und sind Pausen zu setzen.

Eleganti lässt sich nicht vom roten Faden abbringen und wiederholt seine Botschaft ruhig, sicher und überlegen. Das einzige Problem: Der zeitliche

Aspekt müsste künftig besser beachtet werden. Wes Herz voll ist ... In einem Coaching würde ich an der Länge der Antworten und am richtigen Abschluss der Sätze arbeiten.


Eleganti persönliche Ich-Aussagen haben den Vorteil, immer richtig zu sein. Denn damit formuliert der Sprechende seine Wahrnehmung. (Er nimmt die Wahrheit zu sich, sie ist dann für den Sprechenden immer wahr. Niemand kann bestreiten, dass diese Wahrnehmung falsch ist.) Dies schätzte ich.

Auch die konkrete Beobachtung, wie der Papst in den Petersdom hineingefahren wurde, überzeugt. Weihbischof Eleganti signalisiert gegen Schluss seines Votums eine gewisse Spannung, die ich nicht einordnen kann. Wer diese Sequenz beschreibt, stellt Satzbrüche fest und den Versprecher Abt statt Papst.

Das könnte man vielleicht psychologisch als Freud'schen Versprecher bezeichnen und sich fragen: Könnte möglicherweise der Versprecher damit begründet werden, dass im Kloster, wo Abt Eleganti gewirkt hatte, derzeit die Wahl des neuen Abtes bevorsteht? Oder hatte möglicherweise der anwesende Abt Werlen den Versprecher initiiert?

FAZIT:

Wer selbst überzeugt ist von dem, was er sagt, überzeugt. Das war beim Weihbischof der Fall. Persönlichkeiten beeindrucken in den Medien nicht durch Schauspielerei und weichgespülte Aussagen. Bischof Marian Eleganti wirkt deshalb glaubwürdig, weil er seine Argumente trotz Gegenwind ruhig, sachlich und mit persönlichem Engagement vertritt. Die Moderatorin sah sich verpflichtet, den dominierenden Bischof Eleganti immer wieder zu bremsen. Gut denkbar, dass sie von der Regie gebeten wurde, Gegensteuer zu halten. Aber seine wichtigsten Gedanken konnte der Churer Weihbischof in dieser Sendung vermitteln.

Erkenntnis: Wenn jemand voll und ganz hinter seiner Aussage steht, werden auch Fehler toleriert. 

Medienrhetorik

Rhetorik der Verlierer

Nach einer Niederlage sind die Verlierer gefordert, den Medien Rede und Antwort zu stehen. Der Unterlegene versucht dann meist, die Niederlage schönzureden oder Ausreden aufzutischen. Nimmt man das Verhalten prominenter Persönlichkeiten unter die Lupe, gibt es nur wenige, die verstehen, als Verlierer glaubwürdig zu antworten.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Die Rhetorik des Verlierers nach der jüngsten Präsidentschaftswahl in Amerika

Mitt Romney gab sich bei der Rede in seinem Wahlkampfhauptquartier in Boston gefasst. Die Wahl sei vorbei, «aber unsere Prinzipien haben weiter Bestand».

«Ich habe soeben Präsident Obama angerufen, um ihm zu seinem Sieg zu gratulieren.» Er wünsche Obama, dessen Frau und Töchtern viel Glück, sagte Romney. «Ich bete dafür, dass der Präsident unsere Nation erfolgreich führen wird.»

«Ich habe mir so sehr gewünscht, eure Hoffnungen zu erfüllen, das Land in eine andere Richtung zu führen», sagte der Unterlegene. Zugleich bedankte sich Romney bei seinen Mitstreitern und seiner Frau Ann. «Sie wäre eine wundervolle First Lady gewesen», sagte er. In heroischem Tonfall beschwor der Wahlverlierer die Stärke der Nation: «Ich glaube an Amerika, ich glaube an die Menschen in Amerika.» Mit dem Eingeständnis der Niederlage hatte sich Romney viel Zeit gelassen. Die US-Fernsehsender hatten bereits mehr als eineinhalb Stunden zuvor die Wiederwahl Barack Obamas gemeldet.

ANALYSE:

Romney war überzeugt davon, dass er die Wahl gewinnen würde. Er habe nur eine Rede nach dem Sieg vorbereitet, sagte er kurz vor der Wahl. Aber hat er dennoch den richtigen Ton, die pas-

senden Worte gefunden? Bei seiner Gratulation spricht er auch Frau Obama und deren Kinder persönlich an.

Das Verhalten von Renate Künast und Claudia Roth nach der überraschenden Schlappe

Die grüne Basis hat Jürgen Trittin und Katrin Göring-Eckhardt zu den Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl 2013 bestimmt. Die prominenten grünen Frauen Renate Künast und Claudia Roth unterlagen überraschenderweise.

Roths Reaktion nach der Schlappe:

Niederlage – ohne Wenn und Aber – eingestehen: Die Nichtwahl war eine herbe Klatsche! Dann aber geht sie thematisch auf die Anliegen der Grünen Partei ein und zeigt sich bereit, für die Partei weiterhin zur Verfügung zu stehen.

Roth klammert Emotionen nicht aus. Sie sagt, sie habe ein bitteres Ergebnis erlebt, Zweifel und grosse Zerrissenheit hätten sie durchgerüttelt. «Da war Licht und Schatten.» Einerseits sei die Urwahl ein grosser Erfolg gewesen. «Ich würde immer wieder für eine Urwahl eintreten.» Doch es habe auch Schatten gegeben, «weil das Ergebnis eine herbe Klatsche war und natürlich auch eine bittere Enttäuschung».

Dann folgen vorbildliche Aussagen, die sachbezogen sind und sich von jeglichem Personenzwist absetzen: «Es geht jetzt in erster Linie nicht um mich und um meine

Enttäuschung, sondern es geht um etwas Wichtigeres», sagte Roth. Es gehe um die Ablösung von Schwarz-Gelb. So viel Zuspruch wie am Wochenende nach ihrer Niederlage habe sie noch nie bekommen. Viele namhafte Parteivertreter hätten ihr glaubhaft versichert, bei der Urwahl der Spitzenkandidaten sei es nicht um den Parteivorsitz gegangen. Sie habe sich zwar gefragt, ob sie ihr Amt behalten könne. Doch sei sie zu dem Ergebnis gekommen: «Es geht darum, geschlossen alle Kräfte zu mobilisieren und zu bündeln.» Roth: «Deshalb ziehe ich meine Kandidatur nicht zurück.» Und weiter: «Deshalb habe ich nach langen Überlegungen (...) gesagt, gut, dann biete ich das der Partei an.» Nun hätten die Delegierten das Wort.

ANALYSE:

Da kommen mir die Tränen. Für mich ist dies alles Kalkül, wie ihre Kleidung. Drei Tage schwarz und dann wieder wie gewohnt.

Und das Verhalten von Renate Künast?

Herbe Lektion für Renate Künast. Sie fiel im ersten Wahlgang zum neu geschaffenen Landespartei-Rat durch. Viele Berliner Grüne waren mit dem Umgang Künasts nach der Niederlage bei der Abgeordnetenhauswahl im vergangenen Jahr unzufrieden.

Im ersten Wahlgang fiel sie mit 48,3 Prozent der Stimmen durch. Erst im zweiten Wahlgang wurde die Fraktionschefin im Bundestag mit 76,5 Prozent gewählt.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



US-Wahlen verloren: Mitt Romney.

ANALYSE:

Künast war einsichtig: «Ich glaube, ich habe verstanden. Das war eine Botschaft für Dinge, die im Wahlkampf falsch gelaufen sind. Ich weiss, dass ich Fehler gemacht habe. Ich will das ehrlich aufarbeiten.» Renate Künast geht andererseits mit Niederlagen zu wenig selbstkritisch um. Die Begründungen: «Landes- und Bezirkspolitiker fühlten sich nicht genug in ihren Wahlkampf und auf die Festlegung der Themen gebunden», und: «Auch das lange Offenhalten einer Koalition mit der CDU kam beim linken Flügel der Grünen nicht gut an», sind für mich Selbstschutzbehauptungen.

Jacqueline Fehrs Selbsterkenntnis nach herber Niederlage

Nach der gescheiterten Wahl als Fraktionspräsidentin suchte Jaqueline Fehr Erklärungen und Fehler, die sie mit Kollegen beging.

Alle rechneten mit ihrer Wahl

Sie geht nach der überraschenden Wahl Andy Tschümperlins immerhin der Frage nach, weshalb Frauen – wie sie – als verbissen gelten. «Ich bereue, dass ich gegenüber den neuen Fraktionsmitgliedern, nicht aufmerksamer gewesen bin», sagte SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr drei Tage nach ihrer Niederlage.

INTERVIEW:**Journalist: Wie fühlen Sie sich drei Tage nach Ihrer Niederlage gegen Andy Tschümperlin?**

Jaqueline Fehr: Es ist wie ein Muskelkater an Geist und Seele, der langsam versurrt.

Sie haben die Kritik von Parteikollegen, die Sie als berechnend und sozial nicht kompetent bezeichnet haben, als «haltlos» abgewiesen. Sind Sie eine schlechte Verliererin?

Nein, das bin ich nicht. Aber ich wehre mich

dagegen, dass aufgrund anonymer Aussagen von Fraktionskollegen ein Psychogramm von mir erstellt wird. Das ist einfach nicht seriös.

Gegenüber Radio DRS haben Sie nach Ihrer Nichtwahl aber auch von einer «Intrige» gesprochen. So leicht haben Sie Ihre Abwahl offenbar doch nicht verdaut.

Für das Wort «Intrige» entschuldige ich mich. Ich habe im Trubel das richtige Wort nicht gefunden.

Nochmals zurück zur Kritik an Ihrer Person: Sie sind also nicht berechnend?

Nein, das bin ich nicht. Wenn ich tatsächlich so berechnend und taktiererisch wäre, hätte ich die Wahl wohl gewonnen. Dass ich meine teilweise sperrige Art behalten habe und nicht plötzlich zu allen nett gewesen bin, beweist, dass ich mich für ein Amt nicht verbie-

ge. Wenn ich so ein Mensch wäre, wie es mir Kritiker vorwerfen, wäre ich auch politisch nie so weit gekommen. Es gibt offenbar zwei verschiedene Bilder von mir.

Und wie sieht das andere aus?

Ich habe nach der Nicht-Wahl Hunderte von Mails erhalten. Darin beschreiben mich die Menschen als integer, als jemanden, der Transparenz schafft, Leute zu Lösungen zusammenbringt, über die Parteigrenzen hinweg politisiert und Vertrauen aufbaut.

Sie haben also keinerlei Schwächen?

Oh doch, sehr viele sogar! Und ich kenne sie sehr gut. Ich weiss, dass ich gewissen Leuten auf die Nerven gehe. Schwächen von mir sind unter anderem, dass ich gegenüber Ei-

«Ich hatte das Gefühl, dass wir uns viel zu wichtig nehmen unter der Bundeshauskuppel.»

telkeiten bockig werde, zu wenig Souplesse habe, oft etwas überengagiert bin und mich in viele Angelegenheiten einmische. Manchmal bin ich einfach zu leidenschaftlich.

Rückblickend: Haben Sie im Umgang mit Ihren Fraktionskollegen Fehler gemacht?

Ich bereue, dass ich gegenüber den neuen Fraktionsmitgliedern nicht aufmerksamer gewesen bin. Ich habe mich vor den Fraktionspräsidiums-Wahlen zu wenig mit ihnen unterhalten. Ich wollte sie nicht plump bedrängen. Das war ein Fehler. Viele Neugewählte haben wohl gedacht, sie seien mir zu wenig wichtig. Genau das Gegenteil ist der Fall. Ich glaube, dass wenn jemand stark führt und den bisherigen Alphas die Stirn bieten kann, es für die Neuen viel einfacher ist, einen Platz zu finden.

Dann haben Ihnen die Stimmen der Neuen gefehlt, um die Wahl zu gewinnen?

Das könnte tatsächlich sein. Dabei wäre ich genau für die Neuen gerne Fraktionspräsidentin geworden.

Die SP-Frauen sprechen auch von der Geschlechterfrage, die Ihnen den Sieg

gekostet hat. Hätten Sie die Wahl als Mann gewonnen?

Das ist schwierig einzuschätzen. Ich denke aber, dass es immer noch einen Unterschied macht, ob eine Frau einen Führungsanspruch stellt oder ein Mann. Bei der Frau heisst es schnell, sie sei verbissen, der Mann hingegen wird als hartnäckig gelobt.

Die Jusos haben am Sonntag in einem Brief dem neuen Fraktionschef Andy Tschümperlin vorgeworfen, dass ihm genau dieser Führungsanspruch fehle. Was sagen Sie dazu?

Andy Tschümperlin hat sich als Moderator angepriesen. Das birgt Gefahren. Wenn die Fraktionsspitze nicht klar führt, sichern sich einfach die Frechsten und Lautesten den grössten Platz. Dies ist dann nicht immer im Sinne der gemeinsamen Sache.

Das wäre unter Ihrer Führung nicht passiert?

Ich hatte in den letzten Jahren oft das Gefühl, dass wir uns viel zu wichtig nehmen unter der Bundeshauskuppel. Es geht eben nicht um unsere Selbstverwirklichung, sondern um die gemeinsame politische Idee. Wir wollen die Schweiz vorwärts bringen. Dabei müssen wir nüchtern überlegen, wer die jeweilige Botschaft am besten gegen aussen vertritt, wie wir unsere Arbeit untereinander aufteilen, wo wir die Schwerpunkte setzen. Das klingt nicht wahnsinnig gemütlich, doch es ist der einzige Weg, um politische Ziele zu erreichen.

ANALYSE:

Jacqueline Fehr versteht es gut, Vorwürfe nicht zu wiederholen. Mit dem eindeutigen nein stoppt sie die meisten Anschuldigungen. Mit dem unbedachten Wort Intrige macht sie bewusst, dass sie überreagierte. Dies ist ein grober Fehler. Sie entschuldigt sich aber dafür. Wenn sie diesen Fehler schon kennt, weshalb arbeitet sie nicht daran? Immerhin sieht Fehr ein: Sie hat die Beziehungsebene vernachlässigt, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Was mich stört: Fehr wertet ihre sperrige Art positiv. Das Bockigwerden und die mangelnde Souplesse sieht sie als Gradlinigkeit und als positive Führungsqualität. Der moderaten Art Tschümperlins kann sie nicht viel Gutes abgewinnen. Sie stört sich an seinem moderaten Verhalten. Für mich ist jedoch Moderieren wichtiger als ein verbissenes Führen. Jacqueline Fehr muss bereit sein, aus den Niederlagen zu lernen. Ich werde ich selber bleiben! könnte heissen: Ich will

mich nicht ändern, nichts verbessern. Wenn dem so wäre, sehe ich schwarz. Man kann sich nämlich verbessern, ohne sich verleugnen zu müssen. Sich verbessern ist immer mit einer Veränderung verbunden. Übrigens: Wenn Sie diese längere Sequenz nochmals aufmerksam lesen, stellen Sie fest: Die Politikerin lässt sich vom Journalisten zu stark lenken.

Typische Antwortmuster nach Niederlagen:

Die Niederlage wird zum Erfolg umgedeutet. Nach einer verlorenen Abstimmung wird ein moralischer oder relativer Grund gesucht, damit die Niederlage zum Erfolg umgemünzt werden kann. Beispiele: «Die Mehrheit der Bevölkerung hat uns zugestimmt.» «Nur das Ständemehr hat gefehlt.» «Über ein Drittel der Wähler hat ...» Die derzeitige Situation wird als guter Start zur Verwirklichung des Zieles gesehen. Statt von der Niederlage zu reden, wird das Resultat als Zeichen der Ausbaufähigkeit der eigenen Sache dargelegt, und man schildert das Resultat als wertvollen Anstoss für XY. «Nach diesem erfreulichen Anstoss kann es nun so richtig losgehen!»

Es wird erklärt, man habe gar nicht gewinnen wollen

Nach den Niederlagen der SVP bei den Ständeratswahlen 2012 wurde von deren Exponenten verschiedentlich betont, dass niemand mit einem Erfolg gerechnet habe. Man habe gar nicht gewinnen wollen. Der Zweck des Wahlkampfes habe darin bestanden, die Kandidaten herauszufordern, damit für die Konkurrenz die Wahl nicht zum Sonntagsspaziergang verkomme.

Die Niederlage wird mit typischen Politikersätzen (Plausibilitätsantworten) beschönigt.

- Das Resultat ist eine Enttäuschung. Doch für eine kleine Partei sind ... Prozent ein hervorragendes Ergebnis.
- Die Ergebnisse sagen nicht viel aus, zumal die Gegner mit einer millionenschweren Kampagne agiert haben.
- Das Resultat darf nicht überbewertet werden. Auch beim Frauenstimmrecht benötigte man mehrere Anläufe. Wir werden weiterhin für XY kämpfen und werden uns auch künftig für ... einsetzen.
- Wir sind zufrieden, dass wir unsere Position halten konnten.
- Das Resultat ist als Spiegel der negativen Stimmung zu sehen, die von den Medien einseitig

gegen unsere Partei geschürt worden ist.

- Die Startschwierigkeiten gilt es jetzt zu überwinden. Jedes neue Produkt, das eingeführt wird, benötigt Zeit. Diese Anfangsschwierigkeiten haben wir bald gemeistert.
- Wir werden uns auch künftig für gesunde Finanzen einsetzen und sind überzeugt: Die Wähler können wir bei den nächsten Wahlen für uns voll und ganz gewinnen.

Solche Allgemeinplätze basieren auf allgemeinen Denkmustern. Sie werden von der Bevölkerung erstaunlicherweise meist anerkannt, obschon sie allen vertraut sind. Zum Beispiel: «Ein guter Verlierer steht auf und macht weiter.» Dasselbe kann auf unterschiedlichste Situationen angewandt werden: Politik, Wirtschaft usw. Weil solche allgemeinen Denkmuster bekannt vorkommen, finden sie Anerkennung und wirken plausibel, «irgendwie einleuchtend». Den Rückgriff auf solche topischen Muster finden wir immer wieder. Diese Antworten sind dermassen verbreitet, dass sie akzeptiert und als «natürliche» Art der Argumentation gewertet werden. Weshalb? Es ist meist sehr schwierig, beinahe unmöglich, logische Beweise für Unfassbares zu finden. Wenn jedoch solche Gemeinplätze und Muster zu platt sind oder zu häufig angewendet werden, bleiben sie wirkungslos, hohl. Sie sind vorhersehbar, werden entlarvt und damit un-

glaubwürdig. Niederlagen gehören seit jeher zu den unangenehmen Seiten, auch des Sportlerlebens. Zu der Aufgabe jedes Trainers gehört es, sich mit Niederlagen und mit deren Umgang auseinanderzusetzen.

Es gilt: Kein Schönreden der schlechten Leistungen

Wenn die Öffentlichkeit aufgebracht ist, ist es sinnvoll, die Sportler zu schützen. Nach aussen darf Kritik gering gehalten werden. Intern verliert ein Trainer, wenn er schlechte Leistungen schönfärbt. Nach Niederlagen gilt es, konstruktiv und aufbauend weiterzuarbeiten. Nach Niederlagen werden Sündenböcke gesucht, die Versuchung ist gross, einzelne Spieler zu attackieren. Ein Trainer muss sich bewusst bleiben, dass er mit derselben Mannschaft auch die nächsten Spiele bestreiten muss. Die Fehlleistung wird nicht korrigiert, wenn Spieler vorgeführt oder lächerlich gemacht werden.

Niederlagen kurz analysieren

Es wird genau beschrieben, was wie wann vorgefallen ist. (Fakten spiegeln, dann sofort Schlüsse ziehen, Lösungen suchen.) Es ist falsch, nach einer Wahlschlappe immer wieder zu erklären, was falsch gemacht worden ist. Es ist zu erklären, wie was wann besser gemacht werden kann, und sich

auf die eigenen Einflussmöglichkeiten zu fokussieren.


Eine Niederlage ist kein Weltuntergang

Ein guter Coach wird nach einer Niederlage ruhig weiterarbeiten. Hektisch durchgeführte Notmassnahmen verunsichern nur. Kritik muss stets fachlich fundiert sein.

KOMMENTAR:

Alle Beispiele zeigen, das Unterstreichen eigener Stärken ist legal. Nach Niederlagen wird aber von der Öffentlichkeit Selbstkritik und die ehrliche Einsicht der Niederlage geschätzt. Beschönigen ist Flop, den Fehler benennen, verbunden mit konkreten Verbesserungshinweisen, ist top.

FAZIT:

Wenn sich jemand, wie Jacqueline Fehr, so lang einen Wurm nach dem andern vom Journalisten aus der Nase ziehen lässt, ist dies, obwohl die Frage «gut» beantwortet wird, wenig souverän. Wer zu lange redet, sagt oft auch zu viel. Bei Niederlagen müssen wir die Bausteine der Medienrhetorik wie Antworttechniken, Stoppen und Lenken gelernt haben. Nach Niederlagen gilt im besonderen Mass: Die Vorbereitung ist die halbe Miete. 



Kampf ums Fraktionspräsidium verloren: SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr.

Medienrhetorik

Bei Kampfdialektik das Gesicht wahren – aber wie?

Kampfdialektik gibt es nicht nur bei Duellen vor Mikrofon und Kamera, alle Führungskräfte müssten sich im Grunde genommen mit unfairer Dialektik eingehend auseinandersetzen. In diesem Beitrag können wir vom Schlagabtausch Obama–Romney einiges lernen.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Kampfdialektik ist die Kunst, in einem verbalen Schlagabtausch mit allen Mitteln recht zu bekommen. Die eigene Meinung wird dabei auch mit ethisch bedenklichen Taktiken durchgesetzt. Bei der Kampfdialektik geht es nicht mehr um Dialogik, Konsens ist nicht gefragt. Der Gegner soll möglichst k.o. geschlagen oder zumindest in eine unterlegene Position manöviert werden. Er wird bewusst unter Druck gesetzt, damit er Fehler macht, destabilisiert wird, die Kontrolle oder die Nerven verliert.

Bei einem verbalen Schlagabtausch, wie zwischen Obama und Romney, war der Anteil unfairer Dialektik, versteckter wie auch offensichtlicher Winkelzüge recht gross.

Folgende Fragen beschäftigen alle, die sich im Alltag unverhofft einem überraschenden Schlagabtausch ausgesetzt sehen:

Wie ist möglich, sich zu schützen?

Gibt es in der Praxis bewährte Konterstrategien?

In meinen Beratungen habe ich erfahren, dass den meisten Menschen vor allem folgende schwierige Situationen grosse Bauchschmerzen bereiten:

- Überraschungen
- Aggressive Fragen, aggressiver Ton!
- Dauerredner und
- Besserwisser

Ganz heikel wird es, wenn mit verdeckten Mitteln angegriffen wird, wie mit

- Täuschungen oder
- Irreführungen

Folgende Muster sind in vielen Institutionen verbreitet:

- Das Alphanier dominiert und killt die Kommunikation mit Phrasen wie: «Das taugt in der Praxis nicht»
- Mitarbeiter nerven mit ihrem «Ich habe recht»-Gen
- Wenn im Team mit Halbwahrheiten argumentiert wird oder wenn wir mit fingierten Beispielen getäuscht werden. Beispiel: «Neueste Forschungen haben gezeigt: ...»
- Der Angriff auf die Person ist eine sehr effiziente Technik für den Kampfdialektiker. Beispiel: «Wenn man berücksichtigt, dass Sie kein fundiertes Studium haben, sind diese fragwürdigen Vorschläge verständlich.»

Behaupten und anschuldigen – eine gängige Taktik der Kampfdialektik

Hier ein Auszug aus dem dritten Duell (Quelle Tagi-online):

Die Debatte über die US-Aussenpolitik war voller Behauptungen und gegenseitiger Anschuldigungen. Nicht alle Äusserungen halten der Faktenüberprüfung stand.

Obama: Romney hat als Geschäftsmann in Firmen investiert, die Jobs ins Ausland verlagern.

Urteil von **Politifact:** Streng genommen die halbe Wahrheit. Romneys Investmentgesell-

schaft Bain Capital kaufte Unternehmen auf, die Arbeitsplätze in den USA abbauen und im Ausland investieren sollten. Als Gründer und Teilhaber von Bain geriet Romney in den Verdacht, das Geschäft einer Finanz-«Heuschrecke» zu betreiben. Allerdings ist umstritten, ob er direkte Verantwortung für das Outsourcing trägt. Es gibt keinen Beleg dafür, dass er unmittelbar als Manager für eines jener Unternehmen tätig war.

Romney: Obama schwieg, als 2009 viele Iraner gegen die aus ihrer Sicht gefälschte Präsidentschaftswahl auf die Strassen gingen.

Washington Post: Stimmt so nicht. Obama betonte umgehend, wie wichtig Meinungsfreiheit und das Recht auf friedlichen Widerstand auch im Falle des Iran seien. Er reagierte in den ersten Tagen aber zurückhaltend, um Verhandlungen über das iranische Atomprogramm nicht zu gefährden. Zudem wollte er sich nicht dem Vorwurf aussetzen, die USA stünden hinter den Protesten.

Romney: Forderung nach schärferen Sanktionen gegen Teheran. Schiffe mit iranischem Öl sollten keine US-Häfen mehr anlaufen.

Washington Post: Eine rätselhafte Aussage. Die USA bekommen seit Langem kein iranisches Öl mehr. Der republikanische Präsident Ronald Reagan hatte bereits 1987 entsprechende Sanktionen durchgesetzt.

Obama: Romney hat Russland als grössten geopolitischen Feind der USA bezeichnet.

Politifact: Stimmt. Allerdings fügte Romney hinzu, dass ein Iran mit Atomwaffen die grösste Bedrohung für die Welt wäre.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Spannendes Rededuell: Präsident Obama und Angreifer Romney.

Romney: Obama war als Präsident nicht in Israel.

Politifact: Stimmt. Als Präsident hat er kein einziges Mal den Verbündeten besucht. Dafür war er als Senator 2006 und als Präsidentschaftsbewerber 2008 im Land. Auch eine historische Wahrheit: Die Mehrheit der elf letzten US-Präsidenten hat im Amt auf einen Israel-Besuch verzichtet.

Romney: Unsere Marine ist kleiner als je zuvor seit 1917.

Washington Post: Das ist ein Vergleich von Äpfel und Birnen. Damals waren vor allem Kanonen- und Torpedoboote im Einsatz. Die moderne US-Navy verfügt über atombetriebene U-Boote und Flugzeugträger. Zuletzt standen 285 Schiffe unter dem Kommando der Flotte. Weniger waren es 2007 unter Präsident George W. Bush (278).

Auch bei den ersten beiden Duellen konnten wir nachträglich bei beiden Kontrahenten Halbwahrheiten ausmachen. Der Geg-

ner kann mit Kampfdialektikmethoden indirekt abgewertet oder verletzt werden.

Ein Wutausbruch wird gezielt inszeniert.

Es wird bissig gefragt, das Gegenüber unterbrochen oder das Gespräch bewusst gestört.

Man hält sich nicht an vereinbarte Gesprächsregeln.

Bei dialogischen Auseinandersetzungen, in fairer Dialektik wird zwar auch hart, aber immer fair argumentiert, man nimmt dabei das Gegenüber ernst, während bei der Kampfdialektik der Gegner abgewertet und möglichst schachmatt gesetzt wird.

Gerüchte als effiziente Waffe bei Kampfdialektikern

Ein ganz üble Masche bei der Kampfdialektik ist die Verbreitung von Gerüchten. Vor der Wahl in Amerika stand im *Blick*, Trump besitze Scheidungspapiere, die Michelle Obama vorbereitet habe. Gerüchte über eine

Scheidung der Obamas sind nicht neu: Autor Ed Klein veröffentlichte dieses Jahr ein Buch, in welchem er behauptet, Michelle Obama habe die Scheidung vorbereitet, nachdem ihr Mann im Jahr 2000 die Wahl ins Repräsentantenhaus verpasst hatte.

Dass Trump tatsächlich über offizielle Scheidungspapiere der Obamas verfügt, darf bezweifelt werden. Schon einmal scheiterte der Romney-Anhänger mit einem falschen Gerücht über Obama grandios.

So behauptete er letztes Jahr, Obama sei nicht auf Hawaii, sondern in Kenia geboren und habe demnach kein Recht, US-Präsident zu sein. Doch dann veröffentlichte Obama seine US-Geburtsurkunde – und liess Trump alt aussehen.

Aber auch die Demokraten haben einen «Schmutzfink» in den eigenen Reihen: Skandal-Anwältin Gloria Allred. Die Obama-Anhängerin drohte lange mit einer «October Surprise».

Sie wollte Details aus dem Familiengericht von Canton (Massachusetts) enthüllen. Es sollte dabei um eine beeidigte Zeugenaussage von Mitt Romney in einem Sorgerechtsstreit gehen, berichtete das Internet-Portal Radar.online.

Noch vor Allreds offizieller Enthüllung erklärte das Portal, worum es ging: Romney habe für seinen sehr guten Freund und Geschäftspartner Tom Stemberg einst nach einer seiner zwei Scheidungen ausgesagt. Er soll die Hand für Stemberg ins Feuer gelegt haben, dass dieser ein guter Vater seiner vier Söhne sei, doch Stembergs erste Frau Maureen behauptete das Gegenteil. Sie berichtete von Affären und Bettgeschichten.

Was Allred damit wahrscheinlich sagen wollte: Romney ist ein Lügner oder zumindest ein Mann, dem man nicht alles glauben kann (Quelle Bild-online).

In der Politik kommt die Waffe «Gerücht» immer wieder zum Einsatz.

Gerüchte sind auch deshalb so gefährlich, weil viele annehmen: Wo Rauch ist, gibt es auch ein Feuer. Dadurch bleibt immer etwas hängen. Schmutzige Wäsche, fiese Details auf den letzten Metern des Wahlkampfes könnten kontraproduktiv sein. Nach der letzten TV-Debatte zwischen Obama und Romney in Florida hatte weder die eine noch die andere Seite Zeit, sich mit den Enthüllungen auseinanderzusetzen.

Kampfdialektiker schätzen mitunter Beleidigungen

Ein Beispiel einer Beleidigung lieferte Amtsinhaber Barack Obama nach dem dritten Duell und schreckte vor Schimpfworten nicht zurück. In einem Interview mit der Musikzeitschrift *Rolling Stone* bezeichnete er seinen Herausforderer Mitt Romney als «Bullshitter». Allerdings nur indirekt als «DUMMSCHWÄTZER». Dies ist noch die schmeichelhafteste Übersetzung.

Die drei Duelle Obama/Romney sind Füllhörner zahlreicher Beispiele angewandter Kampfdialektik. Hier noch ein Muster aggressiven Verhaltens:

«Stimmt nicht!» Kombiniert mit aggressivem Ton und Unterbrechungen

Im Vergleich zum ersten TV-Duell am 3. Oktober zeigte sich Obama beim zweiten Schlagabtausch in der Universität von

Hempstead (US-Staat New York) recht aggressiv. Immer wieder fiel er seinem Herausforderer ins Wort. «Stimmt nicht, Gouverneur Romney», mahnte Obama beim Thema Energiepolitik. Romney habe die Autoindustrie in den Bankrott treiben wollen, er aber habe sie gerettet, so Obama. Einen 5-Punkte-Plan? Nein, den habe Romney auch nicht, behauptete der Demokrat. «Er hat einen Ein-Punkt-Plan: Die Reichen bezahlen weniger Steuern.»

Mit Kampfdialektik konfrontiert – was sollen wir tun?

Es gibt Möglichkeiten, bei einem unfairen Angriff das Gesicht zu wahren.

Beispielsweise mit der 4-I-Taktik:

Bei einem harten Schlagabtausch lohnt es sich, die 4-I-Formel im Kopf zu haben. Dies setzt aber ein längeres Training in einem Mediensimulator unter fachkundiger Leitung voraus.

I wie IGNORIEREN

Ähnlich wie beim Isolieren können wir persönliche Angriffe einfach ignorieren und den rhetorischen Foulspieler ruhig, eventuell humorvoll ans Regelwerk des Fair Play erinnern. Lenken Sie auf die Sachebene.

I wie IRONISIEREN

Unfairness können wir auch mit einem ironisierenden Konter neutralisieren. Wenn jemand Sie plötzlich laut angreift, fragen Sie ruhig: Warum reden Sie so laut? Gegner: Total Schwachsinn, was Sie da erzählen! Konter: In welchen Punkten haben Sie Bedenken? Nutzen Sie die Rückfragetechnik.

I wie IDENTIFIZIEREN

Unfaire Methoden gilt es möglichst rasch zu erkennen und zu benennen. Deshalb ist das Wahrnehmen fragwürdiger Taktiken enorm wichtig, setzt aber Präsenz und aktives Zuhören sowie Kenntnis der Taktiken voraus. Dadurch kann Souveränität bewahrt werden. Ein Beispiel: Sie haben wirklich keine Ahnung! Identifizierender Konter: Ich würde gerne sachlich mit Ihnen reden!

I wie ISOLIEREN

Wenn Sie angegriffen werden, lohnt es sich vom Kriegsschauplatz zu lösen, zu dissoziieren, das heisst, Distanz zu gewinnen. Es ist

möglich, sich in der eigenen Vorstellung ein «virtuelles Schutzschild», einen «persönlichen Airbag» aufzubauen. Ich verweise auf das Buch von Barbara Berckhan «Judo mit Worten» (2006). Krasse Unfairness dürften wir sogar mit einem Gesprächsabbruch kontern. Damit wird der Beleidiger sofort isoliert.

Kommentar:

Das Erkennen und Benennen der angewendeten unfairen Taktik der Kampfdialektik kann unangenehme Situationen entschärfen. Der sogenannte «Rumpelstilzchen-Effekt» wirkt auch bei Kampfdialektikern Wunder. So wie im Märchen die Namensnennung des Zwerges gleichsam eine magische Wirkung hatte, so kann auch die Nennung der unfairen Taktik gleichsam den Bann brechen.

Fazit:

Nur wer gut zuhören kann, präsent ist, eine gute Wahrnehmung hat und die Techniken der Kampfdialektik kennt, ist fähig, unfaire Techniken zu erkennen, zu benennen und zu stoppen. Das Lenken beim «Botschaftsmanagement unter Druck» gilt es, praktisch zu erwerben (learning by doing).

Mit den Techniken der Kampfdialektiker müssen wir uns konkret auseinandersetzen. Lenkungstechniken sind übrigens im Mediensimulator rasch erlernbar.

LINKS zu dieser Thematik (in rhetorik.ch – Navigation über das Inhaltsverzeichnis oder das Suchfenster):

- Nervensägen
- Janusgesicht
- Schwierige Gesprächssituationen
- Unredliche Methoden
- Unfaire Dialektik
- Unfaire Angriffe
- Beleidigungen parieren
- Durchsetzungstechniken
- Exekutionsrhetorik
- Umgang mit Wut
- Dissoziieren
- Streiten – aber wie?
- Toxische Kommunikation
- Gesprächskultur
- Provokationen – was tun?
- Manipulationstechniken
- Rhetorisches Judo
- Torpedorhetorik
- Gerüchtekommunikation



Medienrhetorik

Der bauernschlaue Parteipräsident

In der «Samstagsrundschau» vom 15. September 2012 konfrontierte Géraldine Eicher den SVP-Parteipräsidenten Toni Brunner mit den jüngsten Negativmeldungen seiner Partei. Medienrhetoriker Marcus Knill attestiert Brunner eine gewisse «Bauernschläue».

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

1. SEQUENZ:

Géraldine Eicher (E): Toni Brunner, sind Sie in einer Art Schockstarre nach den Wahlniederlagen – im National- und Ständerat und in gewissen Kantonen?

Toni Brunner (B): Man redet immer etwas herbei, das gar nicht so gewesen ist. Wenn der FC Basel mit dreizehn Punkten Vorsprung Schweizer Meister wird oder ob er mit drei Punkten Vorsprung Schweizer Meister wird, er hat gewonnen.

E: Sie sind noch die wählerstärkste Partei. Aber sie hat an vielen Orten verloren.

B: Man spricht immer nur von den minimalen Verlusten der SVP. Man zelebriert das richtiggehend in den Medien und vergisst, dass auf einem ganz anderen Level auch die anderen Mitte- und bürgerlichen Parteien mit ganz anderen Sorgen zu kämpfen hatten. Sie sind nicht einmal halb so stark wie wir – auf einem historischen Tief. Wir haben das zweitbeste Ergebnis erzielt in der Geschichte der SVP und überhaupt von den Parteien in unserem Land. Alle wollen jetzt die SVP einfach hinunterschreiben oder hinunterreden. Und dagegen muss ich mich vehement wehren.

E: Sprechen wir nicht von den Sorgen der anderen, sondern von euren Sorgen. Haben Sie Ermüdungserscheinungen?

B: Nein! Es ist einfach so, dass die SVP in den letzten zwanzig Jahren von der viertstärksten politischen Kraft in der Schweiz zur wählerstärksten Partei aufgestiegen ist, heute in einer eigenen Liga spielt und vielfach gegen den Strom schwimmen muss. Um uns herum geht in Europa die Post ab. Und die SVP hat da ihren eigenständigen Weg, wie man die Schweiz



SVP-Parteipräsident Brunner: «Alle wollen die SVP hinunterschreiben oder hinunterreden.»

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

in Zukunft sieht. Wir möchten sie nämlich unabhängig erhalten und möchten uns nicht einfach der EU unterwerfen, wie es die anderen Parteien möchten.

E: Aber diese Woche habt ihr nicht mit solchen Sachen Schlagzeile gemacht, sondern mit Personalien. Weshalb? (Barsch.) Was ist los?

B: Wenn man sieht, was diese Woche gelaufen ist mit eigentlich drei von einander unabhängigen Ereignissen, die alle in den Medien Schlagzeilen gemacht haben. Das war Anfang der Woche der Rücktritt von Bruno Zuppiger. Dann ist es die Meldung gewesen vom *Zürcher Tages-Anzeiger*, der einen Frontalangriff auf Christoph Mörgeli geritten hat. Und dann ist es noch Ende Woche das – die Meldung von Natalie Rickli gewesen. Dass sie eine Auszeit nimmt.

Wenn wir die drei Ereignisse betrachten: Nehmen wir die Auszeit Natalie Ricklis. Das ist etwas, das – ja – äh – letztlich eine Meldung wert ist in den Medien. So etwas muss man einfach zur Kenntnis nehmen. (Journalistin unterbricht: Sie hat es ja selbst gemeldet.) Genau. Und ich glaube: Wenn man dies genau anschaut, so hat dieses Ereignis nichts mit den anderen zu tun.

Wenn wir den Rücktritt von Bruno Zuppiger betrachten, so ist dies ein persönlicher Entscheid gewesen von ihm – Anfang Session. Als er bekannt gegeben hat – wir waren darüber nicht im Bild. Also hat er den Entscheid gefällt. Über Motive, Hintergründe – warum jetzt gerade zu diesem Zeitpunkt – das müsste er selbst beantworten. Aber wir konnten nichts anderes, als dies zur Kenntnis zu nehmen. Es steckt auch eine persönliche Tragik dahinter. Es ist auch so, dass das, was er in seinem Abschiedsbrief geschrieben hat, dass dies für ihn und seine Familie sehr belastend gewesen war. Seit den Bundesratswahlen – bei der sogenannten Erbschaftsaffäre – war dies auch sehr belastend für die Partei. Da wurde ein Schlussstrich gezogen. Er hat auch die Konsequenzen gezogen. Über die Motive müssen wir da nicht rätseln.

Und das dritte Ereignis war gewesen: Äh – dass der *Zürcher Tages-Anzeiger* – wohl vorbereitet – eine unglaubliche Attacke gegen Christoph Mörgeli geritten hatte. Man merkte, das war irgendwie ein wenig orchestriert gegen einen der profiliertesten Politiker. Wenn man Christoph Mörgeli angreift, meint man vielleicht ihn, man zielt aber auch auf die Partei. Es ist einfach eigenartig, wie

diese Geschichte aufgebauscht worden war – auf Doppelseiten. Wie sie breitgeschlagen worden ist. Wenn es ein Problem gegeben hätte, zwischen dem direkten Vorgesetzten von Christoph Mörgeli und ihm selbst – am Medizinhistorischen Institut. Wenn nachher müsste man sagen: Wenn es ganz normal laufen würde, müsste der Vorgesetzte das Gespräch suchen mit Christoph Mörgeli und nicht in dem Jahresbericht, wo man Indiskretionen verbreitet, da praktisch eine Schlammschlacht loszieht. Das grenzt (Journalistin fällt ins Wort).

E: Die SVP steht voll und ganz hinter ihm?

B: Äh – ja. Mich erinnert dies an eine Kampagne. Das ist Mobbing – eigentlich am Arbeitsplatz.

E: Aber ist es nicht richtig, dorthin zu schauen, wo Steuergelder hingehen, um zu sehen, ob das Richtige gemacht wird mit diesen Steuergeldern? Ist das nicht doch die Aufgabe der Medien?

B: Es ist interessant, wie da die Medien direkt auch gefüttert worden sind – offenbar ganz gezielt und äh... (Die Journalistin fällt Toni Brunner ins Wort).

E: Aber bei anderen Fällen findet es die SVP richtig, wenn man hinschaut, was mit Steuergeldern gemacht wird.

B: (Fällt auch ins Wort. Da eine Sekunde lang beide reden, ist der Satzanfang nicht zu verstehen.) Jahrelang ist das immer sehr positiv beurteilt worden. Ich kann nicht daran glauben, dass ein Jahr aufs andere beim Institut alles falsch gelaufen sein soll. Es geht natürlich darum, dass Christoph Mörgeli – der eine sehr spitze Feder hat – und ein pointierter, profilierter Politiker der SVP ist, natürlich eine beliebte Zielscheibe ist. Und wenn man auf Christoph Mörgeli losgeht, so meint man wahrscheinlich im Hintergrund auch noch ein wenig die SVP.

ANALYSE 1. SEQUENZ:

In der ersten Antwort nutzt Toni Brunner die Analogie mit dem FC Basel, was ich professionell finde: Er wiederholt das Reizwort «Schockstarre» nicht.

Die Verluste werden als MINIMALE Verluste verkleinert, was beschönigend wirkt. Dann aber argumentiert Brunner mit Fakten: Wählerstärkste Partei – zweitbestes Ergebnis in der Geschichte seiner Partei. Ferner zieht der Parteipräsident den Vergleich zu den anderen Mitte-Parteien. Dies

hat einen Anstrich des Sich-Tröstens. Die Journalistin erkennt diese Ablenkungstaktik und führt den Faden mit einer überraschenden Frage zu den SVP-Sorgen zurück. Die unterstellende Frage nach allfälligen Ermüdungserscheinungen beantwortet Toni Brunner einmal mehr negierend, erneut ohne das Reizwort zu wiederholen. Nach dem NEIN als deutliches Stoppzeichen nutzt Brunner die Chance, das Hohelied auf die SVP mit einem anderen Bild zu singen. Der Vergleich aus dem Sport mit der eigenen Liga stimmt aber nicht überein mit der Analogie «gegen den Strom schwimmen». Das wird durch den Satzbruch «spielt/vielfach» erkennbar. Toni Brunner übernimmt ganz natürlich mediengerechte Formulierungen, wie «es geht die Post ab». Er wiederholt problemlos das gleiche Verb, wie «möchten», «möchten», «möchten». Die Aufforderung, etwas zu den aktuellen Schlagzeilen zu sagen, reduziert Brunner gut strukturiert – mit klaren Formulierungen – auf «nur» drei Ereignisse (Zuppiger, Mörgeli, Rickli). Kein Wort zu dem Dokortitel, der aberkannt wurde, oder dem angeblichen Austritt des Vollmitgliedes Toni Bortoluzzi – ganz absichtlich. Würde nämlich die Journalistin den Fall Bortoluzzi doch noch ansprechen, könnte er mit Fakten darlegen, dass das SVP-Urgestein inzwischen wieder als Aktivmitglied beigetreten ist. Brunner analysiert zuerst die drei Ereignisse kurz, knapp und verständlich. Erst bei der Stellungnahme zu den drei Vorkommnissen wird er immer ausführlicher. Vor allem beim Fall Mörgeli spricht er nahtlos, Pausen fehlen. Am Schluss folgen noch Weichspüler wie: IRGENDWIE, EIN WENIG.

Der *Tages-Anzeiger* wird mit Worten geisselt, wie ATTACKEN, ORCHESTRIERT, AUFGEBAUSCHT, BREITGESCHLAGEN.

Die Frage «Die SVP steht voll und ganz hinter Mörgeli?» wird nur mit einem kurzen Ja beantwortet. Dann kontert Toni Brunner sofort wieder mit Worten wie KAMPAGNEN, MOBBING. Professionalität zeigt die Journalistin, indem sie harte Fragen stellt, gut zuhört und den Interviewten nicht ständig unterbricht. Es wäre falsch, in einer «Samstagsrundschau» den Gast nicht ausführlich zu Wort kommen zu lassen.

2. SEQUENZ:

E: Es ist aufgefallen, das sich SVPler untereinander angegriffen haben. Nationalrat Toni Bortoluzzi sagte in den Medien, Christoph Mörgeli soll doch zurücktreten und Knochen abstauben. Haben Sie ihm deswegen auf die Finger geklopft?

M: Man muss die Geschichte ganz genau anschauen. Sie hatten gesagt, die SVP habe mit Personalien von sich reden gemacht, nicht mit Themen. Ende Juli hatte ich einmal bei mir im Toggenburg eine Pressekonferenz. Nachher hat es geheissen, die SVP sei ständig auf Trab und nicht in den Sommerferien. Und jetzt kommen Sie und werfen der Partei vor, sie sei gar nicht aktiv gewesen.

(Die Journalistin versucht sich einzubringen, doch Toni Brunner spricht einfach weiter:) Wir haben eine Durchsetzungsinitiative lanciert. Wir haben tatsächlich zur Energiepolitik ein eigenes Papier veröffentlicht. Auch zur Raumplanung haben wir ein eigenes Papier veröffentlicht. Jetzt sind wir in der Vorbereitung der Europapolitik.

Jetzt. Sie haben gesagt, die Geschichte Bortoluzzi. Ich muss jetzt schon mal sagen – wir haben dies auch abgeklärt – was ist da passiert?

Wir haben einen sehr guten Umgang in der Fraktion, auch wo wir einander hochnehmen können. Und da sagte Toni Bortoluzzi – so ein wenig – er ist ein sehr humorvoller Mensch – als Spass im Lift zu zwei Kollegen, jetzt muss Christoph Mörgeli Schädel abstauben. Das nimmt ein *Blick*-Journalist auf – Ringier ist nicht als Freund der SVP bekannt – und schreibt dies, ohne Rücksprache mit Bortoluzzi, mit fünf Zentimeter grossen Buchstaben im *Blick*.

Damit stellte er einen Streit dar, den es gar nicht gibt. Das hat System. Mir ist aufgefallen, – wie – dass alles, was gar nicht relevant ist, was Leute im Spass über einander sagen – man darf doch auch einmal einen Witz machen – wird dann zu einer riesigen Geschichte aufgebauscht.

Später fragt die Journalistin den Parteipräsidenten nach seiner Meinung zum Vorwurf «Mauscheleien» in der SVP. Sie nannte das Beispiel Gregor Rutz (der Nachfolger von Zuppiger, der ein Mandat der Chirurgen haben soll):

M: Die SVP kann machen, was sie will – wenn – äh – fadegrad – äh – in einem politischen

Thema. Wenn wir das Asylthema fahren, dann nachher wird uns Sturheit, zu viel Konsequenz, keine Konsensfähigkeit vorgeworfen – wenn wir endlich einmal durch restriktivere Massnahmen im Asylbereich das so ausgestalten wollen, damit wir nicht mehr so attraktiv sind, um missbraucht zu werden.

Und wenn in einem Thema die Delegiertenversammlung, die unser höchstes Organ ist, einmal eine andere Parole fasst als die Fraktion im Bundeshaus, wird nachher da von Mauscheleien geredet. Das ist Demokratie – unser höchstes Organ. Das ist abschliessend das Gremium, das eine Parole fasst.

Dass Toni Bortoluzzi verärgert ist, verstehe ich. Er ist einer der profiliertesten Gesundheitspolitiker unseres Landes. Einer der fleissigsten Parlamentarier der letzten Jahre. Er hatte viel Herzblut in die Vorlage hineingebracht. Aber die Managed-Care-Vorlage, wenn wir heute zurückschauen – sie war eine unmögliche Vorlage, um sie den Leuten zu erklären – schon mit einem unmöglichen englischen Titel. Es ist letztlich so, dass mir schon viele Leute gesagt hatten: im Zweifelsfall NEIN. Und man muss dieses Bauchgefühl auch respektieren. Dass es da am Rand bei der Parolenfassung ein bisschen Miggeleien gegeben hat, auch das, das gehört zur Politik. Das muss man ertragen können. Bortoluzzi hat vielleicht auch ein wenig überreagiert.

ANALYSE 2. SEQUENZ:

Toni Brunner nutzt bei dieser Geschichte sein Hintergrundwissen. Wenn er ruhig sagt: «Da muss man die Geschichte ganz genau anschauen», wirft er der Journalistin vor, sie habe nicht genau hingeschaut. Weil Toni Brunner den Sachverhalt bei der angeblichen Auseinandersetzung Bortoluzzi – Brunner kennt, holt er zu einem Konter aus, der vorher im Gespräch war, den Vorwurf, die SVP müsse die Kernthemen vernachlässigen, weil Probleme dominieren. Anstatt auf die Bortoluzzi-Aussage einzugehen, kontert Brunner zuerst mit den konkreten Aktivitäten seiner Partei, was für ihn Priorität hat. Fragen zur Spannung Bortoluzzis mit Mörgeli beantwortet Toni Brunner erst am Schluss.

Es fällt auf, wie Toni Brunner die Geschichte hinunterspielt. Er lobt den verärgerten Kollegen und versucht den Vorwurf mit VIEL-

LEICHT, EIN WENIG weichzuspülen. Nach der Aussage «Die SVP kann machen, was sie will» hat Brunner erstmals Formulierungsprobleme.

KOMMENTAR:

Jeder Parteipräsident müsste den Umgang mit Medien gelernt haben. Das gehört zu seinen Kernkompetenzen. Toni Brunner erfüllt die wichtigsten Punkte dieser Voraussetzung.

- Er spricht verständlich und einfach.
- Er beschreibt Fakten und nutzt das erzählende (narrative) Element.
- Er nutzt bewährte Taktiken wie Reden in Bildern und Reden mit Vergleichen.
- Er weicht nicht ständig aus. Nach kurzen Beantwortungen wie JA oder NEIN lenkt er geschickt das Gespräch auf eine Geschichte, die er genauer kennt.

Toni Brunner wiederholt keine Vorwürfe. Wenn beispielsweise einer Person vorgeworfen wird, sie sei ein EGOIST und die Person kontert: Ich bin kein EGOIST! Ich bin alles andere als ein EGOIST!, wird der Vorwurf wiederholt, und der negative Begriff steht drei Mal im Raum und wird damit unnötigerweise verankert.

FAZIT:

Bei allen Überzeugungsprozessen entscheidet in erste Linie das Image einer Person. Wenn diese Person glaubt, was sie sagt, punktet sie medienrhetorisch, rhetorische Fehler werden dann verziehen. So gesehen kann sich der Parteipolitiker sehen lassen, wenngleich seine Bauernschläue deutlich durchschimmert. Es wirkt so, als glaube er tatsächlich das, was er sagt, Toni Brunner hat vor allem vor der eigenen Türe gekehrt. Er verzichtete weitgehend darauf, mit Fakten auf den Schmutz hinzuweisen, der vor den Türen anderer Parteien liegt. Ob er mit dauerndem Zurechtstutzen der politischen Gegner doppelt gepunktet hätte, darf bezweifelt werden. Man hätte ihm dies als billige Ablenkungstechnik auslegen können. Einen Lernpunkt müsste jedoch Toni Brunner beherrzigen: Die Antworten sind oft zu langfädig. Deshalb: Aussagen rascher auf den Punkt bringen. □

Medienrhetorik

Marianne Stamm – Winzerin und rhetorische Weichspülerin

In der DRS-1-Sendung «Persönlich» vom 29. Juli 2012 führte Moderator Christian Zeugin das sonntägliche Gespräch mit Marianne Stamm und Ota Danek, Fussballtrainer im schaffhausischen Thayngen. Als unser Autor die Sendung im Radio hörte, war er erstaunt, dass die Winzerin, die Germanistik studiert hatte, ihren Medienauftritt mit zwei Kapitalfehlern abschwächte. Marcus Knill zeigt, wo.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**



Marianne Stamm, Radiogast und Winzerin aus Thayngen.

1. SEQUENZ:

Nach dem Gespräch mit dem Fussballtrainer über den Sport fragte Moderator Christian Zeugin die Winzerin, wie es bei ihr hinsichtlich Sport bestellt sei.

Marianne Stamm: Vor der Antwort musste die Winzerin erst länger lachen, dann sagte sie:

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik. Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Ah – unser Sohn spielt in Thayngen EIN WENIG Handball. Unsere älteste Tochter spielte Korbball. Das ist auch EIN WENIG eine Spezialität von Schaffhausen. Vor allem von Reiat muss ich sagen, wo man Korbball spielt. Sonst sind wir alle EIGENTLICH Normalsportler.

Zeugin: Sie reden vom Reiat. Das ist die Region, in der wir uns befinden?

Stamm: EIGENTLICH ja. Thayngen ist die Hauptstadt des Bezirkes.

Zeugin: Diese Woche wurde veröffentlicht, dass die Schweizer pro Jahr und Kopf 37 Liter Wein trinken. Das freut Sie sicher.

Stamm: LACHT erneut.

Zeugin: Ist aber weniger als auch schon! Es wird generell weniger Wein getrunken – vor allem Schweizer Wein.

Weil der Moderator beim Gesprächspartner das Thema Bier angesprochen hatte, musste Marianne Stamm nicht Stellung nehmen.

Zeugin: Ich habe Sie gebeten, einen Wein zum Degustieren mitzubringen, Marianne. Damit wir wissen, von was wir reden. Nun können wir einen Schluck «Heimat» nehmen. Was haben Sie mitgebracht?

Stamm: Ich habe natürlich wirklich einen Thaynger gebracht. Ich hätte auch andere Möglichkeiten gehabt und hätte auch andere Schaffhauser Weine mitbringen können. Aber es ist wirklich ein Thaynger. Er ist circa eineinhalb Kilometer Luftlinie von da aus gewachsen – die Trauben. Ich habe gefunden – in Anbetracht der Stunde ist es wirklich etwas Leichtes, Fruchtiges.

ANALYSE:

Das unpassende Lachen konnte auch im Zusammenhang mit der Bedeutung des Sportes in Schaffhausen nicht eingeordnet werden (ähnlich wie beim verbreiteten Verlegenheitslachen in der Alltagskommunikation). Bereits im ersten Satz kommt das erste «e chli», EIN WENIG. Eine Formulierung, die wie das Wort EIGENTLICH zu den sprachlichen «Weichspülern» zählt. Inhaltlich waren

die Antworten gut und verständlich formuliert. Dies zeigt einmal mehr, dass der Umgang mit Journalisten und Mikrofon geübt und wie Lesen und Schreiben gelernt werden muss. Wer keine teuren Kurse besuchen kann, sollte wenigstens eine Kollegin oder einen Kollegen bestimmen, der eine Hofnarrenfunktion übernimmt und rhetorische Mängel – wie in diesem Fall die Weichspüler – bewusst macht.

2. SEQUENZ:

Zeugin: Wann am Tag darf ich ein Glas Wein trinken?

Stamm: Ah – das ist individuell. Bei mir ist es EIGENTLICH so, dass ich das Gefühl habe – ab 11 Uhr finde ich es gut. Wenn man wirklich vom Trinken spricht. Degustieren: Das ist wieder etwas anderes. Das können wir ohne Weiteres machen.

Zeugin: Dann können wir jetzt Ihren Wein degustieren.

Stamm: Also, das WÄRE jetzt der Thaynger, ein Riesling-Sylvaner. (Gemurmelt.)

Zeugin: Leicht und fruchtig haben Sie gesagt, nicht wahr?

Stamm: Ich habe gesagt: fruchtig – ja. Ich finde dies die Stärke des Riesling-Sylvaner, dass er fruchtige und würzige Elemente vereint – und auch so EIN WENIG – ja spielt mit Süsse und Säure und EIN WENIG etwas Frisches und – äh WÜRDE EIGENTLICH auch wunderbar dazu passen, wenn die Sonne ETWAS scheinen WÜRDE. Das WÄRE so richtig für diese Situation.

Zeugin: Der Riesling-Sylvaner ist auch in Schaffhausen seit langer, langer Zeit hergestellt worden?

Stamm: Ja – im Grunde genommen seit hundert Jahren EIGENTLICH. Es ist im Kanton Schaffhausen schon diese weisse Sorte – auch in der ganzen Ostschweiz – EIGENTLICH.

Zeugin: Er ist süffig!

Stamm (nach längerem Lachen): EIGENTLICH ist es schon die Absicht, wenn man so einen Wein macht, dass er auch EIN WENIG süffig ist. Dass er Spass macht zum Trinken. Und dass man nicht nach einem Glas sagt: Ja – dies ist es EIGENTLICH gewesen. Sondern – wir sollen uns gern etwas nachschenken lassen.

Der Journalist erkundigt sich, wie man Weinkennerin wird:

Sie wurden nicht als Weinkennerin geboren.

Stamm: Nein, natürlich nicht. Wer wird schon als Weinkenner geboren? Es ist das Wissen, das man sich aneignet. EIGENTLICH ist es ganz einfach. Es geht über die drei Stufen: Auge – Nase – Gaumen. Also – man schaut es zuerst an. Dann sind wir EIGENTLICH auch schon bei der Flasche.

Wenn Sie Wein kaufen, betrachten Sie die Etikette. Man findet entweder, die macht mich an, oder äh! Im Glas ist es dasselbe: Man betrachtet die Farbe, wenn der Wein eingeschenkt ist. Ist der Wein «anmächlich», oder wirkt er schon alt? Hat der Wein Kohlensäure drin? Oder Trübungen?

Dann wird man den Wein «abschmöcke», EIGENTLICH mit der Nase. Wenn die VIELLEICHT den Korken merken ... Dann merken Sie auch EIN WENIG die würzigen und fruchtigen Noten.

Im Mund kommt die Stunde der Wahrheit EIGENTLICH: Passt mir dieser Wein? Zum Wissen EIGENTLICH auch, welchen Wein man persönlich gerne hat usw.

ANALYSE:

Was beim Transkript nicht gehört werden kann, sind die betonten Endungen, bei denen gleichzeitig die Stimme angehoben wird: «degustierääh». Beim Fliegen starten wir vom Boden, und am Schluss landen wir wiederum am Boden. Analog müssen wir den Abschluss eines Gedankenbogens auch erden. Worte, die nach oben wegfliegen, sind weniger nachhaltig und haben durch die Marotte Stimmanhebung weniger Gewicht. Wir sollten unbedingt unsere Gedanken ankern und nicht zusätzlich weichspülen. Wir hören in dieser Sequenz auch den unpassenden Konjunktiv, einen verbreiteten Weichspüler. «Das WÄRE der Riesling.» Es muss heissen: «Dies ist der Riesling-Sylvaner.» Es lohnt sich für uns alle, in Meetings auf unkorrekte Konjunktivformulierungen zu achten: «Ich möchte Herrn X danken» statt: «Ich danke Herrn ...»


«E chli» – EIN WENIG – zählt jedoch bei dieser Sequenz nicht in jedem Fall zu den unzulässigen Weichspülern. Wenn es nämlich tatsächlich nur ein «kleines Spiel» zwischen Süsse und Säure ist, ist die Bezeichnung EIN WENIG korrekt. Analog bei der Konjunktivformulierung: «Wenn die Sonne scheinen WÜRDE.» Hier passt die Möglichkeitsform, weil die Sonne nicht scheint. Die EIGENT-

LICH-Marotte hält Marianne Stamm das ganze Gespräch durch. Bedauerlich, denn sie überzeugt im Grunde genommen mit ihrem Fachwissen, der angemessenen Sprechgeschwindigkeit und den einfachen, mediengerechten Formulierungen. Marianne Stamm hat – wenn sie «normal» spricht – eine freundliche, angenehme Stimme.

KOMMENTAR:

Wenn eine Marotte beim Sprechen so krass ist, dass wir nur noch darauf warten, wann die Rednerin wieder EIGENTLICH sagt, wird der Inhalt enorm beeinträchtigt. Wir konzentrieren uns dann nur noch auf die Marotte. Ich habe erlebt, dass jemand bei jedem ODER (der Redner hatte eine «Oder-Marotte»), bei jedem Äh (bei einem Politiker mit einer «Äh-Marotte») Striche notierte. Mit den vielen Weichspülern entwertete Marianne Stamm leider ihre intelligenten Antworten. Wirklich schade!

FAZIT:

Ich bin sicher, dass Marianne Stamm die vielen EIGENTLICH selbst erkannt hätte, wenn sie ihre Auftritte (bei den elektronischen Medien) nachträglich aus dem Archiv angehört hätte. Es lohnt sich deshalb für alle, das eigene Tun stets zu spiegeln. Dank gezielter Rückmeldungen können wir unsere kommunikative Kompetenz laufend optimieren. Seminare können auch hilfreich sein, wenn wir unsere blinden Flecken von einer Fachperson erkennen lassen wollen. Kommunikative Kompetenz gilt es ständig weiterzuentwickeln. Nur wer die blinden Flecken erkennt, kann allfällige Marotten ausmerzen. 

Medienrhetorik

Professionelle Antworten sind wohltuend

Sie wollte eigentlich nicht Karriere machen, im Gegenteil: Karriere war lange ein Schimpfwort für Lis Borner. Heute ist sie Chefredaktorin von Schweizer Radio DRS und führt 255 Mitarbeitende. Lis Borner spricht in einem Interview mit Edith Hollenstein. Es ist nicht selbstverständlich, wenn jemand so mediengerecht antwortet. Das heisst: kurz, konkret, verständlich, überlegt und unkompliziert. Wir nehmen einige dieser vorbildlichen Antworten unter die Lupe. Ein Berater fragt sich: Wo wurde diese Kompetenz erworben?

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**



Lis Borner, Chefredaktorin Schweizer Radio DRS.

Frau Borner, was beschäftigt Sie momentan?

Vieles! Mein Spektrum ist breit. Es geht von Geschäftsleitung, Strategie, Finanzen, Organisation über den Relaunch Online bis zu Programmfragen. Auch wenn ich im Tagesgeschäft nur bei den grösseren, heikleren Themen involviert bin, ist mir das Programm, respektive dessen Qualität, sehr wichtig.

ANALYSE:

Die Frage wird konkret beantwortet, das breite Spektrum detailliert aufgegliedert und unterstrichen, dass vor allem die Qualität wichtig ist. Die Antworttechnik: Borner beschränkt sich auf einen Schwerpunkt. Dann konkretisiert sie diesen Punkt. Dies ist professionell. Was lediglich bezweifelt werden muss: Von der Leserschaft wird

wohl kaum mehr als die Hälfte den Begriff «Relaunch Online» verdeutschen können.

Wie sieht Ihre Vision Radio DRS für 2015 aus?

Als Service-public-Unternehmen haben wir einen Auftrag zu erfüllen, und den nehme ich sehr ernst. Meine Kollegen und ich sind uns bewusst, welche Verantwortung wir haben,

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

gegenüber unseren Hörern und den Bürgern dieses Landes. Meine Vision heisst deshalb: Wir sind die erste Adresse für alle, die schnelle, korrekte News und fundierte Hintergründe, Einordnungen, Analysen wollen. Ich sehe es als unsere zentrale Aufgabe, inmitten der ganzen Info-Flut Orientierung zu geben, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen, komplexe Themen attraktiv und verständlich zu vermitteln, um so zum demokratischen Dialog in unserer Gesellschaft beitragen zu können. Das gilt für unsere Primetime-Sendungen, die Regionaljournale, für den Info-Kanal DRS 4 News und für Online-News.

ANALYSE:

Auch bei dieser Antwort weicht Lis Borner nicht aus. Der erste Satz: «Wir erfüllen den Auftrag und nehmen ihn ernst» ist eine typische Politiker-Plausibilitätsantwort, die immer richtig ist, aber nichts Konkretes sagt. Es folgt aber nachher eine konkrete, bedachte Formulierung: «Wir sind die erste Adresse für alle, die schnelle, korrekte News und fundierte Hintergründe, Einordnungen, Analysen wollen.» In dieser Aussage stecken wichtige Hinweise wie: News und Informationen zu vertiefen und einordnen zu helfen. Dieser Gedanke wird zusätzlich konkretisiert mit der Präzisierung: «Wir helfen bei der heutigen Informationsflut, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen und schwierige Sachverhalte attraktiv und verständlich zu vermitteln.»

Vorbildlich sind die Strukturierung, die Länge der Antwort. Will heissen: Borner spricht mediengerecht.

Wie und wo holen Sie sich Inspiration?

Aus Analysen und unserem Service-public-Auftrag. Ich recherchiere und lese viel, diskutiere mit den unterschiedlichsten Kollegen darüber, wie wir publizistische Standards halten und in die Zukunft übertragen wollen. Ich bewege mich gerne beim Denken, auch im Studio. Die beste «Ideenlieferungssituation» ist ein angeregtes Gespräch mit intelligenten Leuten, die quer denken können und eine ganz andere Perspektive einnehmen als ich selbst.

Wie führen Sie?

Ich dachte schon, dass Sie mich dies fragen werden (lacht)! Zuerst: Ich führe gern, bin

gern das Zugpferd an der Spitze eines Teams, das Hochleistungen bringen soll. Und: Eine Führungsperson muss wissen, was sie will. Ich habe klare Vorstellungen über die Stossrichtung. Als Chefredaktorin versuche ich vorauszudenken, um zu definieren, in welche Richtung wir uns entwickeln sollen. Ich bin aber keine direktive Chefin. Ich entscheide nicht im stillen Kämmerlein, sondern diskutiere in der Chefredaktion und den Redaktionsleitungen, bevor ich entscheide. Dabei kann ich auch von meiner ursprünglichen Position abweichen, wenn gegenteilige, überzeugende Argumente aufkommen. Ich bin selbstkritisch und stehe zu meinen Fehlern. Bei aller Ernsthaftigkeit versuche ich aber immer, den Humor nicht zu verlieren.

In einem früheren Porträt heisst es über Sie, dass Sie «eine Macherin» sind, «direkt und gradlinig». Das tönt nicht ganz so unautoritär.

Dass ich eine Macherin bin, stimmt schon. Ich bin auch direkt. Doch «direkt sein» heisst nicht befehlen, sondern die Probleme konkret angehen – sagen, was man denkt, und fragen, was andere denken. Zudem habe ich jetzt eine andere Aufgabe als früher. Als Chefredaktorin ist die Macherin weniger gefragt, da bin ich für grundsätzliche publizistische Fragen zuständig, für Strategie und Finanzen. Machercharakteren braucht es auf anderen Positionen.

ANALYSE:

Beim Thema Inspiration folgt erneut KEINE der üblichen verbreiteten Plausibilitätsformulierungen. Die Chefredaktorin führt vor, was Journalisten vom Gesprächspartner erwarten: eine konkrete, detaillierte Antwort. Wir erfahren: Inspiration holt sich Borner durch Lesen, Diskutieren, Sich-Bewegen und durch Gespräche mit intelligenten Leuten.

Bei der Thematik «Führen» ist die Antwort ebenfalls EINDEUTIG: «Ich muss wissen, was ich will, Ich habe klare Vorstellungen hinsichtlich Stossrichtung. Als Zugpferd muss ich vorausdenken und die Richtung bestimmen.» Borner macht somit bewusst, dass bei ihr Entscheidungen erst nach einem Diskussionsprozess gefällt werden. Der Hinweis auf die notwendige Selbstkritikfähigkeit und den Humor rundet das Bild des vorbildlichen Führungsstils ab.

Die Bezeichnung «Macherin» wird nicht zurückgewiesen. Doch versteht es Borner, den Begriff sofort zu präzisieren: «Ich sage, was ich denke, und bin direkt. Aber ich frage auch, was andere denken.» Am Schluss wird die Rolle der Macherin zusätzlich präzisiert: «Ich bin heute mehr für publizistische Fragen, Strategien und Finanzen zuständig.» Dieses professionelle Lenken beim Antworten ist lobenswert.

ANTWORTEN ZU PERSÖNLICHEN FRAGEN:

Sie schminken Ihre Lippen immer auffallend stark. Warum tragen Sie immer Lippenstift? (Lacht). Weil es mir gefällt! Ich habe damit vor über zwanzig Jahren angefangen, irgendwann in den 1980er-Jahren. Damals schminkten sich nur altmodische Fräuleins. Frauen in meinem Alter und in meinem Umfeld zogen sich eher alternativ an, schminkten sich kaum. Das war nicht mein Ding. Am Anfang gab es da zwar erstaunte Blicke. Aber das war mir und ein paar anderen egal. Ich wollte mir auch damals nicht vorschreiben lassen, wie ich auszusehen oder mich zu verhalten habe. Und weil es mir immer noch gefällt, gehört der Lippenstift jeden Morgen dazu.

Und Ihre auffälligen Schuhe: Machten Sie diese bewusst zu Ihrem Markenzeichen?

Nein. Aber ich liebe schöne Schuhe – und schön heisst für mich halt: spitz, farbig, mit Absätzen. Dass meine Schuhe als Markenzeichen betrachtet werden, wurde mir erst durch einen Artikel von Peter Salvisberg bewusst.

ANALYSE:

Führungspersönlichkeiten müssen damit rechnen, dass mitunter recht persönliche Fragen gestellt werden. Wer solche Situationen nicht antizipiert, kann böse ins Schlingern kommen. Es gilt, schon vor einem Interview zu entscheiden, wie weit man Persönliches preisgeben will.

Bei der Frage nach dem Lippenstift wählt Liz Borner eine gute Variante, sie begründet ihr Verhalten mit einer Geschichte – will heissen: narrativ. Wir können uns jene Frauen aus der alternativen Szene der sogenannten «Körnchenpickerszene» (früher auch als «Wolle-Bast-Hanf-Typen» bezeichnet) gut vorstellen.

Die Kernbotschaft Borners: «Ich lasse mir nicht vorschreiben, wie ich auszusehen habe» leuchtet dank der Veranschaulichung ein. Die Journalistin steht zu ihrem Outfit. Das habe ich auch bei Regula Spähni (Sportredaktorin) und Christine Maier (ehemalige Chefin «Club») sehr geschätzt, dass sie sich nicht von Stilisten und Kleiderberatern fremdbestimmen liessen. Auch beim Hinweis auf die auffälligen Schuhe wird das «schön» präzisiert, konkretisiert: «spitz, farbig mit Absätzen». Es ist wohltuend, wenn jemand auf Fragen konkret eingeht und nicht ausweicht. Damit ist das Thema vom Tisch. Persönliche Fragen dürften auch zurückgewiesen werden. In diesem Fall war dies aber nicht notwendig.

wie er ist, bleibt im Gleichgewicht. Diese Persönlichkeiten sind im Lot und haben es nicht nötig, wie ein Pfau ständig das Rad zu machen. Lis Borner überzeugt durch ihre wohlbedachten Antworten. Ein Kollege von mir – ein Kommunikationsberater – vertrat zwar die Meinung, man verspüre bei diesen gelungenen Sequenzen eine bewusste, gezielte Schulung. Nach seinem Dafürhalten würden die Antworten zu «antrainiert» (zu perfekt?) wirken. Er frage sich, wo und wie diese Perfektion wohl erworben worden sei.

Ich vertrete die Meinung: Bei allen Kommunikationsprozessen entscheidet letztlich das Resultat. Ob antrainiert oder nicht. Der Adressat entscheidet immer über die Glaubwürdigkeit einer Person, die interviewt wird. Was bei diesem Dialog berücksichtigt werden muss: Das Interview konnte gegengelesen werden und ist möglicherweise von einer Medienstelle bereinigt worden. Die Profifrau konnte in diesem Fall sicherlich die Antworten überprüfen und präzisieren. Mich würde es jetzt interessieren, wie Lis Borner in einem Live-TV- oder Radio-Interview – das

nicht korrigiert werden kann – antwortet. Dieser Frau, welche die Medienrhetorik verinnerlicht hat, traue ich zu, dass sie auch dann kurz, präzise und konkret antwortet.

FAZIT:

Wer es versteht, mediengerecht zu reden, wird nicht nur besser verstanden. Überzeugend zu reden, ist eine wichtige Voraussetzung auf dem Weg zum Erfolg. Die professionellen Antworten von Lis Borner wurden nicht nur von mir geschätzt. Umfragen im Bekanntenkreis bestätigten mir: Sie überzeugte auch andere Leserinnen und Leser. □

KOMMENTAR:

Gereifte Persönlichkeiten, die zu sich stehen, sind auch in Interviews stabiler. Sie lassen sich nicht so leicht fremdbestimmen oder aus der Fassung bringen. Nur wer seine Stärken und Schwächen kennt, wer sich akzeptiert, so

ANZEIGE



HTW Chur
Institut für Management
und Weiterbildung

Studienorte: Chur,
Rapperswil oder Zürich

Executive MBA – Strategisches Marketing

Weiterbildungs-Master für Führungskräfte

Infoabend Chur
HTW Chur, Commercialstrasse 22
Mittwoch, 5. September 2012, 17.30–19.00 Uhr

Infoabend Rapperswil
HSR Rapperswil, Oberseestrasse 10
Montag, 3. September 2012, 19.00–20.30 Uhr

Infoabend Zürich
KLZ Zürich, Limmatstrasse 21
Donnerstag, 6. September 2012, 18.30–20.00 Uhr

Besuchen Sie einen Informationsabend oder bestellen Sie die Studienbroschüre unter www.htwchur.ch/management-weiterbildung

Anmeldung für Infoabend erwünscht
– management-weiterbildung@htwchur.ch
– Telefon +41 (0)81 286 24 32



organ für akkreditierung und qualitätssicherung
der schweizerischen hochschulen

STUDIERN FÜRS LEBEN

➔ www.htwchur.ch

FHO Fachhochschule Ostschweiz

Medienrhetorik

Dem COO von Skyguide fehlt der rhetorische Lotse

Im März 2011 entging der Flughafen Zürich knapp einem Drama. Zwei Flugzeuge starteten fast gleichzeitig auf kreuzenden Pisten. Neben Stefan Conrad, COO Flughafen Zürich, musste im «TalkTäglich» (TeleZüri) auch der Verantwortliche von Skyguide, Alex Bristol, zu den Sicherheitsrisiken am Flughafen Zürich Stellung nehmen.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Würde die Sicherheit des Flugverkehrs dem rhetorischen Defizit Bristols entsprechen, müsste heute der Flughafen Zürich sofort geschlossen werden. Unglaublich, dass sich eine Führungsperson vor Mikrofon und Kamera dermassen disqualifiziert. Ob Bristol davon ausgegangen ist, dass Medienauftritte nicht professionell vorbereitet werden müssen? Dem Moderator Markus Gilli lief Bristol jedenfalls ins Messer, demontierte sich aber selbst. Vielleicht kam Alex Bristol nur dank des bekannten Mitleideffektes besser weg als seine Argumentation. Das Transkript basiert auf einer Audioaufzeichnung.

1. SEQUENZ:

Markus Gilli: Wenn es auf dem Flughafen innert zehn Jahren zu zehn gravierenden Vorfällen gekommen ist, müsste man sich doch sagen: Da ist ein grosses Gefahrenpotenzial vorhanden, und man hatte auch eine grosse Portion Glück.

Alex Bristol (zuständig für den operativen Teil der Skyguide):

Ich sehe das nicht so – äh. – Auf unserer Seite ist – ganz klar – genau – äh – wie bei Stefan (geht auf das Votum von Stefan Conrad, COO Flughafen Zürich ein) und – äh – dem Flughafen – Sicherheit steht als höchste Priorität für uns da. Das ist ganz klar. Wir betreiben kein System – äh – weder auf unserer Seite, Skyguide oder Flughafen, das nicht sicher ist, und wir stellen fest: Es ist sicher! Wir nehmen ...

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Gilli unterbricht: Woher kommt dann die Zahl der zehn gravierenden Vorfälle? Man unterstellt Ihnen ja nicht, dass Sie eine Art Videospiele machen und sein bisschen Nervenkitzel für Passagiere.

Bristol: Auf keinen Fall – äh – wir nehmen das sehr ernst. Dieser Vorfall ist ein ernster Vorfall.

Die anderen neun kenne ich nicht alle. Es gibt – hat schon Vorfälle gegeben – ist ganz klar Tatsache. Aber so schwer sind sie nicht gewesen – äh – aber diesen Vorfall nehmen wir – ernst – äh – und wir machen so viel – äh – wir nehmen – äh – lessons lead ... (unverständlich: «ernst»?) Wir machen – äh – geben Massnahmen. Was wir lernen und

verbessern können: Unsere Aufgabe ist: Erstens sicher Betrieb führen und zweitens verbessern, sicherer zu werden.

Gilli gibt nun den Ball an Stefan Conrad, den COO des Flughafens, weiter:

Sie wollen sicherer werden. Im *Sonntagsblick* konnten wir lesen, dass 73 Prozent aller Starts auf gekreuzten Pisten erfolgen.

Stefan Conrad antwortet verständlich mit einem konkreten Vorschlag, der einleuchtet:

Conrad erklärt, dass die Piste 28 beim Flughafen mit baulichen Veränderungen «umrollt» werden könnte. Im Gegensatz zu Alex Bristol überzeugt seine gut formulierte, kurze, KONKRETE Antwort!

ANALYSE 1. SEQUENZ:

Schon der erste Eindruck der ersten Antworten Bristols ist verheerend. Gedanken werden zerhackt, die Gedankenbogen nicht abgeschlossen. Alle Gedanken sind mit «Ähs» durchsetzt. Es mangelt nicht nur am Sprechfluss. Die Gedanken werden kompliziert, unverständlich, vor allem zu allgemein formuliert. Dass «ALLES KLAR» ist, ist kein überzeugendes Argument. Im Gegenteil, wenn jemand anstelle eines konkreten Argumentes behauptet, «ES IST SICHER», überzeugt dies nicht.

Wer seine Antwort als EHRlich deklariert, sagt damit implizit, dass das, was er sonst sagt, nicht unbedingt ehrlich gemeint ist: Die Behauptung «Es ist so!» ist keine Begründung, der Beweis, dass etwas «so ist», wird mit dem Zirkelschluss geführt: Es ist so! Dass etwas ERNST GENOMMEN WIRD, genügt ebenso wenig als Argument. Das ERNSTNEHMEN einer Sache beweist nicht, dass der Flughafen sicher ist. Wie kann Bristol garantieren, dass alle neun weiteren Vorfälle nicht gravierend waren, wenn er nachher eingestehen muss: «Die anderen kenne ich nicht alle»? Strukturen erleichtern zwar das Verständnis (erstens, zweitens), doch fehlen bei der Struktur konkrete Aussagen. Wiederum müssen sich die Zuhörer fragen (wenn doch alles so klar und so sicher ist): Weshalb muss denn Skyguide dann noch sicherer werden?

2. SEQUENZ:

Gilli: Alex Bristol! Der verantwortliche Fluglotse, der den Start freigegeben hat für die beiden Flugzeuge, der war schon 2008 in einen gravierenden Zwischenfall verwickelt. Was braucht es eigentlich, bis es bei der Skyguide zu einer Sanktion kommt?

Bristol: Ah – mit, weil wir si-sicherheitskritisch – äh – Industrie – und Betrieb sind – äh – nehmen wir dies alles sehr ernst. Wenn ein Vorfall passiert, wollen wir wissen, warum es passiert ist und aus welchen – äh – kognitiven und psychologischen Faktoren zum Beispiel das dazu geführt hat (hörbares lautes Einatmen). Wenn es zu – zu – etwas – wo man da etwas lernen kann, und – äh – Fluglotse zum Beispiel – ein klein weiter Ausbildung geben kann oder – äh – oder –äh – andere – äh – äh – Techniken geben kann – dann machen wir das Äh. – Die zwei Vorfälle, die der Fluglotse gehabt hat – und – es ist richtig: Er hat zwei Vorfälle gehabt. Aber: Der erste ist nicht so schlimm gewesen wie der zweite. Sie sind aus zwei verschiedenen Gründen passiert. Und: Man kann nicht sagen: Weil, der macht das, am ersten Tag und an einem anderen Tag macht er etwas ganz anderes, das er nicht machen kann. Es geht um Kompetenz. Und wir nehmen die Kompetenz der Kontroller von Fluglotsen sehr, sehr ernst.

Gilli: Gut, Sie sind damals noch nicht im Amt gewesen. Das muss man auch noch erwähnen. Aber im Untersuchungsbericht – Herr Bristol – heisst es, dass der Mitarbeiter 2008 nicht einmal eine Nachbesprechung bekommen hat – bei jenem Vorfall. Sie sagen, er sei nicht so gravierend gewesen. Also, man hat nicht einmal darüber gesprochen! Und Sie reden jetzt von «kognitiven, psychologischen» – äh – Aspekten. Wenn ich auf Piste 28 im Flieger sitze, ist es mir egal, ob der Fehlbare kognitiv, psychologisch geschult ist. Es fand ja nicht einmal eine Nachbesprechung statt. Was sagt der heutige COO der Skyguide dazu?

Bristol: Es gibt zwei Sachen: Erstens – äh – dass – äh – es – also – groberweise ist es wichtig – ist es richtig, dass wir nicht Prozesse im System gehabt hatten. 2008 – äh – das ist so gewesen – das ist nicht gut genug. Für mich genügt das nicht. Wir müssen und wir sind am



Aufräumen jetzt. Competence System – das jetzt zu der Kompetenz der Kontroller viel besser schaut.

Gilli: Können Sie den Zuschauern sagen, was dies heisst?

Bristol: Also, Kompetenz des Fluglotsen ist die Fähigkeit, den Job zu machen – äh, und das bestimmt ein anderer Fluglotse. Weil: Diese sind die Experten da drin. Äh – und – äh – das sind nur – das, das sind – wird draus gelernt. 08, ich sage: nicht gut genug. Jetzt sind wir gut genug.

Gilli: Also – Sie würden die Hand ins Feuer legen, dass sich so etwas nicht wieder ereignen könnte.

Bristol (erneutes hörbares Luftholen): Ich kann niemandem garantieren – dass – äh – dass – dass ein Mensch keine Fehler macht. Das das kann man einfach nicht garantieren. Aber ich kann jetzt sagen: Jetzt sind wir am Sicherheitsmarge-Aufbauen, weil erstens der Betrieb Flughafen Zürich ist sicher – keine Frage für mich, aber ...

Gilli: Und in zehn Jahren?

Bristol: Es ist sicher – also – äh – zum Beispiel: Wenn jemand einen Fehler macht – äh – da haben wir Sicherheitsnetze – da-dahinter. Das Sicherheitsnetz in unserem Vorfall hat funktioniert. Es ist – es ist – nicht gut –, es ist nicht gut genug –, aber es hat gehalten. Und da-da-dazu – also – mit diesen Sicherheitsnetzen halten wir unsere Sicherheit aufrecht.

ANALYSE 2. SEQUENZ:

Wieder ein völlig verpatzter Einstieg: unverständlich, wirr, kompliziert, zu abstrakt. Der rhythmische Akzent ist völlig falsch. Die Bemerkungen mit den KOGNITIVEN, PSYCHOLOGISCHEN FAKTOREN sind verbale «Nebelgranaten». Die Begriffe klingen zwar kompetent, doch kann sich der Zuhörer darunter nichts vorstellen. Anstatt zu warten (Denkpause), beginnt Bristol einfach draufloszureden und kommt immer mehr unter Druck. Das hörbare Luftholen signalisiert, dass der Redner gestresst ist. Ein professioneller Rhetoriklotse hätte

te Bristol bewusst gemacht, dass man nicht drauflosreden darf, bis «es denkt». Es gilt zwingend: zuerst überlegen, dann sprechen. Bristol gesteht: Es gab mit dem nämlichen Fluglotsen zwei Vorfälle. Was der COO der Skyguide genau meint – mit der Kontrolle und der Kompetenz –, bleibt im Nebel. Und wieder hören wir bei der Kontrolle: Sie wird ERNST, SEHR ERNST genommen. Hoffentlich!

Auf die einfache Frage, weshalb es keine Nachbesprechung gegeben hat (nach dem ersten Vorfall), folgt ein Wortknäuel. Gillis Bitte, es doch so zu formulieren, dass die Zuhörer nachvollziehen können, was das alles heisst, bringt den COO zusätzlich durcheinander. Die Antworten entbehren jeglicher Logik. Der COO ankert mit trivialen, hohlen Quasselformulierungen. Beispielsweise: «Die Kompetenz eines Fluglotsen ist die Fähigkeit, den Job zu machen.»

Gravierend finde ich folgenden Widerspruch. Es gibt angeblich keine hundertprozentige Sicherheit, aber der Flughafen ist nach Bristol heute ganz sicher.

Bristol verliert immer wieder den roten Faden und vergisst nach «erstens» das «zweitens». Vielleicht kann der COO der Skyguide den roten Faden gar nicht verloren haben, weil er noch nie einen roten Faden entwickelt hatte.

KOMMENTAR:

Bei jedem Interview gilt die Regel: DENKEN, dann SPRECHEN. «Nur wer überlegt, ist überlegen!!!» Auf die Beantwortung der fragwürdigen Sequenz, bei der Bristol die Meinung vertritt, man müsse einem Lotsen nach einer einmaligen Verfehlung nochmals ein Chance geben, habe ich aus Platzgründen verzichtet. Die ersten beiden Beispiele geben genügend Anschauungsmaterial, «wie man es nicht machen darf».

FAZIT:

Selten habe ich so einen dürftigen, inkompetenten Auftritt vor Mikrofon und Kamera erlebt. Die Argumentation ist nicht damit entschuldbar, dass Bristol wahrscheinlich in der englischen Sprache versierter ist. Der COO der Skyguide hätte ein leichtes Spiel

gehabt, wenn er die Verständlichkeits helfer von Schulz von Thun im Medientraining anwenden gelernt hätte.

Sie lauten:

1. Einfachheit der Sprache
2. Kürze
3. Struktur
4. Stimulanz, Redundanz (konkrete Bilder, Beispiele, Analogien)

Ich gehe davon aus, dass Alex Bristol aus den gravierenden Mängeln lernen wird. ☑



Zur Person von Alex Bristol

Alex Bristol kam als Head of Operations zu Skyguide und ist seit Juli 2011 Mitglied der Geschäftsleitung. Vorher war er Flugverkehrsleiter der britischen Flugsicherung NATS. Er arbeitete als Ausbilder und Head of Operations in Farnborough, Manchester, West Drayton und Swanwick ACC, bevor er 2009 Development and Investment Director bei NATS und Mitglied der Geschäftsleitung bei NATS En-route Ltd. wurde. Er hat sein Studium an der University of Exeter (GB) abgeschlossen.

Medienrhetorik

Mit Beispielen spielen

Swisscom-Chef Carsten Schloter war Gast in der Talksendung «Schawinski». Dort überzeugte er vor allem mit einem: dem Spiel mit Beispielen. Für unseren Rhetorikexperten Marcus Knill lehrbuchmässig.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Mit grossem Interesse habe ich das Antwortverhalten des Swisscom-Chefs Carsten Schloter auf dem heissen Stuhl bei Schawinski verfolgt. Seine Erscheinung und die Wirkung des wachen, präsenten Managers, der bereits beim ersten Eindruck durch seine sportliche Erscheinung, sein braun gebranntes Gesicht, den wachen Blick, die blauen Augen und seine freundliche Ausstrahlung Bonuspunkte ernten konnte, überzeugte vor allem durch die Eindeutigkeit, die Faktengenauigkeit und seine klaren, verständlichen Gedanken. Ich hätte diesen Beitrag auch unter dem Titel «Die Kunst des Neinsagens» verfassen können. Hinsichtlich dieser Stopptechnik hätte ich zahlreiche Sequenzen zitieren können, doch fiel mir bei Carsten Schloter vor allem eines auf: Er verstand es immer wieder, beim Antworten das SPIEL MIT BEISPIELEN zu SPIELEN. Nachfolgend aus der grossen Fülle drei Beispiele:

1. SEQUENZ:

Schawinski: Was war eigentlich Ihre grösste Niederlage?

Schloter: Sehen Sie. Ich habe drei kleine Kinder. Drei kleine Kinder, und ich lebe getrennt. Ich sehe die Kinder alle zwei Wochen, und das gibt mir immer wieder Schuldgefühle. Ich habe das Gefühl: Hier habe ich etwas gemacht, was nicht richtig ist.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Schawinski: Ja – und wenn man das analysiert? Was es genau war?

Schloter: Wissen Sie. Man kann viele Gründe ins Spiel rufen. Am Ende ist es eine Portion Egoismus. Aber – äh – es hat noch einen Vorteil. Wenn Sie jetzt mit den Kindern zusammen sind: Ich versuche ihnen wirklich die Zeit vollumfänglich zu widmen. Aber es ist eben zu wenig.

ANALYSE:

Der Swisscom-Chef weicht nicht aus. Er wählt als persönliches Beispiel die Situation mit den eigenen drei kleinen Kindern. Er verzichtet auf eine Aufzählung von Niederlagen. Carsten Schloter klammert die Emotionen nicht aus, im Gegenteil: Sie sind spürbar und wirken echt, nicht gestellt. Das Wohlbefinden der Kinder ist ihm ein echtes Anliegen. Das gewählte Bei-

spiel ist fürs Publikum glaubwürdig. Ich nehme an, dass Schloter dieses persönliche Thema nicht deshalb gewählt hat, damit Schawinski nicht auf Niederlagen im Job eingeht. Der Swisscom-Chef wusste, dass der harte Interviewer alle Problemfelder der Swisscom ansprechen würde, so wie wir mit dem Amen in der Kirche rechnen können. Das emotionale persönliche Beispiel bewegte erstaunlicherweise selbst den Journalisten. Nach dieser Sequenz ging Schawinski auf seine persönliche Situation ein und sprach betroffen von sich: «Das habe ich auch erlebt.»

2. SEQUENZ:

Schawinski: Wenn ich schaue, wie Sie funktionieren. Sie funktionieren vor allem als Leistungsmensch. Nicht nur im Beruf, sondern auch im Sport, und da haben Sie folgendes Zitat abgesondert: «Morgens um fünf Uhr wüрге ich den inneren Schweinehund. Wenn ich das nicht mache, bin ich unausstehlich.» Das klingt nicht sehr lustvoll.

Schloter: Ja – das war einmal. Das war tatsächlich eine Zeit lang so. Und ich machte morgens ein Training. Und das war für mich irgendwie eine Lebenshygiene.

Schawinski: Das machen Sie immer noch? Um fünf Uhr morgens?

Schloter: Nein! Am Wochenende gehe ich tatsächlich sehr früh raus, das hat mit etwas ganz anderem zu tun. Die Natur zu erleben. Im Sommer ist es das Bike. Im Winter sind es die Tourenskier. Aber – wenn man dann oben ankommt, am Gipfel, zum BEISPIEL mit den Tourenskiern – die Sonnenaufgänge – dann ist das ein Naturerlebnis, was das Ganze wirklich lohnend macht. Unter der Woche mache ich das nicht.

ANALYSE:

Da Carsten Schloter zu seinem Bekenntnis steht, kann der Interviewer nicht nachgreifen. Die Spitze des Angriffs (Vorwurfs) steckt gleichsam in Butter. (Ich bezeichne deshalb dieses Vorgehen als «Buttertechnik»). Der Umgang mit dem inneren Schweinehund wird später mit einem konkreten BEISPIEL in ein neues Licht gerückt. Wer das Spiel mit Beispielen spielt, sollte nicht mehrere aufzählen, sondern sich auf eine einzige konkrete Geschichte beschränken. Sich auf ein Beispiel zu beschränken, will zudem heissen: Details konkret benennen (Sonnenaufgang auf dem Gipfel). Der letzte Gedanke ist leider durch unprofessionelle Artikulation schlecht verständlich («Unter der Woche mache ich das nicht»).

Dieser Satz wurde zu schnell gesprochen. Bei der Artikulation müssen wir bis zum letzten Wort genügend Druck haben, was nichts mit Lautstärke zu tun hat, sondern mit der Ausdruckskraft, die vom Zwerchfell gestützt wird.

3. SEQUENZ:

Schawinski: Wir haben noch viele Probleme zu besprechen. Zum Beispiel die Handytarife, ein grosses Thema. 45 Prozent teurer als im EU-Raum! Und Sie als Swisscom – als grosser Marktleader –, Sie profitieren davon. Also, da kommen die grossen Gewinne rein. Was sagen Sie dazu?

Schloter (ruhig): Ich sage: Das ist falsch.

Schawinski: Das ist falsch?

Schloter (zum Teil zu schnell und akkustisch schlecht verständlich ...): Denn, wenn Sie unsere Profitabilität anschauen: Swisscom gegenüber ausländischer Telekommunikation ... kommt die Profitabilität der Swisscom nicht? be...? höher.

Schloter: «Ich sehe die Kinder alle zwei Wochen, und das gibt mir immer wieder Schuldgefühle.»

Schawinski: Aber die Preise – die Preise sind höher!

Schloter: Ja. Die Preise sind höher. Aber das ist alles unbestritten.

Schawinski: So kann man nicht argumentieren mit den höheren Gestehungskosten in der Schweiz allein.

Schloter: Warum denn nicht?

Schawinski: Ist so viel höher.

Der Unterschied ist viel zu gross!

Schloter: Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Das erlaubt Ihnen noch, die Brücke zu Italien zu machen. Die Baukosten für einen Glasfaseranschluss in der Schweiz sind drei Mal so hoch – wie in Italien.

Ein anderes Beispiel:

Wir haben eine spezifische Gesetzgebung, was die Mobilfunkantennen angeht in der Schweiz, sodass auf einer Antenne nur ein Zehntel der Gespräche geführt werden kann wie im Ausland. Dass dies Auswirkungen hat auf die Preise, ist offensichtlich.

ANALYSE:

Zuerst kontert und stoppt Schloter eindeutig mit: «Das ist falsch.» Die Begründung mit der Profitabilität ist nur schwer nachvollziehbar – aber auch durch die zum Teil undeutliche und zu schnelle Sprechweise. Nach der geschickten Gegenfrage «Warum denn nicht?» macht Schawinski bewusst, worum es geht: Es geht um die Preise. Schawinski spricht genau das an, was viele Nutzer ständig ärgert: Weshalb gibt es so grosse Unterschiede?

Carsten Schloter spielt nun im richtigen Moment das Spiel mit konkreten Beispielen. Damit hat er auch Erfolg. Die Beispiele sind nachvollziehbar. Sie leuchten ein und überzeugen. Die Beispiele ringen dem harten Fragesteller Schawinski das erste bestätigende Okay ab.

KOMMENTAR:

Die Gesamtwirkung des Interviewpartners war äusserst positiv. Die Präsenz – das Zuhörverhalten –, die freundliche Grundstimmung fand ich vorbildlich. Nicht nur die Körperhaltung, auch die dialogische Art überzeugte mich. Ferner die angenehme


Stimme, der Akzent beim Sprechen, aber auch die rhetorische Stärke des CEO mit seinen klaren, eindeutigen kurzen Gedankenbögen, den unkomplizierten, inhaltlich gut verständlichen Antworten. Dies alles trug viel zur Glaubwürdigkeit seines Auftretens bei. Lediglich bei einzelnen Situationen, wenn Schawinski mit seinen bekannten Provo-

«Schawinski spricht genau an, was viele Nutzer ständig ärgert.»

kationselementen zu irritieren versuchte, hatte das natürliche Lachen Schloters eine Spur von abschwächendem Verlegenheitslachen. Doch empfand ich dies noch nicht als ein störendes «Antibeisshemmungsverhalten», wie wir es bei Menschen feststellen können, die bei beleidigenden Angriffen hoffen, sich dank eines aufgesetzten Lächelns schützen zu können und mit dem Lächeln den Angreifer milder zu stimmen.

Einen Aspekt der Rhetorik müsste Carsten Schloter noch verbessern: seine Artikulation. Es beeinträchtigt zwar den guten Gesamteindruck kaum, aber es gibt doch einige Stellen, da wird der Schluss der Antwort zu wenig deutlich ausgesprochen. Der Druck lässt plötzlich nach, und dadurch werden wichtige Worte schlecht verstanden.

FAZIT:

Die Augen essen mit, sagt ein Sprichwort, sie scheinen auch mitzuhören und zu überzeugen. Das zeigt sich in diesem Gespräch mit Carsten Schloter deutlich! 

ANZEIGE

1/2 Inserat News Aktuell

Medienrhetorik

Talkmaster Günther Jauch in der Defensive

Eigentlich ist es eine verkehrte Welt, wenn ein Moderator von den Gästen in die Mangel genommen und in die Enge getrieben wird. Normalerweise ist es anders. Starmoderator Günther Jauch erlebte einen solchen GAU.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Marc Wetli**



Talkmaster Günther Jauch in der Defensive: plötzlich nicht mehr Everybody's Darling.

Günther Jauch wurde in seiner eigenen Sendung von den eingeladenen Gästen attackiert. Es betrifft die ARD-Talkshow, vor 5,6 Millionen Zuschauern.

Es ging um den Ehrensold in Millionenhöhe von Christian Wulff.

Motto der Sendung: «Der tiefe Fall des Christian Wulff – wie gelingt ein Abschied in Würde?».

Nach dem Spielfilm, bei dem Wulffs Ehrensold von 199 000 Euro mit dem Rentenanspruch eines durchschnittlichen Arbeiters verglichen wurde, platzt dem Talkgast Henning Scherf (SPD) der Kragen. Er war bis 2005 Bremer Bürgermeister.

DIE SITUATIONEN:

Attacke Nummer 1

Scherf zeigt auf Jauch und sagt: «Sie müssen auch mal selbstkritisch fragen, lieber Günther Jauch, was Sie so im Jahr verdienen. Sie verdienen das Vielfache von dem, was die Bundeskanzlerin verdient, und halten das für gerecht!»

SPD-Urgestein Henning Scherf tadelt

Talkmaster Günther Jauch – vor über fünf Millionen Zuschauern.

Jauch: «Das wissen Sie ja gar nicht.»

Scherf unbeirrt: «Das ist nicht gerecht! Unsere Gehälter sind ungerecht verteilt.»

APPLAUS IM STUDIO.

SCHERF GRINST ZUFRIEDEN

Jauch verteidigt sich: «Ich habe mich zu der Gerechtigkeitsnummer noch nie geäußert. Ich habe mich auch nie beklagt.»

Dann wendet sich Jauch schnell der <TAZ>-Chefredaktorin Ines Pohl zu. Doch auch diese Journalistin schont den Moderator nicht.

Attacke Nummer 2

Jauch fragt Taz-Chefredaktorin Ines Pohl, ob sie sich nach der Wulff-Affäre ein politisches Engagement vorstellen könne oder ob es ihr mittlerweile vor der Politik grusele.

Nein, sie bleibe lieber Journalistin, antwortet Pohl. Politiker würden in der Öffentlichkeit zu sehr durchleuchtet.

Dann geht die Journalistin selbst zum Angriff über – auf den Moderator: «Über Sie, Herr

Jauch, – hört man – wird auch nicht immer nett berichtet!»

Jauch verwirrt: «Na, ich kann mich nicht beschweren.»

Attacke Nummer 3

Der Thüringer Linkspolitiker Ramelow ergreift das Wort, assistiert Pohl, als ob die beiden sich vorher abgesprochen hätten.

Ramelow zu Jauch: «Na, ich wollte Ihnen aus Erfurt einen Born-Senf mitbringen.»

Jauch stutzt, versteht nicht, was Ramelow sagen will. Born-Senf ist eine bekannte Erfurter Senfmarke. «Und wie soll der mir jetzt helfen?», fragt Jauch verduzt.

«Na, vielleicht weil Sie mal einen Partner Born hatten.»

Langsam dämmert es Jauch, was Ramelow eigentlich will. Mitte der Neunzigerjahre musste Jauch als Chefredaktor des TV-Magazins «Stern TV» gefälschte Beiträge des Dokumentarfilmers Michael Born verantworten.

«Ach so, jetzt gehen Sie auf <Stern TV>, siebzehn Jahre zurück», sagt Jauch.

Ramelow: «Es geht um die Frage: Was bleibt an einem haften? Das hatten Sie Frau Pohl gerade gefragt.»

Pohl rettet die peinliche Situation. «Wir wollen jetzt weg vom Senf», bestimmt sie und erzählt lieber davon, welche Sprüche sich Angela Merkel als Frau in der Politik gefallen lassen müsse.

Jauch aber hört gar nicht mehr richtig zu. Mit zusammengebissenen Zähnen blickt er auf Ramelow, schüttelt den Kopf über dessen Live-Attacke.

ANALYSE:

Attacke Nummer 1

Die Überraschung (nach der Anspielung auf Jauchs Salär) ist dem erfahrenen Fernsehjournalisten ins Gesicht geschrieben. Die Antwort wirkt hilflos. «Das wissen Sie nicht!» ist eine Zeitgewinnungstaktik. Es ist offensichtlich, dass Jauch ein Vielfaches des Bruttogehaltes der Kanzlerin verdient. Merkel erhält 194 000 Euro im Jahr. Dass Jauch den Betrag von 10,5 Millionen Euro allein für die Talk-Sendungen nicht offenlegen will, ist verständlich. Nach Einschätzungen sollen ihm davon mehr als eine Million bleiben. Scherf ist es jedenfalls gelungen, den

Moderator vom roten Faden abzubringen. Der Fokus liegt nun dank der Attacke auf die Jauch-Thematik nicht mehr auf dem eigentlichen Gesprächsthema, das heisst Wulffs Gehalt. Die Reaktion des Moderators auf die unerwartete Verlagerung ist wiederum keine Glanzleistung. «Ich habe mich auch noch nie beklagt» – diese Reaktion ist ein erneuter hilfloser Versuch, den Angriff aufzufangen.

Attacke Nummer 2

Taz-Chefredaktorin Pohl gelingt es innert Sekunden, die persönliche Frage mit einer kurzen, eindeutigen Antwort zu stoppen. Danach kehrt auch sie den Spiess um und attackiert Jauch mit der Bemerkung: «Über Sie, Herr Jauch, – hört man – wird auch nicht immer nett berichtet.» Wiederum versucht der Moderator, sich mit einer nichtssagenden Antwort zu retten: «Na, ich kann mich nicht beschweren.» Diese Reaktion ist wiederum ein schwacher Versuch, den Angriff abzufedern.

Attacke Nummer 3

Hier erfolgt die Attacke auf Umwegen – über die Senfmarke Born. Jauch merkt etwas verspätet, dass Ramelow auf seine Fehlleistung als Chefredaktor von «Stern-TV» abzielt. Mit dem Hinweis, dass dies eine Geschichte betrifft, die siebzehn Jahre zurückliegt, will Jauch den erwähnten Fehler ad acta legen.

«Sie müssen auch mal selbstkritisch fragen, lieber Günther Jauch, was Sie so im Jahr verdienen.»

Doch Ramelow bezieht sofort diese alte Senfgeschichte auf Jauchs Frage, die er Ines Pohl gestellt hatte, und stellt die alte Geschichte in den aktuellen Kontext: «Sie haben Frau Pohl gefragt, was an einem haften bleibt.» Nach diesem cleveren Schachzug wurde Jauch gerettet, weil hernach Pohl das Senfthema nicht mehr aufnahm.

KOMMENTAR:

Attacken irritieren generell – vor allem in dieser kompakten Form. Selbst erfahrene Topjournalisten werden destabilisiert. Unerwartete Angriffe, Überraschungen haben

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

meist signifikante Auswirkungen in Diskussionen, was auch beim nonverbalen Verhalten sichtbar wird.

In diesem Fall zeigt es sich durch zusammengebissene Zähne, Kopfschütteln. Die Überraschung blockiert bei Jauch zudem das Zuhören. Unerwartetes bringt uns meist aus dem Takt.

FAZIT:

Bei den zitierten Attacken erkennen wir einmal mehr: Überraschungen destabilisieren Menschen nicht nur im Studio, das heisst bei der Medienrhetorik. Sie erschweren auch die Alltagsrhetorik. Überraschungen bringen Menschen ohne Training aus dem Konzept. Im Mediensimulator können wir solche Situationen trainieren, das heisst so lange üben, bis wir überlegen reagieren können.

Im Wort ÜberRASCHung ist das Wort RASCH enthalten. In solchen Situationen bewährt sich das antizyklische Verhalten. Wir machen das Gegenteil. Statt RASCH stoppen wir, machen langsam, beispielsweise mit einer langen Pause. Nach dem Motto: «Taxifahrer

fahren Sie langsam – es eilt.»

Jauch hat es immerhin fertiggebracht, dass die Attacken nicht lange im Zentrum der Diskussion kleben geblieben sind.

Günther Jauch hat sicherlich als Profi nach der Sendung alle Optionen von Antwortmöglichkeiten durchdacht, um künftig besser reagieren zu können:


Stimmt! (Dank dieser Butterttechnik bleibt der Giftpfeil wirkungslos stecken.)

Oder: So, so.

Sagen Sie! Wir könnten lange über mich reden, falls es um mich gehen würde, doch ... (dann zum roten Faden zurück). Oder: Schön für Sie, dass Sie diese alte Geschichte gefunden haben und ausgraben konnten.

Es lohnt sich immer – nach überraschenden Attacken in Gesprächen, in Meetings oder Fragerunden –, das eigene Antwortverhalten nachträglich zu verarbeiten. So erweitern wir unser Verhaltensrepertoire.

Natürlich haben solche Fallenfragen etwas Hinterlistiges, Unfeines. Aber gerade deshalb ist es wichtig, dass Führungskräfte und Politiker schon VOR solchen Angriffen gelernt ha-

ben, wie sie diese entlarven oder ins Leere laufen lassen können. Das ist, wie bei fast allem, gar nicht so schwer, wenn man weiss, wie es geht, und solche Situationen trainiert hat. 

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links

Medienrhetorik

Umgang mit Unterbrechungen – was tun?

Wie soll man auf Gesprächsunterbrechungen reagieren? Unser Medienexperte Marcus Knill hat bekannte Zeitgenossen in Talkshows und Interviews beobachtet.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Geübt im Unterbrechen: TV-Stars Roger Schawinski und Victor Giacobbo.

Beide, Victor Giacobbo und Roger Schawinski, setzen die Unterbrechungstakte regelmässig gekonnt oder zum Teil recht penetrant ein. Ein Journalist oder Moderator darf, kann oder muss sogar unterbrechen, wenn das Gegenüber endlos redet und seine «Bandwurmgedanken» nicht auf den Punkt bringt.

Vielfach wird das Unterbrechen von Journalisten auch dann eingesetzt, wenn das Gegenüber destabilisiert oder irritiert werden soll. In der heutigen Kommunikationskultur müssen

wir deshalb den Umgang damit üben und Sicherheit erwerben. Im Mediensimulator gehört dieses Trainingselement zum Standard-

«Interessant, wie Profiunterbrecher Giacobbo auf Schawinskis Unterbrechungen reagierte.»

repertoire. Eine gute, ausgefeilte Technik gegenüber Unterbrechern ist schon deshalb sehr wichtig, weil die meisten Diskussionen

unter einer strengen Zeitlimite stehen, man also riskiert, seine Aussage nicht im beabsichtigten Umfang machen zu können. Bei seinem Auftritt in der Sendung «Schawinski» des Schweizer Fernsehens habe ich Victor Giacobbo – auch ein Profiunterbrecher – genauer verfolgt, wie er auf die Unterbrechungen seines Kollegen Roger Schawinski reagierte:

Konter 1 – nach einer Unterbrechung:

«Ich mache den Satz noch fertig.»

Konter 2 – nach einer weiteren Unterbrechung:

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

«Lass mich noch schnell ausreden ...»

Konter 3 – nach einer weiteren

Unterbrechung:

«Bin noch nicht fertig – bin noch nicht fertig, Roger!»

Konter 4 – nach einer weiteren

Unterbrechung:

(nach einem nonverbalen, mimischen Stopp-signal): «Darf ich noch schnell ...?»

Konter 5 – nach einer weiteren

Unterbrechung:

«Ich weiss, du findest deine Fragen so gut, dass du die Sendung allein machen möchtest.»

Durch Zuhören und Beobachten selbst lernen

Es lohnt sich, das Verhalten der Politiker in Debatten hinsichtlich Unterbrechungen ebenfalls unter die Lupe zu nehmen und so, hörend und beobachtend, zu lernen. In der gleichen Sendung habe ich übrigens bei Giacobbo registriert, wie er die zahlreichen Provokationen seines Kollegen professionell gekontert hat. Immer wieder wies er die Anschuldigungen mit einem deutlichen NEIN zurück. (Giacobbo muss kein Seminar besuchen mit dem Titel: «Lerne NEIN sagen».)

NACHFOLGEND DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE AUS DER PRAXIS FÜR DIE PRAXIS

Beispiele völlig falscher Verhaltensweisen bei Unterbrechungen:

1. Die untaugliche Methode

«Einfach weiterreden»

Ich habe eine Nationalrätin in der «Arena» beobachtet, von der ich wusste, dass sie falsch geschult worden war. Ihr Trainer empfahl ihr, bei Unterbrechungen einfach weiterzureden und sich nicht irritieren zu lassen. Dieses Beispiel diente mir jahrelang in den Seminaren zum Veranschaulichen schlechten Verhaltens. Das Weiterreden führt dazu, dass sich die Aussagen überlagern und die Zuhörer vom Inhalt gar nichts mehr mitbekommen. Richtig ist, bei Unterbrechungen kurz zu schweigen (bis der Unterbrecher fertig ist), die Unterbrechung zu überhören und dann dem eigenen roten Faden weiter zu folgen, als ob nichts geschehen wäre.

Wer die «Arena» aufmerksam verfolgt, kann noch mehr fragwürdige Kontermethoden erkennen:

2. Schulmeistermethode

Ein Redner wird unterbrochen. Sofort wehrt er sich mit erhobenem Zeigefinger:

«Jeder anständige Mensch weiss, dass man den Gesprächspartner nicht unterbricht!»

Oder in Frageform:

«Sind Sie mit dem Schnellzug durch die Kinderstube gefahren?»

Vorwurfsvoll:

«Man unterbricht den Gesprächspartner nicht!»

3. Spöttische Reaktion auf «Stufe Sandkasten» im Kindergarten:

«Sie haben mich dreimal unterbrochen. Jetzt darf ich Sie auch noch zweimal unterbrechen.»

Bewährte Reaktionen und Verhaltensweisen bei Unterbrechungen:

Beschreibend: «Entschuldigung, Sie haben mich unterbrochen.» (Dann weiterfahren.)

Intervention nach dem Harvard-Prinzip, das heisst mit dem Gegenüber weich, aber in der Sache hart.

Diese Durchsetzungsstrategie basiert auf einer Eskalationsstufe. Die Intervention beginnt weich und wird zunehmend härter.

Erste Stufe (höflich fragend – doch man spricht weiter):

«Darf ich den Gedanken noch fertigmachen?» (Ohne die Antwort abzuwarten, macht man den Gedanken auch fertig.)

Zweite Stufe (etwas bestimmter):

«Ich bin noch nicht fertig.»

Dritte Stufe (mit Stoppsignalen):

«Moment.»

«Bitte» (verbunden mit nonverbalem Signal).

Vierte Stufe (noch bestimmter):

«Ich MUSS den Gedanken noch abschliessen!»

«Noch ein Satz!»

Viele Politiker versuchen durch Standardformulierungen zu vermeiden, dass ihnen das Wort entzogen wird:

Blocher: «Sie, Herr ... Jetzt loset Sie mol!»

«Sie müssen mir schon zuhören, wenn Sie mir eine Frage gestellt haben.»

«Warten Sie mal!»

Ditfurth:

«Wenn ich schon hierherkomme, will ich auch antworten dürfen.»

«Sie wollen, dass ich das sage, was Sie wollen, ich sage aber, was ich will!»

Ich verweise auf die ausführliche Analyse im «persönlich» vom 19. Oktober 2011.

Deutsche Politiker bei Jauch (Aufforderung zum Zuhören):

«Jetzt hören Sie mir bitte kurz zu!»

«Jetzt passen Sie mal auf!»

Aus «Hart, aber fair» (ARD)


«Aufgepasst, aufgepasst!»

«Lassen Sie mich bitte den Satz noch zu Ende führen!»

«Langsam! ...»

«Ich werde gerne auf Ihren Einwand zurückkommen, doch lassen Sie mich zuerst den Gedanken zu Ende führen!»

FAZIT

Unterbrechungen gehören zur heutigen Gesprächskultur. Wir dürfen uns jedoch durch das unangenehme, überraschende Unterbrechen nicht leichtfertig vom roten Faden abbringen lassen. Wer die Techniken des Sich-freundlich-Durchsetzens nicht kennt, sollte diesen Baustein der Medienrhetorik in einem kurzen, fachgerechten Coaching unbedingt lernen. Mit Lesen allein ist es leider noch nicht getan. 

Medienrhetorik

Warum sich «Wulffen» rächt

Der deutsche Bundespräsident Christian Wulff stand wochenlang im medialen Trommelfeuer. Nicht ohne Grund: Sein Verhalten im Umgang mit Medien zeichnete sich dadurch aus, dass er bei seinen Auftritten beschönigte, Fehlverhalten nur scheinbar zugestand, reagierte statt zu agieren, Versprechen nicht einlöste oder sogar log. Mittlerweile heisst das «wulffen».

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



«Wulffen ohne Ende»: Der deutsche Bundespräsident Christian Wulff stand wochenlang im medialen Trommelfeuer.

Lange machte es den Anschein, dass sich «WULFFEN» für den Bundespräsidenten gelohnt habe. Immerhin blieb er trotz wochen-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

langer negativer Schlagzeilen im Amt. Das Aussitzen und Sesselkleben schien sich ausgezahlt zu haben. Wir müssen jedoch berücksichtigen, dass niemand Wulff seines Amtes entheben kann und Angela Merkel ihn ständig gestützt hatte. Die Bundeskanzlerin wollte

sich wohl keinen zweiten Fall Köhler leisten. Merkel wurde erst dann zum Handeln gezwungen, als sie ihr Koalitionspartner vor vollendete Tatsachen stellte. Immerhin hatte sie Wulff bereits beim WEF in Davos kaltgestellt. Wulff kann sich übrigens mit seiner Sesselkle-

betechnik auf verschiedene Politiker berufen, die Negativzeilen, Vorwürfe und harsche Medienkritik erfolgreich mit sturem AUSSITZEN überstanden hatten und trotz aller Kritik weiterhin das Amt ausüben konnten.

Zu Politikern mit «Durchhaltewillen» zählen:
– Franz-Josef STRAUSS. Er ging über unzählige Skandale einfach hinweg.
– Helmut KOHL hatte das Aussitzen von Vorwürfen und Angriffen weiter perfektioniert.

Die Technik ist einfach: immer so tun, als sei nichts geschehen, und unter Umständen sogar zum Gegenangriff übergehen.

Das jüngste Beispiel ist der Oberbürgermeister von Duisburg, Adolf SAUERLAND. Seine Regierung hatte die Planung der Love Parade von 2010 bewilligt – mit 21 Toten und Hunderten von Verletzten. Sauerland hielt sich bis zur kürzlichen Volksabstimmung noch im Amt, trotz Unterschriftensammlung und wochenlanger Proteste.

Wulff könnte sich auf diese «Vorbilder» beziehen und hoffen, später auch in die Reihe der Nichtzurücktreter eingereiht zu werden nach dem Motto: «Straucheln – aufstehen – durchhalten – erneut straucheln – wieder aufstehen – weiter durchhalten usw ...» Andererseits darf ein Bundespräsident als moralische Instanz nicht ständig Negativschlagzeilen verursachen. Ich habe im Radio den Satz gehört: Deutschland verliert mit Wulff an Vorbildcharakter. Die Anschuldigungen gegen den Bundespräsidenten als Instanz der Moral wiegen schwer, er kann es sich nicht leisten, die Glaubwürdigkeit zu verlieren. Laut *Spiegel* hat er die Würde längst verloren.

Ich habe das medienrhetorische Verhalten Wulffs über Wochen verfolgt und analysiert. Quintessenz: In diesem Fall Wulff dürfen wir nicht von einer Medienkampagne sprechen. Wulff versagte medienrhetorisch auf breiter Front und stellte sich laufend selbst ein Bein.

Zu seinen konkreten Verfehlungen

Zuerst tauchte er viel zu lange ab und wollte die ersten Vorwürfe einfach aussitzen.

Anstatt offensiv zu informieren, musste er laufend mit einer Salamtaktik reagieren, ohne zu agieren.

Mit einem sofortigen Mea Culpa hätte Wulff nach meinem Dafürhalten die Endloskrise vermeiden können.

Der Bundespräsident hat sich im viel zitierten TV-Interview am 4. Januar zu seiner Kredit- und Medienaffäre öffentlich geäußert.

Christian Wulff wies in dem Interview mit ARD und ZDF alle Vorwürfe wegen seines umstrittenen Hauskredits, der Urlaube bei reichen Freunden und Medienbeeinflussung zurück. Vor einem Millionenpublikum räumte er zwar Fehler ein, lehnte einen Rücktritt aber ab. «Ich habe weder jetzt im Amt des Bundespräsidenten gegen irgendein Gesetz verstossen noch vorher. Es geht nicht um Rechtsverstöße», sagte Wulff damals.

Wulffs Antworten zu den ersten Vorwürfen

Wulff zu seinem umstrittenen Hauskredit von Edith Geerkens:

«Letztlich gibt es natürlich auch Persönlichkeitsrechte, es gibt auch Menschenrechte selbst für Bundespräsidenten und auch dessen Freunde, deren Angehörige, und ich möchte nicht Präsident in einem Land sein, wo sich jemand von Freunden kein Geld mehr leihen kann. Das will ich auch mal sagen [...]. Aber ich räume hier ein, dass ich Beziehungen zu Frau Geerkens habe. Das

«Wulffen» wurde am Ende für den Bundespräsidenten zum Bumerang.»

hätte ich sagen sollen, wenn ich es heute noch mal entscheiden könnte von vornherein, dann würde ich heute in dem Moment, wo ich dieses Haus kaufe, ein Interview geben und sagen, ich habe dieses Haus gekauft mithilfe von Freunden, die mir für die Anfangszeit und Sanierung Geld zur Verfügung gestellt haben, ordentlich verzinst.»

Wulff zu seinem günstigen Kredit bei der BW-Bank:

«Es sind ganz normale, übliche Konditionen. Das ist keine Immobilienfinanzierung, keine Hausfinanzierung, sondern es ist eine Kreditmarktbereitstellung. Jeweils immer für drei Monate.»

Wulff über seine Urlaube bei reichen Freunden:

«Wenn man als Ministerpräsident keine Freunde mehr haben darf und wenn alle Politikerinnen und Politiker in Deutschland ab

Was ist Wulffen?

Für den Sprecher des Vereins Deutsche Sprache, Holger Klatte, steht das Verb «wulffen» zum einen für das Vollreden eines Anrufbeantworters. Die zweite Variante bedeutet nach diesem Experten, «dass man nicht direkt die Wahrheit sagt, aber auch nicht direkt als Lügner dastehen will».

Im Zusammenhang mit der Kreditaffäre darf heute auf der Staatsanwaltschaft Bundespräsident Wulff als Lügner bezeichnet werden (Zitat *Der Spiegel*).

sofort nicht mehr bei Freunden übernachten dürfen, sondern wenn Sie bei den Freunden im Gästezimmer übernachten, nach einer Rechnung verlangen müssen, dann verändert sich die Republik zum Negativen. Davon bin ich fest überzeugt. Und deswegen stehe ich zu diesen sechs Urlauben bei Freunden auf Norderney oder fünf, sechs Tage dort in Italien oder sieben Tage bei Freunden, mit den Freunden zusammen zu kochen, zu frühstücken, im Gästezimmer zu schlafen. Da erhebe ich auch keine Rechnung, wenn mich die Freunde hier in Berlin besuchen.»

Wulff zu dem wütenden Anruf beim «Bild»-Chefredakteur:

«Der Anruf bei dem Chefredakteur der *Bild*-Zeitung war ein schwerer Fehler, der mir leid tut, für den ich mich entschuldige.» Er wolle «besonnen, objektiv, neutral, mit Distanz» als Bundespräsident agieren. Wulff habe sich in dem Moment eher als Opfer gesehen und nicht «als denjenigen, der eine Bringschuld hat gegenüber der Öffentlichkeit, Transparenz herzustellen und auch berechnete Fragen zu beantworten». Trotzdem bittet er um Verständnis, ein «Impuls» habe zu dem Anruf geführt: «Vielleicht muss man die Situation auch menschlich verstehen. Wenn man im Ausland ist, in vier Ländern in fünf Tagen, zehn Termine am Tag hat und erfährt, dass Dinge während dieser Zeit in Deutschland veröffentlicht werden sollen, [...] dann muss man sich auch vor seine Familie stellen.»

Wulff zu seinem Verhältnis zur Presse:

Er müsse sein Verhältnis zu den Medien neu ordnen, so Wulff im Interview. Medien hätten eine wichtige Aufgabe in der Demokratie.

Analyse dieser Antworten

Der umstrittene günstige Hauskredit hat für Wulff nichts Anrühiges. Die Finanzierung wird als «Kreditmarktbereitstellung» schöngeredet.

Bei den Gratisferien bei Freunden in Luxusvillen wehrt sich Wulff mit einem Gegenangriff: Er unterstellt den Kritikern, sie möchten einem verbieten, bei Freunden zu übernachten. Es ging jedoch nur darum, dass ein Bundespräsident keine Geschenke annehmen darf von Menschen, die sich durch die Geschenke Vorteile erwirken könnten. Es ging nur um jene Freunde, die mit dem Bundespräsidenten beruflich zu tun hatten. Und darum, schon den Anschein zu meiden. Die Entschuldigung über den Wutausbruch beim Chefredakteur wird damit begründet, dass er unter Druck gestanden habe. Er bittet die Öffentlichkeit um Verständnis.

Wenn ein Bundespräsident in Stresssituationen die Nerven verliert, ist dies keine Bagatelle. Wenn jemand in Krisensituationen einen kühlen Kopf bewahren muss, ist es der Bundespräsident! Der verbale Ausrutscher war kein verständliches, kleines, menschliches Versagen, das rasch vom Tisch gewischt werden kann.

Wulff und die Medien:

Wulffs fragwürdiges «Verhältnis zur Presse» ist einer der gravierendsten Mängel, die zur peinlichen Fortsetzungsgeschichte führten.

Der deutsche Bundespräsident Christian Wulff hatte per Telefonanruf beim Springer-Verlag gemäss Combox-Aufzeichnung versucht, Enthüllungen über seinen Privatkredit nicht nur zu verschieben, sondern zu VERHINDERN.

Der mediale Druck auf ihn stieg, weil der Bundespräsident der Presse gedroht hatte, falls der Beitrag über den Bankkredit veröffentlicht würde, müsste *Bild* mit Konsequenzen rechnen. Dieser Druckversuch wurde für Wulff zum Bumerang. *Bild* brachte den Beitrag trotzdem. Der Bundespräsident hatte sich in die Bredouille gebracht. Das Gespräch wurde auf einer Combox aufgezeichnet. Wulff erklärte hernach öffentlich, er habe nicht gedroht, sondern nur darum gebeten, den Beitrag SPÄTER ZU PUBLIZIEREN. Nach dieser Behauptung kam es zu einer heiklen Situation, weil die Redaktion mit der Publikation der Combox-Aussage hätte nachweisen können, dass Wulff nicht die Wahrheit gesagt hatte.

Mit der Ruhe war es nun verständlicher Weise vorbei. Es stand Aussage gegen Aussage. Alle wollten das Band hören, um zu beurteilen, wer lüge. Was nun folgte, ist für jeden Kommunikationsberater vorhersehbar:

Wulff wehrte sich gegen eine Klärung und spernte die Publikation des Textes auf der

«Wulff versties gegen die wichtigste Kommunikationsregel: «Alles, was du sagst, muss wahr sein.»»

Combox. Das ist rechtlich möglich, weil jeder Mensch die Veröffentlichung seiner Gespräche – ohne Einwilligung – verhindern kann. Diese Blockade Wulffs weckte nun verständlicherweise Vermutungen und Zweifel.

Der Krimi nahm seinen Lauf. Die *Bild*-Redaktion schickte Wulff das Band, in der Hoffnung, er sehe nun seine Falschaussage ein und werde sie begründen. Der selbst verschuldete Medienwirbel führte dazu, dass die Glaubwürdigkeit des Bundespräsidenten weiter bröckelte. Für Politiker, Medien und Öffentlichkeit wirkte Wulff angeschlagen. Warum verhinderte er die Klärung? Es leuchtete ein, dass Wulff nicht die Wahrheit sagte und im besagten Interview seinen verbalen Ausbruch am Telefon beschönigte. Wulff versties gegen die wichtigste Kommunikationsregel in Krisen: Alles, was du sagst, muss wahr sein!

Wulff blieb – wie vermutet – in den Schlagzeilen


Er versprach, alle Fragen im Internet zu beantworten, und hielt sein Versprechen nicht. Er blockte die Offenlegung zum Ärger der Bevölkerung ab. Erst auf Druck reichte er die Antworten nach. Wulff wurde in der Presse daran gemessen, was er im Jahre 2000 über Johannes Rau gesagt hatte (Dieser stand als SP-Politiker und späterer Bundespräsident wegen fremdfinanzierter Flugreisen in der Kritik):

«Ich leide physisch darunter, dass wir keinen unbefangenen Bundespräsidenten haben.»

Wulffs Aussage wurde ihm immer wieder aufs Brot gestrichen. Ständig folgten neue Enthüllungen. Wulff blieb weitere Wochen in den Schlagzeilen:

Sein ehemaliger Mediensprecher Glaeseker kam in den Fokus von Untersuchungen. Weshalb hatte ihn Wulff nach den ersten Vorwürfen entlassen? Hatte er Kenntnis von seinen Verfehlungen, oder war er sogar involviert? Sollte er als Bauernopfer die Wogen glätten? *Der Spiegel* schrieb: Teflon-Präsident Wulff will dennoch durchhalten bis zum Ende seiner Amtszeit. Inzwischen ist das Ende der Geschichte bekannt: Wulff ist zurückgetreten.

Fazit:

«Wulffen» lohnt sich nicht. Es schadet dem Image und führt letztlich zum Eigentor. 

Medienrhetorik

Der «vergessene» Bundesrat

Alle reden von Philipp Hildebrands Auftritten, doch es gibt auch noch Alain Berset. Der neue Bundesrat habe rhetorisch einiges zu bieten, meint Medienexperte Marcus Knill. Die Analysen der ersten Interviews nach der Wahl seien beachtenswert. Und Berset spreche neben Französisch und Deutsch auch Englisch, Portugiesisch und Spanisch.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Zur Klarstellung nach den ersten Auftritten des frischgewählten Bundesrates:

Alain Berset tappt nie in Fettnäpfchen.

Der neue Innenminister ist, wie Didier Burkhalter, eher ein Mann der leisen Töne. Er hat etwas Staatsmännisches. Bei allen Interviews ist Berset kaum angreifbar, weil er sich eher vage, allgemein ausdrückt.

Monsieur «Parfait» – wie der frischgewählte Bundesrat auch genannt wird – muss aus meiner Sicht aufpassen, dass er sich nicht zu geschliffen, zu unverbindlich, zu unscharf ausdrückt. Bei seinen ersten Antworten weicht er zwar nicht aus, doch scheut er Details, aber holt dafür dank seines Humors zusätzliche Punkte.

Folgende Antworten verdeutlichen, wie der Innenminister bei seinen Antworten (bewusst?) meist oberflächlich bleibt und sich vor allem auf Grundsätzliches beschränkt.

Hier zwei typische Beispiele:

Wollen Sie wie die SP den Kapitalismus abschaffen?

Berset: «Die Wirtschaft braucht klare Leitplanken und gleichzeitig gute Rahmenbedingungen.»

Sind Sie für Beitrittsverhandlungen mit der EU?

Berset: «Ob ein EU-Beitritt vorteilhaft ist, wissen wir erst, wenn wir das Verhandlungsergebnis kennen.»

Einige exemplarische Antworten aus seiner ersten Pressekonferenz:

Was hat Ihnen Ihre Frau gesagt nach der Wahl?

Berset: «Das ist eine sehr intime Frage. Ich will nicht sagen, was sie konkret gesagt hat.»

Kommentar

Die Frage wird beschrieben. Eine intime Frage muss auch nicht beantwortet werden. Die Antwort zeigt, dass der neue Bundesrat zwischen Öffentlichkeit und Privatheit klar unterscheidet. Er muss nicht lernen, Nein zu sagen.

Der Journalist wünscht, dass der frischgebakene Bundesrat die Frage auf Englisch beantwortet:

Was soll die Regierung bezüglich Datensicherheit tun?

Gelächter. Berset antwortet auf Französisch: «Ich bin nicht wegen meiner Sprachkenntnisse Bundesrat geworden.»

Ein anderer Journalist will, dass Berset auf Portugiesisch antwortet. Abermals Gelächter.

Kommentar

Berset lässt sich nicht vorführen und entzieht sich geschickt dem Spiel.

«Sie präsentieren sich sehr «glatt», findet ein Journalist.

Berset antwortet:

«Ich werde mich auch weiterhin so präsentie-



Frischgewählter Bundesrat Alain Berset: kein Mann der Fettnäpfchen.

ren wie bisher, mit Engagement und Kraft. Ich werde sagen, was ich denke. Ich bin nicht da, um gewisse Bilder von Ihnen zu zerstören oder zu bestätigen.»

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

ANALYSE

Die Antwort macht die Eigenständigkeit des Magistraten bewusst. Zudem wird die Unterstellung des Journalisten zurückgewiesen.

«Sie haben nervös gewirkt vor der Wahl», meint ein Journalist. Berset «versteht» zunächst die Frage nicht. Er signalisiert Erstaunen und sagt: «Ich habe das nicht so wahrgenommen. Sie verwechseln möglicherweise <konzentriert> mit <nervös>.» Er lenkt den Dialog auf ein anderes Thema: «Ich war überrascht, dass ich so schnell gewählt wurde.»

ANALYSE

Zuerst nutzt Berset eine Schlagfertigkeitstechnik: Die Technik des «Nichtverstehens» bezeich-

dass durch das wiederholte «Nichtverstehen» die Kommunikation lahmgelegt wird. Vielleicht schaffte sich Berset dank dieser Technik zusätzliche Zeit zum Überlegen. Jedenfalls ist die Antwort: «Das habe ich nicht so wahrgenommen», gekoppelt mit der Begriffspräzisierung nervös/konzentriert, mustergültig. Am Schluss nutzt Berset bei dieser überzeugenden Antwort auch noch eine Lenkungstechnik.

Auf die Frage nach seinen Zielen sagt Berset: «Hierzu möchte ich mich erst äussern, wenn die Departementsverteilung erfolgt ist.»

ANALYSE

Dank dieser Antwort muss sich Berset noch nicht festlegen. Hätte der Journalist nach den gene-

Berset: «Der Prozess der Wahl ist nach den offiziellen Regeln verlaufen. Ich bin mir der Verantwortung bewusst, die mir das Parlament übertragen hat.»

ANALYSE

Der Prozess wird beschrieben. Berset verzichtet auf jegliche Wertung oder persönliche Interpretation. Mit der Aussage, dass er sich der Verantwortung bewusst ist, eckt der neue Bundesrat nirgends an. Diese Antwort ist eine geschickte Plausibilitätsformulierung.

KOMMENTAR

Es fällt auf, dass sich Alain Berset bei allen politischen Äusserungen zurückhält. Die Antworten liegen oft im Ungefähren. Er vermeidet es, anderen Parteien etwas vorzuwerfen, beispielsweise der SVP, von der er keine Stimmen erhalten hatte.

Wenn er hingegen zu seiner Person, Familie, Ausbildung gefragt wird, sind die Antworten des neuen Bundesrates erstaunlich konkret. So erfahren wir beispielsweise in einem Interview des *Sonntags-Blicks* (18. Dezember 2011) bei der Frage nach Bertssets Freude an der Musik:

«Musik war immer ein Teil meines Lebens. Als Fünffähriger habe ich in einem gemischten Chor gesungen. Dann habe ich Klavier gespielt. Zuerst viel klassische Musik. Das hat viel zu meiner persönlichen Entwicklung beigetragen und mir die Welt eröffnet.»

Liegt das Talent für Musik bei Ihnen in der Familie?

«Nicht unbedingt. Ich hatte einfach Lust dazu, musste aber dafür arbeiten. Im Sport war es dasselbe: Ich wollte als Kind natürlich Olympiasieger werden, habe aber schnell realisiert, dass ich als Mittelstreckler nicht das grosse Talent war. So habe ich halt viel trainiert!»

FAZIT

Unverfänglich antworten zwar viele Politiker. Doch sie zeichnen sich leider meist dadurch aus, dass die Antwort nicht nur weichgespült ist. Im Gegensatz zu Berset, weichen sie aus und gehen somit gar nicht auf die Frage ein. Alain Berset antwortet stets auf die gestellte Frage, bleibt aber nur inhaltlich im Ungefähren. □



nen wir in unserem Lehrbuch für angewandte Rhetorik als «Korken im Ohr»-Technik. Das gezielte Weghören ist im Alltag bei Ehepartnern oder gegenüber Chefs nicht zu empfehlen. Die Technik ist simpel, doch besteht die Gefahr,

rellen Zielen als Bundesrat gefragt, wäre dieses elegante Ausweichen nicht so einfach gewesen.

Dann folgt die Frage nach seiner Wahlstrategie.

Medienrhetorik

Wahlmarathon im Studio 1

Wie haben die Parteipräsidenten auf die Wahlresultate des 23. Oktober reagiert? Medienexperte Marcus Knill war im Fernsehstudio Leutschenbach vor Ort und hat deren medienrhetorisches Verhalten studiert. Hier seine Analyse.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Im Studio 1 in Zürich-Leutschenbach produzierte SF 1 als Zentrum der Wahlberichterstattung eine Livesendung von 12 bis circa 24 Uhr. Unterbrochen wurde sie nur durch die «Tagesschau», «Meteo» und Sport-Kurznachrichten.

Marcus Knill war an Ort und Stelle und sammelte Impressionen.

Nach dem stressigen Wahlkampf beobachtete ich die Parteipräsidenten am Wahlsonntag im TV-Studio in Zürich.

Ich wollte wissen, wie sich die Dauerpräsenz der letzten Woche auf Verhalten und Rhetorik ausgewirkt hat. Wie verhalten sich die Parteipräsidenten nach dem Dauerstress? Geht ihnen am Sonntag langsam die Luft aus?

Wie steht es mit der Konzentrationsfähigkeit im Endspurt nach allfälligen positiven oder negativen Resultaten?

Vorweg gesagt: Die Beobachtung im Studio war spannend und aufschlussreich. Ich konnte die Parteipräsidenten während mehreren Stunden erleben.

Zu den Impressionen im Fernsehstudio

Zürich

Ich verzichte auf einen systematischen Rhetorikcheck aller Parteipräsidenten, dies würde den Rahmen sprengen. Ich beschränke mich auf einige aufschlussreiche persönliche Hintergrundbeobachtungen. Die Parteipräsidenten zeigten im Studio



Tag der Entscheidung: die Präsidenten der Bundesratsparteien im Fernsehstudio Leutschenbach.

zahlreiche Muster aus dem Fundus der Politikerrhetorik.

Es gibt viele typische Verhaltensweisen, die mir bei den Politikern aufgefallen sind:

· Von denen wird erwartet, dass sie aggressiv und kämpferisch sind. Ein typisches Beispiel: Christian Levrat (Parteipräsident der SP) griff einmal im Ring Toni Brunner (SVP) verbal an und warf ihm eine Fülle

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

eine «Erstgeburt». Ich bewunderte beispielsweise Martin Bäumle (GLP), aber auch Toni Brunner (SVP), wie sie die gleiche Kernbotschaft x-mal neu präsentierten, obschon Befragung auf Befragung in loser überraschender Reihenfolge (Print-, Radio- oder TV-Journalisten) geschah. Trotz des Wechselbades wurde die gleiche Botschaft jeweils adressatengerecht aufbereitet. Sicherlich waren die Antworten antizipiert.

· Eine offene Körpersprache (Gestik) signalisiert Sicherheit. Es wäre aber fragwürdig, die Politiker nur aufgrund dieser Körpersignale zu beurteilen. Dennoch ist erwiesen, dass der Körper viel verrät. Die Körpersprache ist ein Geschehen und sagt viel aus über die innere Befindlichkeit einer Person. Sie sagt je-

denfalls mehr aus als der Inhalt einer Aussage. Diese innere Einstellung beeinflusst die Stellung des Körpers. Die Körpersprache hinterlässt bei den Adressaten Wirkung. So erbleichte das Gesicht von Fulvio Pelli (FDP), als die Hochrechnungen ihm eine Abwahl prognostizierten und er von einer Medienmeute gleichsam als Beute ungezählte Male Rede und Antwort stehen musste. Obschon man bei den Parteipräsidenten das hervorragende Durchstehvermögen bewundern konnte, zeigten sich ab und zu Ermüdungserscheinungen (Signale in der Stimme oder indem sie sich plötzlich mit den Händen auf dem Rücken gleichsam Halt geben mussten), auch bei den Siegern (Bäumle und Grunder). Emotional waren die Gewinner in einem Hoch. Schnellsprecher Bäumle wirkte

besonders ruhig, überlegt und zeigte sich immer wieder in Siegerpose. Bei Grunder wandelte sich die sonst eher aufgesetzte Freundlichkeit in ein strahlendes, freudiges Lachen. Von Politikern wird solche Begeisterung erwartet, so, dass ihre Worte leben.

Die Parteipräsidenten versuchten offensichtlich, Trauer oder Freude zu dosieren, sodass ich das Gefühl hatte, sie suchten die Balance zwischen Emotionen und Sachlichkeit. Nur Ueli Leuenberger (Grüne) mangelte es nach meinem Dafürhalten am feu sacré. Die schlechten Wahlresultate verstärkten diesen Eindruck.

Druck (Ausdruck), Sendungsbewusstsein wird bei der Politikerrhetorik geschätzt. Levrat, Brunner, Darbellay und Bäumle erfüllten diese Erwartung.

Zum Schluss erlaube ich mir noch bei jedem Parteipräsidenten eine subjektive Zuschreibung, die ich nicht weiter kommentieren möchte und die auch nicht allzu ernst genommen werden sollte.

Christoph Darbellay: Wirkt wie eine Blackbox. Ist stets für Überraschungen gut.
Ueli Leuenberger: Bleibt unauffällig, hinterlässt keine Spuren.


Hans Grunder: Gemütlich, väterlich, bemüht, Ruhe auszustrahlen.

Fulvio Pelli: Intelligent, unberechenbar, kompliziert.

Toni Brunner: «Sünneli» – unbedarf.

Christian Levrat: Junger Jagdhund.

Fazit

Trotz des Marathons haben sich die Parteipräsidenten sehr gut gehalten. Die Argumentation habe ich in diesem Beitrag ausgeklammert. Mir wurde beim Studiobesuch einmal mehr bewusst, dass es einer grossen Erfahrung bedarf, um in der unnatürlichen Studioatmosphäre, aber auch in Stress-Situationen den Kopf bei der Sache zu haben. Wer glaubt, diese Kompetenz könnten wir ohne Training erwerben, ist sich nicht bewusst, dass wir das ABC der Medienrhetorik zusätzlich erlernen müssen. 



von Fehlleistungen seiner Partei an den Kopf.

· Ein Politiker muss fähig sein, seine Kernbotschaft immer wieder frisch und mit unterschiedlichsten Beispielen so vorzubrin-

gen, als sei es das erste Mal. Für mich war erstaunlich, wie es sämtliche Parteipräsidenten fertiggebracht haben, Dutzende von Interviews immer wieder mit voller Präsenz so durchzustehen, als sei jede Antwort

Medienrhetorik

Jutta Ditfurth als Querulantin

Bei den 8. Schaffhauser Wirtschaftsimpulsen zur Thematik «Wachstum – Fluch oder Segen» konnte die frühere deutsche Spitzenpolitikerin Jutta Ditfurth in ihrem Impulsreferat mit einer pointierten Gegenposition punkten. Nachher lief das Publikum davon. Medien- und Rhetorikexperte Marcus Knill war dabei.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

In der Diskussionsrunde hingegen – unter der Leitung des Medienprofis und Ex-«Arena»-Moderators Reto Brennwald – mit der Starbesetzung, dem Ökonomen Klaus W. Wellershoff, dem Schriftsteller Günter Wallraff, dem CEO von Meyer Burger Technologie, Peter Pauli, und Joseph Deiss, Alt-Bundesrat und Präsident der UNO-Generalversammlung, erntete Jutta Ditfurth dann nur noch Minuspunkte. Ditfurth vermittelte dem Publikum ein Lehrstück, wie Dialoge abgewürgt werden können. Es gelang der gewieften Debattiererin, sich über alle Regeln der offiziellen Gesprächskultur hinwegzusetzen und Dialoge zu sprengen. Mit primitivsten Techniken brachte sie es fertig, Joseph Deiss aus der Reserve zu locken, Wellershoff zu destabilisieren und selbst einen erfahrenen Moderator auszuklammern. Die Methoden waren einfach:

Wie ein Trotzkopf spielte Ditfurth auf der Klaviatur der Provokation, indem sie sich einfach über die wichtigsten Gesprächs- und Moderationsspielregeln hinwegsetzte, nach dem Motto: Ich sage und mache, was ich will. Spielregeln akzeptiere ich nicht.

Aus dem Repertoire der Dialogzerstörerin:

Ein Moderator hat das Recht und die Pflicht, Fragen zu stellen. Wird ausgewichen, muss er nachhaken. Jutta Ditfurth war nicht bereit, sich befragen zu lassen. Als Reto Brennwald nachfragen musste, weil sie eine Frage nicht



* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Jutta Ditfurth provozierte in Schaffhausen einen Eklat.

beantwortet hatte, griff sie ihn frontal an:

«Sie wollen, dass ich das sage, was SIE wollen. Ich sage aber, was ICH denke.»

Wir kennen solches Verhalten bei heranwachsenden Kindern: Ich mache, was ICH will. Moderieren heisst, auch Langredner zu stoppen. Nachdem Ditfurth (sie ist die Vorsitzende der bunten Fraktion, hat sich mit den Grünen zerstritten) das Wort ständig an sich gerissen und viel zu lange gesprochen, musste sie vom Moderator korrekterweise gestoppt werden. Da konterte sie: «Ich rede nicht in Schlagzeilen.»

Erstaunlich, dass es der Frau gelang, den Vollblutpolitiker Deiss mit ihrer penetranten Unterbrechungstaktik dermassen zu destabilisieren, dass er dies entnervt als pathologisch bezeichnete.

Andererseits, wenn die anderen Diskussteilnehmer, die ständig unterbrochen wurden, freundlich darum baten, den Satz doch zu Ende sprechen zu dürfen, entgegnete die Provokateurin:

«Wir haben hier einen Dialog!»

Ditfurth gelang es sogar, Wellershoff zu irritieren, indem sie seine Person als nicht neutral, als parteiisch etikettierte.

Diese Technik wenden Kinder an, indem sie mit Vorwürfen und Unterstellungen Eltern oder Lehrkräfte zu manipulieren versuchen. Der Trick: Man spielt auf die Person und lenkt von der Sache ab.

Einmalig war für mich, wie es diese Politikerin sogar fertigbrachte, einen erfahrenen Moderator einfach zu ignorieren und auszuklammern (auch mit Körperhaltung und Blick). Nachdem Reto Brennwald auf die Spielregeln verwies, drohte Ditfurth: «Wenn ICH nicht sagen kann, was ICH will, verlasse ich das Podium.» Obschon der Moderator ihr diesen Entscheid überliess, ging Ditfurth nicht von der Bühne. Dennoch drohte sie noch ein weiteres Mal.

Demonstrativ setzte die Provokateurin einen knallroten Fächer ein, mit dem sie immer wieder dominant das Gesicht kühlte. Gockel markieren mit dem roten Kamm die eigene Position.

Den Gipfel der Ich-Bezogenheit verriet Ditfurth, indem sie forderte: «Wenn ich schon Gelegenheit habe, vor den Medien meine Sicht darzulegen, so will ich dies hier in Schaffhausen auch tun.»

Das Schaffhauser Publikum erlebte mit der ausgebuchten Podiumsveranstaltung live

eine Lehrstunde, die für Kommunikationsseminare verwendet werden könnte. Nicht alle ertrugen jedoch die penetrante ICH-bezogene Provokateurin, viele verliessen wütend vorzeitig den Saal.

Fazit:

Dieser einmalige Auftritt veranschaulichte, wie sich eine hochintelligente, eloquente Rhetorikerin innert Minuten demontieren kann, wenn sie den Unterschied zwischen Rhetorik und Dialogik missachtet.

Das Verhalten Jutta Ditfurths verdeutlicht, dass Dialog Austausch sein muss. Zuhören, sich an Spielregeln halten, das Gegenüber wertschätzen (auch wenn man nicht einverstanden ist mit ihm) gehören zum ABC jeder Kommunikationskultur. Wer diese Voraussetzungen nicht mitbringt, sollte eigentlich nicht eingeladen werden.

Was mich erstaunte, war, dass es Besucher gab, die den Fehler nicht bei der Querulantin sahen. So hörte ich folgende Kommentare:

· Wellershoff sei schuld, er habe mit seiner wachstumsfreundlichen These die deutsche Referentin gereizt.

· Reto Brennwald habe sich zu wenig gut vorbereitet. Er hätte beim Recherchieren merken müssen, dass Ditfurth schon 2008 bei Anne Will die Nerven verloren habe.

Ferner wurde den Podiumsteilnehmern, die von Jutta Ditfurth zu Statisten degradiert worden waren, die Schuld in die Schuhe geschoben: Sie hätten die Dominanz dieser «Spielverderberin» härter kontern müssen.

Kommentar:

Jutta Ditfurth setzte einen guten Kontrapunkt im Referat. Durch ihr arrogantes, überhebliches Verhalten hingegen – ohne Anstand dem Moderator und den Gesprächsteilnehmern gegenüber – verlor sie jegliche Sympathie. Sie trat die Dialogkultur mit Füßen. Anstatt eine Lösung für die Nullwachstumsvariante zu präsentieren, störte sie die Gespräche und reagierte fast pöbelnd. Ich konnte mich sehr gut in den überraschten Moderator versetzen und habe mich gefragt, wie man an seiner Stelle hätte reagieren können. Vielleicht hatte Brennwald die Situation falsch eingeschätzt, indem er die Rufer im Saal als Ditfurth-Fans eingeordnet hatte, weil die Rednerin während des Referates positive Zurufe bekam. In der Podiumsdiskussion waren hin-

gegen die Unmutsäusserungen gegen die Querulantin gerichtet. Mit Fragen und Spiegeltechniken hätte der Moderator die Provokateurin möglicherweise entlarven können. Beispielsweise:


«Frau Ditfurth, Sie wollen also meine Frage nicht beantworten?»

«Habe ich richtig verstanden: Sie beanspruchen für sich eine Sonderbehandlung hinsichtlich Redezeit?»

«Gehe ich richtig in der Annahme, dass Sie sich nicht an die Spielregeln der Dialogik halten wollen?»

Ein Politikerin sagte mir nachträglich, diese aggressive Frau habe mit ihrem unsympathischen Verhalten nicht nur den Deutschen, sondern auch den Frauen und den Linken geschadet.

Fazit

Es gibt das schöne Sprichwort, dass auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. Es lohnt sich für die Leserinnen und Leser zu überlegen, wie dies in der Praxis von einem Gesprächsleiter gehandhabt werden könnte. Niemand müsste sich durch eine Querulantin in dieser Form vorführen lassen. 

Medienrhetorik

Nein sagen können – dank der TTT-Formel

Das ehemalige TV-Schätzchen Christine Maier hat eine steile Fernsehkarriere hinter sich. Als Programmansagerin gestartet, moderiert sie heute die Nachrichtensendung «10 vor 10» und den «Club». In einem Interview mit tagesanzeiger.ch zeigt sie, wie man beim Antworten lenken kann.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Zur Person

Christine Maier begann nach einem abgebrochenen Jura-Studium 1987 als Programmansagerin beim Schweizer Fernsehen. Von 1991 bis 1998 arbeitete die heute 46-Jährige als Redaktorin und Moderatorin verschiedener Sendungen des ZDF und des Bayerischen Rundfunks. Seit 2001 moderiert sie den «Club» und leitet seit fünf Jahren dessen Redaktion. Bei «10 vor 10» übernahm sie die Stelle von Susanne Wille. Bis Maiers Nachfolge beim «Club» geregelt ist, wird sie ihre Aufgaben in der Diskussionssendung weiter wahrnehmen. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder im Teenager-Alter.

Beim Coaching muss ich im Mediensimulator den Teilnehmern immer wieder bewusst machen: Interviewer (Journalisten) dürfen provozieren. Sie sind berechtigt zu vermuten, zu sondieren, zu unterstellen oder hypothetische Fragen zu stellen. Der Interviewte weiss in der Regel nicht, dass er Mutmassungen und Unterstellungen negieren kann. Er muss lernen, wie man höflich und bestimmt solche Fragen mit einem einfachen Nein stoppen kann. Lenken beim Antworten muss geübt werden.

AUS DEM INTERVIEW – TAGI ONLINE:

Frau Maier, bereuen Sie den Wechsel noch nicht?

ÜBERHAUPT NICHT. Ich habe ja gewusst, worauf ich mich einlasse. Ich habe 2005 be-



* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Christine Maier: Gutes Zuhören ist bei Interviews wichtig.

reits einmal für ein halbes Jahr «10 vor 10» moderiert.

Wieso der Wechsel – hat es Ihnen beim «Club» nicht mehr gefallen?

NEIN – es ist alles bestens. Ich wechsele, weil ich seit zehn Jahren beim «Club» bin und spüre, dass ich mich verändern will. Irgendwann kommt bei jeder Arbeit der Punkt, an dem man sich überlegen muss, was nachher folgt. Und es ist immer besser, wenn man das Nachher selbst bestimmen kann.

Die meisten «10 vor 10»-Moderatoren haben ja eine Art Markenzeichen. Was haben Sie sich vorgenommen? Oder anders gefragt:

Wie möchten Sie beim Publikum ankommen?
Ich habe mir NICHT überlegt, mit welcher Geste oder welchem Schlusssatz ich die Sendung beende. Generell strebe ich eine kurze, eher puristische Art der Moderation an.

Als «10 vor 10»-Moderatorin ist man Aushängeschild und wird in der Öffentlichkeit entsprechend wahrgenommen. Mussten Sie sich diesen Schritt gut überlegen?

NEIN. Schliesslich interessiert mich bei «10 vor 10» nicht allein die Moderation, sondern auch die redaktionelle Arbeit. Weil ich aber nach wie vor den «Club» leite, arbeite ich vorläufig ausschliesslich als Moderatorin für «10 vor 10». Danach will ich aber auch Beiträge realisieren und die Sendung mitgestalten.

Bei unseren Lesern kam Ihr Auftritt mehrheitlich gut weg. Es gab aber auch fast schon beleidigende Kommentare, gerade was Ihr Alter angeht. Trifft Sie das?

NEIN. Nach 25 Jahren Fernsehen habe ich gelernt, mit solchen Reaktionen umzugehen. Ich habe sieben Jahre in Deutschland und auch in England moderiert – es war nirgends ein Streichelzoo. Man lernt, Strategien zu entwickeln.

Welche denn?

Ich komme NICHT dazu, alle Kommentare zu lesen. Aber wenn mich jemand kritisiert oder ich ihm nicht gefalle, dann muss ich das akzeptieren. Das ist wie bei Beliebtheitsumfragen, da kann man heute top sein, morgen aber floppen. Grundsätzlich schätze ich einen höflichen Umgang miteinander. Deshalb wundere ich mich schon, warum jemand be-

leidigende Kommentare schreiben muss. Da frage ich mich doch, was gibt das dieser Person?

Ausgerechnet jetzt, wo Ihre Kinder bald erwachsen sind, verlassen Sie einen Chefposten. Normalerweise läuft das umgekehrt ab.

Was heisst schon «normal»? Ich fälle meine Entscheide NICHT nach Karriereschritten oder Höhe des Salärs. Generell frage ich mich, was für mich heute wichtig ist.

Nun könnte man sagen: Ein Mann hätte das nicht so gemacht. Ist es typisch für Frauen, dass sie weniger karrierebewusst sind?

Ich halte das für ein überholtes Klischee.

Dann war es nicht so, dass Sie nicht gerne Leute geführt haben?

IM GEGENTEIL. Das macht mir grosse Freude. Und wer weiss, vielleicht ergibt sich ja wieder einmal die Gelegenheit.

Etwa bei «10 vor 10»?

Das steht überhaupt NICHT zur Debatte. (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz)

ANALYSE:

Bei allen Antworten, die suggerieren, dass sie als Moderatorin etwas bereue oder bei der Vermutung, dass es ihr beim «Club» nicht mehr gefalle, bei der Annahme, sie habe sich etwas vorgenommen, um dem Publikum zu gefallen, auch bei allen Fragen, die etwas voraussetzen, gelingt es Christine Maier, Annahmen oder Vermutungen, mit eindeutigen NEIN zu stoppen. Klischees erkennt sie und benennt sie. «Ich halte das für ein überholtes Klischee!» Dadurch kommt es nicht zu den Rechtfertigungen, wie bei Politikern üblich. Nach der Verneinung bringt sie immer ihre Sicht der Dinge auf den Punkt. Diese Antworten sind ein Musterbeispiel, das zeigt, dass oft nur der Mut fehlt, NEIN zu sagen. Das Interview zeigt uns ferner: NEIN zu sagen muss gelernt werden. Wer mit einem NEIN Vermutungen stoppt, kann in der Antwort seine Sicht der Dinge ausführlicher darlegen. Viele Politiker meiden das NEIN, sie weichen lieber der Frage aus oder versuchen sie mit einer Quassel-Antwort einzunebeln.

KOMMENTAR:

Hundertprozentiges Zuhören ist bei Interviews eine wichtige Voraussetzung, um Be-

hauptungen oder Unterstellungen mit Signalen wie: «NEIN!», «Stimmt nicht!», «Im Gegenteil», «Das habe ich nicht gesagt!», «Überhaupt nicht!», «Aber bitte!», «Sagen Sie!» stoppen zu können.

Es gilt vor allem bei heiklen Interviews, Ruhe zu bewahren.

Zeit zum Überlegen gewinnen wir übrigens auch mit Klärungsfragen, durch Differenzieren, Definieren eines Begriffes, Pausen (Warten), Paraphrasieren (Frage umschreiben), lautem Denken (Gedanken ordnen), eventuell mit Wiederholungen oder Gegenfragen. Vor allem, wenn Druck ausgeübt wird (zum Beispiel bei Zeitdruck, erhöhtem Sprechtempo oder bei Unterbrechungen), bewährt sich das antizyklische Verhalten – nach dem Motto: «Taxifahrer, fahr langsam, ich habe es eilig!»

FAZIT:


Das Lenken beim Antworten lässt sich trainieren. Die TTT-Formel (Quelle: Rhetorik.ch) hilft uns dabei. Wie funktioniert die Touch-Turn-Talk (TTT)-Methode?

Zuerst muss die gestellte Frage berührt werden (Touch). Das heisst, die Frage ist anzusprechen, sie ist kurz zu beantworten. Das NEIN genügt als Antwort und Stoppsignal. Dann wird zum Argument gelenkt (Turn). Dieser Teil wird ausführlich, detaillierter, farbiger geschildert, mit einem Beispiel, einer Erzählung oder einer Geschichte (Talk).

Beispiel:

Touch – (Antwort): NEIN

Turn – (Rückführung): Ich interessiere mich bei «10 vor 10» nicht allein für die Moderation, sondern auch für die redaktionelle Arbeit.

Talk – (Vertiefung der eigenen Argumentation): Weil ich aber nach wie vor den «Club» leite, arbeite ich vorläufig ausschliesslich als Moderatorin für «10 vor 10». Danach will ich aber auch Beiträge realisieren und die Sendung mitgestalten. 

Medienrhetorik

Stoppen – Auf den Punkt bringen

Die St. Galler Regierungsrätin und ehemalige Bundesratskandidatin Karin Keller-Sutter gilt in Ausländerfragen als Hardlinerin, aber auch als sehr kompetent. Die «Weltwoche» wirft ihr jetzt Begünstigung vor. Unser Medienanalyst Marcus Knill zeigt, wie sie in einem andern Zusammenhang geschickt Vorwürfe konterte.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

In der «Samstagsrundschau» (Radio DRS 1) kritisierte die Präsidentin der Polizeidirektorenkonferenz, Karin Keller-Sutter, unsere Justizministerin. Sie beanstandete das Tun und Nichtstun der Justizministerin Simonetta Sommaruga bei den Problemen im Asylbereich. Sie warf ihr vor, dass bei den Dublin-Fällen der Bund nicht fristgemäss reagiere.

Interviewerin Géraldine Eicher hat das Recht, der Interviewten auf den Zahn zu fühlen und harte Fragen zu stellen, das gehört zu ihrem Job. Dies tat denn auch die Journalistin bei Karin Keller-Sutter in gekonnter Manier. Sie unterstellte der Regierungsrätin unter anderem, sie betreibe nur Wahlpropaganda und Aktionismus. Auszüge aus dem Interview veranschaulichen, wie gekonnt die Politikerin alle Vorwürfe konterte, die Antworten lenkte und dabei die Technik des Präzisierens geschickt nutzte, statt sich zu rechtfertigen.

Karin Keller-Sutter beantwortet im nachfolgenden Interview die Fragen von Géraldine Eicher zu den Problemen im Asylbereich.

AUSZUG AUS DEM INTERVIEW:

Journalistin (J): Welche der Asylsuchenden sind Ihnen am liebsten? Diejenigen aus Nigeria oder aus Tunesien?

Karin Keller-Sutter (K): Ich will das nicht an Nationalitäten festmachen, sondern ich formuliere es so:

Diejenigen sind willkommen, die tatsächlich nach dem Asylrecht der Schweiz das Recht haben, hier zu sein; die darlegen können, dass sie an Leib und Leben gefährdet sind. Das spricht für die humanitäre Tradition der Schweiz, dass wir solche Menschen aufnehmen und auch schützen – unabhängig davon, woher sie kommen.

ANALYSE:

Die Journalistin beginnt mit der geschickten Alternativfrage, ob die Politikerin die Asylanten aus Nigeria oder Tunesien bevorzuge. Anstatt auf die «Entweder-Oder»-Frage (die voraussetzt, dass ein Land bevorzugt wird) zu antworten, präzisiert Keller-Sutter Grundsätzliches und wiederholt kurz und klar, welche Kriterien erfüllt sein müssen, um als Asylant ein Aufenthaltsrecht zu bekommen.

SEQUENZ:

J: Sie hätten eigentlich diejenigen am liebsten, die gar nicht kommen!

K: Ja – das kann man so nicht sagen. Ich würde jetzt sagen, dass diejenigen, die kommen und da vielleicht straffällig werden in der Schweiz – oder nur aus wirtschaftlichen Gründen kommen, die fallen nicht unter das Asylrecht. Dort ist es die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass diese Personen wieder ausreisen. Es geht auch insgesamt um die Glaubwürdigkeit des Asylsystems Schweiz – um die Akzeptanz in der Bevölkerung für das Asylrecht und die humanitäre Tradition. Dies geht natürlich nur

dann, wenn es glaubwürdig ist. Wenn man wirklich sagen kann: Ja, die Menschen, die bei uns sind, die haben wirklich Fluchtgründe. Und diese Menschen müssen wir schützen.

ANALYSE:

Die Regierungsrätin reagiert geschickt. Sie geht auch auf diese Unterstellung nicht ein. Sie stoppt den Vorwurf, man wünsche eigentlich gar keine Asylanten, indem sie sich auf die Fakten beschränkt (Sachebene und Fluchtgründe auf den Punkt bringt, die akzeptiert werden müssen. Die meisten Interviewten verneinen einen Vorwurf des Interviewers. Sie wiederholen ihn unnötigerweise und negieren ihn mit einem vorgelagerten «NICHT» (beispielsweise: Ich habe NICHT diejenigen am liebsten, die gar nicht kommen). Nicht wissend, dass dadurch die Anschuldigung wiederholt, der Vorwurf zementiert wird. Aus der Wahrnehmungspsychologie ist bekannt: Unser Gehirn blendet das «NICHT» aus.

Das anfängliche «Ja» bei dieser Antwort ist überflüssig. Obwohl Keller-Sutter die Aussage nicht bejaht, könnte es doch als Bejahung der Unterstellung interpretiert werden.

SEQUENZ:

J: Sie haben die Finger auf mögliche Problemstellen im Asylbereich gehalten. Und dort stehen die Leute aus Nordafrika im Vordergrund. Überzeichnen Sie nicht das Problem aus Nordafrika?

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

K: Es geht nicht einfach um das Problem Nordafrika. Sondern: Die Kantone haben eigentlich etwa anderes beklagt. Nämlich die Tatsache, dass jetzt der Aufenthalt jener Personen in den Empfangsstellen des Bundes immer kürzer wird. Man hatte eigentlich gegenüber den Kantonen vom Bund versprochen, dass sie bis 90 Tage in den Empfangsstellen des Bundes bleiben und das sogenannte Dublin-Verfahren auch dort abgewickelt werden könne und die Personen von dort aus weggewiesen werden könnten. Die Realität ist heute eine andere:

Nach 18 Tagen verteilt der Bund die Personen auf die Kantone. Jetzt gerade bei den Tunesiern hat es sehr viele, die von Italien eingereist sind – also entweder einen Nicht-eintretensentscheid bekommen, weil sie aus einem sicheren Drittstaat kommen, oder weil Italien bereits ein Verfahren geführt hat (gemäss Dublin-Abkommen). Personen, die eigentlich das System ein wenig blockieren und strapazieren und eigentlich weggewiesen werden müssten.

ANALYSE:

Wieder wird der Vorwurf «Überzeichnet» nicht wiederholt. Das ist professionell. In der Antwort präzisiert Karin Keller-Sutter, um was es geht. Ihr Argument überzeugt, es hat lediglich zu viele Weichspüler (eigentlich – vier Mal, und ein wenig). Vielleicht will die Politikerin die harte Forderung damit etwas abfedern. In einem Coaching würde ich die Politikerin darauf aufmerksam machen, ihre Gedanken nicht so oft mit «und» zu koppeln. In der Umgangssprache gilt das Prinzip: Gedankensequenz, Gedankensequenz – neuer Gedankenbogen – Hauptsätze – Hauptsätze...!

SEQUENZ:

J: Es wird Ihnen Alarmismus vorgeworfen.

K: Wir kritisieren, weil man seit Jahren den Kantonen verspricht, die Situation verbessere sich. Man stellt uns in Aussicht, dass die Personen bis 90 Tage in den Empfangsstellen behalten werden. Man hat klar versprochen, dass die Dublin-Fälle nicht auf die Kantone verteilt werden. Das wurde auch bei der Abstimmung gesagt. Die Problematik, die sich stellt, ist: Wir sehen, von dem wird nichts umgesetzt. Jetzt kommen wir in eine Situation, die sich zuspitzt. Es kommen schwierigere Leute. Wer sagt, diese Situation sei normal, muss bedenken: Für ein Dublin-Verfahren



Polit-Star Karin Keller-Sutter: Kontern auf Vorwürfe.

brauchen wir fünf bis sechs Monate und für ein ordentliches Verfahren vier Jahre.

ANALYSE:

Der Vorwurf wird mit Fakten, Zahlen und dem Vorwurf nicht eingehaltener Versprechen entkräftet und ist damit vom Tisch.

SEQUENZ:

J: Sie halten den Finger auf etwas, was bekannt ist. Der Alarmismus hat Ihnen den Vorwurf eingebracht, Sie würden dies aus reinem Populismus tun. Dies sei purer Wahlkampf, weil Sie für den Ständerat in Ihrem Kanton kandidieren.

K: Also zum einen ist es so: Zu den Beschleunigungsmassnahmen, die der Bund in Aussicht gestellt hat: Da hat Bundesrätin Som-

maruga gesagt, die normalen Verfahren würden in fünf Jahren umgesetzt. Gut – das nehmen wir zur Kenntnis. Fünf Jahre sind eine lange Zeit. Doch bei den Dublin-Verfahren haben wir diese Zeit nicht. Da sind wir der Meinung, da könnte man sofort mit organisatorischen Massnahmen – ohne Gesetzesänderung – eingreifen.

Zur anderen Frage: Es ist so, ich bin Kandidatin für den Ständerat, das ist hinlänglich bekannt. Ich bin aber primär Sicherheits- und Justizdirektorin in meinem Kanton und ich habe eine Verantwortung, und ich kann die Arbeit nicht einfach niederlegen bis Ende Oktober, bis die Wahlen vorbei sind.

Im Übrigen: Paul Rechsteiner, als Präsident des Gewerkschaftsbundes, oder Toni Brunner, als Präsident der Schweizerischen Volkspartei,

sie machen ihre Aufgaben alle auch weiterhin, obwohl sie für ein Amt kandidieren.

ANALYSE:

Die Journalistin festigt wieder den Vorwurf des Alarmismus. Bei der letzten Frage war es nur ein Vorwurf. Jetzt formulierte sie den negativen Begriff als Tatsache. Und setzt mit einem zweiten Vorwurf nach: Die geäußerte Kritik diene vor allem als Eigenwerbung für die Ständeratswahl.

Keller-Sutter antwortet strukturiert:

1. Beim Vorwurf «Alarmismus» untermauert sie die Fakten – auch mit der heutigen Haltung der zuständigen Bundesrätin.

2. Beim Vorwurf «Wahlkampf» steht die Politikerin zur Kandidatur. Dann überzeugt sie mit den Beispielen Rechsteiner (SP) und Brunner (SVP). Es leuchtet ein, dass ein Kandidat seinen Job nicht wegen einer bevorstehenden Wahl «einfrieren» muss.

KOMMENTAR:

In einer Analyse vom November 2004 («persönlich») listete ich in einer «Club»-Sendung


unterschiedliche Marotten der Teilnehmer auf. Damals begann Karin Keller-Sutter die meisten Antworten mit «Ich denke ...».

Im «Zischtigsclub» vom 28. September wurde das Thema Raser diskutiert. In der Diskussionsrunde waren nebst Karin Keller-Sutter, Regierungsrätin FDP/SG auch Jacqueline Bächli-Bietry – Psychologin und Präsidentin der Vereinigung Verkehrspsychologie – vertreten. Beide fielen auf, weil sie die meisten Antworten mit der Floskel «Ich denke ...» einleiteten.

Die heutige Analyse zeigt, dass die Regierungsrätin ihre Marotte ausgemerzt hat und zwischenzeitlich die kommunikative Kompetenz enorm verbessern konnte. Ich habe auch andere Interviews von ihr (*Sonntags-Blick*) begutachtet und dabei festgestellt, dass sie heute medienrhetorisch sehr gut abschneidet. Sie stoppt die Vorwürfe mit einem kurzen «Nein» oder «Das sehe ich nicht so», um nachher sofort in der Antwort auf den Punkt zu kommen. Vielleicht hat Karin Keller-Sutter einen guten Berater, einen modernen Hofnarren, oder ist recht selbstkritisch.

Viele Politiker merken nicht, dass sich beim Reden immer wieder Marotten einschleichen können. Deshalb sollten sie sich ständig neu kritisch beurteilen lassen. Wer nach Auftritten nicht an sich arbeitet, wird zwangsläufig stehen bleiben oder schlechter werden.

FAZIT:

Auch bei der Medienrhetorik gilt: Ohne Fleiss kein Preis. Ich sehe diese sehr positive Entwicklung von Regierungsrätin Keller-Sutter vor allem als Früchte eines guten Verbesserungsmanagements und kann all jenen Politikern, deren Redekunst leider noch sehr zu wünschen übrig lässt, nur empfehlen, auch ständig an sich zu arbeiten. 

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links

Medienrhetorik

Sowohl-als-auch-Technik als Wundermittel

Das Interview mit André Simonazzi im *Sonntag* vom 22. Mai 2011 veranschaulicht, wie geschickt es der Bundesratssprecher versteht, Gegensätze unter einen Hut zu bringen. Das Prinzip ist einfach: Er zeigt für beide Seiten Verständnis und sucht Gemeinsamkeiten, so muss er niemanden vor den Kopf stossen. Lob und Kritik sind für ihn kein Widerspruch mehr. Hier ein paar Beispiele.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone Interview: Othmar von Matt (OvM)



Geschicktes Agieren: Bundesratssprecher André Simonazzi.

Othmar von Matt: Herr Vizekanzler, Ueli Maurer kritisierte vor den Verlegern die Medien. Johann Schneider-Ammann lobte sie. Wo liegt für Sie die «Wahrheit»?

André Simonazzi: Beide sagen im Grunde dasselbe: Die Medien sind zentral für die Demokratie. Beide loben die Medien in dieser Funk-

tion. Der eine legt seinen Fokus eher darauf, was die Medien verstärkt tun sollten. Der andere lobt die Medien für die Qualität, die sie erreicht haben. Beides ist richtig.

ANALYSE des Antwortverhaltens:

Die SCHWARZ-WEISS-Situation (Maurer kritisiert die Medien. Johann Schneider-Ammann lobt sie) verGRAUT der Regierungssprecher, indem er zuerst etwas Gemeinsames

herausschält. Beide sagen für ihn eigentlich dasselbe (Medien sind für die Demokratie wichtig), und beide haben recht.

Welche Erfahrungen machten Sie mit den Medien als Bundesratssprecher?

Ich war zuvor Journalist und Sprecher in verschiedenen Funktionen. Grundsätzlich habe ich die Erfahrung gemacht, dass sich die Medien in vielen Bereichen professiona-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

lisiert haben. Denken wir an die Lokalfernsehen und -radios. Sie waren zu Beginn noch etwas unbedarft. Seither haben sie sich stark entwickelt und spielen heute eine wichtige Rolle im Bereich des lokalen Service public. Aber auch die nationalen Medien haben sich stark entwickelt. Zum Beispiel die SRG: Es ist beachtenswert, was das Westschweizer Radio bietet. Auf RSR 1 wird von morgens bis abends Politik, Wirtschaft und Kultur in unglaublichem Tempo angeboten.

Und bei den Printmedien?

Auch hier gibt es Beispiele von fusionierten Zeitungen, die zuvor sehr dünn geworden sind und heute wieder eine führende Rolle übernehmen.

Sie denken an *Le Temps*?

Ja. Ausserdem kooperieren regionale Deutschschweizer und Westschweizer Zeitungen heute stärker, was zu einem qualitativ besseren Angebot führt. Man darf aber nicht blauäugig sein. Bei jeder Entwicklung gibt es auch Probleme.

Die Skandalisierung zum Beispiel?

Die Medien müssen sich ebenfalls der Kritik aussetzen, so wie sie auch die Gesellschaft kritisch betrachten. Es gibt natürlich Trends, die Gefahren und Risiken beinhalten, den Herdentrieb, die Personalisierung, die Skandalisierung. Die Medien müssen lernen, mit solchen Trends selbstkritisch umzugehen. Dann steigt ihre Qualität. Zudem bergen die finanzielle Entwicklung und der Kostendruck in den Konzernen Gefahren für die Qualität des Journalismus.

ANALYSE

André Simonazzi lobt ALLE Medien und kritisiert so weder die öffentlich-rechtlichen noch die privaten – auch nicht die Gratis- oder Onlineangebote. Das Lob spricht er sowohl für Print- als auch für die elektronischen Medien aus. Besonderes Lob erhalten die regionalen Zeitungen.

Die Probleme, Gefahren wie auch Kritik, sieht er in generellen Trends. Sie liegen in den äusseren Umständen. Alle Medien sitzen im gleichen Boot, keines wird gegen das andere ausgespielt.

Medienministerin Leuthard traf Chefredaktoren und fand harte Worte.

Es ist richtig und wichtig, dass Medienkritik stattfindet. Es gibt immer wieder neue Probleme. Für mich entstehen solche meist im Zusammenhang mit Veränderungen und Innovationen. Nehmen wir die Gratiszeitungen.

Was bewirkten sie?

Plötzlich kamen völlig neue Produkte auf den Markt, was diesen aufrüttelte, auch in Sachen professioneller Arbeit. Zu Beginn kam es bei den neuen Titeln häufig vor, dass Aussagen völlig falsch wiedergegeben wurden. Manchmal musste ich genau das Gegenteil von dem in der Zeitung lesen, was ich gesagt hatte. Nach den ersten wilden Jahren haben sich die Gratiszeitungen aber deutlich professionalisiert. Sie bieten heute eine gute Art Journalismus und sind für uns kaum mehr Thema. Ein zweites Beispiel sind die Onlinemedien. Bei der Onlineberichterstattung geht es nicht mehr um Stunden, sondern um jede Minute oder Sekunde. Damit besteht die Gefahr, dass diese «Real-Time-Journalisten» die Grundregeln vergessen.

Die Sowohl-als-auch-Technik könnte man zur diplomatischen Rhetorik zählen.

ANALYSE

Nach dem generellen Lob für alle Medien muss der Regierungssprecher die harten Worte der Bundesrätin ernst nehmen und will sie nicht kritisieren. Er relativiert deshalb die Aussage, indem er die These vertritt, Kritik sei immer richtig und wichtig. Damit schafft es der Mediensprecher, sowohl sein Giesskannenlob (am Anfang des Interviews) als auch die harte Kritik an Leuthard unter einen Hut zu bringen. Beim Erwähnen gewisser Mängel der Gratiszeitungen muss er aufpassen, dass er sich in keinen Widerspruch verstrickt. Diese Hürde meistert Simonazzi mit einer geschickten Sowohl-als-auch-Argumentation. Sowohl seine erste Aussage als auch die nachträgliche persönliche Kritik an den Gratiszeitungen stimmen, indem er darauf hinweist, dass nach den ersten wilden Jahren – dank Professionalisierung – heute auch bei diesen guter Journalismus geboten wird. Im letzten Teil kann er somit mit einigen Negativbei-

spielen aufwarten. Die Kritik betrifft damit im Grunde genommen nur alte Geschichten und schmerzt in dieser Form nicht mehr.

KOMMENTAR

Die Sowohl-als-auch-Technik könnte man zur diplomatischen Rhetorik zählen.

Sie federt harte Fragen ab und hilft, verhärtete Positionen aufzuweichen. Zu oft eingesetzt, wirkt diese Technik jedoch farblos. Wir vermissen die nötige Eindeutigkeit. Wie so oft bei Kommunikationsprozessen lohnt es sich, nicht nur bei Interviews und Debatten die Balance zwischen zwei Polen zu finden, in diesem Fall zwischen dem Sowohl-als-auch- und dem Entweder-oder-Verhalten.

FAZIT

Das Allen-recht-geben-Wollen erinnert mich an die Geschichte eines Pädagogen, der bei einem Beratungsgespräch mit der Mutter eines Schülers bei sich zu Hause ihre einseitige Kritik angehört hatte und der Mutter am Schluss bestätigte, dass sie völlig recht habe. Am folgenden Tag – diesmal beim Gespräch mit dem geschiedenen Vater des Schülers, der eine konträre Meinung vertrat – gestand er auch ihm zu, dass seine Sicht völlig richtig sei.


Die Lehrersfrau, welche die zwei Gespräche zufälligerweise mit angehört hatte, warf ihrem Ehemann vor: «Hast du nicht gemerkt, dass du jedem Elternteil recht gegeben hast, obschon sich die Aussagen völlig widersprachen? So etwas ist für mich nicht nachvollziehbar.»

Worauf der Pädagoge antwortete: «Ja, Anita, auch du hast in diesem Fall recht.»

Diese konstruierte Geschichte veranschaulicht den Unterschied zwischen redlichem Bemühen und billigem Nachgeben.

Es gibt ein altes Sprichwort: «Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.» Es besteht die Gefahr, dass der «Allen-Leuten-recht-Geber» auf Dauer unglaublich wird, weil er nie einen festen Standpunkt haben kann.

LINK

Ich verweise auch auf meinen Beitrag in rhetorik.ch vom 14. November 2006: «Von der Entweder-Oder- zur Sowohl-als-auch-Rhetorik». 

Medienrhetorik

Professionelle Schönredner

Wie «verkauft» man Niederlagen? Die Landtagswahlen in Baden-Württemberg von Ende März waren ein Paradebeispiel, wie aus Verlierern plötzlich Sieger werden. Rhetorikexperte Marcus Knill hat in der *Bild*-Zeitung geblättert.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Für Verlierer ist es am bequemsten, das eigene Scheitern mit externen Faktoren zu begründen, frei nach dem Motto: Nicht wir haben versagt, sondern die äusseren Umstände haben unseren Misserfolg herbeigeführt. Nach eigenen Fehlern muss man dann nicht suchen. Diese Reaktion ist verständlich.

Nach den Wahlniederlagen in Deutschland im März konnten alle Verlierer als Selbstschutzbehauptung den Erfolg der Grünen dem sogenannten Fukushima-Effekt zuschreiben. Dass kein Politiker gern zu gemachten Fehlern steht, ist verständlich. Nach Niederlagen geht es nicht darum, Asche auf das Haupt zu streuen. Doch ist plumpes Beschönigen immer kontraproduktiv. Es wird von den Medienkonsumenten durchschaut und macht Politiker unglaubwürdig. Im Zeitalter des Internets ist es komplett falsch, verzögert, in Raten oder nur halb zu informieren.

Abwarten, Aussitzen, Vertuschen, Beschönigen, Verharmlosen oder Herunterspielen machen sich somit nicht bezahlt.

Die *Bild*-Zeitung schrieb:

«Es gehört dazu wie die grosse Anspannung vor der 18-Uhr-Prognose: das Schönreden, wenn alles gelaufen ist. Auch nach den Landtagswahlen am Sonntag in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz zeigten unsere Politiker, was sie können...»

Trotz schmerzhafter Verluste strahlten die Spitzen-Politiker von CDU, SPD und FDP in die Fernsehkameras!



CDU-Chefin und Kanzlerin Angela Merkel (56).

CDU – Merkel spricht von Stimmenzuwachs Selten hat eine Partei so erfolgreich verloren wie die CDU.

Die Niederlage sei ein «tiefer Einschnitt», sagte Parteichefin und Kanzlerin Angela Merkel am Montag nach der Sitzung von Präsidium und Vorstand. Aber auch:

«Wir haben in Baden-Württemberg 200 000 Stimmen mehr als bei der Wahl 2006.»

In Rheinland-Pfalz sei die Union auf 0,5 Prozentpunkte an die SPD herangekommen. Unmut herrscht in der Union über die FDP: Wirtschaftsminister Rainer Brüderle sei «für die Glaubwürdigkeit der Bundesregierung ein GAU», sagte Thüringens CDU-Fraktionschef Mike Mohring zu «Bild». «Der Mann gehört abgeschaltet.» In der Libyen-Frage beginne man am aussenpolitischen Kompass der FDP zu zweifeln.

Kommentar

Zum Schönreden gehört oft auch das Suchen nach Sündenböcken. In diesem Fall wird der FDP der Schwarze Peter zugespielt. Schuld ist nicht die CDU mit ihrer Slalompolitik, sondern Brüderle. Angela Merkel versteht es wie keine andere Politikerin, Niederlagen zu überstehen. Vorwürfe perlen an ihr ab. Sie spricht nach erfolglosen Treffen, als hätte sie etwas erreicht (siehe mein Beitrag «Airbagrhetorik» in www.rhetorik.ch; Navigation über das Inhaltsverzeichnis). Merkels Technik: Sie nutzt Plausibilitätsformulierungen, die immer stimmen, aber nichts Konkretes sagen. Für Angela Merkel ist die Wahlschlappe «ein Einschnitt in die Geschichte der christdemokratischen Union». Eine typische nichtssagende Aussage höre ich bei ihr immer wieder: «Wir haben die entsprechenden Eckpunkte gesetzt.» Aber nie, welche es waren.

Die Kanzlerin kann sich das Schönreden leisten. Es wird keine Folgen haben. Sie hat starke Persönlichkeiten, die als Konkurrenten hätten gefährlich werden können, rechtzeitig aus dem Gefecht genommen, entsorgt oder wegbefördert.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



SPD-Chief Sigmar Gabriel (51).

Nochmals die Bild-Zeitung:**«SPD – Gabriel strahlt nur vor den Kameras»**

Vor den TV-Kameras nur strahlende Gesichter – aber hinter verschlossenen Türen war bei der SPD von Euphorie nichts mehr zu spüren.

Denn eigentlich gab's ja kaum etwas zu feiern: in Rheinland-Pfalz (-9,9 Prozent) das schlechteste Ergebnis seit 1959 und die absolute Mehrheit verloren, in Baden-Württemberg (-2,1 Prozent) schwach wie nie und hinter den Grünen auf Platz drei.

SPD-Chief Sigmar Gabriel mahnte im Parteipräsidium deshalb:

«Wir sollten uns die Ergebnisse trotz der Freude über den Regierungswechsel in Stuttgart nicht schönreden!» Sein Fazit: «Gefühlt haben wir seit 2009 alle Landtagswahlen gewonnen – in absoluten Zahlen aber meistens Stimmen verloren.» Woran das liegt, glauben vor allem Parteilinke schon entdeckt zu haben. Hessens SPD-Chef Torsten Schäfer-Gümbel: «Wir werden nicht mehr als die Partei wahrgenommen, die die großen gesellschaftlichen Debatten führt.»

Kommentar

Sigmar Gabriel versteht es ebenfalls hervorragend schönzureden, obwohl er mit dem Satz beginnt: «Wir sollten uns die Ergebnisse nicht schönreden», redet er nachher den Misserfolg doch schön: «Wir haben im Grunde genommen seit 2009 alle Landtagswahlen gewonnen.» Er sagte ferner im deutschen Fernsehen nach dem schlechtesten Ergebnis in Rheinland-Pfalz: «Wir haben nun die Chance, es zu schaffen.» Das erinnert mich an die fragwürdige DKW-Reklame vor Jahrzehnten, die darauf abzielte, den Nachteil des ständigen «Öl-Nachfüllens» beim Auto mit Zweitaktmotor mit dem Slogan schönzureden: «Das einzige Auto mit Frischölschmierung!»



FDP-Chief und Außenminister Guido Westerweller (49).

Nochmals aus der Bild-Zeitung:**«FDP – Westerwelle sagt Warnschuss verstanden».**

Die FDP will trotz der Wahlschlappe keine übereilten Personalentscheidungen treffen! Präsidium und Vorstand verständigten sich in Krisensitzungen auf eine zweiwöchige Beratungszeit. Laut FDP-Chef Guido Westerwelle soll es «geordnete und überlegte» Diskussionen über das künftige Führungsteam geben. «Wir haben diesen Warnschuss verstanden», sagte er. Für kommenden Montag ist eine extralange Präsidiumssitzung geplant. Eine Woche später (11.4.) will Westerwelle die neue FDP-Führung vorstellen. Auf Fragen nach seiner persönlichen Zukunft sagte er: «Ich mache meine Arbeit mit grossem Engagement und Herzblut.»

Kommentar

Der Satz «Wir haben den Warnschuss verstanden» soll suggerieren, dass Westerwelle den Schuss vor den Bug verstanden hat. Mit dem Satz «Ich mache meine Arbeit mit grossem Engagement und Herzblut» zeigt er aber, dass der FDP-Chef persönlich aus der Schlappe keine Konsequenzen ziehen will. Ich hörte von Westerwelle – nach der Forderung nach persönlichen Konsequenzen bei der FDP – folgende nichtssagende Argumentation: «Wenn man Verantwortung hat, so hat man Verantwortung.» Westerwelles Fehlentscheidungen bei der Beteiligung Deutschlands im Libyen-Einsatz und das Versagen bei den Steuersenkungsversprechen lassen sich nicht mit Engagement und Herzblut wegredden.

Bemerkung

Bei professionellen Mediencoachings lernen Akteure, auf Fragen einzugehen, sie zu beantworten und dabei die Sachverhalte konkret auf den Punkt zu bringen.

Bei suggestiven Fragen oder beim Versuch von Journalisten, immer wieder das Negative in den Fokus des Interviews zu rücken, müssen wir dies erkennen und selbstverständlich auch lernen, Antworten zu lenken. Dies ist jedoch ein anderes Thema und hat nichts mit Beschönigen oder Bagatellisieren zu tun. Politiker wollten sogar bei mir lernen, wie man Aussagen machen kann, die nichts aussagen. Ich lehnte solche Aufträge ab. Ein Politiker ist nur dann glaubwürdig, wenn er glaubt, was er sagt.

Wir müssten gelernt haben, so zu formulieren, wie wir es meinen, und wir sollten es andererseits auch so meinen, wie wir's sagen.

Was nicht heissen will, dass wir alles sagen müssen, was wir denken. Doch von dem, was gesagt wird, müssen wir hundertprozentig überzeugt sein.

Fazit

Schönredner stellen etwas in positivem Licht dar, obwohl es offensichtlich gar nicht so ist. Plumpes Beschönigen ist kontraproduktiv, denn es schadet der Glaubwürdigkeit, nicht nur in Deutschland! Es lohnt sich, die Medienauftritte von Politikern zu verfolgen und nach «beschönigenden Aussagen» zu beachten. Politiker sind geistige «Normalverbraucher». Wenn ihnen ein Berater sagt, die Wähler mögen gut gelaunte Politiker, sieht man nach kurzer Zeit nur noch lachende Mienen bei ihnen, egal, worum es geht.

So ist es wohl zu erklären, dass fast nie für eine Partei eine Wahl verloren geht – sie sind programmiert, Optimismus zu verbreiten.

Störend an diesem Verhalten ist, dass daraus die geringe Meinung vom Wahlvolk abzulesen ist.

Weil in der Öffentlichkeit das Verwedeln und plumpe Schönreden von Laien doch erkannt wird, zahlen sich das Wendehalsverhalten und die Schlingerkurse der Politiker langfristig nicht aus. □

Medienrhetorik

Gaddafis Kriegsrhetorik oder: Das Wort als Waffe

Wie viel Wahrheit versteckt sich hinter Kriegsrhetorik? Wenn man Muammar al-Gaddafi schon früher besser zugehört hätte, wäre viel Schrecken und Leid vermieden worden, behauptet «persönlich»-Autor Marcus Knill.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Die Auftritte und Aussagen Muammar al-Gaddafis hätten längst hellhörig machen müssen. Nicht nur unser Bundesrat, auch Intellektuelle wie Jean Ziegler und alle Staatschefs der demokratischen Länder nahmen Gaddafis Kriegsrhetorik zu wenig ernst. Sie blendeten die skurrilen verbalen Äusserungen gleichsam aus. In der *Süddeutschen Zeitung* fand ich nun eine chronologische Zusammenstellung einiger der fragwürdigen Aussagen. Es lohnt sich, diese Gedanken aus Gaddafis Medienrhetorik genauer zu betrachten. Eigentlich hätte man schon 1979 hellhörig werden müssen, als Gaddafi der Starjournalistin Oriana Fallaci in einem Interview gesagt hatte: «Ich sehe mich nicht als Messias, aber ich wiederhole: Das Grüne Buch ist das neue Evangelium. In Ihrem Evangelium heisst es: Am Anfang stand das Wort. Das Grüne Buch ist das Wort. Um sich zu verteidigen, braucht die Dritte Welt nur mein Grünes Buch, mein Wort. Ein Wort, und die ganze Welt könnte explodieren, alle Werte könnten sich ändern, überall und für immer.»

Am 22. Februar aus einer TV-Ansprache:

«Ich werde das Land nicht verlassen. Ich werde als Märtyrer sterben. Ich werde nicht aufgeben. Muammar ist der Führer der Revolution bis ans Ende aller Tage.»

ANALYSE

Mit dem Wort Märtyrer signalisiert Gaddafi, dass er nicht aufgeben werde. Märtyrer (grie-

Kriegstreiber Gaddafi: Eigentlich hätte man schon 1979 hellhörig werden müssen.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

chisch) ist ein Zeuge und bereit, für eine politische Überzeugung oder eine Verfolgung den Tod zu erleiden. Gaddafi hofft, mit dieser Aussage auch die eigenen Truppen positiv zu beeinflussen und für den selbstlosen, aufopfernden Kampf zu motivieren.

Am 22. Februar, in einem vom libyschen Fernsehen übertragenen Video, sagt der Machthaber:

«Ich wollte mit den jungen (demonstrierenden) Leuten auf dem Grünen Platz (in Tripolis) reden und mit ihnen die Nacht verbringen, doch dann kam der gute Regen. Hiermit zeige ich: Ich bin in Tripolis und nicht (im Exil) in Venezuela. Hört nicht auf die Ansa-gen der streunenden Hunde!»

ANALYSE

Mit dieser Sequenz sagt er: Seht, ich bin hier und suche nicht das Weite. Präsenz als Tatbeweis. Die Gegner wertet er als «streunende Hunde» ab.

Am 1. März, in einem Interview internationaler Medien, lesen wir:

«Mein ganzes Volk steht zu mir, sie lieben mich. (...) In den Strassen gibt es keine Demonstrationen. (...) Terroristen und Al-Kaida-Kämpfer haben Benghasi übernommen. Ich bin überrascht, dass wir eine Allianz mit dem Westen haben, um gegen Al-Kaida zu kämpfen, und jetzt, wo wir gegen Terroristen kämpfen, werden wir verlassen. (...) Vielleicht wollen sie Libyen besetzen.»

ANALYSE

Diese Sicht müsste allen, die eine solche Verzerrung der Wirklichkeit hören, bewusst machen, dass Gaddafi an Realitätsverlust leidet. In allen Medien sehen wir die Demonstrationen. Doch der Machthaber bestreitet dies. Diese Wirklichkeitsverzerrung erinnert mich an den Desinformationschef Saddam Husseins, der damals vor laufender Kamera bekannt gab: Es gibt keine fremden Truppen in Bagdad. Und im Hintergrund sahen die Fernsehzuschauer bereits die Panzer einfahren.

Am 9. März, in einer Fernsehansprache über die Rebellen:

«Was da geschieht, ist ein Wahnsinn. Sie rekrutieren unsere Kinder, die unreif und schwach sind.»

ANALYSE

Rebellen sind nicht nur Verbrecher, sondern auch dumm und gefährlich.

Am 9. März, in einem Interview mit türkischen Journalisten, sagte Gaddafi:

«Sie wollen unser Öl haben. Das ist es, was Amerika, was Frankreich, diese Kolonialisten, wollen. Das libysche Volk wird sich gegen sie bewaffnen.»

ANALYSE

Schaut, wie es dem Irak erging! Nehmt den Iran als Vorbild!

Zitat aus einem Interview des Fernsehsenders Russia Today vom 17. März:

ANZEIGE

1/3 Inserat quer rechts

«Falls der Westen zu mir kommt und sich für seine Fehler entschuldigt, können wir die guten Beziehungen und die Zusammenarbeit im Erdölgeschäft wieder aufnehmen. Priorität bei der Zusammenarbeit werden für uns aber Russland, China und Indien haben. Wir trauen dem Westen nicht mehr.»

ANALYSE

Diese Aussage ist eine Drohung. Wenn du dich nicht entschuldigst, gebe ich dir kein Öl mehr. Dann folgt die Taktik: teilen und herrschen. Russland, China und Indien werden gegen den Westen ausgespielt, dem man nicht mehr trauen kann. Er vergisst, dass er vom an den Westen verkauften Öl leben und Waffen kaufen konnte.

Am 18. März, in einem Interview des portugiesischen TV-Senders RTP:

«Wir werden keine Resolution oder Entscheidungen (des Sicherheitsrates) befolgen. Es ist nicht so, dass es Krieg zwischen zwei Ländern gibt. (...) Ein Angriff auf Libyen wäre eine Kolonisierung ohne Rechtfertigung, die schlimme Folgen hätte. Er (der Westen) würde nie wieder Frieden haben. Wir machen euch das Leben zur Hölle, weil ihr unseres zur Hölle macht.»

ANALYSE

Wiederum geht es um eindeutiges Drohverhalten: Wehe, wenn ihr uns angreift. Das hätte schlimme Folgen! Wir würden den Angreifern das Leben zur Hölle machen. Wie du mir, so ich dir! Man kann es durchaus so sehen: Was geht eigentlich die Welt unser Land an?

Am 19. März, in einer Ton-Botschaft zum Beginn der Luftangriffe:

«Das ist der Auslöser eines zweiten Kreuzfahrerkrieges. Das Mittelmeer wird zum Schlachtfeld werden. Das libysche Volk ist bereit, die Kreuzritter zu bekämpfen. Wir werden die Waffenlager für alle Libyer öffnen.»

ANALYSE

Der Begriff Kreuzfahrerkrieg, die Aussagen «Das Mittelmeer wird zum Schlachtfeld», «Das Volk wird die Kreuzritter bekämpfen» machen deutlich, dass Gaddafi seinen Angriff gegen das eigene Volk umdeutet in einen Aggressionskrieg von Kreuzrittern gegen den Islam. Mit «Mit den Waffenlagern öffnen» lässt er durchblicken, dass er auch die chemischen Waffen aus den Lagern holen könnte.

Am 23. März, in seiner schwer beschädigten Kommandozentrale:

«Wir werden nicht aufgeben. Wir lassen uns nicht terrorisieren. Wir werden sie auf jeden Fall besiegen, über kurz oder lang. (...) Alle muslimischen Armeen müssen sich an der Schlacht gegen die Kreuzfahrer beteiligen.»

ANALYSE

Dies ist ein Appell an alle muslimischen Armeen, an der Schlacht gegen die Kreuzfahrer, sprich Terroristen, mitzumachen, um die Gegner zu besiegen. Damit überdeckt Gaddafi seinen Waffengang gegen Teile des eigenen Volkes.

KOMMENTAR

Worte müssten wir immer ernst nehmen. Kriegsrhetorik gilt es zu erkennen. Nicht nur in der Politik, in den Medien oder in der Jugendsprache. Es lohnt sich deshalb, Aussagen wortwörtlich, das heisst viel ernster zu nehmen.

Natürlich klingt die arabische, blumige Sprache Gaddafis in unseren Ohren recht bedrohlich. Natürlich wird er – wie alle Gewaltherrscher – alles versuchen, um an der Macht zu bleiben. Natürlich wollen die Libyer «Freiheit», die aber wohl etwas anderes bedeutet, als wir meinen. Und, last but not least, ist es nicht sicher, dass nach Gaddafi etwas Besseres nachkommen wird.

FAZIT

Gedanken führen zu Worten, und Worten folgen Taten. Deshalb hätten die Medien, vor allem Politiker und ihre Regierungen, Gaddafis Wortwaffen viel früher ernst nehmen müssen. Schon bevor der Diktator unsere Schweiz aufteilen wollte. Um Gaddafi verbal zu entwaffnen, müsste diese Kriegsrhetorik zuerst erkannt, aber hernach auch öffentlich benannt werden. Vielleicht hätte der Kontakt zu Gaddafi abgebrochen werden müssen – auch wirtschaftlich. Vor allem wäre es längst notwendig gewesen, die verbalen Angriffe unmissverständlich zurückzuweisen. □

ANZEIGE

1/4 Inserat quer links

Medienrhetorik

Eindeutige Antworten – ohne Wenn und Aber

Urs Lehmann, Präsident von Swiss Ski, macht das einzig Richtige nach dem WM-Pech: Er beschönigt nicht, schaut stattdessen in die Zukunft.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Misserfolg an der Ski-WM in Garmisch: Lara Gut flopfte.

Zu Guttenberg wollte sich nach der Schumelaffäre erklären. Nachher war jedoch nichts klarer. Er beschönigte die offensichtlichen Plagiate und kam noch mehr unter Druck.

Anstatt zu den Fakten zu stehen, bestritt er die Vorwürfe. Es lohnt sich aber, Negatives beim Namen zu nennen. Das entlastet und ist auch glaubwürdiger. Nach den enttäuschenden Resultaten an der Ski-WM machte es Urs Lehmann besser. Mit seinen Antworten versuchte er nicht, den enttäuschenden Medaillenspiegel schönzureden. Wir analysierten seine Antworten im *Blick*-Interview vom 19. Februar 2011.

Ich zitiere aus dem Interview:

Was nun? Abfahrts-Silber von Didier Cuche. Vier vierte Plätze. Das wars. Im Medaillenspiegel kann die Schweiz noch aus den Top Ten fliegen. Swiss-Ski-Präsident Urs Lehmann nimmt Stellung.

INTERVIEW 1. Teil:

Journalist: Herr Lehmann, auch in der zweiten WM-Woche gabs keine Wende zum Erfolg.

Urs Lehmann: Die Athleten sind enttäuscht. Die Ski-Nation Schweiz ist enttäuscht. Ich als Präsident bin enttäuscht. Das muss so sein. Für ein Land, das im Weltcup die Nummer zwei ist, ist die WM-Ausbeute ungenügend. Was 2007 in Åre, vor zwei Jahren in Val d'Isère oder letztes Jahr bei Olympia für uns

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

gepasst hat, hat sich diesmal alles ins Negative gedreht.

War die Zielsetzung mit den Medaillen zu hoch?

Jeder Athlet fährt für sich, denkt nicht an den Verband. Aber bei den vierten Plätzen hätte die Kugel ebenso gut auf die drei fallen können. Unser Team hat das Potenzial für sechs Medaillen. Für die Weltcup-Nation Nummer zwei muss das Verbandsziel ehrgeizig sein.

Platz acht im Medaillenspiegel, und nach den Slaloms droht sogar der Fall aus den Top Ten – das ist definitiv zu wenig.

Es ist extrem schade und eine grosse Enttäuschung. Aber der WM-Medaillenspiegel ist bloss eine Momentaufnahme. Viel aussagekräftiger ist der Stand im Weltcup.

Urs Lehmann gesteht seine Enttäuschung ein. Er wiederholt dies am Anfang dreimal.

Swiss Ski hat mit seinen Sponsoren erfolgsabhängige Verträge. Wie viele Cheftrainer-Jahressaläre entgehen dem Verband, weil die sechs anvisierten Medaillen nicht erreicht wurden?

Das mit den erfolgsabhängigen Verträgen stimmt. Soweit ich weiss, gilt das aber hauptsächlich für den Weltcup. Darum ist es wichtig, dass wir da Zweite bleiben.

Didier Cuche rettet mit Abfahrts-Silber die Schweizer Ehre. Hat das Team seinen Zenit überschritten?

Cuche ist 36-jährig, als Speed-Fahrer kann er noch ein oder zwei Jahre fahren. Didier ist ja nach wie vor der Beste. Carlo Janka ist «mittelalt», Lara Gut noch sehr jung. Das Team ist nicht überaltert. Aber es ist jetzt extrem wichtig, dass wir Junge einbauen. Beat Feuz und Justin Murisier haben bei ihrem WM-Debüt Freude gemacht. Mit Wendy Holdener, Denise Feierabend, Reto Schmidiger oder Marc Gisin sind weitere Fahrerinnen und Fahrer auf dem Sprung.

ANALYSE 1. Teil:

Urs Lehmann gesteht seine Enttäuschung



ein. Er wiederholt dies am Anfang dreimal.

Die Erklärung mit dem Faktor Glück – also Pech (bei den vierten Rängen) – und die Analogie «Kugel» im Glücksspiel leuchten ein.

Mit dem Hinweis auf die guten Resultate im Weltcup gelingt es dem Swiss-Ski-Präsidenten die WM-Pechsträhne zu relativieren. Der Medaillenspiegel ist so nur eine Momentaufnahme.

Die Bedenken des Journalisten, die enttäuschenden Resultate könnten negative Auswirkungen auf die Sponsoren haben, bestreitet Lehmann nicht. Er weist aber auf den erfolgsabhängigen Vertrag hin, der vor allem die Resultate im Weltcup honoriert.

In Krisensituationen wird von Führungspersonen erwartet, dass sie die Interviews nutzen, um der Öffentlichkeit aufzuzeigen, welche Konsequenzen gezogen werden, und um Verbesserungsmöglichkeiten zu schildern.

INTERVIEW 2. Teil:

Geht Männer-Cheftrainer Martin Rufener, weil er spürt, dass der Zenit überschritten ist?

Die Frage ist hypothetisch. Nur Rufener selbst kann sie beantworten.

Osi Inglin tritt Rufeners Nachfolge an. Wird das Erbe mit der WM-Enttäuschung für den Neuen noch schwerer?

Wer über der Sache steht, muss bei heiklen Fragen kein Verstecken spielen.

Es könnte für Inglin sogar einfacher werden, weil die Erwartungshaltung sinkt. Vielleicht ist es nun auch leichter, neue Impulse zu geben.

Was können Sie tun, damit der 36-jährige Cuche noch weiterfährt?

Didier ist ein sehr analytischer Mensch, aber auch sein Bauchgefühl muss stimmen. Ebenso das Umfeld und die Infrastruktur. Er muss sehen, dass alles da ist, um auch

weiter Rennen gewinnen zu können. Cuche ist für uns sehr wichtig. Er ist unglaublich leistungsfähig und von seiner Persönlichkeit her ein Vorbild-Athlet für alle andern. Das haben wir Didier gesagt.

Nach Garmisch gehts im Weltcup weiter.

Wirkt der WM-Frust als Dämpfer?

Klar, alle ausser Cuche sind enttäuscht. Aber unsere Fahrer sind starke Charaktere. Da gibts nur eines: die WM so schnell wie möglich abhaken.

Haben die schlechten WM-Leistungen negative Auswirkungen auf den Weltcup-Final, der Ende März auf der Lenzerheide stattfindet?

Ob viele Zuschauer kommen, hängt auch davon ab, wie viele Schweizer beim Final dabei sein werden. Janka hat noch Chancen auf den Gewinn der Super-G-Kugel und Cuche auf den Abfahrts-Gesamtsieg. Skisport hat in der Schweiz nach wie vor einen sehr hohen Stellenwert, deshalb gehen jetzt auch die Emotionen so hoch.

ANZEIGE

1/2 Inserat Pucci Sulzer

Dagegen spricht aber die Fernseh-Einschaltquote bei der WM-Abfahrt in Garmisch.

Nur 698 000 – da müssen auch Sie enttäuscht sein.

Die tiefe Zahl hat mich überrascht. Aber die Lauberhorn-Abfahrt wurde auch dieses Jahr von über einer Million Schweizer geschaut. Das ist für mich der Beweis, dass der Weltcup ebenso wichtig ist wie eine WM.

ANALYSE 2. Teil:

Es wäre unklug gewesen, über den scheidenden Cheftrainer in der Öffentlichkeit den Stab zu brechen. Indem er die Frage hypothetisch nennt und die Antwort dem betroffenen Trainer überlässt, begibt sich Urs Lehmann auf dickes Eis und kann verbal nicht einbrechen. Die Frage, ob für Osi Inglin das Erbe nach der WM-Enttäuschung nicht schwerer werde, antwortet Lehmann mit einer Umkehrung: Nein, es wird sogar leichter! Begründung: Nun kann er neue Impulse geben. Ob Cuche noch weiterfährt? Hier wird konkret und offen geantwortet, indem Lehmann wieder-

gibt, was er Cuche persönlich gesagt hat.

Auch am Schluss wird aus der Enttäuschung kein Hehl gemacht. Aber Urs Lehmann betont: Es geht jetzt darum, die Vergangenheit abzuhaken. Beim Blick in die Zukunft (Weltcup-Final) nennt Lehmann

Es lohnt sich,
Negatives anzusprechen.

die Chancen. Bei der Stellungnahme zu den tiefen Einschaltquoten hätte Urs Lehmann mit den folgenden glaubwürdigen Antworten möglicherweise noch treffendere Formulierungen finden können:

Variation A: Im Vergleich zur Lauberhorn-Abfahrt war die Einschaltquote tief. Doch zeigt das grosse Interesse an den Weltcuprennen, dass bei der Bevölkerung der Skisport nach wie vor hoch im Kurs steht.


Variation B: Die Einschaltquote hat bei Sportveranstaltungen immer etwas mit den

Resultaten der Sportler der eigenen Nation zu tun. Wir erinnern uns an die ersten Erfolge von Boris Becker, die Einschaltquoten beim Tennis schnellten in Deutschland in die Höhe. Deshalb ist es auch bei uns im Interesse aller, dass wir künftig entsprechende Leistungen vorweisen können. Und da sind wir auf bestem Weg.

FAZIT:

Wer über der Sache steht, muss bei heiklen Fragen und in Krisensituationen kein Verstecken spielen.

Die Antworten des Ski-Präsidenten sind nicht defensiv, sondern offen, ehrlich, eindeutig und gut bedacht. Weil Urs Lehmann zu den Sachverhalten (Fakten) stand, steht er auch über der Sache.

Ein CEO muss sich bei Negativbotschaften und Krisensituationen den Medien stellen. Er gehört dann auf Deck. 

ANZEIGE

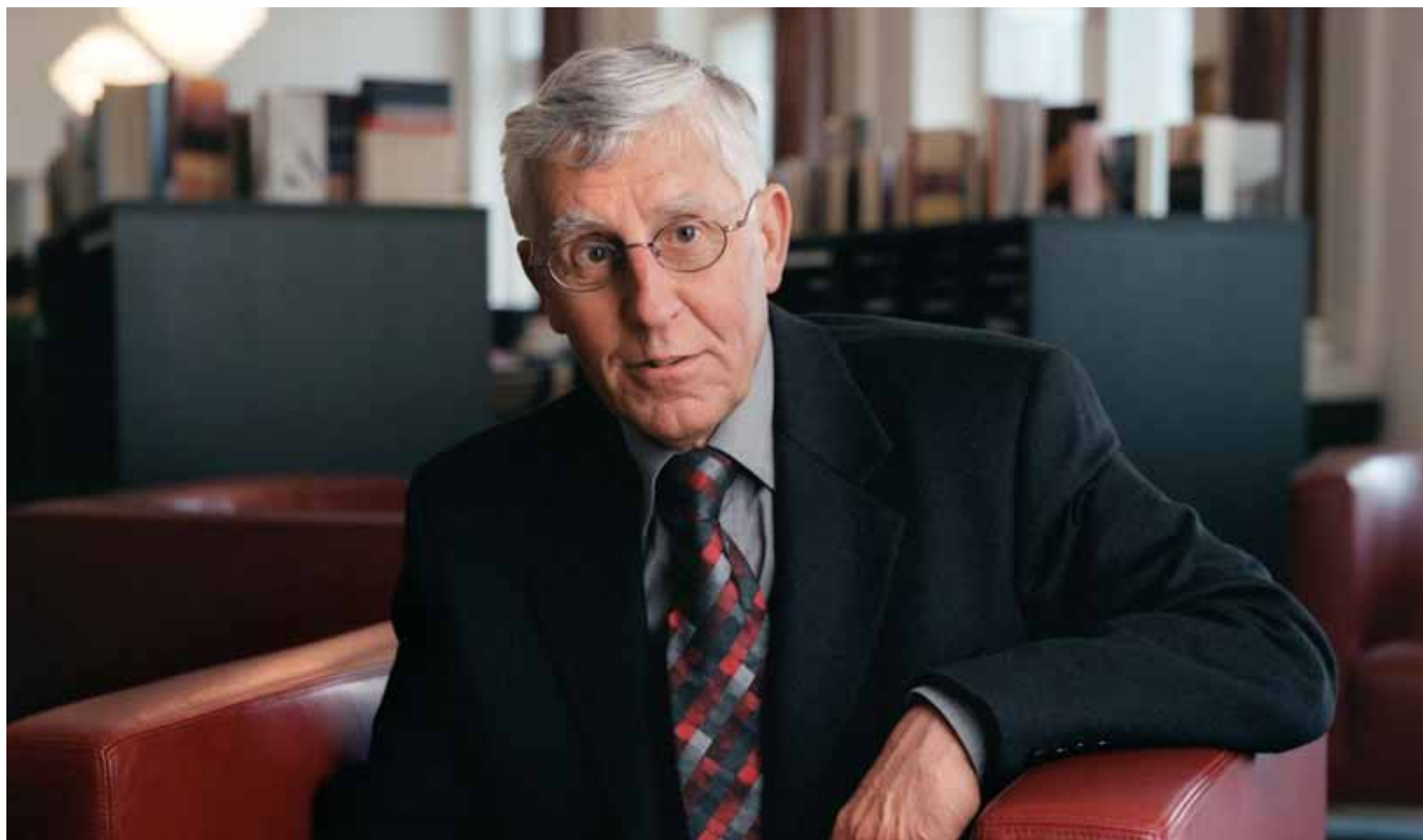
1/2 Inserat Pucci Sulzer

Medienrhetorik

Eindeutig, kurz und dennoch differenziert geantwortet

Kann man eine kurze Aussage machen, die nicht vereinfacht und pauschalisiert? Der bekannte Schriftsteller und Germanist Peter von Matt gibt ein gutes Lehrbeispiel ab.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



«Politik ist ein grosses Geschrei, darf es auch sein»: Germanist Peter von Matt. Quelle: Interview im *Tages-Anzeiger online* vom 2. Februar 2011.

Germanist Peter von Matt in einem Interview über die aufgeheizte Rhetorik bei der SP und SVP, politische Gewalt und die EU. In den Medien sind kurze und dennoch differenzierte Antworten möglich. «Politik ist

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

ein grosses Geschrei, darf es auch sein»: Germanist Peter von Matt.

Zur Person

Peter von Matt ist der bekannteste Schweizer Germanist. Von 1976 bis 2002 lehrte er Neuere Deutsche Literatur an der Universität Zürich. Der vielfach ausgezeichnete Au-

tor ist unter anderem Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sowie der Akademie der Wissenschaften.

Das Interview:

Herr von Matt, nach dem Überfall auf Hans Fehr orakelte man über einen Zusammenhang zwischen der unzimperlischen SVP-

Rhetorik und linker Gewalt. Wie sehen**Sie das?**

Ich glaube nicht an einen Zusammenhang. Für mich war das ein Ableger der 1.-Mai-Krawalle. Sowieso erachte ich diesen schwarzen Block nicht als ernsthafte politische Bewegung, schon eher als eine Art politische Folklore.

Kommentar:

Den Zusammenhang der SVP-Rhetorik mit der linken Gewalt bestreitet von Matt unmissverständlich. Er nimmt ferner den schwarzen Block politisch nicht ernst.

Entlädt sich die Verrohung des politischen Kampfs nicht irgendwann in tatsächlicher Gewalt?

Wenn sich das politische Klima verschärft, ist die Möglichkeit von ungunstigen Entwicklungen da. Je schlechter die Kommunikation zwischen zwei gegensätzlichen Positionen funktioniert, desto grösser ist die Gefahr, dass man auf andere Verfahren – zuletzt auch Gewalt – ausweicht. Es gibt heute zwei politische Sprachen in der Schweiz, die aufeinander nicht antworten können, weil ihre Wörter, ihre Schlüsselbegriffe nur noch wie Keulen eingesetzt werden. Bei der «Arena», die ich inzwischen nicht mehr schaue, passiert das oft. Statt zuzuhören und zu analysieren, lärmt man sich an, die Argumente werden immer dünner.

Kommentar:

Falls sich das politische Klima weiter verschärft und sich die gegensätzlichen Positionen entfernen, besteht die Gefahr der Verlagerung auf Gewalt. Vor allem, wenn Schlüsselbegriffe (verbale Keulen) keine Argumentation zulassen und das Zuhören oder Analysieren verunmöglichen. Mit dem Vergleich «Keule» und dem Beispiel «Arena» veranschaulicht von Matt, was er unter Verschlechterung der Kommunikation versteht: Die Argumentation werde verdünnt.

Gehören Schlagworte und pointierte**Attacken nicht zur politischen Rhetorik?**

Da und dort muss man mit Reizwörtern arbeiten. Politik ist ein grosses Geschrei, darf es auch sein. Doch der politische Diskurs sollte auch unterschiedliche Sprachebenen haben, unterschiedliche Ebenen von Differenziertheit. Wenn man die Differenziertheit

systematisch unterdrückt und durch plakative Formulierungen ersetzt, kann der andere nicht mehr antworten. Die Folge ist Hilflosigkeit und Lähmung. Es ist wie bei Partnern, die Krach haben und aus Wut zuletzt Teller an die Wand schmeissen – ein Verhalten, das im Grunde ein sprachliches Phänomen ist: Man hört nicht mehr auf das, was der andere sagt, weil man keine Möglichkeit hat, die Informationen aufzunehmen, zu verarbeiten und zu erwidern.

Kommentar:

Auch für Peter von Matt gehören Reizwörter und Geschrei zum politischen Diskurs. Er möchte aber verschiedene Sprachebenen, vor allem Differenziertheit. Plakative Formulierungen dürfen die notwendige Differenziertheit nicht ständig unterdrücken, das

«Wenn sich das politische Klima verschärft, ist die Möglichkeit von ungunstigen Entwicklungen da.»

lähmt die Kommunikation. Antworten wird unmöglich. Damit spricht von Matt das wichtigste Werkzeug der Dialogik an: das «aktive Zuhören». Die Konsequenzen sind einleuchtend und logisch: Wer nicht zuhört, kann keine Informationen aufnehmen und ist deshalb unfähig zu argumentieren.

Sind solche Vereinfachungen quer durchs politische Spektrum zu finden?

Natürlich kommt einem zuerst die SVP in den Sinn – Plakativität ist dort eine manifeste Strategie. Aber ich finde, auch der Umgang der SP mit dem Begriff «Gerechtigkeit» hat einen Einschlag von Plakativität. Gerechtigkeit ist nichts ein für allemal Evidentes. Natürlich glaubt jeder in seiner Menschenbrust zu spüren, was recht und unrecht ist, vor allem wenn ihm Unrecht widerfährt. Aber wenn der Begriff in die Politik getragen wird, in Fragen von Finanz-, Sozial- oder Steuerpolitik, muss man mit dem Begriff differenzierter umgehen. Sonst haben wir Psycho-Wörter, die bloss der Empörung dienen und dem kritischen Nachdenken entzogen bleiben. Dabei lautet eine Grundfrage doch: Besteht Gerechtigkeit darin, dass alle gleich viel haben – oder alle die gleichen Chancen haben?

Das sind zwei ganz verschiedene Begriffe von Gerechtigkeit, mit verschiedenen Konsequenzen im politischen und sozialen Leben. Doch diese Differenz wird nicht diskutiert.

Kommentar:

Am Beispiel der Wortkeule «Gerechtigkeit» der SP legt von Matt einleuchtend und ausführlich dar, dass auch die Linke mit dem Wort differenzierter umgehen müsste.

Wieso greift man vermehrt zu solchen Verkürzungen?

Das sind zum Teil Propagandastrategien. Es ist wirkungsvoller, wenn ich vier Wörter habe und die wiederhole, als wenn ich diese Wörter zuerst erklären muss. Nehmen Sie ein Schlüsselwort wie «Freiheit». Ohne dieses Wort geht es nicht in einer Demokratie. Gleichzeitig ist es ein ganz schwieriger und komplexer Begriff. Man weiss doch, wie begrenzt unsere Handlungsmöglichkeiten sind, durch den Staat, durch die Wirtschaft, durch die Lebensumstände. Wenn nun Freiheit einfach als etwas dargestellt wird, das sich selbst versteht, das nicht weiter diskutiert und näher bestimmt zu werden braucht, dann können die realen Probleme gar nicht angegangen werden. In Wahrheit drückt man sich so vor der Wirklichkeit unserer Welt. Dort, wo etwas geschehen müsste, geschieht dann nichts.

Kommentar:

Der Frage nach den Beweggründen, weshalb in der Politik Begriffe so sehr verkürzt werden, weicht von Matt nicht aus. Wir erfahren, dass wiederholte Verkürzungen den Vorteil haben, nicht erklärt werden zu müssen. Er erläutert dies am Schlüsselwort «Freiheit». Bei dieser Keule wird bewusst darauf verzichtet, den komplexen Begriff in den Kontext unserer begrenzten Handlungsmöglichkeiten zu stellen. Weil der Begriff nicht näher bestimmt wird, muss er auch nicht diskutiert werden. Mit so einer bewussten Verkürzung kann man sich vor der Wahrheit drücken. Eines der schwierigsten Probleme bei der Medienrhetorik ist es, komplexe Sachverhalte so zu verkürzen, dass sie nicht verfälscht werden. Bei allen Vereinfachungen sollten wir uns deshalb fragen: Ist es noch richtig? Oder ist es schon falsch?

Sehen Sie, was diese Einbahnrhetorik betrifft, historische Parallelen?

Zwar waren die politischen Umstände anders und nicht vergleichbar – doch das ganze Unheil in Deutschland vor Hitlers Machtübernahme beruhte unter anderem darauf, dass die radikale Linke und Rechte nur noch mit Schlachtrufen operiert haben. Es gab keine Vermittlung mehr, die Kommunisten haben das Parlament als Unterdrückungsmassnahme verteufelt, die Nazis auch, einfach mit anderen Argumenten. Die Demokratie, das Parlament, wurde zur Schwatzbude erklärt. Dabei ist gerade das Miteinanderreden in Zeiten der Not eine der höchsten zivilisatorischen Errungenschaften.

Kommentar:

Mit Schlachtruf oder Schwatzbude veranschaulicht von Matt, dass es beim Differenzieren nicht ohne Gedankenaustausch geht. Wer die Diskussion nicht will, kritisiert das Ringen um Konsens (in der Demokratie) als Schwatzbude. Parlament kommt jedoch von parlare. Alle Diktatoren unterdrücken Argumentationsprozesse. Sie unterdrückten verbale Vermittlungen mit plakativen Schlachtrufen. Es ist erstaunlich, wie von Matt die Parallelen zur Einbahnrhetorik kurz und verständlich erläutert. Die Bedeutung des Miteinanderredens leuchtet ein.

Wie ist eine Abkühlung des aufgeheizten Klimas möglich?

Solange das Getöse sich propagandistisch lohnt, solange damit Wählerstimmen generiert werden, kann man nicht viel machen. Höchstens versuchen, nicht zu lärmern, wenn der andere lärmt. Aber ich denke, die Situation wird sich ändern, wenn die Schweiz vor neuen und ernsthaften Problemen steht. Am lautesten streitet man sich heute ja um Luxusprobleme, wie die Diskussion um die Minarette zeigt. Im Grunde ist die Schweiz aber ein intelligentes Land, das sich längerfristig nicht mit Schlagwörtern abspeisen lässt.

Kommentar:

Peter von Matt gibt einen konkreten Tipp, wie das aufgeheizte Klima abgekühlt werden kann: Er spricht das antizyklische Verhalten an. Er veranschaulicht dieses Werkzeug wiederum an einem Beispiel: «Wenn andere lärmern, versuche ich, nicht auch zu lärmern.» Er meint damit: Macht das Gegenteil.

Wenn jemand laut ist, sind wir leise. Wenn jemand unfreundlich ist, bin ich freundlich. «Taxifahrer fahre langsam, es eilt!»

Was sind denn reale Probleme?

Mir ist schon lange unheimlich, wie sich die Schweiz mit ihrem politischen Alleingang in Sicherheit wiegt. Die EU ist ja kein Monster, das ausserhalb der Schweiz sitzt und uns fressen will. Sondern eine politische und wirtschaftliche Organisation, mit der wir extrem eng verflochten sind. Wir übernehmen immer neue Gesetze der EU, ohne Mitbestimmungsrechte zu haben. Die heutige Situa-

«Mir ist schon lange unheimlich, wie sich die Schweiz mit ihrem politischen Alleingang in Sicherheit wiegt.»

tion hat zu einer massiven Reduktion der Selbstbestimmung geführt, aber das wird nie diskutiert. Weil man lieber das Schema vom Bösewicht, der die Schweiz fressen will, kultiviert – eine weitere Problemreduktion. Es geht nicht um die Frage «EU ja oder nein?», sondern darum, wie wir uns zu den Nachbarländern längerfristig verhalten, von denen wir als Handelspartner leben. Da sollten endlich Strategien auf zehn, zwanzig Jahre entwickelt werden. Aber man denkt immer nur bis zu den nächsten Wahlen.

Kommentar:

Mich interessierte, ob bei dieser Frage von Matt mit einer eindeutigen Antwort auch tatsächlich die Probleme konkret nennen wird. In der Regel weichen Politiker bei solchen Fragen aus oder verstecken sich hinter einer nichtssagenden Airbagantwort (leere, warme Luft). Wir erfahren: Bei der EU-Frage wird nie über die massive Reduktion der Selbstbestimmung diskutiert, es wird lieber das Problem auf den Bösewicht EU reduziert. Es fehlen langfristige Strategien. Diese Antwort ist damit konkret und gleichzeitig differenziert.

Der Hang zur Problemreduktion wird auch den Medien angekreidet.

Einerseits sind die Medien tatsächlich Verstärker von solchen Prozessen, weil sie ja die

Botschaften transportieren, aber einen grundsätzlichen moralischen Vorwurf kann man ihnen deswegen nicht machen. Die meisten von ihnen müssen ja wirtschaftlich denken, und besagte Konflikte zwischen Politikern sind attraktiv. Dennoch haben wir für alle, die daran interessiert sind, hochstehende Medien in der Schweiz. (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz)

Kommentar:

Man könnte die Antwort unter diplomatisches Verhalten einordnen. (Alle haben recht!) Wenn wir sie aber genau lesen, erkennen wir, dass Peter von Matt bei dieser Sequenz demonstriert, was differenziertes Denken heisst: Die hochstehenden Medien müssen wirtschaftlich denken. Sie verstärken dadurch zwangsläufig den Hang zur Problemreduktion, weil sie die Botschaften der Akteure transportieren und für sie die Konflikte immer attraktiv sind.

Fazit:

Es ist erfreulich, zu sehen, dass es möglich ist, mediengerechte (verständliche, kurze) Antworten auf den Punkt zu bringen, ohne dass die Differenziertheit darunter leidet und die Aussage inhaltslos wird. □

Medienrhetorik

Hans Wanners Antworten sind glaubwürdig, dank ...

Wie kann man ein emotionsbeladenes Thema sachlich erklären? Der neue ENSI-Direktor Hans Wanner hatte einen überzeugenden Auftritt im Schweizer Radio. Unser Medienexperte Marcus Knill zeigt auf, warum.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Wie weiter mit den Kernkraftwerken? Der neue ENSI-Direktor Hans Wanner.

Im Tagesgespräch vom 15. November 2010 bei Radio DRS 1 überzeugte Hans Wanner, der neue Direktor des ENSI (Eidgenössisches Nuklear-Sicherheitsinspektorat) durch

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

seine offenen, ehrlichen, konkreten und mediengerechten Antworten.

Es herrscht in der Schweiz und in Deutschland ein rauer Wind gegen alles, was mit Tiefenlager, Entsorgung von radioaktiven Abfällen, der Planung neuer Kernkraftwerke oder der Verlängerung der Laufzeit der al-

ten Werke zu tun hat. Trotz dieser Stimmung gelingt es dem ENSI-Direktor darzulegen, worum es der Aufsichtsbehörde geht.

Bei der Analyse von Wanners Antworten auf die Fragen von Urs Siegrist erkannten wir: Hans Wanner wich nie aus. Den Zuhörern wurde nach dem Interview bewusst:

Das Eidgenössische Nuklear-Sicherheitsinspektorat ist nicht beauftragt, die KKW zu fördern, sondern es muss – unabhängig und kritisch – lediglich die Sicherheitsaspekte klären. Die Antworten finde ich allein schon deswegen glaubwürdig, weil konkret geantwortet wurde – mit Fakten, Zahlen und Details. Aber auch, weil Hans Wanner immer ehrlich und offen zugegeben hat, wenn er eine Frage nicht genau beantworten konnte.

1. SEQUENZ (in Ausschnitten)

Urs Siegrist: Aber eben diese Standorte, Gösigen, Beznau, Mühleberg – da steht überall schon ein Kraftwerk. Die Standorte müssten eigentlich gut sein.

Hans Wanner: Das ist an sich nicht falsch. Das ist richtig. Aber wir dürfen nicht vergessen: Für die neuen Kernkraftwerke werden höhere Anforderungen gestellt. Aus diesem Grund braucht es auch eine viel detailliertere Analyse von den Standorteigenschaften und den möglichen Gefährdungen.

Siegrist: Aber die Geologie – der Boden zum Beispiel – der ändert ja nicht – der bleibt gleich – die Geologie – Aspekte der Rahmenbedingungen. Alles könnte man ja «Copy & Paste» übernehmen.

Wanner: Geologie – nicht ganz. Die Geologie – äh – beinhaltet natürlich auch das Erdbebenrisiko – also die Erdbebengefährdung ist sehr stark von – der Geologie abhängig. Von den – den Störungen, die es in der Umgebung hat. Das musste man genau betrachten und auch die Daten, die man heute hat mit Mikroben – über die Mikroben –, die musste man auch genau analysieren.

Siegrist: Auf einzelne Aspekte, die Sie betrachtet haben, kommen wir noch zurück. Wir könnten zuerst noch pauschal fragen: Man hat jetzt je 157 Seiten Gutachten – also umfassende Gutachten gemacht. Aber was man nicht gemacht hat, ist eigentlich die Frage, die letztlich entscheidet über die Frage AKW Ja oder Nein, nämlich: Gibt es überhaupt eine Stromlücke?

Wanner: Ja, das ist – äh – ein Punkt, den wir selbst nicht analysiert haben. Weil wir die SICHERHEITSbehörde sind. Was uns interessiert, ist nur die Sicherheit der Kernkraftwerke. (Hörbare Einatmungsgeräusche.) Ob es eine Stromlücke gibt? Das Bundesamt für Energie ist eigentlich dafür zuständig und macht diese Prognose.

Siegrist: Das heisst: Mit dieser Frage – also man muss ja sehen, die neuen AKW – alle

drei sind sehr viel grösser als die bestehenden. Also ich nehme Beznau I und II, die es zu ersetzen gilt – die haben je ungefähr 350 Megawatt. Das macht zusammen 700 Megawatt. Und ein neues – von den drei AKW, die Sie geprüft haben, sind mehr als doppelt so gross. Also, das sind ganz andere Dimensionen, sind riesige Töpfe, könnte man sagen.

Wanner: Das ist richtig. Das sind viel grössere Kernkraftwerke als die alten.

ANALYSE 1. SEQUENZ

Der Direktor des ENSI gab bereits am Anfang bekannt, was der genaue Auftrag der Aufsichtsbehörde ist. Die Folgerung des Journalisten ist nachvollziehbar: Wo schon Kraftwerke stehen, müssten doch die Standorte gut sein. Die Antwort: «Dies ist an sich nicht falsch. Das ist richtig», lässt durchblicken, dass diese Folgerung stimmt, dass aber

«Nicht mit den üblichen, vagen Formulierungen, wie Politiker es tun.»

heute bei den neuen Kraftwerken zusätzliche Aspekte zu berücksichtigen sind. Hans Wanner kann dies begründen:

- Es werden höhere Anforderungen gestellt
- Auch die Auswirkungen bei Mikroben, Überflutungen, Erdbeben usw.

Der Journalist gibt sich mit der Antwort nicht zufrieden, dass das ENSI nur die Sicherheitsaspekte zu beurteilen habe. Nachdem die Frage nach der Stromlücke eindeutig an das Bundesamt für Energie verwiesen wurde, versucht der Journalist nochmals herauszufinden, was der Direktor zur Notwendigkeit der neuen Werke meint.

Hans Wanner lässt sich auf diese sondierende Frage nicht ein und wiederholt den Auftrag des ENSI. An einer Stelle verdeutlichen uns einige kurze Satzbrüche, dass sich der Interviewer dessen bewusst wird, dass man ihn auf dünne Eis führen will. Doch findet Wanner wieder festen Boden, indem er auf den Entscheid des Bundesrates von 2007 verweist.

2. SEQUENZ

Siegrist: Sie kommen zum Schluss: Drei Standorte sind möglich. Bei zwei Standorten machen

Sie Auflagen. Da ist die Rede von Rutschgefahr, die bestehen könnte. Da ist die Gefahr der Überflutung. Das heisst somit auch, dass zwei Standorte weniger geeignet sind?

Wanner: Nein, das kann man nicht sagen. Wir machen übrigens Auflagen für alle Standorte. Bezüglich Erdbebenmessnetz, bezüglich Mikroerdbebenmessnetz, bezüglich Strahlenexposition usw. Informationsschutz. Und bei zwei Standorten haben wir konkrete und nur auf diese beiden Standorte bezogene Forderungen.

In Mühleberg ist es der Hang Runtigenrain, wo das Kraftwerk direkt daneben gebaut werden könnte. Für uns ist es noch nicht klar heute, ob von diesem Hang Rutschungen ausgehen, die allenfalls eine gewisse Gefährdung darstellen könnten. Wir haben die Forderungen gestellt, dass die Projektanten dies jetzt genau analysieren, damit wir wissen, welche bauliche Massnahmen ergriffen werden müssen – zum Schutz gegen derartige Rutschungen.

ANALYSE 2. SEQUENZ

Wanner klärt mit NEIN und erläutert detailliert, wie, was, wo und wann.

Nicht mit den üblichen, vagen, allgemeingültigen Formulierungen, wie es Politiker tun, schildert der Direktor des ENSI die Untersuchungen, sondern konkret und detailliert so, dass sie für die Zuhörer nachvollziehbar sind.

3. SEQUENZ

Siegrist: Wenn Sie sagen, wir können garantieren. Ist das für Sie persönlich so, dass Sie der Garant sind, dass nicht zu viel Strahlung in die Schweiz kommt?

Wanner: Doch! Es ist das Gefühl der Verantwortung. Das ist auch das, was sehr motivierend ist.

Was ich sagen muss: Es gibt auch die Gewissheit, dass wir als nukleare Sicherheitsbehörde einen Beitrag zum Schutz von Mensch und Umwelt zur Sicherheit leisten können – wenn wir eine kompetente, konsequente und unabhängige Aufsicht betreiben.

Siegrist: Und Tschernobyl? Als 1986 der grosse Unfall war. Haben Sie den auch berücksichtigt?

Wanner: Ich habe ihn nie besichtigt. Nein.

Siegrist: Lieber nicht – oder?

Wanner: Nein es hat sich nie ergeben, es anzuschauen.



ANALYSE 3. SEQUENZ

Nachdem Wanner nochmals verdeutlichen konnte, dass das ENSI nur für die Sicherheit zuständig ist und unabhängig mit kompetenten Wissenschaftlern arbeitet, folgt eine heikle Situation. Der Journalist verlagert das Gespräch auf die persönliche Ebene. Diese Frage wird kurz verneint und Wanner verweist auf die beruhigenden Faktoren: Auf die gewissenhaften Betreiber in der Schweiz und die hoch motivierten, kompetenten Mitarbeiter.

Bei der Frage nach Tschernobyl gesteht Hans Wanner ein, noch nie dort gewesen zu sein.

Die subtile Unterstellung, er habe den Besuch absichtlich unterlassen, wird eindeutig negiert.

Bei dieser Frage hätte Hans Wanner aus meiner Sicht die Chance nutzen können, auf die unterschiedlichen Reaktortypen und die unterschiedlichen Kommandostrukturen (Russland/ Westeuropa) hinzuweisen.

4. SEQUENZ

Siegrist: Herr Wanner, schauen wir einmal an, was Sie da genau geprüft haben – an drei Beispielen. Zum Beispiel Flugzeugabsturz – terroristische Anschläge. Das gehört irgendwie zusammen. Was hat man da geprüft?

Wanner: Da gibt es zwei Punkte: Einerseits hat man bei der Prüfung der Standorteigenschaften natürlich auch die Überflüge ange-

schaht. Man schaute, wie viele Flugzeuge fliegen darüber? Wie viele könnten maximal darüberfliegen? Bei Beznau, wenn es den gekröpften Nordanflug gibt. Wenn der Flughafen Zürich ausgebaut wird. Jede Wahrscheinlichkeit, die zu einem Absturz führen könnte, haben wir berücksichtigt und mit einbezo-

Bei der Frage nach Tschernobyl gesteht Hans Wanner, noch nie dort gewesen zu sein.

gen. Das ist das eine. Das gibt allerdings einen kleinen Beitrag, weil die Wahrscheinlichkeit sehr klein ist. Dies ist ein kleiner Beitrag zum Risiko. Was aber der andere Punkt ist: Dass die neuen Kernkraftwerke einen Vollschutz bieten gegen einen Flugzeugabsturz.

Siegrist: Sie haben Simulationen gemacht – am Computer – nehme ich an? Ein Stichwort «Klimaveränderung». Ich möchte konkreter fragen: In 50 Jahren könnte es sein, dass alles sehr viel trockener ist. Gibt es dann noch genügend Kühlwasser?

Wanner: Das ist ein guter Punkt. Es kann so sein, dass wir viel extremere Witterungsbedingungen haben. Heftige Stürme, die sich abwechseln mit Trockenheit usw. Alle diese Extremereignisse sind berücksichtigt wor-

den. Und zwar hat uns dabei Meteo Schweiz darin unterstützt – im Hinblick auf solche Klimaveränderungen. Aber die Klimaveränderungen, die man erwarten kann in den nächsten 50 bis 100 Jahren – das kann man effektiv. Diese werden aber abgedeckt durch Extremereignisse, die wir ohnehin schon berücksichtigt haben. Wir haben vor allem seltene Ereignisse berücksichtigt.

ANALYSE 4. SEQUENZ

Die saubere Struktur der Antwort erleichtert das Verstehen (zwei Punkte werden angekündigt, die dann auch beleuchtet werden). Der Journalist musste den Begriff Vollschutz erklären lassen. Wanner weicht auch jetzt nicht aus. Die Risikosituationen Flugzeugabsturz und Klimaveränderungen werden kurz und konkret beantwortet.


KOMMENTAR

Beim Auftritt vor Mikrofon und Kamera muss eine Person so reden, als spreche sie in einem privaten Rahmen. Dieses «natürliche» Verhalten können wir nur im Mediensimulator erlernen.

Untrainierte Führungskräfte lassen sich von der ungewohnten Situation (dem Mikrofon, der Kamera, der Studiosituation, dem unbekanntem Journalisten und den überraschenden Fragen) irritieren. Hans Wanner muss ein grosses Durchsehvermögen haben, denn an diesem Tag (am 15. November), musste er nach der Medienkonferenz noch zahlreiche Interviews geben.

Wahrscheinlich kennt er die AAA-Formel: Jeder Auftritt hat einen Anfang, ein Argument und einen Abschluss. Er war offensichtlich so vorbereitet, dass er die Kernbotschaft genau gekannt hat.

FAZIT

Bei Medienauftritten geht es nicht nur darum, glaubwürdig und verständlich zu reden. Die möglichen Fragen müssen auch antizipiert und vorgedacht sein. Es geht bei allen Medienauftritten darum, die Dachbotschaft vor Augen zu haben, damit sie am Anfang und am Schluss eingebaut werden kann. Der Direktor des ENSI hatte seine Kernbotschaft verankert: ENSI klärte bei den Standorten lediglich die Sicherheitsaspekte ab und hat genau zu klären, was vor einem allfälligen Bau berücksichtigt werden muss. Wanners Interview überzeugte. 

SO-PRINT QUALITY

Dank modernster High-Tech-Infrastruktur und Know-how sind wir in der Lage, unserer Kundschaft ein breites Dienstleistungsspektrum anzubieten. Absolute Termintreue und eine qualitativ hochwertige Verarbeitung sind bei uns so selbstverständlich, wie ein umfassender Kundenservice. Unsere Spezialisten haben ein offenes Ohr für Traditionelles, Machbares und Neues. Testen Sie uns.

**Südostschweiz Print –
Ihr Partner für: Beratung, Service,
Kreation, Konzeption, Druckvor-
stufe, Akzidenzdruck, Ausrüstung
und Distribution.**

Kasernenstrasse 1, CH-7000 Chur
Tel. 081 255 52 52, www.so-print.ch

SÜDOSTSCHWEIZ

PRINT

Drucksachen im Einklang mit der Natur

ClimatePartner 

Medienrhetorik

Sepp Blatters Fussballrhetorik

Fifa-Präsident Sepp Blatter ist nicht nur der mächtigste Mann des Fussballs, er ist auch ein blendender Rhetoriker. Unser Medienexperte Marcus Knill zeigt, welcher Tricks er sich dabei bedient.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Trotz aller Angriffe in verbaler Bestform: Fifa-Boss Sepp Blatter.

In der «persönlich»-Analyse vom Oktober-Heft brachten die Vergleiche zweier zeitverschobener Interviews der Zürcher Bildungs-

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

direktorin erstaunliche Erkenntnisse. Bei Sepp Blatter macht uns ein analoger Vergleich ebenfalls bewusst, wie ein raffinierter Fussballrhetoriker seine bewährte Taktik nicht ändern will. Der Vergleich verdeutlicht, wie mit rhetorischen Kniffen der Kai-

ser des Fussballreiches immer wieder seinen Kopf aus der Schlinge ziehen kann.

Fussballrhetorik I

Blatters angewandte Fussballrhetorik macht uns bewusst, wie er schon früher bei einer

harten Befragung in der «Samstagsrundschau» auf DRS 1 (4. Mai 2002) antwortete. Hierzu ein paar Beispiele:

Journalist: «Man sagt, dass Sie ein Schlitzohr seien.»

Blatter: «Wenn die Freunde sagen, ich sei ein Schlitzohr, so höre ich dies gerne. Schön wäre es, wenn auch die Feinde das sagen würden.»

Journalist: «Sie haben bewiesen, dass Sie ein schlauer Fuchs und mit allen Wassern gewaschen sind!»

Blatter: «Ja, ich wasche oder dusche mich kalt und warm!»

Journalist: «Sie verstehen es immer wieder, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Wie schaffen Sie dies nur?»

Blatter: «Ich lasse mich nicht gern aufhängen.»

Journalist: «Sepp Blatter, jetzt wird es aber immer enger und enger!»

Blatter: «Darum trage ich jetzt keine Krawatte!»

Journalist: «Es gibt massive Vorwürfe gegen Sie, die Sie aber immer noch nicht beantwortet haben.»

Blatter: «Das sind nur gewisse Kreise, die das tun. Die haben aber kein Stimmrecht. Diejenigen, die mir etwas vorwerfen, sind nur Delegierte! Entscheiden wird letztlich das Komitee.»

Journalist: «Sind Sie noch Präsident in vier Jahren?»

Blatter: «Ich bin überzeugt. Sicher ist man nie. Doch ich bin zuversichtlich.»

Blatters Fussballrhetorik besteht aus: abfedern, ausweichen, lenken, dribbeln, kontern, täuschen, ins Leere laufen lassen.

Zum Vergleich seine Fussballrhetorik anlässlich der Pressekonferenz vom 29. Oktober 2010 in Zürich. Blatters Taktiken sind nach wie vor clever.

Zur Situation:

Die jüngsten Wirbelstürme, ausgelöst durch Recherchen der *Sunday Times* und die vermutete Bestechlichkeit von Temarii und Adamu, zwangen Blatter erneut, öffentlich Stellung zu beziehen. Er musste sich der Mehrheitsmeinung der Konföderationen und Exekutivkomitee-Mitglieder beugen.

Blatter: «Ich denke, dass das nicht die richtige Entscheidung war, ich bin überzeugt, dass das nicht richtig ist» und fügt hinzu: «Ich übernehme die Verantwortung.»

Kommentar: Er nimmt die Verantwortung auf sich und reduziert damit den Druck. Von Schuld sagt er aber nichts.

Ein Journalist fragt nach: «Wie können Sie versprechen, dass die Wahl sauber ist?»

Blatter: «Was meinen Sie mit sauber?», fragt er zurück und ergänzt, ein Notar des Kantons Zürich und ein Mitglied der Wirtschaftsprüfer von KPMG würden die Wahl überwachen. Er sagt: «Ich sehe nicht, wie etwas falsch laufen könnte.»

Kommentar: In geschickter Fussballmanier kontert er mit der Definitionsfrage nach dem Prinzip «Wer fragt, führt» (dies gilt auch bei Gegenfragen). Blatter umtrippelt damit den Kern der Frage (ob die Zettel korrekt ausgefüllt worden seien) und kann damit die Journalistenfrage ausblenden. Die Präsenz eines Notars und eines Wirtschaftsprüfers dürften wohl kaum ausreichen, einen

«Darum trage ich jetzt keine Krawatte.»

Mann der Exekutive einzuschüchtern, falls er seine Stimme verkaufen möchte.

Journalist: «Wäre es nicht gut, öffentlich zu machen, wer wie gewählt hat?»

Blatter: «Das kann man bei einer geheimen Abstimmung doch nicht machen – seien Sie doch realistisch!»

Kommentar: Blatters Entrüstung ist ein Konter. Mit dieser Taktik hatte schon Clinton bei der Befragung gepunktet, als er dem Gericht weismachen wollte, dass Oralsex mit Monika kein richtiger Sex sei.

Nachdem ein Norweger an der Medienkonferenz darauf hingewiesen hatte, im August habe seine Zeitung bewiesen, dass Jack Warner in einen Billettskandal verwickelt gewesen sei, nahm Blatter dies in gewohnter Manier äusserst gelassen.

Blatter: «Der Jack-Warner-Fall ist für mich kein Fall. Wenn etwas auf offiziellen Kanälen zur Fifa kommt, schauen wir dies an.»

Kommentar: Da Spanien und Qatar vorgeworfen werden konnte, sich gegenseitig Stimmen zuschanzen zu wollen, tappte Blatter beinahe in die Falle. Das Gerücht machte nämlich die Runde, auch England und die USA sowie Russland und Australien hätten

sich abgesprochen. Blatter wusch seine Hände in Unschuld: «Es ist nicht mein Fall – falls auf offiziellen Kanälen etwas kommt, würden wir das schon anschauen.» In dieser heiklen Situation duckte Blatter sich weg, indem er sagte: «Alles ist ein Fall für die Ethikkommission.»

Kommentar: Damit gelingt es ihm, der Fifa den Anstrich von moralischer Rechtschaffenheit zu geben. Dass Blatter im Grunde genommen selbst die Ethikkommission (eine Fifa-interne Kommission) ist, haben sicherlich die wenigsten Journalisten erkannt.

Aus Sepp Blatters Antwortpalette an der Pressekonferenz:

«Die Situation ist sehr unangenehm für den Präsidenten, die Situation ist sehr unangenehm für die Fifa.» So macht Blatter glauben, er komme vor der Fifa, er trage auch die ganze Last. Ein welscher Radiojournalist will wissen: «Monsieur Blatter, wie lässt es sich lösen, dass Mitglieder der Exekutive nicht in solche Fallen geraten?»

Blatter: «Danke, Radio Suisse Romande. Helfen Sie uns!»

Kommentar: Die Pseudo-Bitte – «Helfen Sie uns!» – ist ein raffinierter Schachzug, der suggeriert, die Medien könnten Blatter beraten. Blatter und seine Funktionäre waren in Wirklichkeit ob der verdeckten Recherchen der Medien äusserst erbost und fragten sich, ob die heimlich gefilmten Gespräche der *Sunday Times* mit Temarii, Adamu und mit dem früheren Fifa-Generalsekretär Michel Zen-Ruffinen ethisch vertretbar seien.

Fussballrhetoriker Blatter greift nach dem Rückzieher sofort wieder an und ruft:

«Es gibt nicht nur Fair Play auf dem Rasen, es gibt auch Fair Play in den Medien. Es ist einfach, die Fifa zu beschuldigen. Wenn mir eine solche Falle gestellt worden wäre: Hätte ich es gesehen, hätte ich es gespürt, dass es sich um eine Falle handelt?»

Kommentar: Einmal mehr hat Blatters Fussballrhetorik Erfolg, geht es doch gar nicht darum, ob er eine journalistische Finte erkennt oder nicht, sondern immer nur darum, was getan wurde!

Für Blatter geht die Rechnung erneut auf. Er wünschte am Schluss den Medienvertretern mit einem süssen Lächeln ein schönes Wochenende.

Oben stehende neuen Antworten basieren auf dem *Tagesanzeiger-online*-Beitrag vom 30. Oktober 2010.

Erkenntnis:

Sepp Blatter nutzt seine Fussballrhetorik heute genau so wie früher: Uns interessierte vor allem, mit welchen Taktiken der «Fussballrhetoriker» Blatter in dieser neuen Situation kontern würde. Schon früher sagte Blatter: «Je mehr man auf mich einschlägt, desto stärker werde ich.»

Tatsächlich konnte bis jetzt kaum jemand dem «Finten-Sepp», «Diktator» oder dem «Machiavelli des Fussballs» etwas anhaben. Immer wehrte er wie ein Spitzenfussballer alle Angriffe geschickt ab. Er erreichte zum Beispiel einen Auslieferungsstopp gegen das Buch «Wie das Spiel verloren ging». Dem Bestechungsvorwurf nach seiner Wahl zum Präsidenten begegnete er 1998 mit einer Zahlung von je 50000 Dollar an 20 afrikanische Verbände. Bereits als Fussballer beim FC Visp pflegte Blatter die Taktik: «Ein Stürmer läuft erst aufs Tor, wenn er nicht im Offside ist!»

Blatter kann einstecken und ausweichen. Aber er kann auch eiskalt zuschlagen. Bisher gelang es dem gewieften Taktiker auch rhetorisch, alle Kämpfe für sich zu entscheiden. Vor allem weil er im richtigen Moment nichts Falsches sagte. Zu den letzten Anschuldigungen hat Blatter noch vor dem Abflug 2002 verbal zurückgeschlagen: «Der Ge-

«Ich, der Oberwalliser Bergler, bin in meiner Gutgläubigkeit schlimm enttäuscht worden.»


neralsekretär sollte mehr arbeiten, statt FBI und CIA zu spielen.»

Blatter geht gar nicht auf die Vorwürfe ein, sondern greift den Gegner direkt persönlich an. Beispiel: «Das hat mit Loyalität nichts mehr zu tun.» Damit wurden die Vorwürfe auf eine andere Ebene verlagert.

«Das Papier ist gefährlicher für den, der es verfasst hat. Der Vorwurf der Korruption ist

rufschädigend!» Dieser Satz zeigt, wie es Blatter versteht, einen gezielten Schuss vor den Bug abzugeben. «Ich, der Oberwalliser Bergler, bin in meiner Gutgläubigkeit schlimm enttäuscht worden...» Diese Masche hatte bei Blatter immer Erfolg. Sie bewirkt Mitleid mit dem «Bergler». Assoziationen mit einem Bergbauern, der von der Berghilfe lebt, werden geweckt. Mit dieser Taktik verschaffte sich der schlaue Fuchs in Krisensituationen immer Bonuspunkte.

Fazit:

Verwunderlich ist es, dass viele Journalisten so clevere Fussballrhetoriker mit derart plumpen Ausweichmanövern durchkommen lassen, anstatt nachzuhaken und sie festzunageln. 

ANZEIGE

1/2 Inserat quer links Marketing Academy

Medienrhetorik

Neue Bundesrätin, alte Kernbotschaften

Die neue Bundesrätin Simonetta Sommaruga gab zahlreiche Interviews. Sie besitzt kommunikative Kompetenz. Was aufgefallen ist vor der Wahl: Sie verstand es, ihre Kernbotschaften zu wiederholen und zu festigen. Wir analysieren heute die Antworten aus den ersten Interviews als Bundesrätin.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Von der Konsumentenschützerin zur Justizministerin: Simonetta Sommaruga.

Simonetta Sommarugas befreites Strahlen am Mittwochmorgen, 22. September, bei ihrer brillanten Wahl in den Bundesrat.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Interview aus der *Berner Zeitung*:

Frau Sommaruga, am 1. November treten Sie Ihr Amt an. Rast Ihnen die Zeit davon? Oder spüren Sie die Ruhe vor dem Sturm?

Simonetta Sommaruga: Ich ahne, sehe und höre, dass eine Riesenladung auf mich zu-

kommt. Aber jetzt hat noch etwas anderes Platz. Ich befinde mich in einer Zeit des Abschieds. Ich habe am letzten Wochenende meine Rücktrittsschreiben verfasst. Ich will den Abschieden Raum geben. Denn offen für Neues kann ich nur sein, wenn ich gut ab-

schliesse. Ich fühle auch Trauer. Aber die Freude überwiegt.

Simonetta Sommaruga geht auf die Frage und die Zeit vor dem Amtsantritt ein. Viele Politiker weichen bereits bei der ersten Frage mit einer Vorbemerkung aus. Es gibt Berater, die empfehlen, bei jedem Interview immer zuerst die Kernbotschaft einzubauen und die Frage zu ignorieren.

Werden Sie künftig noch freie, selbstbestimmte Zeit haben?

Sicher. Vielleicht nicht in gleichem Ausmass wie heute. Aber fragen Sie mich in einem Jahr wieder.

In den Antworten vor der Wahl behauptete Sommaruga noch, Sie werde sich auch als Bundesrätin Zeit nehmen fürs Klavierspielen, den Garten usw. Ich beziehe mich auf ein Tages-Anzeiger-Interview, als Sommaruga auch nach den Freiräumen als künftige Bundesrätin befragt wurde.

Damals antwortete sie:

Ich weiss, was für mich lebenswichtig ist: meine Partnerschaft, enge Freundschaften, Klavier spielen, hin und wieder im Garten arbeiten. Und ich will nicht nur Akten lesen, sondern auch Romane, Erzählungen und Märchen.

In der alten Analyse machte mich diese Antwort stutzig: Eine Kandidatin, die betont, dass sie als Bundesrätin weiterhin Klavier spielen, Partnerschaft und Freunde voll und ganz pflegen werde – und sogar ab und zu im Garten arbeiten und sich auch noch Zeit nehmen werde, Romane, Erzählungen und Märchen zu lesen, das war für mich damals unglaublich.

Wenn Simonetta Sommaruga dem Klavierspiel, der Unterhaltungselektüre und ihrer privaten Gesellschaft tatsächlich eine solch grosse Bedeutung zumisst – aber alle wissen, dass der Bundesrat ein sehr forderndes Geschäft ist –, da stellte ich mir damals die Frage: Kann eine Bundesrätin mit all ihren Freiräumen den aufreibenden Job in der Praxis noch hundertprozentig ausüben?

Auf die analoge Thematik angesprochen, antwortete die Bundesrätin in abgeschwächter Form mit dem Weichspüler «vielleicht» und der Formulierung: «nicht im gleichen Ausmass».

Sie fürchten nicht, dass Sie bald kaum mehr sich selbst hören?

Das fürchte ich weniger. Worum ich mich bemühen muss: dass ich Leute um mich herum habe, die mir Fragen stellen, die mich zum Nachdenken bringen, die mich manchmal aus allem rausholen. Damit ich nicht das Gefühl bekomme, ich würde nur noch verwalten und bewältigen. Offenes und kritisches Feedback muss möglich bleiben, denn es ist eine Form, in Kontakt zu bleiben. Das Schlimmste, was ich mir vorstelle: dass um mich nur noch Leute sind, die höflich sind, zustimmen und zudienen. So wird man wirklich einsam.

Wenn die neue Bundesrätin diesen Vorsatz tatsächlich umsetzt, wäre dies vorbildlich. Im Bundesrat fehlt es nämlich zurzeit immer noch an einer «Feedbackkultur».

Wie wappnen Sie sich jetzt für das, was auf Sie zukommt?

«Wappnen» ist nicht das richtige Wort. Ich versuche durchzuatmen und zu beobachten, was mit mir passiert. Ich bin jemand, der sein eigenes Handeln zu reflektieren versucht. Warum beunruhigt mich etwas? Was macht mir Angst?

Diese Antwort zeigt, dass Sommaruga gut zuhört und sofort präzisiert: Wappnen und reflektieren ist nicht dasselbe.

Was macht Ihnen Angst?

Ich habe nicht Angst, aber einen Riesenrespekt. Gerade vor der Führungsaufgabe. Die ist in der Politik speziell, weil man auf Leute trifft, die mehr wissen, als man selber weiss, die kompetenter sind. Diese Situation ist allerdings nicht neu für mich. Als ich in den Könizer Gemeinderat kam, hatte ich von Feuerwehr und Schiesswesen null Ahnung. Meine Mitarbeiter sagten: Stell uns «dumme Fragen», die bringen uns weiter. Ich werde auch als Bundesrätin ab und zu «dumme Fragen» stellen, deshalb wird mir kein Zacken aus der Krone fallen.

Bei dieser Frage wird der Begriff Angst, den der Journalist verwendet, richtig eingeordnet. Sie spricht von Respekt-Haben und lenkt die Antwort auf die Fragehaltung, die sie einnehmen werde. Viele Politiker umgeben sich lieber mit Jasagern als mit «Hofnarren», die einem den Spiegel vorhalten.

«Fragen statt sagen» hat sich in der Alltagskommunikation bewährt. Ich traue der Bundesrätin zu, dass sie diese Fragehaltung tatsächlich auch umsetzt.

Kamen Sie seit Ihrer Wahl schon zum Klavierspielen?

Am Wochenende habe ich einige von Bachs «Goldberg-Variationen» gespielt. In diesen Variationen ist einfach alles drin.

Die Antwort ist glaubwürdig. Sommaruga nennt Details (Bachs Goldberg-Variationen).

Lässt sich beim Spielen der «Goldberg-Variationen» etwas lernen für die Politik?

Man kann dabei viel lernen. Aber ich missbrauche die Musik nicht, um etwas für die Politik zu lernen. Die Musik hat einen Wert an sich. Sie ist eine Form von Konzentration, die unglaublich gut tut. Konzentration ist auch in der Politik das A und O. Man muss sich in kürzester Zeit vertiefen und kundig machen. Die Musik ist zudem ein Hinhören, ein Ruhigwerden, ein In-sich-Hineinhören. Auf der Einladungskarte für mein Fest in Köniz stand «J'écoute». Nachdem ich ja jetzt zu allen möglichen und unmöglichen Themen sehr viel geredet habe, will ich auch wieder einmal zuhören.

Diese Antwort ist rhetorisch und inhaltlich vorbildlich.

Die Parallele «Musik und Politik» überzeugt: Die Konzentration und das Zuhören-Können sind zwei der wichtigsten Aspekte in der Kommunikation.

Sie können unglaublich ruhig sitzen.

Aufrecht, stundenlang. Haben Sie das am Klavier gelernt?

Natürlich. Ich habe jahrelang sechs, sieben Stunden geübt am Tag. Das nützt mir jetzt.

Diese Antwort kann ich als Berater nur unterstreichen. Denn: Konzentration, Haltung, Durchstehvermögen lassen sich nur durch hartes Training erweben. Das ist eine wichtige Erkenntnis.

Sind Sie immer so ruhig? Oder werden Sie manchmal laut?

Ich werde am Klavier laut. Ich kann sehr böse werden. Aber das drückt sich nicht durch Lautstärke aus.

Diese Antwort bestätigt, dass die Bundesrätin gelernt hat, die Stimme im Zügel zu halten. Es ist inzwischen bekannt, dass sie jahrelang an der Stimme gearbeitet hat.

Sie sind oft beschrieben worden als kühl, perfekt, distanziert. Sind Sie das?

Kühl könnte stimmen. Auch in schwierigsten

1/3 Inserat Anzeiger SG

Situationen bewahre ich einen kühlen Kopf, das gehört zu mir. Ich merke dann erst nachträglich, wie viel Energie es mich gekostet hat. Bin ich auch perfekt, distanziert? Ich habe mich gefragt, ob diese Adjektive auch ein Preis sind, den erfolgreiche Frauen zahlen müssen. Jemand hat geschrieben, Jacqueline Fehr und ich würden von unserer Fraktion und der Partei nicht geliebt. Der Preis, den Erfolgreiche und Gewählte offenbar zahlen müssen, ist, dass sie nicht geliebt werden. Das gilt für uns beide überhaupt nicht. Ich kenne übrigens meine Schwächen sehr genau.

Sommaruga bestätigt, dass sie stets einen kühlen Kopf bewahrt. Die Begründung, weshalb sie oft kühl und distanziert wirke, kommt einer Rechtfertigung gleich. Mit dem Wort «Schwäche» in der Antwort pflastert sie den Fortgang des Interviews. Der Journalist geht denn auch sofort auf diese Andeutung ein.

Wo liegen die denn?

Fragen Sie meine früheren Arbeitskollegen.

Wiederum eine clevere Antwort. Die versierte Kommunikatorin muss dank dieser Antwort ihre Schwäche nicht nennen. Dialektisch sehr geschickt.

Die Leute in Köniz sind begeistert von Ihnen. Sie sind offenbar doch ziemlich perfekt.

Begeisterung und Perfektion sind nicht dasselbe. Ich bin ein umgänglicher Mensch. Viele Leute können sich mit meiner Art des Politisierens identifizieren, weil ich nicht auf die Person ziele. Wenn man das für distanziert hält, na dann. Ich kann trennen: Ich kann mich sehr aufregen, aber ich muss eine Person deshalb nicht hassen. Ich mache aber auch nicht auf «frère et cochon». Ich kann nüchtern festhalten: Wir haben eine Differenz, wir werden uns nicht einig.

Die Differenzierungstechnik zeugt auch bei dieser Antwort von Professionalität. Sommaruga hätte nicht nochmals auf den Vorwurf, sie sei distanziert, zurückkommen müssen. So hat der Leser das Gefühl, dass sie diese Kritik doch getroffen hat. Der Hinweis, dass sie zwischen Person und Sache trenne, ist klug, entspricht dem Harvard-Prinzip.

(Stefan Vonbergen interviewte die Bundesrätin.)

(Sommarugas Antworten aus einem Interview mit Hannes Britschgi.)

Als Bundesrätin können Sie sich einen Dienstwagen auswählen. Was macht die grüne Sommaruga?

Ich weiss es noch nicht. Seit 14 Jahren leben wir ohne Auto. Das geht gut, selbst im Ständeratswahlkampf war ich mit Mobility-Autos, Bussen und dem Zug unterwegs.

Wird man Frau Sommaruga im Helikopter sehen?

Kaum. Ich bin noch nie Helikopter geflogen, und zwar nicht nur aus ökologischen Gründen. Es wäre mir auch extrem unwohl dabei.

Der Frage nach dem Dienstwagen und der Nutzung von Autos weicht die neue Bundesrätin aus: «Ich weiss es nicht.» So argumentierend, hat sie zwar die Antwort vorläufig vom Tisch. Doch wird sie mit dieser Frage später sicherlich wieder konfrontiert. Auch die Helikopterfrage ist mit dem Wort «kaum» nicht eindeutig beantwortet.

FAZIT

Generell kann gesagt werden, Simonetta Sommaruga ist eine versierte Kommunikatorin, hat intensiv an sich gearbeitet (Stimm-schulung), hört erstaunlich gut zu und hat sich bei Medienauftritten sehr gut vorbereitet. Als Musikerin weiss sie: C'est le ton qui fait la musique. Für mich ist Sommaruga als Person glaubwürdig und überzeugend.

Man wird sehen, wie gut sie im Bundesrat ankommen und arbeiten wird. Aber eines steht jetzt schon fest: An mangelndem Selbstbewusstsein wird sie nicht scheitern. ☒

Medienrhetorik

Hat sich die Bildungsdirektorin auch weitergebildet?

Die Zürcher Erziehungsdirektorin, Regierungsrätin Regine Aepli, stand bereits vor fünf Jahren im Zentrum dieser Kolumne. Nun hat Rhetorikexperte Marcus Knill wieder einmal einen ihrer Auftritte ins Visier genommen. Hier der Vergleich.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Rhetorische Fortschritte gemacht? Die Zürcher Erziehungsdirektorin Regine Aepli.

Der folgende Vergleich sollte zu denken geben:

Vor fünf Jahren wunderten wir uns, wie schlecht die Zürcher Bildungsdirektorin vor Mikrofon und Kamera antwortete. In der Sendung «Sternstunde Philosophie» vom

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

13. Februar 2005 (Schweizer Fernsehen DRS 1) kreuzten die Zürcher Erziehungsdirektorin Regine Aepli und der Rektor der Pädagogischen Hochschule Zug, Carl Bossard, die Klingen. Das Thema:

«Begeistert lernen»

Aus rhetorischer Sicht war jenes Gespräch sehr aufschlussreich. Auf der einen Seite eine Politi-

kerin, die nach unserem Dafürhalten äusserst schlecht abschnitt. Sie entwickelte ihre Thesen meist assoziativ mit langen Bandwurmgedanken. Auf der anderen Seite ein Rektor, der mit einfacheren Sätzen überzeugte.

Hier eine Antwort der Zürcher

Bildungsdirektorin:

Regine Aepli: «Die Schule ... Ich hab am

Anfang gesagt, das ist eigentlich das grösste Problem, dass sie nicht genügend Integrationskraft hat und dass wir daran arbeiten müssen, aber – die Schule – ich glaube in einer – äh – Wissensge ... in der Wissensgesellschaft, in der wir leben, und wenn wir eben in diesem globalisierten Umfeld – äh – der Konkurrenz standhalten wollen, dann müssen wir ja auch auf der andern Seite auch dafür sorgen, dass wir auch sogenannte «Exzellenz» produzieren. (ohne Pause) Also wir müssen auch sehr gute Schülerinnen und Schüler – äh – an unseren Schulen ausbilden, die dann in diesen – ja – in diesem Innovationswettbewerb – äh – standhalten können.»

Meine Analyse im Jahre 2005: Aeplis Aussage war kohärent, Breite und Spitze muss gefördert werden. Leider wirkt die Erziehungsdirektorin bei ihrer Antwort ehrgeizig und nervös – gleichsam übereifrig. Zu viele Elemente wurden zusammengefügt:

- Das grösste Problem ist, dass die Integrationskraft fehlt.
- Daran müssen wir arbeiten.
- Unsere Wissensgesellschaft ist in ein globalisiertes Umfeld gebettet.
- Wir müssen der Konkurrenz standhalten und sind verpflichtet, Exzellenz zu produzieren, um im Innovationswettbewerb bestehen zu können.

Ihre Antwort verstösst gegen wichtige

Prinzipien der Verständlichkeit: Einfachheit und Kürze

Weniger wäre mehr gewesen – bei einem Gedanken bleiben und diesen Gedanken veranschaulichen, vertiefen und «abschliessen»! Es ist eine verbreitete Marotte von Politikern, dass Substantive dominieren. Den zu langen Sprechsequenzen ist nur mit grösster Mühe zu folgen. Es gibt «Brüche» durch Wortwiederholungen und Ähs. Die holprige Art des Sprechens fiel uns damals auch bei den anderen Sequenzen auf. Wir vermuten, dass sich die Politikerin auf ihr Improvisationstalent verlassen hatte. Sich richtig vorzubereiten heisst, einzelne Argumente zurechtzulegen und zu antizipieren. In diesem Falle wären Elemente nötig, die die Thematik «Begeistert lernen» vertiefen. Aufschlussreich ist auch Aeplis Körpersprache. Sie argumentierte mit erhobenem Kopf, mit Fäusten und Handkanten. Wenn der Kontrahent das Wort hatte, verschränkte sie meist die Arme. Ihre Sprechweise war zu stakkatohaft.

Und heute?

Uns interessierte es, ob und wie sich die Bildungsdirektorin nach solchen gravierenden Defiziten in der Zwischenzeit weitergebildet hat, wie sie es von den Lehrkräften verlangt.

Wir haben uns erlaubt, die Antworten der Zürcher Bildungsdirektorin im Tagesgespräch im August 2010 (DRS 1) nochmals zu überprüfen. Thema: «Schuljahresbeginn und Lehrkräftemangel». Es interessierte uns, ob nach der fünfjährigen Weiterbildungsphase die Antworten jetzt konzis und verständlicher geworden waren – mit einfachen Formulierungen. Ferner ob nun die Antworten auf den Punkt gebracht werden. Lesen Sie folgendes Transkript aus dem Gespräch mit allen den Pausen, Ähs und Satzbrüchen versuchs halber laut. Das Resultat ist frappierend.

SEQUENZ:

Journalist: Zur Verbesserung der Einstiegslohne: Da machen Sie doch etwas?

Aepli: Ja – wenn ich darf, möchte ich noch etwas zu dem – äh – vorher etwas sagen ... ich meine ... Wir haben ... Ich kann nur für den Kanton Zürich reden ... Wir haben im Kanton Zürich mehr Lehrpersonen denn je. Und zwar hat das auch damit zu tun ... wir haben Schulleitungen eingeführt, und unser Gesetz sagt, dass die Schulleiter auch das Lehrerpapent haben müssen ... das sich schon einmal 700 ... oder ... und das könnten eigentlich – aa – auf 20er-Klassen verteilen, dann – äh – hätte ich schon ... hätte ich – äh – schon recht viel Schüler ... hätten da schon eine Lehrperson. Wir haben mit der Blockzeiteinführung haben wir auch viel mehr Lehrpersonal gebraucht – also – äh ...

Journalist: Die Schule wird aufwendiger!

Aepli: Die Schule ... die Schule sie wird aufwendiger. Ja, das ist richtig. Und – äh – mir – wir quasi sollten auch nicht – äh – allzu gross gemacht werden. Das ... Da bin ich völlig einverstanden mit dem, was Herr Zemp gesagt ... wir haben auch noch einen höheren Bedarf ... unabhängig von den demografischen Veränderungen, die angesprochen worden sind (holt hörbar Atem) ...

Aber zurück zur Attraktivität: Ja, wir haben im Kanton Zürich wirklich jetzt – äh – äh – hat der Regierungsrat eine Lohnrevision beschlossen, bei denen die Anfangslöhne doch um 10000 Franken im Jahr – ... angehoben worden sind, und ich glaube, das ist ein Teil


von der Attra... das die Attraktivität ausmacht. Der Lohn ist immer etwas Wichtiges. Aber ich glaube, wir werden die Löhne im öffentlichen Sektor nie mit denen in der Privatwirtschaft vergleichen können.

ANALYSE:

Leider scheint die Bildungsdirektorin keine Zeit gehabt zu haben, gross an sich zu arbeiten. Ich zweifle daran, dass sie nach ihren Auftritten je Debriefings gemacht hat. Nach wie vor ist die Antwort nicht medientauglich, sie ist zu lang, die Gedanken werden verschachtelt und wild gekoppelt. Nach wie vor dominieren «Ähs» und Satzbrüche und bandwurmartige Formulierungen. Eine Struktur ist kaum erkennbar. Ein professioneller Coach hätte der Bildungsdirektorin längst beigebracht, wie sie in sich geschlossene, kurze Gedanken abschliessen muss (mit entsprechender Pausentechnik), auch dass in EINER Antwort nur EIN Gedanke mit EINEM Beispiel gekoppelt werden sollte. Im gesamten Interview gibt es heute bei Regine Aepli immerhin einige Antworten, die sich hören lassen können. Die holperige Formulierung verstärkt die Bildungsdirektorin vor allem dann, wenn es um heikle, überraschende Fragen geht oder wenn versteckte Vorwürfe erkannt werden. Immerhin sind aber die zwei letzten Gedanken in der Antwort korrekt formuliert.

FAZIT:

Der Vergleich der beiden Sequenzen macht uns bewusst, dass wir alle gelernt haben zu reden. Doch ist den wenigsten bewusst: Medienrhetorik muss geübt und erlernt werden wie Rechnen und Schreiben. Einen klaren, eindeutigen Gedanken vor Mikrofon und Kamera verständlich auf den Punkt zu bringen, ist im Grunde genommen einfach, aber leider ist das Einfache doch nicht so einfach. Selbst eine Bildungsdirektorin liess eine fünfjährige Weiterbildungschance ungenutzt verstreichen.

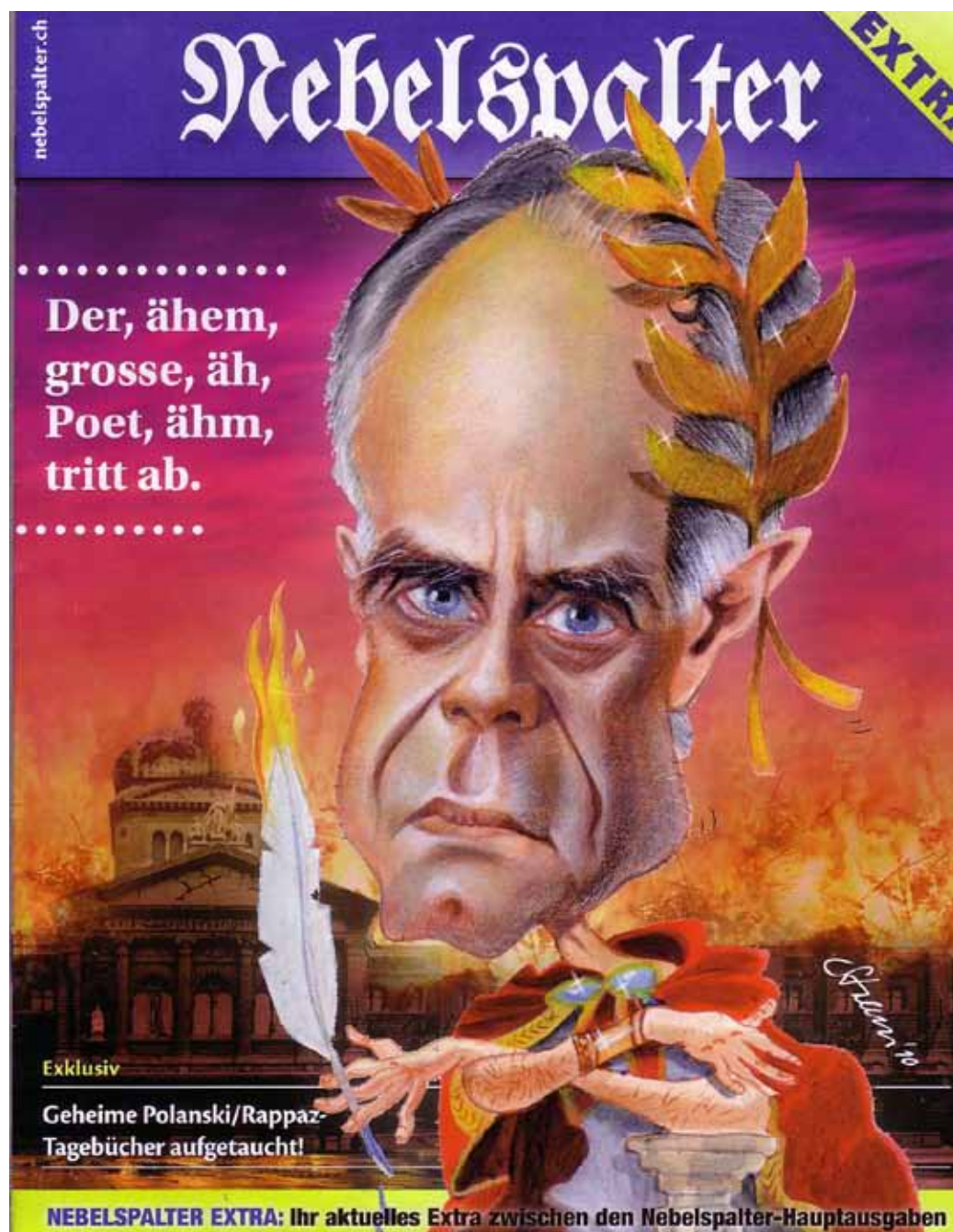
Damit die Leser überprüfen können, ob das Protokoll den tatsächlichen Formulierungen entspricht, kann eine Sequenz in rheotrik.ch als Filmsequenz wortwörtlich verglichen werden. 

Medienrhetorik

Leuenbergers zwiespältige Rhetorik

Nach dem überraschenden Rücktritt des amälttesten Bundesrates lohnt es sich, rückblickend Medienauftritte und Verhalten von Moritz Leuenberger eingehender zu reflektieren. Mit seiner Rhetorik fiel er immer wieder aus dem Rahmen. Er wurde von sehr vielen geschätzt, aber von vielen am Ende auch nicht ernst genommen.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Nebelspalter**



Moritz Leuenberger war ein Mann der Kontraste. Den einen war er zu forsch, den anderen zu zaghaft, doch wurde seine Kompetenz von keiner Seite bezweifelt. Manchmal war Leuenberger eher nachdenklich, introvertiert, dann wieder sehr extrovertiert. Effektvolle Auftritte suchte und liebte er. Als Bundesrat konnte er sich Wortspiele, Kalauer, Grimassen leisten, verlor aber leider am Ende seiner letzten Amtszeit das Engagement und sein Interesse an Sachfragen. Die Rhetorik interessierte ihn mehr als die Detailarbeit mit den anstehenden Problemen.

Wenn Leuenberger auch für viele distanziert und abgehoben wirkte, so war er dies - nach Aussage seiner Mitarbeiter - doch nie. Im Blog liess er sich sogar duzen, im überfüllten Intercity soll er anstandslos auf der Treppe Platz genommen haben.

Der geistreiche Politiker mimte jüngst zunehmend den Leidenden und zelebrierte während der letzten Monate nonverbal Verdross. Seine Blogbeiträge gingen stark zurück. Leuenberger verstieg sich als Medienminister zur Medienschelte, mitunter sogar zu gezielter Journalistenschelte. Dennoch wurde er als genialen Rhetoriker gelobt, empfing er doch noch während seiner Amtszeit den Cicero Preis für die beste politische Rede, jedoch störten wir uns früher immer wieder an seinen Satzbrüchen und lästigen «Aehs». Das war unprofessionell.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Sicherlich einzigartig: der zurücktretende Bundesrat Moritz Leuenberger.

Ein Beispiel aus dem Jahre 2001:

Wir haben im Zusammenhang mit der Swissair in einem kurzen 10 vor 10 Beitrag in Leuenbergers Antwort sage und schreibe 17 falsche Pausen gezählt. Hier der Gedankenbogen aus einer Antwort Leuenbergers (vor 9 Jahren!):

Wir haben auch – darüber – heute – kurz – gesprochen und sind der Meinung, dass – der Entscheid der – Swissair – politisch – nicht – sehr klug – sei.

Ein Journalist bezeichnete Leuenberges Auftritte als maniert. Politisch bleibe er in den Aussagen blass. Peter Bodenmann drückte sich damals noch deutlicher aus:

«Leuenberger fehlt das Feuer unter dem Hintern». Einige Kritiker spotteten sogar und sagten damals, er sei u narzistisch und affektiert. Ein SP Mann ging noch weiter: «Leuenberger spielt vor Mikrofon und Kamera die Diva.» Er wirke damit völlig abgehoben.

Die Meinungen über Leuenberger klafften schon damals weit auseinander. Die Wirkung seiner Medien- Auftritte war bis zum Rücktritt alles andere als eindeutig.

Früher meinte Leuenberger in der Sonntagspresse auf die Frage; was er der SP für die Medienarbeit rate:

«Inhalt ist das A und O politischer Arbeit. Die Form ergibt sich dann von selbst. Ich halte nichts von Rednerkursen und habe auch nie einen besucht. Der Reformler Dubcek lispelte. Trotzdem hörten ihm alle Leute zu, weil es auf den Inhalt ankam. Ohne Inhalt kann die Form noch so perfekt sein, da kommt nichts rüber.»

Zu dieser Aussage vertrete ich eine völlig andere Meinung: Das WIE ist und bleibt bei zwischenmenschlichen Kommunikationsprozessen oft wichtiger als der Inhalt. Anders gesagt: Der beste Inhalt kommt beim Adressaten nicht richtig an, wenn er nicht situationsgerecht verpackt ist. Dank des WIE kommt das Wichtige (das WAS) beim Emp-

fänger an. Beides ist wichtig: Verpackung und Inhalt. Was mich erstaunt hatte, war dass Leuenberger zu jener Zeit nicht viel von Kommunikations Coaching hielt.

Später hatte der Bundesrat die zitierte Bemerkung zu den Rednerkursen relativiert.

Heute stellen wir jedenfalls fest, dass sich die Berater Leuenbergers laufend bemüht haben, all seine Ungereimtheiten auszufiltern. Wir können uns auch kaum vorstellen, dass ein Bundesrat im Medienzeitalter immer noch ernsthaft behaupten würde: Das WIE beim Kommunizieren sei so unwichtig wie das «Medien – Coaching».

Selbst Parteifreunde störten sich an der Art des Auftretens ihres Genossen. Seine zur Schau gestellte Langeweile löste bei vielen Kopfschütteln aus. Legendär sind Leuenberges verbale Patzer hinter Mikrofon und Kamera. Vor allem dann, wenn er geglaubt hatte, die Aufnahmegeräte seien ausgeschaltet.

Es kann als gutes Beispiel auf You Tube eine Kult- Videoaufnahme von TV 3 abgerufen werden: «So en huere Scheiss!»

Als Medienminister war Leuenberger für Journalisten oft ein unangenehmer Genosse. Interviews gab er ungern, verstand sie aber dennoch als Teil seines Jobs. Der Medienminister sagte 2009 in einem Interview mit dem Tages Anzeiger: Wenn er die Wahl hätte, würde er am liebsten Live-Interviews geben und begründete diesen Wunsch mit den Worten: «Weil dann gesendet wird, was ich auch gesagt habe.»

Leuenberger ein genialer Rhetoriker?

Auf seine selbst geschriebenen Reden war Bundesrat Leuenberger stolz. Er veröffentlichte sie in drei Büchern. Wie bereit erwähnt, wurde ihm 2002 der deutsche Ciceropreis für die beste politische Redner verliehen. In der Laudatio wurde damals betont, dass sich dieser Politiker «nicht bloss der Politikerverwaltung hingibt, sondern verführerisch über den Tag hinaus denkt.» Er hatte das Talent, im richtigen Moment die richtigen Worte finden. Er überzeugte uns mit seinen Worten nach dem Massaker von Luxor, dem Attentat im Zuger Parlament und den Flugzeugabstürzen in Bassersdorf, Nassenwil und Ueberlingen.

Leuenbergers überraschende – vielleicht auch überhastete – Ankündigung des Rücktrittes war ein gelungener Coup. Auf den Rücktritt angesprochen, sagte er früher, er

bleibe so lange bis die Gletscher wieder wachsen. Die Ankündigung des Rücktrittes erfolgte dann ausgerechnet an einem Hitzetag.


Mir fiel auf: Beim Auftritt anlässlich der Bekanntgabe seiner Rücktrittes machte Bundesrat Leuenberger einen gefassten und konzentrierten Eindruck. Kaum Satzbrüche. Es fehlten die üblichen «Aehs».

Generell kann gesagt werden: Der leicht vergeistigte Bundesrat Leuenberger wirkte vielfach abgehoben, zaudernd, über den Niederungen des gesellschaftlichen Lebens schwebend. Er hatte etwas träumerisches, feinsinniges. Er war nie Volkstribun, eher Philosoph. Dennoch ragte er in der Meinung der Menschen immer aus der Norm heraus. Ich las einmal von einem Kommentator, Leuenberger sei der einzige Bundesrat mit Intellekt, Witz und einer Portion Schalk. So habe er auch seinen Rücktritt lustvoll geplant, mit dem er selbst die Parteifreunde überraschte. Der geistreiche, originelle Politiker mit seinem trockenen Humor wurde leider mit der Zeit nicht mehr ernst genommen. Das gab zu denken.

FAZIT

Eine Profi Marketingfrau beschrieb mir Leuenberges zwiespältige Rhetorik wie folgt: Auf der einen Seite wirkt er als Softi, andererseits finde ich sein Verhalten oft recht böse. Er sei wie ein Wolf im Schafspelz.

Ich sehe die Zwiespältigkeit Leuenbergers auf den Ebenen Rhetorik- und Kommunikationsfähigkeit. Sein rhetorisches Talent (als Denker und Philosoph) ist für mich unbestritten, als Kommunikator hingegen gibt er mir zu denken. Wenn Moritz Leuenberger vom Gegenüber so oft missverstanden wurde, mangelte es in diesem Bereich. Ein guter Kommunikator wird nämlich gut verstanden. Aus meiner Sicht klafft seine rhetorische- und die kommunikative Fähigkeit auseinander.

Unter www.rhetorik.ch findet sich eine Sammlung von Leuenbergers verschiedenen Medienauftritten. 

Medienrhetorik

Gut überlegt ist halb gewonnen

Gute Medienauftritte sind meist auch gut vorbereitet. Dies ist die Erkenntnis von unserem Rhetorikexperten Marcus Knill. Vorbildlich hat es für ihn dabei der frisch gekürte SRG-Generaldirektor und langjährige «persönlich»-Kolumnist Roger de Weck gemacht.

Text: Marcus Knill* Bild: Marc Wetli



SRG-Generaldirektor de Weck: «Mit roten Zahlen gibt es keine rosige Zukunft.»

Roger de Weck überzeugt schon lange als scharfer Denker, als Analytiker und brillanter Rhetoriker mit eindeutigen Aussagen. Sein Erfolgsprinzip lautet: «Erst denken,

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

dann sprechen.» Versucht ihn ein Gesprächspartner aufs Glatteis zu führen, versteht er die Kunst des Schlittschuhläufers. Es gelingt ihm, heikle Situationen elegant zu umfahren. Angesprochen auf die prekären finanziellen Verhältnisse beim Schweizer Fernsehen, sagte der frisch gewählte SRG-Generaldirektor:

«Mit roten Zahlen gibt es keine rosige Zukunft.» Dieses Wortspiel lässt durchblicken, dass für de Weck die roten Zahlen verschwinden müssen. Wie er jedoch den Hochseilakt «Sparen oder Gebühren erhöhen» meistern will, verrät er in keinem seiner Interviews. Wenn ein Journalist ergründen

wollte, welchen Weg der neue Medienkapitän einschlagen will, kontert er: «Wie das geschehen soll, kann ich erst sagen, wenn ich alle Fakten kenne.»

Sequenz aus dem ersten Tagi-Online-Interview:

Tagi: Herr de Weck, die SRG steckt in massiven Finanznöten. Journalistisch sind Sie zwar eine Kapazität, aber können Sie auch sanieren?

De Weck: Ich habe bereits in kleineren Unternehmen als der SRG Restrukturierungen durchgeführt. So etwa bei der *Zeit* in Deutschland, die massiv in den roten Zahlen steckte. Und ich habe für das Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales in Genf zwei Institute mit sehr unterschiedlichen Kulturen zusammengeführt. Es stimmt, dass ich noch nie einer Firma in der Größenordnung der SRG vorgestanden habe. Aber ich traue mir zu, die Erfahrungen, die ich in kleineren Institutionen gemacht habe, bei der SRG nun in grösserem Massstab anzuwenden.

Tagi: Von der politischen Rechten wird Ihre Wahl bereits scharf kritisiert. Mit Ihnen gerate die SRG in linke und europafreundliche Hände. Was entgegnen Sie diesen Kritikern?

De Weck: Ich zitiere aus dem Programmauftrag der SRG: «Die Vielfalt der Ereignisse und Ansichten muss angemessen zum Ausdruck kommen. Ansichten und Kommentare müssen als solche erkennbar sein.» An diesen Auftrag sind wir gebunden, und ich wäre nicht SRG-Generaldirektor geworden, wenn ich nicht voll und ganz hinter diesem Grundsatz stehen würde.

Tagi: Sie sind gefragt worden, wo Sie unter keinen Umständen sparen würden. Sie haben nicht geantwortet. Ausser zum Thema Sport.

De Weck: Ja. Ich will zu den bereits eingeleiteten und nun laufenden Sparprozessen nichts sagen, bevor ich nicht eingearbeitet bin. Aber ich glaube doch sagen zu können, dass die Schweizer Bevölkerung eine fehlende Berichterstattung von Fussballweltmeisterschaften nicht verstehen würde.

Tagi: Dürfen Kritiker zunehmend seichterere TV-Programme unter SRG-Generaldirektor de Weck auf mehr Ernsthaftigkeit hoffen?

De Weck: Ganz im Sinne der vorhin zitierten SRG-Konzession, die eine «sachgerechte Information zur freien Meinungsbildung des Publikums» vorschreibt, liegt mir viel an ei-

ner Versachlichung der politischen Diskussion. Das gilt für mich grundsätzlich, ohne darum die Quote total aus den Augen zu verlieren.

Tagi: Sie sind mit vielen Schweizer Verlegern per Du. Wird das die angespannte Situation zwischen Verlegern und SRG auflockern?

De Weck: Dass ich einigen Verlegern tatsächlich sehr nahestehe, ist natürlich ein Vorteil. In der globalisierten Medienwelt können wir es uns schlicht nicht leisten, uns zu bekämpfen. Wir müssen für einen starken Standort

«Eigentlich könnte ich de Weggli heissen. Ist dies wichtig?»

Schweiz im Mediengeschäft kämpfen – und zwar gemeinsam. Gemessen am Schweizer Markt mögen die SRG oder einige Verlage sehr gross und mächtig sein, doch im internationalen Vergleich sind wir alle winzig klein.

Analyse

Nachdem sich de Weck früher eindeutig und unmissverständlich als Befürworter eines Beitrittes der Schweiz zu Europa bekannt und in Dutzenden von Beiträgen den Populismus der SVP gebrandmarkt hatte, ist es verständlich, dass viele Bürgerliche bezweifelten, dass der «Euroturbo» plötzlich fähig sein soll, seine dezidierte Gesinnung im neuen Job ausklammern zu können. Die *Weltwoche* suchte beim missliebigen neuen SRG-Direktor nach Leichen im Keller und fand heraus, dass die Freiburger Verfassung der Familie de Weck 1830 das «de» verboten hat. Das «de» dürfte genau genommen nicht mehr geschrieben werden. «Eigentlich könnte ich de Weggli heissen. Ist dies wichtig? Ich bin so aufgewachsen», konterte der Betroffene lachend, der übrigens seinen Dr. h.c. nicht auf seine Visitenkarte setzt.

Dem Zweifel an den Führungskompetenzen des neuen Generaldirektors begegnet de Weck im Interview mit dem Hinweis, dass er früher sehr wohl schon geführt habe.

Den Bedenken, mit der Wahl des europafreundlichen und linken SRG-Chefs könnte es ein rotes Staatsfernsehen geben, nimmt de Weck den Wind aus den Segeln, indem er auf den SRG-Programmauftrag hinweist,

dem er verpflichtet sei (sachgerechtes Informieren usw...).

Auf die Bemerkung, er habe sich bislang nie darüber geäussert, wo gespart werden könne, bleibt de Weck bei der Standardantwort: «Ja, zu den laufenden Sparprozessen will ich nichts sagen, bevor ich mich nicht eingearbeitet habe.» In allen Interviews lässt er sich nie aufs Glatteis führen oder zu einer unbedachten Bemerkung hinreissen, stets weist er darauf hin, dass er sich zuerst ein Bild von einer Sendung machen müsse oder den Sachverhalt erst beurteilen könne, wenn er alle Fakten kenne.

Der Antwort, es gehe ihm um eine Versachlichung der Diskussion, entnehme ich, dass es de Weck in erster Linie um die Sache und nicht um die Einstellung geht. Dass ihm Sachpolitik wichtiger als Parteipolitik ist, ist ihm zuzutrauen.

Bei der Quotenfrage ist ersichtlich, dass der neue Generaldirektor ein Mann des Sowohl-als-auch und nicht des Entweder-oder ist. Er will beides unter einen Hut bringen – Qualität und Quote.

Die letzte Antwort ist beachtenswert. Angesprochen auf die enge Beziehung zu vielen Verlegern, verlagert er den versteckten Vorwurf ins Positive: In der globalisierten Medienwelt ist es ein Vorteil, Verlegern nahezu stehen. Man könne es sich nicht mehr leisten, sich gegenseitig zu bekämpfen.

Fazit

De Wecks Antworten überzeugen, weil jedes Wort bedacht ist, weil das Dialogische, das Vermittelnde betont wird und er sich dem sachbezogenen Auftrag unterordnet. Ich bin sicher, dass unter der neuen Führung die Mediendiskussionen tatsächlich versachlicht werden. Mir gefällt: De Weck weist unklare Begriffe sofort zurück. Als er beispielsweise in einem Interview als Superdirektor bezeichnet wurde, konterte der bescheidene Denker, die Bezeichnung «Superdirektor» von Radio und Fernsehen mache ihm Angst: «Niemand ist Supermann, am wenigsten ich.»

Auch wenn heute niemand weiss, wie sich der neue SRG-Generaldirektor im Management bewähren wird, traue ich ihm zu, dass er zu trennen versteht zwischen persönlicher Gesinnung und Auftragserfüllung. Er hat nun die grosse Chance, dies zu beweisen. □

Medienrhetorik

«Meteo-Rhetorik» und Kachelmanns Verhalten

Vielleicht war er noch nie so berühmt wie jetzt: der Schweizer Meteorologe Jörg Kachelmann sitzt seit rund zwei Monaten in einem Mannheimer Gefängnis. Der Vorwurf: Vergewaltigung in einem besonders schweren Fall. Kann sich Deutschlands berühmtester Wetterfrosch juristisch und verbal überhaupt noch retten?

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Ringier Specter**

Jörg Kachelmann schuf vor einigen Jahren ein neues Meteo-Vokabular. Anstelle der standardisierten Wetterberichte sprach er als Erster von «Blumenkohlwolken» (Kumuluswolken) und vom «Schweizer Hoch» am deutschen Fernsehhimmel. Regen nannte er «Schiff». Er schuf aus trockenen Wetterprognosen mit grossem Engagement ein beliebtes «Wettertainment». Den Medien und den Zuschauern gefiels. Seine Prognosen wurden im Internet bis zu 400000-mal angeschaut.

Ihm eiferten viele Moderatoren als dem Pionier der neuen Meteo-Rhetorik nach. Junge Meteorologen übernahmen Kachelmanns blumige Sprache und suchten ebenfalls überraschende Analogien. Leider kamen oft auch unpassende oder falsche Vergleiche. Ich verzichte auf eine Auflistung solcher Beispiele, denn Winde können beispielsweise nicht «schlürfend» sein. Nachdem ich über längere Zeit die Rhetorik der Wetterfrösche verfolgt hatte, stellte ich fest, dass die neuen Meteo-Moderatoren immerhin ein wichtiges Prinzip der Medienrhetorik bewusst machten: Verben sind griffiger als Substantive!

Zurück zu Jörg Kachelmann

Es ist bei seinen Medienerfolgen nicht verwunderlich, dass der beliebte, urige Medienprofi nach seiner überraschenden Verhaftung einem «Medientsunami» ausgesetzt und als Wetterfrosch mit einem Taifun von Beschuldigungen konfrontiert wurde. Die Zurückhal-



* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Im Auge des Gesetzes: Wetterfrosch Kachelmann.

tung der Sender ARD und SF im Fall Kachelmann konnte den gewaltigen Ansturm der Medien nicht bremsen. Im April analysierte ich im «persönlich» schon einmal Jörg Kachelmann und zeigte, wie er nachträglich versuchte hatte – mithilfe von Juristen – unliebsame Texte aus dem Internet zu löschen. (Viele Medien kolportierten, dass sich Kachelmann im Spätherbst 2007 gebrüstet habe, bei 120 Kilometer Geschwindigkeit auf der Autobahn Sex gemacht zu haben – ohne dabei zu verunfallen. Erst nach drei Monaten gingen Kachelmanns Anwälte auf einige Plattformen los, weil diese medienrätliche Aussage angeblich falsch interpretiert worden sei.)

Es interessierte mich sehr, heute zu verfolgen, wie sich der mediengewandte Wetterfrosch in einem aussergewöhnlichen Mediensturm tief verhält. Es war spannend zu beobachten, wie er sich medienrhetorisch verhält, nachdem er von den Medien tagelang einem orkanartigen Gegenwind ausgesetzt war.

Dass eine Person dermassen vorverurteilt wird, beanstandete als Erster der Berliner Medienanwalt Christian Schertz. Er hat der Staatsanwaltschaft eine öffentliche Zurschaustellung von Jörg Kachelmann vorgeworfen. «Der Staat hat eine unbedingte Schutzpflicht, auch für den Beschuldigten, dass er nicht ohne Not in einer für ihn unwürdigen Situation abgebildet wird.» (Ich zitiere die *SonntagsZeitung* vom 28. März 2010.) In Deutschland und in der Schweiz hat die Causa Kachelmann eine Mediendiskussion ausgelöst. Die ARD, Kachelmanns grösster Arbeitgeber, erwähnte in ihrer «Tagesschau» den Fall mit keinem Wort. Dasselbe gilt für das Schweizer Fernsehen. Der Zürcher Medienprofessor Heinz Bonfadelli ging mit den Medi-

en hart ins Gericht. Er ist erstaunt: «Tatsächlich bedenklich ist aber die Art und Weise, wie zahlreiche Medien in Deutschland und der Schweiz in die Privatsphäre von Kachelmann und dem mutmasslichen Opfer eingedrungen sind.»

Dass Menschen mit Beschuldigungen «fertig» gemacht werden können, ist bekannt. (Ich erinnere an den Fall des vorverurteilten Medienmannes Andreas Türck. Obschon das Verfahren mangels Beweisen eingestellt worden war, lag Türck am Boden. Es ging auch bei ihm um eine angebliche Vergewaltigung.) Andererseits hat bei Beschuldigungen die Polizei alle Anzeigen ernst zu nehmen. Auch haben die Medien eine Informationspflicht, doch sollten sie nur Sachverhalte wertfrei beschreiben. Der ARD, welche die Verhaftung ihres Mitarbeiters ausgeklammert hatte, wurde postwendend vorgeworfen, der Sender würde etwas vertuschen. Wenngleich Medien nicht vorverurteilen dürfen, müssen sie über eine derart überraschende Verhaftung berichten, vor allem bei einer Person von öffentlichem Interesse. Beim überraschend grossen Medienevent nach der Verhaftung Kachelmanns kam es in der Medienlandschaft zu einer Eigendynamik und zu einem Dominoeffekt. Übrigens: Die Öffentlichkeit hat nach der Verhaftung selten ein so grosses Medienecho erlebt. Die Kachelmann-Story – ob wahr oder nicht – hatte von Anfang an alle Voraussetzungen für eine typische Boulevardgeschichte: Promi – Sex – Gewalt – Emotionen (Blut, Tränen, Sperma).

Zum permanenten Lachen vor der Presse – eine ausführlichere Analyse

Als Kachelmann erstmals den Fotografen vorgeführt wurde, strahlte er ständig wie ein

Glückspilz. Für mich wirkte dieses Lachen aufgesetzt: ein Schutzverhalten? Es gibt tatsächlich das Lächeln als «Beisshemmungsverhalten» – als Schutz. Zum Beispiel von Kindern, die in der Schule von einem Lehrer laut kritisiert werden. Dann schützen sie sich mit einem Lächeln, in der Hoffnung, man werde dann weniger «gebissen».

Die Psychologie spricht in solchen Fällen von sozialem Lächeln. Es ist ein Beziehungsangebot und signalisiert Botschaften wie beispielsweise: «Tu mir nichts, dann tu ich dir auch nichts.» Normalerweise gibt es aber in einer Situation, wie sie Kachelmann erlebte, nichts zu lachen. Innerlich musste er verunsichert sein. Als prominenter Sympathieträger und erfolgreicher Unternehmer wurde er plötzlich öffentlich mit gravierenden Vorwürfen konfrontiert. Seine Verunsicherung wollte er möglicherweise mit dem Lächeln überspielen.

Bei Jörg Kachelmann sehe ich das permanente Lachen aber vor allem als Strategie: als ein inszeniertes Lachen vor den Medien. In der Regel kommt nur situatives, echtes Lachen im Alltag gut an. Obschon inszenierte Spielchen selbst von Laien durchschaut werden und das künstliche Lachen Kachelmanns von den Zuschauern sofort als aufgesetztes Verhalten erkannt wurde, rechne ich damit, dass der lachende Gesichtsausdruck Kachelmanns in der Öffentlichkeit dennoch eine positive Wirkung hat. Das wissen alle Verkäufer. Ein Geschäftsmann sagte mir vor Jahren: Ohne Lachen kannst du nichts verkaufen! Lieber ein aufgesetztes Lächeln als eine echte saure Miene. Ich kann mir gut vorstellen, dass dem «Medienopfer» geraten wurde, ein permanentes Lächeln aufzuset-

ANZEIGE

1/4 Inserat quer rechts Covermedia



Glückliche Zeiten: Kachelmann vor seinem Studio im Appenzellerland.

zen. Mit dem Ziel, dass die Fotografen nur Bilder schießen können mit einem lächelnden Kachelmann. So wirkte er denn auch auf allen Fotos überlegen und nicht niedergeschlagen, was als mögliches Schuldeingeständnis hätte ausgelegt werden können. Zudem hat sich der Medienprofi (auf Anraten seines Verteidigers?) rasiert und wirkte dadurch als Saubermann. Eine Juristin wies mich auf ein beachtenswertes Detail hin: Kachelmann trug vor den Kameraleuten – deutlich sichtbar – ein quergestreiftes T-Shirt unter der Jacke. Man könnte sich gut vorstellen, dass er sich damit über den Knastaufenthalt lustig gemacht hat.

Zum Botschaftenmanagement

Während des Spiessrutenlaufes vor den Medienschaaffenden wurde Jörg Kachelmann gefragt: «Wie geht es Ihnen, Herr Kachelmann?» Seine Antwort hatte nur EINE Kernbotschaft:

«ICH BIN UNSCHULDIG! Das ist im Moment alles, was sich zu sagen habe. Danke!»

Auch diese EINdeutige Botschaft war sicherlich vorbereitet. Sie war wirkungsvoll. Es gab nur EINE Kernbotschaft: EINfach, aber auch EINdrücklich: «Ich bin unschuldig!» Diese kurze Sequenz wurde in allen Medien kolportiert, gesendet oder gedruckt und damit x-mal vervielfacht. Diese Inszenierung veranschau-

licht uns: Der Medienprofi plante den Auftritt vor Kamera und Mikrofon eingehend und war sich bewusst, dass man bei jedem Medienauftritt die Chance nutzen kann. Persönlich hätte ich die Aussage nicht während des Gehens gemacht. Ich wäre kurz stehen geblieben, um meine Kernbotschaft zu platzieren. Doch störte mich in diesem Fall die lockere Art des Sprechers während des Schreitens nicht.

Kachelmann: Ein Organisationsgenie im Managen der Kommunikation mit seinen Geliebten? Ich zitiere *Blick*: Rundmails für 14 «Lausemädchen»

«Die Rede war bisher von sechs Frauen, nun sind es bereits 14: Jörg Kachelmann soll eine ganze Liste mit «einzig wahren Freundinnen» gehabt haben. Alle trugen denselben Spitznamen «Lausemädchen», das vereinfachte die Kommunikation.»

Kommentar

Selbstverständlich gilt beim angeklagten Wettermoderator nach wie vor die Unschuldsvermutung (solange keine Verurteilung vorliegt). Was immerhin heute zutage tritt: Kachelmann muss eine Fähigkeit besitzen, mit mehreren Geliebten gleichzeitig zu kommunizieren, ohne dass die Geschichte aufflog. Clever war die analoge Anrede «Lausemädchen» aller Frauen. Damit vermied er eine verräterische

Verwechslung. Es ist erstaunlich, wie lange ein Liebhaber mehrere Freundinnen gleichzeitig betreuen kann, ohne dass die Sache auffliegt. So gesehen muss Jörg Kachelmann nicht nur ein guter Meteorologe sein, sondern auch ein cleverer Kommunikationsmanager von Liebesbriefen.

Fazit

Die Wetterikone Kachelmann ist und bleibt ein Phänomen. Ob er die Wahrheit über sein Verhalten gesagt hat, weiss nur er selbst und seine Partnerin. Aber es bleibt eben immer etwas hängen. Schon deshalb hätte ich auf das Dauerlächeln verzichtet. Angesichts der schweren Anklage wäre zudem ein ernsteres Wort angemessener gewesen.

Der Umgang Jörg Kachelmanns mit den verschiedenen Frauen, die für ihn geschwärmt haben, ist Privatsache. Die Staatsanwaltschaft hat jetzt Klage erhoben, trotzdem ist Jörg Kachelmann immer noch als unschuldig zu betrachten. Was ich mich dennoch frage: Welche kommunikativen Fähigkeiten machten den ARD-Moderator bei Frauen so unwiderstehlich? Er soll mit allen Partnerinnen seine Mutter besucht haben und schaffte so Vertrauen. Obschon er Partys stets allein besucht hatte (verständlicherweise) und sich nie mit den Frauen fotografieren liess. Vor Gericht wird es sicher bei Jörg Kachelmann – wie damals bei Andreas Türck – ein Glaubhaftigkeitsgutachten geben. Türck wurde vor Gericht vom Vergewaltigungsvorwurf freigesprochen, weil die Klägerin mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht die Wahrheit gesagt hatte. Bei Jörg Kachelmann ist der Fall nicht so einfach, weil es mehrere Klägerinnen gibt. Vor Gericht spielt bekanntlich die Glaubwürdigkeit einer Person keine zentrale Rolle. Es zählt nur, wie glaubwürdig deren Aussagen sind. Bei der Medienrhetorik ist hingegen beides – das Image einer Person (Wirkung) und die Glaubwürdigkeit ihrer Aussage – ausschlaggebend. □

Medienrhetorik

Wie man Politikerrhetorik vermeidet

Politiker produzieren vielfach Luftblasen. Doch es geht auch anders: Wer eindeutig antwortet, wird gehört und auch beachtet. Und gerade das wünschen sich bekanntlich die Politiker.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Vage, allgemeingültige oder mehrdeutige Antworten sind leider bei Politikern verbreitet. Durch gezielte «Airbagrhetorik» polstern sie sich mit Luftblasen – vor allem in heiklen Situationen. Dank dieser Technik können die Zuhörer diese Aussagen nicht «greifen», der Politiker kann weniger «angegriffen» werden. Dafür können wir weniger «begreifen», was er sagt. Dies nehmen die Airbagrhetoriker jedoch in Kauf. Dank vager Antworten lässt sich in allen Situationen so schön daherreden, ohne sich festlegen zu müssen. Der grosse Vorteil: Man eckt nie an und kann später mit einer Wiederwahl rechnen, denn Plausibilitätsgequatsche (zum Beispiel «Das Problem müssen wir mit gesundem Menschenverstand betrachten») ist im Grunde genommen immer richtig.

Die folgenden unverblühten, mutigen Antworten von Nationalrat Mario Fehr sind eine wohltuende Ausnahme.

Jüngst hörten wir seine deutlichen Worte über das Verhalten des Bundesrates im Zusammenhang mit der Weigerung, den Dalai Lama in der Schweiz zu empfangen. In einem Interview mit tagesanzeiger-online sprach Fehr Klartext und erklärte eindeutig, weshalb er die unglaubliche Begründung des Bundesrates – man habe keine Zeit – peinlich findet und dass die Exekutive den Kotau vor China in Kauf nimmt, weil sie die wirtschaftlichen Interessen für wichtiger hält als die Menschenrechte.

Sequenz aus dem Interview

Fehr: Es ist schäbig, dass der Bundesrat den Dalai Lama nicht empfängt! Wir haben seit 50 Jahren Tibeterinnen und Tibeter in unserem Land. Sie haben den Bundesrat eingeladen an eine Jubiläumsfeier, die lautet: «Merci Schwiiz». Und der Bundesrat kneift. Es ist ein erneuter Kotau vor China. Das finde ich peinlich!

Journalist: Herr Couchepin hatte doch einmal den Dalai Lama empfangen.

Fehr: Das war – ehrlich gesagt – schon vor ein paar Jahren gewesen. Die letzten paar Mal hat der Bundesrat immer «gekniffen». Auch dieses Mal mit dem Hinweis, er finde auch bei dieser Feierlichkeit überhaupt keinen Termin. Das glaubt – ehrlich gesagt – kein Mensch.

Also, wenn Barack Obama in seiner Agenda einen Termin gefunden hat für den Dalai Lama, dann wird wohl einer unserer sieben Bundesräte auch einen Termin finden. Gerade in dem Jahr, wo die Jubiläumsfeier «50 Jahre Tibeter in der Schweiz – Merci Schwiiz» stattfindet. Nicht nur ich bin enttäuscht. Auch meine tibetischen Landsleute! Viele davon sind Schweizer. Sie sind alle enttäuscht. Denn dieser Bundesrat ist auch ihr Bundesrat.

Journalist: Warum soll überhaupt der Bundesrat den Dalai Lama empfangen?

Fehr: Weil er damit ein Zeichen setzen kann, diese Leute zu unterstützen, die eine friedliche Lösung wollen im Konflikt zwischen China und Tibet. Weil der Bundesrat Respekt zeigt gegenüber einem Mann, der seit vielen,

vielen Jahren für eine friedliche Lösung einsteht.

Weil er auch Respekt gezeigt hätte gegenüber der tibetischen Exilgemeinde, die seit 50 Jahren hier in in gutem Einvernehmen bei uns lebt und den Bundesrat eingeladen hat an die Feier, an der sie sagen wollte: «Merci Schwiiz». Und der Bundesrat geht nicht hin! Das ist wirklich peinlich.

Journalist: Der Bundesrat hat es begründet: Kein Termin.

Fehr: Der Bundesrat hat gesagt: Wir haben keinen Termin. Das ist einfach eine faule Ausrede! Aber auch ein Kotau, ein Bückling vor China. Und die Schweizer Bevölkerung goutiert dies hinten und vorne nicht!

Journalist: Wer wäre denn zuständig gewesen? Die Bundespräsidentin oder der Innenminister?

Fehr: Die Bundespräsidentin hätte gehen können. Die Aussenministerin hätte gehen können. Auch Frau Widmer-Schlumpf hätte gehen können, die für Immigrationsfragen zuständig ist. Es hätte Herr Burkhalter gehen können, der zuständig ist für Religionsfragen. Wichtig wäre vor allem gewesen, dass überhaupt jemand geht und dass sich nicht alle so schäbig und schändlich um diese Begegnung herumdrücken – nur dass man einmal mehr vor den Chinesen den Bückling machen kann.

Journalist: Sie haben ja eine gute Beziehung zur Aussenministerin. Warum haben Sie dann nicht interveniert und Lobbying gemacht, damit das Treffen stattfindet?

Fehr: Ich war nicht der Einzige, der Lobbying

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.



Deutliche Worte gegen bundesrätlichen Kotau: SP-Nationalrat Mario Fehr.

gemacht hat. Am Schluss entscheidet aber der Gesamtbundesrat. Und es war der Gesamtbundesrat, der entschieden hat: Wir machen einen Bückling vor China. Uns gehen die wirtschaftlichen Interessen über alles! Wir sind nicht bereit, für die Menschenrechte, für die Religionsfreiheit in Tibet einzustehen. Wir sind nicht bereit, den Tibeterinnen und Tibetern die Referenz zu erweisen, da sie 50 Jahre zufrieden mit uns zusammenleben.

Und – ganz ehrlich gesagt – wenn ich Bundesrat wäre, wenn ich etwas zu sägen hätte im Bundesrat, dann würde ich den Dalai Lama empfangen.

Journalist: Können Sie sagen, ob Frau Calmy-Rey dafür gewesen war, den Dalai Lama zu empfangen?

Fehr: Ich glaube, da müssen Sie Frau Calmy-Rey selbst fragen.

ANALYSE

Nationalrat Fehr schlägt kurze, verständliche Gedankenbögen. Leider fehlen zwischen den gut sequenzierten Gedanken die Pausen. Die Argumentation basiert auf folgenden Fakten: Die Tibeter leben 50 Jahre in der Schweiz. Es geht um eine bedeutende Jubiläumsfeier. Der Bundesrat hatte übrigens vor Jahren das geistige Oberhaupt der Tibeter schon einmal empfangen. Auf die vielen «Ehrlich» oder «Ehrlich gesagt» sollte Nationalrat Fehr aber verzichten. Wer nämlich etwas mit dem Vorzeichen «ehrlich» versieht, verunsichert die Zuhörer. Es könnte dem Redner unterstellt werden, dass alle anderen Gedanken nicht ehrlich gemeint sind.

Die Begründung mit dem vollen Terminkalender des Bundesrates nennt der Nationalrat eine faule Ausrede und kann es auch einleuchtend begründen.

Obschon Politiker Fehr ausführlich darlegte, weshalb der Bundesrat nicht hätte kneifen sollen, stellte der Journalist nochmals diese Frage. Entweder hörte der Journalist nicht, oder er hielt sich wie ein Sekundarschüler stur an seinen vorbereiteten Fragenkatalog. Er überzeugte jedenfalls bei folgender Frage am wenigsten: «Warum muss überhaupt ein Bundesrat zu dieser Jubiläumsfeier?»

Sie wurde bereits beantwortet. Mario Fehr nutzte dank dieses journalistischen Fauxpas postwendend die Gelegenheit, seine Botschaft nochmals zu wiederholen, um sie zu festigen: Das Verhalten des Bundesrates ist beschämend. Die Terminfrage ist eine plum-

pe, faule Ausrede. Der Bundesrat macht einen Bückling vor China! Die konkrete Aufzählung der möglichen Bundesräte, die prädestiniert gewesen wären für einen Empfang, verdeutlicht den Zuhörern, dass sich der Bundesrat bewusst gedrückt hat. Denn wir wissen: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Mario Fehr steigerte seine messerscharfen Argumente mit Engagement und verstand es, mit präzisen Schlägen das unwürdige Verhalten der Landesregierung herauszumeisseln: Dem Bundesrat geht das Wirtschaftsinteresse über alles!

Der Versuch des Journalisten, mit einer Explorationstechnik beim SP-Politiker herauszufinden, ob Mario Fehr verrate, was seine Parteikollegin im Bundesrat gedacht habe, konterte dieser vorbildlich, indem er den Ball zurückgab: «Ich glaube, da müssen Sie Frau Calmy-Rey selbst fragen.»


ERKENNTNIS

Wer Klartext spricht und seine Position darlegt, ohne zu übertreiben, überzeugt. Vage Andeutungen und nichtssagende Diploma-

tenrhetorik mag zwar bei Verhandlungsprozessen als Technik vorübergehend hilfreich sein. In Interviews schätzt hingegen die Öffentlichkeit eindeutige, klar positionierte Antworten oder Meinungen. Mario Fehr hat die Zuhörer in diesem Interview trotz einiger falscher rhythmischer Akzente überzeugt. Seine Stimme war bestimmt und unterstrich sein Engagement, das aus meiner Sicht nicht gespielt war.

Zur Position noch eine wichtige Erkenntnis: Der Journalist stand und befragte den sitzenden Mario Fehr. Im Fernsehen wirkte dies alles anders als dialogisch. Der Politiker musste in dieser Situation devot zum Journalisten aufschauen. Mario Fehr hätte aufstehen können oder vor dem Interview das Setting klären müssen. Gestört hat mich auch der unprofessionelle Umgang des Journalisten mit dem Mikrofon. Bei sich nahm er es nahe an den Mund, und beim Gegenüber hielt er es viel zu weit weg, wodurch es eine zu grosse Schwankung bei der Lautstärke zwischen Interviewer und Interviewtem gab.

FAZIT

Eindeutig antworten lohnt sich. Nationalrat Fehr hat in diesem Interview überzeugt. Die Argumente waren glaubwürdig und mutig. 

ANZEIGE

1/2 Inserat Denon

Medienrhetorik

Auch Gold-Simis Antworten sind top

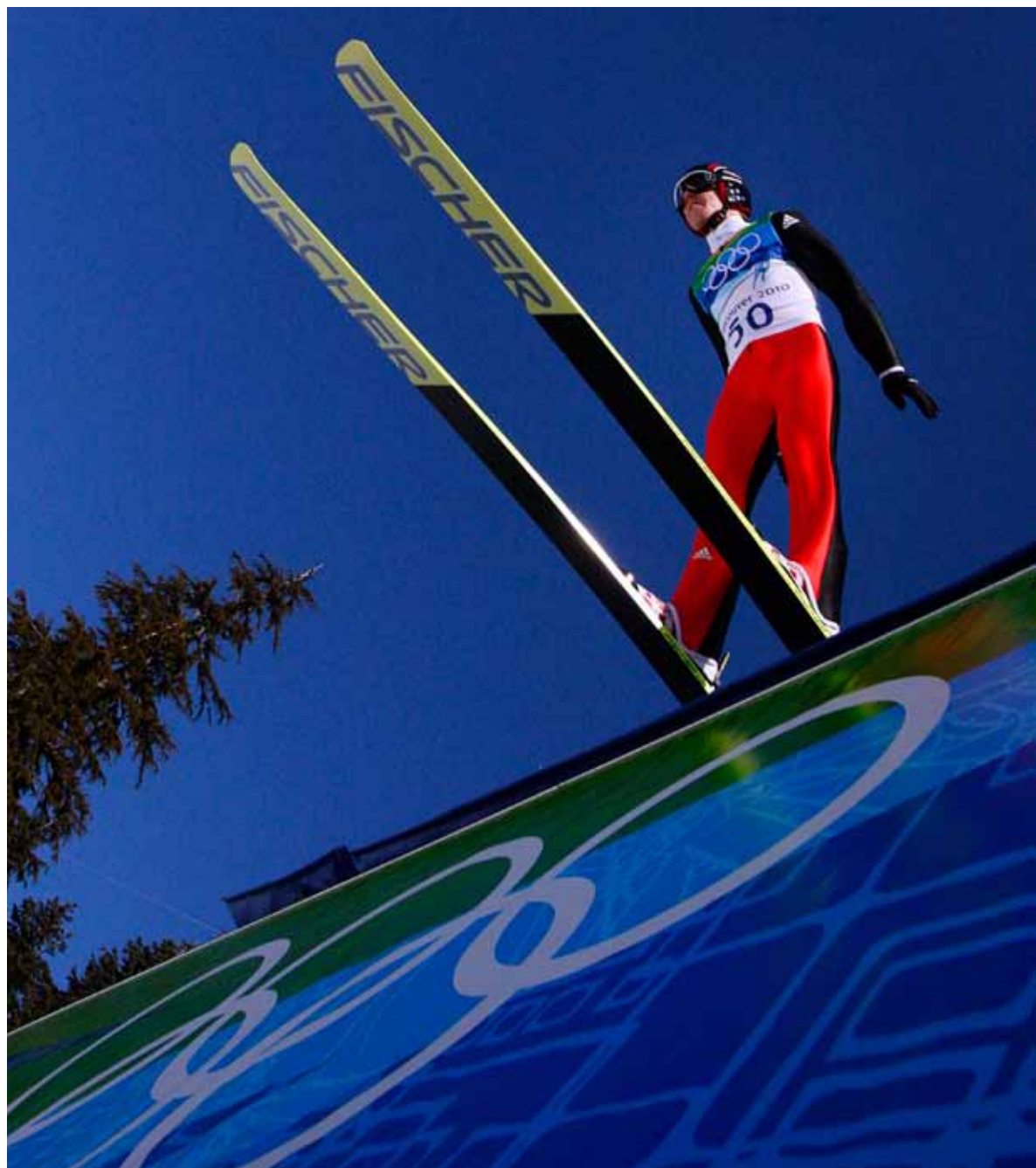
Gold-Simi könne nicht nur gut fliegen, er wisse auch, wie man mit Medien umgehe, sagt Medienexperte Marcus Knill. Und er schätzt dessen Zurückhaltung bei Homestorys.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Gute Antworten in Interviews sind kurz, klar, verständlich und unkompliziert, andererseits aber auch bildhaft, konkret und eindeutig. Die Aussagen sollten von den Hörern gleichsam mit den Ohren «gesehen» werden. Emotionen werden nicht ausgeklammert. Seit «Atlanta» durfte ich mit Journalisten (meist mit Regula Späni) in Magglingen für Swiss Olympic Spitzensportlern vor den Olympiaden die Grundkenntnisse vermitteln, wie man vor Mikrofon und Kamera überzeugen kann. Dabei waren für die Sportler zwei Hauptschwierigkeiten zu meistern:

1. Bei jedem Medienauftritt muss sich der Sportler wie im sportlichen Wettkampf mental vorbereiten und jedes Mal wieder hundertprozentig präsent sein, selbst wenn er aus dem gleichen Anlass 50 Interviews geben müsste.
2. Ein Athlet muss gut zuhören und die Fragen spontan und konkret-verständlich beantworten können. Sachverhalte sind so zu erklären, dass sie allgemein nachvollzogen werden können. In Magglingen dauerte es bei den Medientrainings nur wenige Stunden, bis den Athleten bewusst wurde, dass die Zuhörer ein Detail, ein Erlebnis, eine persönliche Stimmung mehr interessiert als eine nichtssagende «Blabla-Aussage» wie: «Ich habe das Beste gegeben.»

Simon Ammann zeigte bereits bei seinen ersten sportlichen Erfolgen, dass er die Grundprinzipien der Rhetorik verinnerlicht



* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Flieg, Simi, flieg! Olympiaflieger Ammann bewegt sich auch auf dem Medienparkett perfekt.

hat. Seine natürliche, unbeschwerte Art kam ihm dabei entgegen.

Ich zitiere ein Interview von Christian Andiel, Whistler (Tagionline 21.2.10), nach der Pressekonferenz nach Simis zweiter Goldmedaille:

Simon Ammann, können Sie kurz beschreiben, wie Sie sich als vierfacher Goldmedaillengewinner fühlen?

Hm, das ist schwer. Denn Sie müssen sich das mal vorstellen: Sie kommen nach Kanada, ganz weit von daheim weg. Sie haben einen Plan und eine klare Vorstellung von dem, was Sie hier tun möchten. Und dann geht tatsächlich alles so auf, wie es Ihre Vision war ... Das ist eine Kraft, ich kann sie nur magisch nennen.

Es lief sehr ähnlich ab wie vor acht Jahren in Salt Lake City.

Vom Resultat her stimmt das, vom Ablauf her war es schon ein wenig anders: 2002 war ich in guter Form und habe einfach meine Chance als Aussenseiter genutzt. Hier war ich der Favorit, diese Siege in Whistler habe ich mir sehr bewusst erarbeitet.

Auf jeden Fall scheint Ihnen die Luft in Nordamerika gutzutun.

Ja, vor allem, wenn der Pazifik nahe ist: Ich bin in Sapporo auch Weltmeister geworden. Vielleicht sollte ich es mal auf Hawaii mit Skispringen probieren ...

Würden Sie einen Vergleich mit Roger Federer annehmen?

Nein, nicht wirklich. Roger besticht durch eine unglaubliche Konstanz auf höchstem Niveau, und das über viele Jahre hinweg. Ich bin eher der Typ für diese speziellen Momente, in denen ich einfach loslassen kann. Aber generell ist es doch schön für die Schweiz, dass sie immer wieder so gute Sportler hat, oder?

Wie beurteilen Sie im Nachhinein das Theater um die Bindung

Es gibt dieses Modell schon länger, und deshalb hat es mich schon überrascht, dass die anderen so lange gebraucht haben, bis sie das bemerkt haben bei uns. Und dann fand ich es seltsam, dass so viel Lärm um eine keineswegs neue Sache gemacht wird. Für uns war es so aber doppelt gut: Wir hatten neben dem technischen auch den mentalen Vorteil.

Aber die Bindung allein macht keinen Olympiasieger.

Nein, und auch deshalb habe ich das Theater nicht ganz verstanden. Man kann doch den Erfolg nicht auf ein einziges Detail schieben! Wenn man mit so viel Risikobereitschaft von der Schanze geht, wie ich das tue, dann ist das vor allem die Folge eines unglaublichen Selbstvertrauens. Ich bin relaxt geblieben, und deshalb konnte ich so aggressiv wie kein anderer über die Schanze gehen. Damit habe ich enorm Geschwindigkeit gemacht und konnte vor allem den ersten Flug so weit ziehen ...

... da haben Sie dem Zweitplatzierten Malaysien sieben Meter abgenommen ...

... ja, und ich habe es deshalb mit dem Telemark auch nicht so ernst genommen. Aber das ist jetzt auch egal.

Sie tragen wieder Ihr spezielles Sonnenbrillen-Modell. Ist das Ihr neues Markenzeichen?

Ganz genau. In Salt Lake City hatten wir die silbernen Mäntel, so etwas haben wir hier nicht. Aber ich habe mir gedacht: Irgendein extravagantes Teil brauchst du schon. (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz)

ANALYSE

Angesprochen auf die Gefühle, gibt Simon Ammann eine konkrete Antwort: «Das ist schwer zu beschreiben.» Dann macht uns der Sportler zusätzlich bewusst, welche Kraft eine Vision haben kann und dass er an die magische Kraft dieser Vision geglaubt hat.

Im Vergleich mit dem grossen Erfolg vor acht Jahren versteht es der zweifache Doppel-Goldgewinner, in einer kurzen Antwort beide Situationen zu differenzieren: «Früher war ich Aussenseiter und unbefangen. Dieses Mal musste ich mir den Erfolg als Favorit gezielt erarbeiten.»

Die sonderbare Journalistenfrage, ob die Luft in Nordamerika gutgetan habe, beantwortet Simi clever, indem er die Antwort von der Luft aufs Meer (Pazifik) verlagert und die groteske Frage mit einem grotesken humorvollen Vorschlag abschliesst (Springen in Hawaii).

Der Versuch, ihn mit Roger Federer zu vergleichen, wird mit einem eindeutigen Nein gestoppt, und es wird nicht vergessen, in der kurzen Antwort konkret auf den wesentlichsten Unterschied hinzuweisen – auf

die Konstanz der Leistung. Die Frage betreffend den Lärm um die Bindung wird ebenfalls vorbildlich beantwortet. Wir erfahren, dass er den Konkurrenten geschadet hat. Als Sportler hatte Ammann somit nicht nur einen technischen, sondern auch einen mentalen Vorteil.

Er versteht es, mit einer kurzen Antwort die paradoxe Situation «entspannte Spannung oder konzentrierte, gespannte Lockerheit» zu veranschaulichen, indem er sagt:

«Dank des Selbstvertrauens bin ich so relaxt geblieben und konnte so aggressiv – wie kein anderer – über die Schanze gehen.»

Bei der Brillenfrage ist Simi ehrlich und gibt zu, dass er irgendeine Extravaganz gesucht hat. Ich hätte ihm davon abgeraten, er hat nämlich keine Gags nötig.


KOMMENTAR

Selbstverständlich muss ein Sportler vor allem eine gute sportliche Leistung bringen, er kann medienrhetorisch keine Medaille holen. Wenn er aber vor den Medien nicht überzeugt, so schadet er nicht nur sich selbst und seinem Image. Überzeugende Antworten helfen der eigenen Sportart, den persönlichen Sponsoren wie auch der Fan-Gemeinde. Es ist relevant, dass sich ein Spitzensportler auch vor Mikrofon und Kamera glaubwürdig ausdrücken kann.

FAZIT

Medienauftritte sind eine Chance, die man nur optimal nutzen kann, wenn man die Bausteine der angewandten Rhetorik kennt und weiss, wie die Medien ticken.

Simon Ammann hat bewiesen, dass er nicht nur gut «fliegen» kann. Er beherrscht auch die Kunst, kurz und dennoch konkret zu antworten.

Trotz ihrer enormen persönlichen Leistung lassen gute Spitzensportler erkennen, dass es ihnen bewusst ist, dass sich die Erde nach wie vor um die Sonne dreht. 

Medienrhetorik

Wie sich Corine Mauch zur «grauen Maus» macht

Es gibt ein medienrhetorisches Prinzip, das aus der Grundausbildung bekannt sein sollte: Vorwürfe dürfen in der Antwort nicht durch Wiederholung zusätzlich verstärkt werden. Eine Lernhilfe für Zürichs Stadtpräsidentin.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch: «Ich bin keine graue Maus!»

Nehmen wir an, einer Lehrerin wird vorgeworfen, sie sei eine «Ferientechnikerin». Eine untrainierte Pädagogin würde antworten: Ich bin keine «Ferientechnikerin».

Die Fortsetzung ist wie folgt denkbar:

- Macht es Ihnen etwas aus, wenn man mit dem Wort «Ferientechnikerin» andeutet, dass Sie viel Ferien haben?
- Lehrerin: Jetzt sagen Sie schon wieder «Ferientechnikerin»!
- «Ferientechnikerin» ist doch nichts Schlimmes. Wollen Sie, dass ich nie mehr «Ferientechnikerin» sagen darf?
- Lehrerin: Es gibt eben zu viele Leute, die uns als «Ferientechnikerin» sehen und nicht wissen, dass wir gar keine «Ferientechnikerinnen» sind ...

Dieses Beispiel veranschaulicht, wie wir Vorwürfe zementieren, wenn wir sie aufnehmen und unnötig wiederholen.

Die Zuhörer haben bei diesem kurzen Dialog acht Mal den Vorwurf gehört und im Gehirn gefestigt. So wie die Werbung eine Marke x-mal wiederholt «Pepsodent, Pepsodent, Pepsodent ...», damit der Name in den Köpfen verankert wird, werden auch negative Begriffe durch Wiederholung ins Langzeitgedächtnis gleichsam eingraviert.

Wenn die Lehrerin im Gespräch von sich aus das Wort «Ferientechnikerin» verwendet, ist dies umso gravierender.

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

Leider tat Corine Mauch genau dies bei Kurt Aeschbacher mit dem negativen Bild der «grauen Maus». Zürichs First Lady regiert die grösste Stadt der Schweiz. Sie ist eine Stadtpäsidentin besonderer Art, privat seit 15 Jahren mit einer Frau liiert. Die gebürtige Aargauerin verbrachte ihre Jugend teils in den USA, teils in der Schweiz. An der ETH Zürich hat sie mit einem Diplom für Agrarökonomie abgeschlossen. Ich zitiere zwei Antworten aus der Sendung «Aeschbacher». Wir sehen, dass sie den Vorwurf «graue Maus» aufnimmt und wiederholt, um später den Vergleich sogar selbst einzubringen und dummerweise auch noch drei Mal zu wiederholen.

1. SEQUENZ:

Aeschbacher: «Man hört, Sie wären ein «graues Mäuschen»»

Mauch: «Ich bin kein «graues Mäuschen»!»

Etwas später, das «graue Mäuschen» war für Aeschbacher schon kein Thema mehr. Beachten Sie, was Corine Mauch macht:

2. SEQUENZ:

Aeschbacher: «Sie sind sozusagen in die Öffentlichkeit, in den neuen Job katapultiert worden. Wie gehen Sie mit Kritik um?»

Mauch: «Mit Kritik umzugehen ist immer eine Herausforderung. Ich unterscheide Kritik, von der ich finde, es ist von mir irgendwie fern von den Realitäten – ja – eben zum Beispiel das mit dem «graues Mäuschen». Ich sehe mich überhaupt nicht als «graues Mäuschen». Ich bin das Leben lang keine «graues Mäuschen» gewesen. Im Gegenteil – eigentlich sehr anders wahrgenommen worden. Auch als Stadtpäsidentin bin ich kein «graues Mäuschen»!»

ANALYSE:

Innert weniger Minuten ist die Analogie «graues Mäuschen» sechs Mal von allen Zuhörern aufgenommen worden.

Corine Mauch hat offenbar nicht gewusst, dass man unliebsame Vorwürfe nicht durch unbedachtes Wiederholen im Langzeitgedächtnis der Zuhörer verankern darf.

Schade, denn es war sonst gar kein schlechtes Gespräch, und die Stadtpäsidentin hätte ohne diesen Lapsus keine Punkte verloren. Besonders gravierend ist es, den Begriff selbst aufzunehmen und ihn auch noch mehrmals zu wiederholen. Wenn uns ein

Begriff besonders ärgert, der Vorwurf aber doch eine echte Schwachstelle trifft, so neigen wir dazu, immer wieder darauf zurückzukommen.

Was hätte Corine Mauch sagen können?

Die Antworten müssten ruhig, trocken, kurz, eindeutig und einfach sein. Zum Beispiel:

– Überhaupt nicht.

– Nein.

– Im Gegenteil.

– Das habe ich noch nie gehört

(falls es stimmt).

– Usw.

KOMMENTAR:

Nachdem ich meinen Beitrag geschrieben hatte, las ich eine Glosse aus der spitzen Feder von Peter Rothenbühler in der Sonntags-Zeitung.

Ihm fiel ebenfalls auf, dass die Zürcher Stadtpäsidentin bei Aeschbacher zu oft beteuert hatte, sie sei keine graue Maus, ob schon sie so angezogen und frisiert gewesen sei. Rothenbühler empfahl Frau Mauch – welche ohne Charisma unglamourös gewirkt habe: «Sagen Sie doch kühn: «Jawohl ich bin eine graue Maus, was soll's? Stehen Sie zu Ihrem Image!»»

Der Stadtpäsidentin, die ihren Job recht gut macht, hat Rothenbühler geraten, als Markenzeichen bewusst eine Maus zu sein, weil Mäuse doch so herzig sind.

Diese Methode Rothenbühlers ist auch unter den Schlagfertigkeitstechniken beliebt: Ein Vorwurf wird überhöht statt negiert. Hier ein Beispiel:

Auf die Bemerkung:

«Sie sollten mehr Sport betreiben, weil Sie so dick sind.»

Mögliche Antwort:

«Ich werde mich für den New Yorker Marathon anmelden. Es gibt nichts Schöneres, als sich zu quälen!»

Oder:

«Noch mehr? Dann hätte ich doch noch mehr Muskeln.»

Bei Corine Mauch lässt sich vermuten, dass uns die unnötige Wiederholung der Analogie «graue Maus» zeigt, dass Aeschbacher eine echte Schwachstelle getroffen hatte. Während der ersten Monate hielt sich die sympathische Politikerin tatsächlich extrem

zurück. Nach ihrem extrovertierten Vorgänger, der ständig in der Öffentlichkeit anzutreffen war, fiel Mauchs Zurückhaltung umso mehr auf. Zu lange hielt sich die neue Amtsinhaberin zurück. Sie wurde in den Augen der Öffentlichkeit zur grauen Maus. Die Reaktion Mauchs könnte psychologisch begründet werden: Hat jemand ein echtes Problem, so kommt er in der Regel immer wieder auf diese Schwachstelle zurück und verteidigt sich vehement.

Der Auftritt bei Aeschbacher macht noch etwas bewusst: Wer die Medien nutzen kann, hat immer einen Vorteil. Trotz des medienrhetorischen Fauxpas: Corine Mauch hat bei Aeschbacher ihre Chance genutzt.

Kurz nach dem zehnminütigen Gespräch Mauch - Aeschbacher kam mir folgende Geschichte zu Ohren: Susi Gut (PfZ), die Herausforderin der jetzigen Stadtpäsidentin, warf dem Schweizer Fernsehen vor, Corine Mauch (SP) zu bevorzugen, weil sie als Konkurrentin am 7. März im Kampf um das Stadtpräsidium erfolglos bei Aeschbacher um einen medialen Auftritt gebeten hatte. Beim Schweizer Fernsehen will man jedoch (laut Tages-Anzeiger vom 20. Januar 2010) davon nichts wissen.

Dass Aeschbacher Mauch bevorzugt habe, weil sie Sozialdemokratin und wie Aeschbacher homosexuell sei – dieser Vorwurf wurde zurückgewiesen.

Diese Auseinandersetzung und die Auswirkungen der medienrhetorischen Phänomene bestätigen uns: Medienauftritte sind immer eine Chance. Wir müssen jedoch den Umgang mit Medien trainieren wie Rechnen und Schreiben. Der Einwand, entweder kann man vor Mikrofon und Kamera professionell auftreten oder nicht, ist eine Selbstschutzbehauptung, mit der man sich vor anspruchsvollen Auftritten drücken kann.

FAZIT:

Ob man auf unangenehme Bilder eingehen will oder nicht, ist nicht nur eine Frage der Rhetorik oder eingeübter Verhaltensweisen. Es ist auch eine Frage der Persönlichkeit, ob man – wie in diesem Beispiel – überhaupt so lange darüber spricht. Wer sich der Sache sicher ist, könnte lediglich sagen: «Das ist Ihre Meinung», um dann zum eigentlichen Thema zurückzukehren. □

Medienrhetorik

Ohne Ausdruck kein Eindruck

«Bilder sagen mehr als Worte.» Betrachtet man unsere Politiker und Chefbeamten, entsteht manchmal der Eindruck, dass dieses abgelutschte Sprichwort noch nicht überall angekommen ist. Medienexperte Marcus Knill hat den Auftritt von Thomas Zeltner, dem ehemaligen BAG-Direktor, untersucht.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Unsicherer Eindruck: der ehemalige BAG-Direktor Thomas Zeltner.

Es ist hinlänglich bekannt, dass Überzeugungsprozesse mehr durch die Wirkung (Person, Stimme, Körpersprache) beeinflusst werden als vom Gesagten. Schade, dass dem Direktor des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) Thomas Zeltner diese Tatsache nicht

* Marcus Knill (www.knill.com) ist Experte für Medienrhetorik.

Er ist auch Autor des bekannten virtuellen Buches www.rhetorik.ch.

bewusst gemacht worden war. Während der Krisensituation (Pandemie Schweinegrippe) fügte er mit seinen ausdruckslosen Auftritten dem eigenen Image unnötigerweise enormen Schaden zu. Schade, dass er seine Auftritte während dieser Krisensituation viel zu wenig ernst genommen hat. Im Grunde genommen tat mir Thomas Zeltner leid. Ich finde, er ist ein kompetenter Direktor

und hat das notwendige Fachwissen. Er weckte bei mir nicht nur Mitleid, weil er von Impfgegnern ernsthaft bedroht wurde, sondern weil seine Auftritte zu farblos waren und jegliche Ausdruckskraft fehlte. Wochenlang stand Zeltner von verschiedensten Seiten unter Kritik. Die Impfkampagnen erfolgten zu spät (in der Schweiz dauerte es 23 Tage länger als in der EU). Das BAG kom-

munizierte zu unklar. Es herrschte ein Impfchaos. Zeltner wurde vorgeworfen, anstatt zu führen, delegiere er das Problem an die Kantone, es fehle die Koordination. Ich habe Zeltners Auftritt in einer seiner wichtigsten Medienkonferenzen genauer beobachtet, die auch vom Fernsehen und im Internet übertragen wurde. Vor den Journalisten und den Fernsehzuschauern hinterliess der BAG-Direktor einen hilflosen, unsicheren Eindruck. Es mangelte ihm an Überzeugungskraft.

Sequenz

Ich zitiere Thomas Zeltner am Anfang nach der Begrüssung an der Medienkonferenz vom 19. November 2009 in Bern. Das wortgetreue Transkript der ersten Worte ab Tonband laut zu lesen lohnt sich:

«Ich werde ganz kurz sein und das Wort gleich weitergeben an Herrn Mathys – äh – ä – meine Aufgabe ist hier heute vor allem, Ihnen Red und Antwort zu stehen und dort, wo wirklich Fragen sind – ähm – ich nehme natürlich – ä – die Rückmeldung, die – wir auch von den Ärzten erhalten – aber auch von den Medien erhalten – dass – ä – ich glaube die Kommunikation schwierig ist – sehr ernst. Ich denke, die – es ist auch schwierig für Sie – ä – es sind komplexe Materien – und ich merke einfach auch – dass – i – die Übertragung – wir sagen etwas – und dann – ä – kommt dann nur zur Hälfte rüber und die Hälfte wird dann geschrieben, und das führt dann wieder zur Verwirrung – (Atem hörbar) und aus diesem Grunde bin ich auch immer wieder froh – ä – wenn wir immer – was wir sagen und wo Irrtümer sind – dann auch wieder – korrigieren können – ich habe heute früh gelesen – ä – wir hätten gesagt – ä – die ganze Bevölkerung könne ab dem 6. 16. November impfen (fährt wieder ohne Zäsur im gleichen Ton weiter) das haben wir selbstverständlich nie gesagt – ich – bin auch nicht sicher, ob sie – das in irgend einer Art so verstanden haben. Wir haben gesagt – ab 16. November kann in der Schweiz geimpft werden und prioritär müssen die Risikopatienten und -patientinnen und das Pflegepersonal – geimpft werden (fährt im gleichen Sprechtempo, gleicher Lautstärke ohne Pause weiter). Es war dann – Gott sei Dank in der Schweiz – ä – oder in einigen Kantonen sogar früher möglich (holt hörbar Atem). Aber wir bleiben dabei (Zeltner erhöht das Sprechtempo). Zuerst einmal geht es darum, die Risikopatientinnen und -patienten

oder das Pflegepersonal zu impfen – einfach, dass es auch – gesagt sei – ä – von Anfang an alle war nie der Punkt, wird es auch nie sein. Jetzt vielleicht gerade zu Herrn Mathys.»

Analyse

Thomas Zeltner verspricht zwar im ersten Satz, «GANZ KURZ» zu sein, ist es aber nicht! Anstatt Patrick Mathys das Wort zu erteilen, folgt eine Fülle von Gedankenketten, Satzbrüchen – bandwurmartig aneinandergereiht. Die Einleitung strotzt vor falschen rhythmischen und dynamischen Akzenten. Die zahlreichen Ähs stören, sie erschweren das Verstehen enorm. Wenn von schwieriger Kommunikation gesprochen werden muss, liegt die Ursache sicherlich nicht bei den Medien oder den Ärzten, sondern im kommunikativen Verhalten des Direktors selbst. Wer bei Kommunikationsprozessen nicht richtig verstanden wird, müsste über die Bücher gehen. Wer das Transkript laut liest, merkt auch als Laie, dass man so nicht reden darf! Zeltner scheint es nie gelernt zu haben, einzelne Gedanken abzuschliessen und die in sich abgeschlossenen Gedanken aneinanderzureihen. Zeltner findet bei zahlreichen Formulierungen kein Ende. Er verbindet assoziativ die Wortfragmente meist mit «und» und seine Stimme wirkt, als möchte sich der angeschossene Chefbeamte zurücknehmen und absichtlich Ruhe ausstrahlen. Doch die Monotonie beeindruckt nicht. Bei mündlichen Überzeugungsprozessen gilt: ohne Ausdruck kein Eindruck. Das beschleunigte Tempo am Schluss lässt vermuten, dass sich der BAG-Direktor bewusst wurde, dass er zu lange redet und zum Ende kommen sollte. Der abrupte Schluss mit «Jetzt vielleicht gerade zu Herrn Mathys» verdeutlicht Zeltners Problem: Er ist unsicher. Die Unsicherheit kommt im Wort «vielleicht gerade» zum Ausdruck. Wer vage spricht, muss sich nicht wundern, wenn er dadurch missverstanden wird.

Die Zuhörer wünschen Kürze und Eindeutigkeit!

In einem Medienassessment wäre diese erste Aussage eine Schlüsselsequenz. Der erste Eindruck sagt in der Regel sehr viel aus! Jeder Laie hörte auch am Ton, dass Zeltner unter Druck ist. Die gepresste, monotone Stimme macht dies bewusst. Die ängstlichen Augen (diffuser Blick) lassen zudem erkennen: Zeltner fehlt der Durchblick. Die Finger signalisieren Stress. Der Sprechfluss, die Resonanzebene – alles verrät: Der Redner muss überfordert sein. Es fehlen wichtige Pausen. Dafür dominieren die Ähs als Platzhalter. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Direktor eines Bundesamtes keine professionellen Berater hat, die ihm für obligate Briefings zur Verfügung stehen. Oder hat möglicherweise Zeltner zu viele Berater, die ihn unterschiedlich coachen und dadurch verunsichern?

Erkenntnis

Im Gegensatz zu Thomas Zeltner überzeugte mich an der Medienkonferenz Virginie Masserey, Chefin Sektion Impfungen. Sie sprach im Gegensatz zu ihrem Vorgesetzten mit angenehmer Stimme, natürlich, verständlich und eindeutig. Vor allem überlegte sie, bevor sie sprach. Zeltner weiss angeblich nicht, was er sagt oder früher gesagt hat. Beim Ausdruck «Problemkantone», auf den er von den Journalisten angesprochen worden war, konnte der Direktor des BAG nicht einmal mehr sagen, wie er es formuliert hatte. «Ich müsste nachsehen, was ich gesagt habe», liess er an der Medienkonferenz verlauten. «Ich müsste nachschauen», und fügte an, bei den Kantonen gebe es für ihn keine Probleme. Wenn er von Problemkantonen gesprochen hätte, würde er sich selbstverständlich dafür entschuldigen. Wenig später äusserte er sich in der Diskussion dann aber über einen Kanton, der für ihn nicht zu den Problemkantonen gehörte. Bitte: Wenn es problemfreie Kantone gibt, so muss es für Zeltner doch auch Problemkantone geben. In Krisensituationen muss man bei Medienauftritten wissen, was man sagt oder gesagt hat. Aber auch, was man nicht sagt. Generell gilt: erst überlegen und dann sprechen.

Fazit

Kommunikation ist Chefsache. Dennoch könnte ein Direktor seinen Pressesprecher aufs hohe Seil schicken, falls er es unterlassen hatte, sich professionell schulen zu lassen, oder dann, wenn er generell ein schlechter Redner ist. In diesem Fall habe ich jedoch das Gefühl, dass es der Direktor des Bundesamtes für Gesundheit lediglich versäumt hat, sich rechtzeitig – vor dem vorhersehbaren Medienwirbel – gründlich vorzubereiten. Führungspersönlichkeiten wären im Grunde genommen verpflichtet, sich für Krisensituationen medienrhetorisch fit zu machen. □

Schweigen als Geheimwaffe

Plaudern mit Merz

Manchmal könnte Schweigen Wunder wirken. Das musste auch Bundespräsident Hans-Rudolf Merz erfahren. Marcus Knill hat die Merz'schen verbalen Vorprescher nochmals analysiert und musste dabei an jenen legendären irakischen Regierungssprecher während des Irak-Kriegs denken.

Text: Marcus Knill* Bild: Keystone



Eisige Kälte: Bundespräsident Merz und Aussenministerin Calmy-Rey.

Bundespräsident Merz kann man nach dem Libyen-Debakel vorwerfen, dass er oft geredet hat, wenn Schweigen angesagt gewesen wäre. Professor Rudolf Steiger (ehemaliger Dozent für Rhetorik an der MILAK-ETH) hat in seinem Buch «Zuhören-Fragen-Argumentieren» betont, dass Schweigen tatsächlich Gold sein kann. Rhetorikautoren schreiben in der Regel in erster Linie über das Reden, Steiger widmet in seinem neuen Werk erfreulicherweise einmal dem Schwei-

gen ein besonderes Kapitel. «Schweigen können» ist aus unserer Sicht ebenso wichtig wie die Fähigkeit, sich verständlich auszudrücken. Alle kennen das geflügelte Wort «Reden ist Silber, Schweigen ist Gold». Doch gilt für mich vor allem die Erkenntnis: «Das richtige Wort zur richtigen Zeit zu sagen oder nicht zu sagen, ist wie ein Diamant – in Platin gefasst.»

Seit Jahren fehlt dem Bundesrat leider ein taugliches Kommunikationsmanagement. Es wird zu lange oder unkoordiniert geredet, möglicherweise je nach der egozentrischen,

unabgesprochenen Strategie der einzelnen Magistraten. Es wurde in der Exekutive des Bundes jüngst zu oft geredet, wenn Schweigen angesagt gewesen wäre. Andererseits wurden aber auch Informationen blockiert, statt aktiv zu kommunizieren. (Diesen Aspekt werde ich jedoch in diesem Beitrag ausklammern – es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen.)

Der *Blick* stellte am 21. Oktober alle Aussagen zusammen, die Bundesrat Merz im Zusammenhang mit der Libyen-Affäre in den letzten 60 Tagen in den Medien verlauten liess. Es wa-

* Marcus Knill ist Medienexperte (rhetorik.ch).

ren durchwegs Zitate, bei denen er zu unbedacht gesprochen hatte, anstatt besser zu schweigen. Seine Aussagen in der Libyen-Affäre waren unkoordiniert, voller Widersprüche und Versprechungen. Erstaunlich – Bundesrätin Calmy-Rey findet heute: Wenn es um diplomatische Lösungen geht, gilt vor allem eines: Über diese Aktivitäten muss GESCHWIEGEN werden. Es ist aber nicht lange her, dass sich die Aussenministerin selbst nicht an diesen einleuchtenden Grundsatz gehalten hat. Denken wir nur an das PR-Debakel mit Fotos von Micheline Calmy-Rey im Iran mit dem Kopftuch sowie den Handschlag von Hans-Rudolf Merz mit Ahmadinedschad, als er auf einem gemeinsamen Foto sich als lachender Bundesrat fotografieren liess. Es stimmt: Diplomatie hat Grenzen. Heikle diplomatische Verhandlungen müssen im Stillen stattfinden, nicht in der Öffentlichkeit. Die heutige Einsicht Calmy-Reys verwundert uns, nachdem sie häufig ihre Doktrin missachtet hat. Gemäss meiner Analysen plädierte sie jahrelang für eine sogenannte ÖFFENTLICHE Diplomatie (diplomatische Aktionen wollte sie bewusst öffentlich machen). Nachfolgend nochmals die Chronologie der fragwürdigen Aussagen unseres Bundespräsidenten.

Am 20. August sagte Merz: «Der Premierminister hat bestätigt, dass die beiden in Libyen festgehaltenen Schweizer spätestens am 1. September frei sind.»

Am 21. August: «Es galt, irgendwann einen Führungsentscheid zu treffen. Und ich habe ihn getroffen. (...) Ich stehe zu diesem Vertrag, ich werde die Verantwortung dafür übernehmen.»

Am gleichen Tag erfuhren wir zudem: «Ich hatte auch Gelegenheit, mit den zwei Herren zu sprechen. Sie sind im Bild über den Vertrag und wissen, dass sie jetzt mit einer Heimreise rechnen können.»

Am Schluss: «Wenn ich das (Ziel?) nicht erreiche, wenn die zwei Leute in Libyen bleiben, in diesem Moment habe ich mein Gesicht verloren.»

Am 24. August: «Der Vertrag ist eine Meisterleistung der Diplomatie.»

Am 24. September: «Gaddafi hat mir versprochen, sich persönlich für die Geiseln einzusetzen.»

Ferner: «Ich habe das Eis gebrochen, indem ich den emotionalen Menschen Gaddafi auf Gemeinsamkeiten angesprochen habe.»

Und: «Es war ein unemotionales Gespräch.»

Am 26. September: «Wir sind auf Kurs.»

Am 17. Oktober: «Ob es der 19., der 20. oder der 21. Oktober ist, ist für mich weniger wichtig.» Es war nicht das erste Mal, dass sich Bundesrat Merz verbal verstiegen hat. Vor der Preisgabe der Kundendaten der UBS verkündete er vorschnell und lautstark: «Das Ausland wird sich beim Bankgeheimnis die Zähne ausbeissen.»

Uneinsichtig und unbelehrbar

Bei der Beschönigung offensichtlicher Pannen störten vor allem die Uneinsichtigkeit und Unbelehrbarkeit des Bundespräsidenten. (Es wäre möglich gewesen, die eindeutigen Fehler nach dem Fiasko einzugestehen, was wahre Grösse gezeigt hätte.) An der Medienkonferenz vom 23. Oktober sagte sogar Bundesrat Merz: «Ich würde wieder alles genau gleich machen!» Genau gleich? Tatsächlich? Das würde im Grunde genommen heissen:

– Merz würde wieder ohne Absprache mit dem Bundesrat und dem EDA einen Sololauf durchführen.

– Er würde sich erneut gefallen lassen, dass er vom Staatschef in Libyen «geohrfeigt» wird, indem der ihn nochmals von einer subalternen Person empfangen lässt (spricht gegen alle internationalen Gepflogenheiten).

– Er würde wieder einen teuren Jet in die Libysche Wüste schicken, ohne definitive Zusage einer Rückführung.

– Er würde wieder verkünden, der Flop, dass heisst die «Rückführung des Gepäcks», sei ein Erfolg gewesen.

– Er würde wieder die Aussenministerin desavouieren.

– Er würde wieder einen Vertrag aushandeln, ohne die Geiseln einzuschliessen.

(Merz unterstrich vor dem Vertrag immer, es gehe bei seiner Mission vor allem um die Geiseln, das sei das wichtigste Ziel.)

– Er würde wieder ohne Zeugenaussagen behaupten, Ghaddafi habe ihm persönlich in New York versprochen, dass er sich der festgehaltenen Schweizer persönlich annehmen werde.

– Er würde wieder sagen, er verliere das Gesicht, falls die Geiseln nicht bis Ende August zurück sind. Sie waren bekanntlich noch nicht einmal am 23. Oktober zurück.

– Wieder würde Merz seine Aussage umkehren und behaupten, nicht er, sondern Gaddafi habe das Gesicht verloren.

Es überrascht, dass Bundesrat Merz – trotz all dieser Flops, Beschönigungen und Widersprüche – in der Öffentlichkeit geschont wurde.

Aber diese Schonung ist erklärlich:

1. Merz profitierte von der Stützung durch Leuthard und Couchepin.

2. Das Parlament hielt sich bewusst zurück, weil man Libyen mit einer Abstrafung des Bundespräsidenten keinen Gefallen tun wollte.

3. In der Aussenpolitischen Kommission sitzen Parteifreunde von Merz: Christa Markwalder, Dick Marty, aber auch der Appenzeller Ivo Bischofberger.

4. Bundesrat Merz fand in dem Grünen Geri Müller gleichsam einen umtriebigen Anwalt, der das Debakel und die offensichtlichen Pannen des Bundespräsidenten ständig herunterzuspielen verstand. Mit nichts-sagenden Worten beschönigte er ständig die krassen Mängel. Dies wirkte auf die Öffentlichkeit sonderbar, denn Geri Müller präsidiert immerhin die Aussenpolitische Kommission. Er begründet die unglaubwürdigen Beschönigungen immer mit dem gleichen Argument: Kritik am Bundesrat würde Gaddafi freuen. Dass er sich jedoch mit seinen parteilichen Kommentaren unglaubwürdig machte, schien Geri Müller gar nicht bewusst. Er hätte vielleicht an Husseins Pressesprecher im Irak-Krieg erinnern sollen, wie dieser vor der Kamera verlauten liess, dass die Truppen alles im Griff hätten, während alle wussten, dass diese Schilderung der Situation nicht stimmte. Seine Aussage geriet gleichsam zur Kabarettnummer, denn im Hintergrund sah man bereits, wie die amerikanischen Panzer anrollten. Ist es so schwer zu schweigen, anstatt unglaubwürdige Aussagen zu machen, die man später nicht mehr zurücknehmen kann?

Fazit

Ernest Hemingway hat gesagt: «Man braucht zwei Jahre, um sprechen zu lernen, aber 50 Jahre, um schweigen zu lernen.»

Leider fehlt vielen Politikern die Zeit, um diese Schweigekompetenz in der Ausübung ihres Amtes zu erwerben.

Nicht umsonst haben viele Regierungen Pressesprecher, die als «Schutzschirm» vor unbedachten Äusserungen wirken sollen und können. □

Überlegtes Antworten

Didier Burkhalter – ein Mann mit Profil

Ist der neu gewählte Bundesrat Didier Burkhalter wirklich so profillos, wie verschiedentlich behauptet wurde? Nein, schreibt Medienexperte Marcus Knill und tritt den Gegenbeweis an.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Solariumgebräunt? Der neue Bundesrat Didier Burkhalter.

Fett auf der Frontseite – unter dem Konterfei des neu gewählten Bundesrats stand in der *Weltwoche*: MANN OHNE ECKEN. Meine

* Marcus Knill ist Medienexperte (rhetorik.ch).

Analyse einiger Interviews von Didier Burkhalter ergab ein anderes Bild: Der Neue im Bundesrat hat Profil. Medienrhetorisch haben wir es mit einem Mann zu tun, der bedacht überlegt und mit Sachverstand spricht, der zu-

hören kann und Fragen überlegt, bevor er antwortet. Er ist als stiller Schaffer bekannt, wirkt attraktiv und gepflegt. Sein tadelloser Stil ist gewissen Kritikern bereits suspekt. Ein Journalist meinte, Didier Burkhalter sollte weniger unter die Höhensonne gehen, obwohl er nicht wissen konnte, ob dessen Bräune vielleicht von Bergwanderungen kommt. Dieser Journalist disqualifizierte sich selbst, denn er müsste wissen, dass Personen nicht nur über Äusserlichkeiten definiert werden können. Bei Medienauftritten interessierte mich vor allem Didier Burkhalters Antwortverhalten. Seine sachbezogene, dialogische Grundhaltung fiel sofort auf. Was mich besonders angesprochen hat: Burkhalter wünscht sich eine Landesregierung, die bei Kommunikationsprozessen vermittelt und nur mit einer Stimme spricht. Bei all den ungezählten Interviews (es war ein Medienmarathon) wirkte der neue Bundesrat auf mich stets frisch, wach, konzentriert und unverbraucht. Er verzichtete auf Floskeln und Airbagrhetorik und sprach sein Gegenüber stets offen und natürlich an. Nicht selbstverständlich fand ich seine bewusste Zurückhaltung über sein Privatleben. Im Gegensatz zu anderen Magistraten scheint er noch nicht vom Virus Publicitygeilheit befallen zu sein. Hoffentlich bleibt dies so. Er verzichtet bei allen Dialogen auf Theatralisches, auch wenn einigen Medien diese Sachbezogenheit missfällt. Ich kann mir gut vorstellen, dass seine Persönlichkeit den Bundesrat positiv beeinflussen wird. Nachfolgend einige typische Antworten Burkhalters. In der ersten Medienkonferenz musste sich der neue Bundesrat kritischen Fragen stellen:

1. SEQUENZ

Journalist: Wie wollen Sie genau Blockaden auflösen?

Burkhalter: Wie genau?

Journalist: Die Blockaden – die bestehen – auflösen.

Burkhalter: Ja – ich glaube, es ist so, dass seit 2006 ungefähr alle grossen Reformen im Gesundheitsbereich – nicht alle, aber fast alle – verknüpft wurden in den Parlamentskommissionen. Und durch diese Verknüpfungen blockiert wurden. Man soll jetzt das Ganze anders anschauen. Vielleicht nicht alles verknüpfen. Das Wichtigste, vielleicht das, was schneller gehen kann, lösen. Dann erst die Reformen schnell vorantreiben. Es ist möglich. Inhaltlich und auch politisch. Die Mehrheit akzeptiert viele der vorhandenen Modelle (Managed-Care-Modell). Da gibt es eine Mehrheit. Leider wurde es auch verknüpft mit anderen Projekten. Deswegen wurde es blockiert. Ich glaube deshalb, dass es möglich ist, hier etwas Bewegung ins Spiel zu bringen und so die Reformen voranzutreiben.

Analyse

Es fiel auf, dass der neue Bundesrat stets bedacht antwortete und als Welscher bei deutschsprachigen Journalisten die Fragen vorher klärte. Das Klären von Mehrdeutigkeiten ist auch in der Muttersprache ein Muss. Präzisierungen während des Antwortens zeugen von hoher Präsenz. Nur Profis können ihre Aussagen während des Sprechens präzisieren. Auf die konkrete Frage, wie er die Blockaden in Sachbereichen Krankenkasse usw. auflösen wolle, überrascht die Präzisionsfrage. Die Antwort zeigt, dass sich Didier Burkhalter klar, eindeutig und verständlich in Deutsch ausdrücken kann. Das überlegte, bedachte Sprechen ist eine seiner besonderen Stärken. Er weiss: Jedes Wort muss stimmen. Bei seinen Interviews überzeugte er vor allem, weil er seine Aussagen ständig reflektierte und sofort präziserte. Die Präzisierung, beispielsweise «Alle – nicht alle, aber fast alle», zeigt, wie rasch Burkhalter den Sinn seiner Worte ernst nimmt. Dieses Bemühen um Genauigkeit macht seine Antworten glaubwürdig.

Sein Vorschlag, man solle künftig jene Differenzen zuerst bereinigen, die leichter zu einem Konsens führen, ist ein bewährtes Verfahren in der Verhandlungstaktik. Das

Prinzip, kleine Differenzen zuerst anzugehen, hat sich bewährt. Dieser gute, neue Vorschlag entspricht dem «Reissverschluss-Prinzip». Die kleinen Differenzen werden zuerst bereinigt, um dann Schritt für Schritt später auch noch die weiter auseinander liegenden Argumente zusammenzuführen respektive zu bereinigen.

Probleme müssen der Reihe nach gelöst werden. Zuerst die einfachen und am Schluss die heikelsten.

2. SEQUENZ

Journalist: Im Wahlkampf war viel von einer Richtungswahl die Rede. Die SVP hat Sie in der Wahl relativ gut unterstützt. Wie beurteilen Sie dies?

Natürlich sind Sie von der Bundesversammlung gewählt. Aber diese Wahl hatte doch auch ein wenig den Touch einer Richtungswahl.

Burkhalter: Ich glaube, es gibt keine Richtungsänderung. Es hat sich vielleicht in diesem Wahlkampf gezeigt, dass der, der gewählt werden konnte – der Kandidat ist, der überall am meisten Unterstützung finden konnte. Das ist das, was aus meiner Sicht wichtig ist. Es gibt keine Richtungsänderung. Es gibt vielleicht eine Atmosphärenänderung. Und das – würde ich sagen – ist auch wichtig.

Ich meine nicht, dass es im Bundesrat keine gute Atmosphäre gibt. Es ist eine gute Atmosphäre. Das habe ich vorher bemerkt.

Aber ich glaube, es ist wichtig im Parlament, dass die wichtigen Parteien mehr zusammenhalten – für alles, was strategisch bedeutsam ist.

Analyse

Die Frage des Journalisten besteht eigentlich aus zwei Fragen mit einem suggestiven Element: Die Wahlen waren doch eine Richtungswahl!

Burkhalter beherrscht das Lenken, indem er die Antwort verneint und von der Richtungswahl auf den Begriff Richtungsänderung verlegt. Er fällt den Kollegen im Bundesrat nicht in den Rücken, sondern verlangt von Parteimitgliedern und im Parlament eine Atmosphärenänderung, obwohl es im Bundesrat um die Atmosphäre nicht immer zum Besten bestellt ist. Wir wissen aus verschiedenen Äusserungen, dass es Burkhalter ein grosses Anliegen ist, Auseinandersetzungen

nicht in der Öffentlichkeit auszutragen. An dieser Stelle die Unzulänglichkeiten im Bundesrat anzusprechen, wäre ungeschickt gewesen.

Dass parteipolitische Interessen allzu oft dominiert hatten und die Sachinteressen in den Schatten stellten, ist offensichtlich.

Burkhalters Antwort ist somit sehr geschickt, als er mit ihr deutlich macht:

Es geht im Parlament und bei den Parteien vor allem um den Zusammenhalt bei strategischen Fragen, die das Land betreffen.

Erkenntnisse

Ein weiteres kluges Antwortverhalten des neuen Bundesrates konstatierte ich in einem anderen Interview nach der Wahl, als er gefragt wurde, ob ihm der Konkurrent gratuliert habe. Burkhalter konterte mit einer Klärungsfrage: «Welcher Konkurrent?»

Damit machte er dem Interviewer klar, dass er unpräzise gefragt hatte. Es waren tatsächlich zwei Konkurrenten (Schaller und Lüscher). Der Journalist war durch die klärende Rückfrage genötigt, die gestellte Frage zu präzisieren, und zugleich gewann der neue Bundesrat Denkzeit.

Dieses schlagfertige Verhalten ist nur möglich, wenn der Befragte gut zuhört, wenn er die Frage reflektiert und weiss, dass sich das Prinzip bewährt: «Fragen statt sagen!»

Fazit

Der neue Bundesrat überzeugte nicht nur medienrhetorisch bei seinem Medienmarathon, zumal in einer «Fremdsprache».

Er ist ein guter Zuhörer und nimmt die Medienauftritte als Chance wahr. Für mich war es unverständlich, dass die FDP beim «Arena»-Auftritt des neuen Bundesrates einen vorgesehenen Chefredaktor wieder ausladen liess. Es wirkte so, als scheue die Partei kritische Fragen. Burkhalter entschuldigte sich umgehend für dieses unprofessionelle Verhalten des FDP-Parteisekretärs. Er hätte den Journalisten nicht ausgeladen. Was bestätigt: Wir haben einen neuen Magistraten, der weiss, was Dialogik heisst. Der Start ist nicht nur medienrhetorisch gelungen. Didier Burkhalter zeigte sich als ein Mann mit Profil. □

Medienrhetorik

Pellis Eiertanz

FDP-Chef Fulvio Pelli wurde überall wegen seines taktischen Geschicks bei der Wahl von Didier Burkhalter in die Landesregierung gerühmt. Doch eigentlich wollte Pelli selbst Bundesrat werden; und verbockte dies mit seinem verbalen Eiertanz.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **RDB**



FDP-Chef Fulvio Pelli: Einmal wollte er kandidieren, ein anderes Mal nicht.

Die FDP hatte leider oft Probleme durch vage Zielsetzungen und unklare Kernbotschaften. Fulvio Pelli verstärkte nun mit seinen jüngsten Verwirrspielen das schlechte Image seiner renommierten Partei zu-

sätzlich. Schon früher fiel sein mäanderndes Verhalten auf. Er galt zuerst als linksliberal, um sich dann als Parteipräsident der SVP anzunähern. Über die Kandidatur zum Bundesrat lavierte der Parteipräsident zu lange. Er sagte nie, wann er sich endgültig zur Bundesratskandidatur entscheide, und fuhr so einen Zickzackkurs. Sein Rivale aus der CVP – Urs Schwaller – schwieg lange kon-

sequent, gab aber ein konkretes Datum bekannt, an dem er seine Entscheidung veröffentlichen werde. Fulvio Pelli hingegen sagte ursprünglich: «Ich kandidiere nicht», dann jedoch: «Ich kandidiere, wenn ich von der Bundeshausfraktion vorgeschlagen werde.» Die FDP Tessin liess am 10. August verlauten, dass sie Pelli nicht nominieren werde. Schliesslich war dann wieder zu erfahren,

* Marcus Knill, Experte für Medienrhetorik (www.knill.com), analysiert laufend Persönlichkeiten im virtuellen Buch www.rhetorik.ch.

dass der FDP-Parteipräsident als Kandidat doch zur Verfügung stehe, sofern er von der Bundeshausfraktion vorgeschlagen würde. In einem Interview bestätigte er diese Aussage.

Aus dem Interview in NZZ online

11. August 2009

Sequenz Interviewer: Martin Senti

NZZ: Herr Pelli, Sie haben Ihre Kantonalpartei gebeten, dass diese Sie nicht für die Couchepin-Nachfolge vorschlägt. Jetzt wurden Sie aber de facto gleichwohl nominiert.

Fulvio Pelli: In meiner Wahrnehmung entspricht es einer Verschiebung der Kompetenz an die Bundeshausfraktion. Es ist also keine formelle Nomination, sondern eigentlich eine Empfehlung meiner Kantonalpartei zuhanden der Fraktion, mich zu nominieren.

NZZ: Ob nun «Empfehlung» oder «Nominierung»: Die Fraktion wird sich mit Ihnen als Bundesratskandidat beschäftigen müssen – also sind Sie doch genauso Kandidat wie die vier Romands?

Pelli: Wenn die Fraktion glaubt, dass sie mit den formell von den Kantonalparteien nominierten Kandidaten arbeiten kann, dann ist das für mich gut so. Die Fraktion muss auf die Empfehlung der Tessiner Kantonalpartei nicht eintreten.

NZZ: Hand aufs Herz: Möchten Sie nun Bundesrat werden oder nicht?

Pelli: Es ist nicht so, dass ich nicht am Bundesratsamt interessiert wäre. Aber ich habe immer gesagt: Es ist mein Wunsch, die Partei als Präsident durch die Wahlen 2011 zu führen. Meine Kantonalpartei stellt meine Aufgabe als Parteipräsident nicht in den Vordergrund, sondern sieht mich als geeigneten Bundesratskandidaten, um den zweiten FDP-Sitz zu erhalten. Mein Wunsch ist klar, doch im Tessin hat man eine andere Wahrnehmung. Wir werden sehen, wie die Fraktion entscheidet.

NZZ: Nun sind Sie selber Mitglied der Evaluationsgruppe, welche diese Fragen prüft und die Kandidaten entsprechend durchleuchten soll. Müssen Sie nicht jetzt schon in den Ausstand treten?

Pelli: Das muss Fraktionschefin Gabi Huber entscheiden.

NZZ: Wie könnten Sie in Ihrer eigenen Wahrnehmung der Partei nützlicher sein, als Parteipräsident oder als Bundesratskandidat?

Pelli: Das beurteile ich nicht selber. Bis jetzt hat die Partei mich als Präsidenten ge-

wünscht und mich mehrfach im Amt bestätigt. Ob sich in der neuen Situation andere Prioritäten ergeben, das muss die Fraktion entscheiden. Ich kann nur so viel sagen: Trotz meiner klaren Information, dass ich nicht kandidieren will, lese ich seit Wochen meinen Namen in allen Zeitungen – das ist eine Realität und hat auch eine Bedeutung.

Analyse

Pelli hält eine Empfehlung nicht für eine NOMINIERUNG, keine formelle Nominierung, sondern nur für eine VERSCHIEBUNG DER KOMPETENZEN der Kantonalpartei.

Ob Nominierung oder nur Empfehlung – der Journalist will wissen, ob Pelli zu den Kandidaten gerechnet werden muss. Auf diese Frage weicht der Parteipräsident in bekannter Manier aus, indem er lediglich sagt, die Fraktion müsse die Empfehlung der Kantonalpartei nicht befolgen.

Der Interviewer hakt nach: Wollen Sie Bundesrat werden? Ja oder nein?

Pellis wolkiger Antwort fehlt wiederum Eindeutigkeit, er macht einen seiner typischen verbalen Eiertänze.

Weshalb diese Verwirrspiele?

Fulvio Pelli war in Verlegenheit. Als Parteipräsident und verantwortlicher Strategie musste er die Nachfolge des zurücktretenden FDP-Bundesrates sichern und unter Umständen selbst zur Verfügung stehen. Denn bei der FDP war er ein valabler Kandidat und konnte unter Umständen den Sitz retten. Weil er sich aber nicht als Retter aufspielen wollte, sah er sich genötigt zu lavieren. Dieses Wendehalsverhalten hat sich im Nachhinein gesehen nicht ausgezahlt. Pelli hatte wohl auch persönliche Interessen und wollte sich seine einmalige Chance, Bundesrat zu werden, nicht verbauen. Auf der anderen Seite schadete ihm das Taktieren nicht nur bei den Parlamentariern, weil niemand halbherzige, unentschlossene Bundesräte wünscht, auch die Öffentlichkeit schätzt Zögerer und Zauderer in der Regierung nicht.

Auf die Frage, ob Pelli seinen Entscheid vom CVP-Kandidaten abhängig machen wolle, antwortete er vor dem Mikrofon wortwörtlich: «Ich würde NEIN antworten.» Auch diese Antwort im Konjunktiv verdeutlicht, dass Pelli lieber unklar und vage kommuniziert.

Ich vermisse bei ihm – auch schon bei älteren Analysen – die Eindeutigkeit. Das Echo in den Medien war denn auch entsprechend schlecht!

Beispiel aus einem NZZ-Interview

«Hand aufs Herz: Möchten Sie nun Bundesrat werden oder nicht?»

Pelli antwortet auch dort mit einer doppelten Verneinung: «Es ist nicht so, dass ich nicht am Bundesratsamt interessiert wäre.»

Seine Formulierungen, wie diese doppelte Verneinung, sind so umständlich und irritierend wie Pellis kommunikatives Verhalten.

Statt «nicht Nein zu sagen», wäre folgende eindeutige Formulierung möglich gewesen: «Ich werde zusagen.» Oder eben einfach, klar und deutlich «Ja».

Es schien durchaus möglich, dass Pellis Eiertanzverhalten doch noch Erfolg haben würde. Die Politologin Regula Stämpfli meinte jedenfalls zu Pellis politischen Spielchen in *20 Minuten* vom 11. August 2009 unmissverständlich:

«Im Tollhaus des momentanen Bundeshauses scheint je länger, je mehr nur noch solches Vorgehen erfolgreich zu sein. Peinlich, aber sehr politpraktisch.»

Nach Roger Köppel ist Fulvio Pelli ein brillantes Neutrum, ein wendiger, dehnbarer und zu allen Kompromissen bereiter Machtverwalter, der die besten Voraussetzungen hätte zu einem teflonglatten Bundesrat, ein Wanderer zwischen rechts und links. Das Licht des gelenken Advokaten und Machiavellisten strahlt in alle Richtungen, ohne sich auf eine festzulegen. Biessame und Wendige kämen in der Politik meist leichter nach oben als starke Führungskräfte – so Köppel.

Fazit

Viele Politiker vermeiden nach Möglichkeit klare Aussagen und Festlegungen. Das mag aus ihrer Sicht verständlich sein. Lassen Sie mich ein Zitat anführen von einem Mann namens Matthäus. Der sagte: «Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein. Was darüber ist, das ist von Übel.» Dem ist nichts hinzuzufügen! ☐

Knills Auge

Überzeugende Antworten eines Profis

Wie viel Öffentlichkeit müssen Prominente bekannt geben? Der Hype um die ersten Bilder von Roger und Mirka Federers Zwillingen bewies, dass diese Frage auch hierzulande von grösster Aktualität ist. «persönlich»-Medienexperte Marcus Knill über den Schutz der eigenen Privatsphäre.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



«Tagesschau»-Moderator Franz Fischlin: «Man möchte endlich mal das Privatleben kennenlernen.»

Die Titel meiner Analysen im «persönlich» seit 2003 machen deutlich, dass Politiker und Führungspersönlichkeiten oft unbedacht, vage, ausweichend, widersprüchlich, unglaubwürdig, relati-

vierend, mit Selbstschutzbehauptungen oder missverständlich argumentieren. Vielfach wurden die Fragen, welche bei Interviews in der Luft liegen, nicht oder zu wenig antizipiert.

Dass es möglich ist, auch heikle und provokative Fragen überzeugend zu beantworten, bewies Franz Fischlin – selbst Journalist und Fernsehmoderator – als er sich im *TVStar* Regula Elseners

Fragen stellen musste. Fischlin wirkte glaubwürdig, weil er eindeutig, kurz und verständlich antwortete.

Sequenzen

TVStar: Besprechen Sie am Schluss der «Tagesschau» jeweils mit Susanne Wille, ob es daheim noch Milch im Kühlschrank hat?

* Marcus Knill, Experte für Medienrhetorik (www.knill.com), analysiert laufend Persönlichkeiten im virtuellen Buch www.rhetorik.ch.

Fischlin: (Lacht) Nein, bestimmt nicht. Blicke das Mikrophon versehentlich mal offen, wären viele enttäuscht. Bei der Arbeit sind Susanne und ich ganz einfach nur Journalistenkollegen.

TVStar: Dabei möchte man Sie doch endlich mal als Paar erleben. Nach fast sieben Jahren Beziehung gibt's immer noch kein gemeinsames Foto, keine Kinderbilder, keine Homestorys.

Fischlin: In der Öffentlichkeit bewegen wir uns ganz normal. Die Menschen auf der Strasse dürfen jederzeit in den Kinderwagen schauen. Wir haben nichts zu verbergen. Meine Aufgabe aber ist es, dem Zuschauer die neusten Nachrichten rüberzubringen. Und nicht zu zeigen, welche Farbe mein Sofa hat.

TVStar: Was Sie erstaunlich gut schaffen. Dabei erzählt doch heute im Internet fast jeder der Welt, was er gerade tut oder denkt.

Fischlin: Ja. Für viele ist es normal geworden, sich so mitzuteilen, offen über Privates zu plaudern – sei es auf Facebook, Twitter oder auch in all den Castingshows. Wenn es ohnehin alle tun, ist es schwerer zu verstehen, warum sich ein Fernsehmoderator derart strikt zurückhält.

TVStar: Würde man Sie denn dort antreffen, wenn Sie nicht prominent wären?

Fischlin: Interessante Frage. Ich finde Plattformen wie Facebook sehr spannend, aber sie sind nicht ohne Risiko. Was früher unter vier Augen besprochen wurde, diskutiert man heute am Computer – und ganz viele lesen mit. Ich bezweifle, ob sich jeder bewusst ist, was für weite Kreise das ziehen kann.

TVStar: Aber sowohl Sie wie auch Ihre Frau haben doch die Öffentlichkeit gesucht.

Fischlin: Halt. Das sehe ich überhaupt nicht so. Wir stehen durch unseren Job in der massenmedialen Öffentlichkeit. Das erfasst aber nur einen Teil von uns.

TVStar: Wenn Sie mehr über sich erzählten, könnten Sie zeigen, dass Sie nicht so emotionslos sind, wie Sie in der Tagesschau manchmal wirken.

Fischlin: (Lacht) Tue ich das? Ich kann und will ja keine Show abziehen. Ich versuche stets, mit meinen Moderationen einen menschlichen Zu-

gang zu finden. Den Zuschauer da abzuholen, wo ihn ein Thema berührt oder betrifft. Bei leichteren Themen ist das einfacher. Bei der Schweinegrippe oder Wirtschaftskrise wäre es hingegen nicht seriös, allzu emotional zu sein.

Analyse

Im Gegensatz zu vielen Politikern beantwortet Franz Fischlin die Kühlschrankfrage mit einem eindeutigen NEIN! Wir erfahren, dass das Journalistenehepaar zwischen Job und Privatleben strikt trennt.

Mit der Formulierung «Man möchte endlich mal das Privatleben kennenlernen» suggeriert die Journalistin den Vorwurf: «Es ist endlich Zeit, dass die Öffentlichkeit einmal etwas Privates von Ihnen erfährt.»

Mit einem Beispiel entkräftet der Medienprofi das Bild, das Ehepaar sei zu wenig offen. Franz Fischlin veranschaulicht konkret, wie Privatleben und Öffentlichkeit getrennt werden.

Der Versuch, den Moderator dazu zu bewegen, doch wie alle anderen auch Privates öffentlich zu machen, ist eine raffinierte Methode (Verallgemeinerung). Es ist ein weiterer Versuch, ihn weich zu klopfen, obschon die Interviewerin weiss, dass es Promis gibt, die sich bewusst zurückhalten, wenn es um Homestorys geht. Von Thomas Gottschalk finden wir beispielsweise keine private Mediengeschichte. Viele Prominente wissen: Wer einmal den Medien die Türe zur Privatwohnung öffnet, kann später nicht mehr zurück.

Fischlin zeigt dennoch Verständnis für die Sicht der Interviewerin. Er lässt sich aber nicht beirren. Auf die Frage, ob er als «Nichtpromi» im Internet offener wäre, gibt der «Tagesschau»-Sprecher zu bedenken, dass sich die wenigsten der Folgen bewusst sind, wenn sie Privates im Netz preisgeben.

Die Behauptung der Interviewerin, Franz und Susanne hätten doch die Öffentlichkeit gesucht (sie lässt damit implizit durchblicken, dadurch hätten die Medien auch ein Recht, Privates zu erfahren), widerlegt Franz Fischlin und erläutert noch einmal seine Kernbotschaft, dass er und seine Frau Öffentlichkeit und Privatleben bewusst trennen.

Dem Versuch, den Moderator als emotionslos darzustellen (in der Hoffnung, dass er mit einer persönlichen Geschichte das Gegenteil beweise), begegnet Fischlin mit: «Tue ich das?» Damit weist er die Unterstellung der Interviewerin geschickt zurück. Eine andere clevere Antwort wäre an dieser Stelle möglich gewesen: «Interessant, dies habe ich noch nie gehört – ich höre meist, ich hätte die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz gefunden.»


Mit den Beispielen Finanzkrise und Schweinegrippe zeigt Fischlin, dass ein «Tagesschau»-Sprecher die richtige Mischung zwischen sachlicher Information und Gefühlen finden muss. Nach meinen Empfindungen gelingt es ihm, das richtige Mass an Emotionalität zu zeigen.

Fazit

Franz Fischlin beweist – übrigens wie Roger Federer –, dass Job und Privatleben trotz Medienzeitalter getrennt werden können, falls man dies bewusst will. Dies setzt voraus, dass man die Explorationstechniken und Fragen neugieriger Journalisten antizipiert und konsequent bleibt.

Im Umgang mit Medien bewies Roger Federer jüngst ebenfalls, dass es im Zeitalter von Facebook und Big Brother immer noch möglich ist, die Privatsphäre zu wahren.

Ihm gelang es, seine Hochzeit – wie auch die Information, dass seine Frau Zwillinge erwarte – vor der Boulevardpresse bis zum Ereignis geheim zu halten. Dies war sicherlich alles andere als einfach.

Roger Federer und Franz Fischlin gratulieren wir zur konsequenten Trennung von Job und Privatsphäre! Es gibt eben doch noch Prominente, die sich vom Virus Mediengeilheit nicht infizieren lassen und medienrhetorisch bestehen, weil sie rechtzeitig bedacht haben, was sie von sich preisgeben und was nicht. 

BOTSCHAFTEN STRATEGISCH ZU STEUERN LOHNT SICH

Botschaftenmanagement: Nelly Wenger ist ein klassisches Beispiel, wie es möglich ist – dank geschickter Strategie –, das eigene Branding (Markenzeichen) auch nach Misserfolgen positiv zu beeinflussen. Das gleiche Prinzip hat nun auch Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre bei ihrem Rücktritt angewandt.

Text: **Marcus Knill*** Bilder:Keystone



Misserfolge positiv verschleiert: Nestlé-Schweiz-Chefin Nelly Wenger.

ZUR VORGESCHICHTE

1. Nelly Wenger machte sich als Direktorin der Expo 2002 einen Namen.

Leider auch in negativer Hinsicht. Unvergessen bleibt das finanzielle Loch von einer halben Milliarde Franken in der Kasse, das sie hinterlassen hatte; Kritiker beanstandeten damals generell, die Expo 2002 sei leider kein Renner geworden. Die Landesausstellung habe die Schweiz nicht nachhaltig inspiriert. Nelly

Wenger als “Madame Expo” vertrat nach den ersten negativen Berichten die Ansicht, dass die “Arteplages” ihre Wirkung schon noch entfalten würden. Die “zerstückelte” – auf drei Orte verteilte – Expo hatte zwar viel geboten, aber leider doch nichts Nachhaltiges zurückgelassen.

Nach dem 20. Oktober verschwanden alle Monumente. Aus Kostengründen hatte eine Verlegung des Kubus oder auch der viel beachteten künstlichen Wolke keine Chance mehr. Übrig blieben letztlich nur noch die Erinnerungen an zahlreiche Events, die schönen Formen und zahlreiche Aussagen. Es fehlte aber

eine Kernbotschaft, die im Langzeitgedächtnis haften bleiben konnte. Madame Expo musste sich immer wieder den gravierenden Vorwurf gefallen lassen, sie habe die Kosten nicht im Griff gehabt. Die Verantwortung für dieses Missmanagement wurde ihr damals von den Medien angelastet. Nach der Expo zeigte sie sich jedoch – wie auch der künstlerische Direktor – völlig uneinsichtig.

UNEINSICHTIGKEIT ALS MARKENZEICHEN

2. Sie wurde nach der Expo Nestlé-Schweiz-Chefin und wollte sich bei der Cailler-Schokolade mit einem neuen Design ein Denkmal schaffen. Doch die Verpackung fand bei den Kunden keine Akzeptanz.

Wenn Produkte mit einer neuen Verpackung weniger verkauft werden, darf am Konzept gezweifelt werden. Absatzhemmende Werbung ist immer fragwürdig!

Die “Ateliers Jean Nouvel”, von denen das Design der neuen PET-Verpackungen der Cailler-Schokolade stammte, schoben die Verantwortung für die Wahl des Materials auf Nestlé ab.

Neben dem ökologischen Problem war vor allem das Design der Verpackung umstritten. Viele beklagten sich beim Schweizer Konsumentenforum über die neue Verpackung. Der emeritierte Berner Marketingprofessor Richard Kühn beurteilte diese Verpackung für Schokolade als “nicht gut”, gemäss einem Interview in der *Berner Zeitung* von Anfang Juli 2006 liess er verlauten, Nestlé-Schweiz-Chefin Nelly Wenger habe Verpackungen und Werbung gemacht, die nicht sehr schokoladentypisch seien: “Ich hätte davon abgeraten.” Bei der Cailler-Strategie handle es sich um einen der Fälle, wo man Kreativität gesucht habe – und wo das Kreative mit dem, was man haben erreichen wollen, wenig zu tun habe. Das Pro-

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

blem sei auch, dass diese Massnahme nur sehr schwer rückgängig zu machen gewesen sei, da wohl viel Geld investiert worden sei. Kühn sagte zudem: "Ich kann mir vorstellen, dass Nelly Wengers Posten nun gefährdet ist."

Der Umsatz von Nestlé-Schokolade in der Schweiz ging tatsächlich stark zurück.

Wie beim finanziellen Flop bei der Expo zeigte Nelly Wenger auch bei der künstler- statt kundenorientierten Verpackung keinen Anflug von Selbstkritik. Sie wies alle Vorwürfe zurück. Schon bei der Expo ging Wenger davon aus, dass der Konsument das gut zu finden habe, was eine künstlerische Elite vorsetzt. Bei Marketing und Produkten müsste jedoch wie bei der angewandten Rhetorik das Grundprinzip gelten: Der Adressat ist massgebend. Es ist kein Makel, wenn man die Wünsche der Kunden berücksichtigt und ernst nimmt.

Bei Nestlé strauchelte Nelly Wenger über die Cailler-Verpackung.

Ich zitiere *20 Minuten* vom 22. Oktober 2006 mit dem Titel: "Nelly Wenger gefeuert?"

"Die Chefin von Nestlé Schweiz hatte die Schokolade vom Stararchitekten Jean Nouvel verpacken lassen. Das hat sich für Nestlé nicht gelohnt, sondern vor allem eine Menge Geld gekostet. Nun könnte die Ära Wenger zu Ende gehen. Die neue Verpackung kam nicht an. Die Cailler-Schokolade wird bereits nächsten Januar wieder in normaler Papierverpackung in den Regalen liegen. Auch die anderen Schokolademarken werden nicht mehr in der aufwändigen Plastikverpackung verkauft werden." Dies berichtete die *SonntagsZeitung*. Hinter diesen Entscheiden steht Nestlé-Konzernchef Peter Brabeck, der seine Schweiz-Chefin Nelly Wenger offensichtlich nicht mehr in seinem Betrieb haben will. Laut der *SonntagsZeitung* soll Wenger ihr Büro bereits Ende September geräumt haben, als sie sich wegen einer Brustkrebskrankung krankgemeldet hatte. Der Lebensmittelmulti hatte rund 40 Millionen Franken in die Entwicklung und Produktion der neuen Schokoladenverpackung investiert.

Diese Geschichte erinnert uns zwangsläufig an die Defizitpolitik der Expo, wo Nelly Wenger im Grunde genommen auch "für die Verpackung" zuständig war. Dank geschicktem Botschaftenmanagement der Vorzeigefrau waren alle Misserfolge auf einen Schlag kein Thema mehr.

THEMEN STEuern!

Nelly Wenger handelte als kluge strategische Kommunikatorin. Sie erkannte die Gefahr, als Versagerin in die Geschichte einzugehen.

Nachdem sie an Brustkrebs erkrankt war, nutzte sie diese Gelegenheit, alle bisherigen Flops in der Medienlandschaft zu tilgen. Sie machte ihre

Krankengeschichte zum Medienthema, und es gelang ihr, das Interesse von den Pannen auf die Krankheit zu verlagern. Jetzt drehte sich alles nur noch um die Krankheit. Der Expo-Flop und die Hintergründe des Ausstieges bei Nestlé waren innert kürzester Zeit vom Tisch. Ich verfolgte deshalb mit grossem Interesse das jüngste Interview mit Nelly Wenger in der *Sonntags Zeitung* vom 19. April 2009. Ich wollte sehen, wie die ehemalige Nestlé-Chefin mit den Fragen der Journalistin Esther Girsberger umgeht und wie sie ihre bewährte Strategie heute umsetzt. Vorweg gesagt: Nelly Wenger machte es gut.

SEQUENZEN

G: Frau Wenger, wie geht es Ihnen nach Ihrer Krebserkrankung?

W: Sehr gut. So gut, dass ich mich ganz auf meine Beratungsfirma Nelly Wenger Associates konzentrieren kann.

G: Sie waren Expo-Generaldirektorin, danach Generaldirektorin von Nestlé Schweiz. Warum nehmen Sie es nach Ihrer Krankheit nicht etwas ruhiger?

W: Ich nehme es ruhiger. Durch meine neue Tätigkeit bin ich mein eigener Herr und Meister, auch wenn ich natürlich einen angenehmen Auftrag seriös und zeitig ausführen will. Ich arbeite zudem mit einem Pool von Leuten zusammen, die mich mit ihren Kompetenzen unterstützen und die zu meinem Naturell passen. Das schafft ein beruhigendes und motivierendes Milieu, das mir wichtig ist. Ich bin eine Equipen-Chefin, keine Einzelkämpferin.

G: Fühlten Sie sich bei Nestlé ausgestossen?

W: Nicht im Geringsten. Ich wurde sehr nett aufgenommen, aber es ist klar, dass jemand, der es anders machen will und auch darum in die Familie geholt wurde, da und dort auf Widerstand stösst.

G: Hand aufs Herz: Waren Sie bei Nestlé glücklich?

W: So einfach ist die Sache nicht, dass ich sagen könnte, ich sei glücklich oder unglücklich gewesen. Ich war während der ganzen Zeit begeistert dabei und motiviert. Ich war in grosse Projekte involviert, hatte viele Freiheiten, habe mich nie gelangweilt und habe auch nicht gelitten. Aber ich habe diesen Milieu-Unterschied zu meiner vorherigen Tätigkeit bei der Expo schon gespürt: Bei Nestlé lebt man weniger nach aussen denn nach innen. Die Ausbildung, die politische Sensibilisierung ist bei diesem Unternehmen sehr homogen. Diese Kultur war mir neu, ungewohnt und lag mir im Grunde genommen nicht.

G: Kamen Sie sich als Exotin vor?

W: Vielleicht nicht als Exotin, aber eine Andersdenkende war ich manchmal schon. Und obwohl man mich dafür geholt hat, ist es dann doch etwas anderes, wenn man diese Haltung auch lebt.

G: Konnten Sie etwas bewegen mit Ihrem etwas anderen Charakter?

W: Es hatte viele Mitarbeitende, die sich über diese etwas andere Art von Nelly Wenger freuten. Es war ein wenig paradox: Auch wenn man sich gegen Neues wehrt, weil man sich meistens davor fürchtet, freut man sich dann doch auch über frischen Wind.

G: Der frische Wind wurde endgültig vertrieben, als Sie der Cailler-Schokolade unter Beizug des Stararchitekten Jean Nouvel eine neue Verpackung verabreichten. War das ein Fehlentscheid?

W: Ich war die Dritte oder Vierte, die sich an die Neulancierung von Cailler wagte. Mein ursprünglicher Auftrag lautete, und das ist sehr wichtig, Cailler als Superpremium-Produkt ausschliesslich für den Export neu zu positionieren. Als ich das Resultat präsentierte, war die Begeisterung meiner Vorgesetzten so gross, dass man vorschlug, die Veränderung auch in der Schweiz einzuführen. Ich machte darauf aufmerksam, dass das ein schwerwiegender Entscheid sein würde.

G: Aber Sie wehrten sich nicht wirklich dagegen?

W: Die Begeisterung war so gross, dass ich angesteckt wurde. Meine Vorgesetzten hatten zudem eine viel grössere Erfahrung als ich, sodass ich mich erst recht überzeugen liess. Im Nachhinein hätte ich mich dagegenstellen müssen.

G: Aber die Neupositionierung fand dann nur in der Schweiz statt, nicht im Export.

W: Ja, das war eine grundlegende Veränderung des ursprünglichen Auftrags.

G: Sie hätten den Entscheid rückgängig machen müssen.

W: Wir waren schon enorm weit fortgeschritten und konnten deshalb nicht mehr zurück. Eine Neulancierung erfolgt schrittweise während mehrerer Monate und kann nicht plötzlich gestoppt werden.

G: Als die Sache schiefging und der Umsatz regelrecht einbrach, hat man Sie ziemlich im Regen stehen lassen. Die Neupositionierung wurde einzig mit Ihnen in Verbindung gebracht.

W: Nein, der damalige CEO und Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck hat sich immer hinter mich gestellt. Aber als die Krise manifest war, konnte er ja gar nicht anders, als einzuräumen, dass es an der nötigen Sensibilität gefehlt und man das Marktumfeld falsch eingeschätzt habe.

G: Als Ihre Krankheit bekannt wurde, rechnete man mit Ihrer Rückkehr und kommunizierte dies auch so. Warum verliessen Sie Nestlé dann doch definitiv?

W: Drei Tage nach Bekanntgabe meiner Krankheit war mir klar, dass ich nicht mehr zurückkehren wollte. Ich ertrug diese Ver-

knüpfung von Cailler und Nelly Wenger nicht mehr, die so extensiv und ausdauernd in der Öffentlichkeit hergestellt wurde.

G: Als Madame Expo waren Sie mindestens so exponiert. Wenn die Expo kritisiert wurde, wurde auch Nelly Wenger kritisiert.

W: Da haben Sie recht, und es erstaunte nicht nur mich, sondern auch mein persönliches Umfeld sehr, dass ich bei Nestlé anders reagierte als bei der Expo. Nach einigem Nachdenken begriff ich, warum das so war: Die Expo lag im öffentlichen nationalen Interesse, und ich brachte dieses kulturell einmalige Projekt gerne mit meiner Person in Verbindung. Bei Cailler ging es um ein rein kommerzielles Produkt, um die Verpackung einer einzigen Schokolade. Mit der eigenen Persönlichkeit einen so hohen Preis für ein Produkt bezahlen zu müssen, das nicht die Bedeutung der Expo verdiente, das wollte ich nicht mehr.

ANALYSE

Die Journalistin Esther Girsberger beginnt mit dem Thema Krebskrankung und interessiert sich vor allem für die heutige Tätigkeit mit der eigenen Beraterfirma. Dann gibt sie Nelly Wenger Gelegenheit zu schildern, wie sie beim konkreten Projekt arbeitet. Auf das Ausscheiden bei Nestlé angesprochen, lenkt Nelly Wenger immer wieder in die Zukunft – auf die Neugründung ihrer Firma. Sie blickt nicht zurück. Wird die Krankheit angesprochen, so betrachtet Nelly Wenger diese Phase als wertvolle Standortbestimmung.

Die Frage, ob sie der Ehrgeiz früher dazu gebracht habe, auch Angebote anzunehmen, die sie tief im Innern eigentlich gar nicht akzeptieren wollte, sagte Nelly Wenger, man habe sie nie zu den Jobs überreden müssen. Trotz aller Schwierigkeiten sei die Expo ein Traum gewesen. Esther Girsberger musste als Journalistin auch die Nestlé-Phase ansprechen. Nelly Wenger wurde damit gezwungen, diese unerfreuliche Geschichte zu beleuchten. Auf die Frage, ob die Verpackung nicht ein Fehlentscheid war, antwortete Wenger: “Ich war die Dritte oder Vierte, die sich an die Neulancierung von Cailler wagte. Mein ursprünglicher Auftrag lautete, und das ist sehr wichtig: Cailler als Superpremium-Produkt ausschliesslich für den Export neu zu positionieren. Als ich das Resultat präsentierte, war die Begeisterung meiner Vorgesetzten so gross, dass man vorschlug, die Veränderung auch in der Schweiz einzuführen. Ich machte darauf aufmerksam, dass das ein schwerwiegender Entscheid sein würde.” Diese Antwort wirkt zwar wie eine Rechtfertigung – sie ist aber eher eine Begründung. Wengers Antwort ist insofern geschickt, als sie in ihrer Antwort folgende neue Botschaften platzieren kann: 1. Ich war nicht die Erste, die Probleme

hatte mit dem Verpackungsauftrag 2. Die Vorgesetzten unterstützten mein Konzept und waren begeistert 3. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass mein Konzept ein schwerwiegender Entscheid ist (mit entsprechenden Folgen?). Nachher gesteht Wenger immerhin ein, dass sie von ihrer Idee vielleicht zu begeistert gewesen war und sich von der Meinung der erfahrenen Vorgesetzten zu rasch überzeugen liess. Hier schimmert erstmals Selbstkritik durch. Sie gibt damit zu: Ich hätte mich damals dagegenstellen müssen. Diese “Einsicht” nehme ich ihr nicht ab. Die Neugestaltung der Verpackung war eindeutig ihr Auftrag. Und sie hatte dieses Konzept auch so einleuchtend präsentiert, dass im Nachhinein nicht den Vorgesetzten der Schwarze Peter zugeschoben werden kann. Den Misserfolg mit der unglücklichen Verpackung begründet Wenger mit dem einleuchtenden Argument, Nestlé sei vom eigentlichen Auftrag abgewichen und wählte die Verpackung nicht nur für den Export. Diese Botschaft macht uns glauben, man habe der Nestlé-Chefin den Auftrag sang- und klanglos geändert. Nelly Wenger als selbstbewusste Managerin hätte sich diese Änderung nicht einfach so gefallen lassen müssen. Wenn sie mit der Änderung nicht einverstanden gewesen wäre, hätte sie dies sagen und auch durchsetzen müssen.

KOMMENTAR

Das Interview veranschaulicht, dass die Verlagerung einer unangenehmen Thematik – in diesem Fall weg von Expo und Nestlé – in den Medien nie endgültig ist. Esther Girsberger musste die Vergangenheit ansprechen. Nelly Wenger bewies, dass sie diese Fragen eindeutig antizipiert und vorbereitet hatte. Sie verstand es, mit ihren Antworten ihre Argumente so zu vermitteln, dass die alten, unerfreulichen Geschichten in ein neues Licht gerückt schienen. Aus meiner Sicht zeugt dies von einem geschickten Argumentationsmanagement. Am Schluss des Interviews fragt die Interviewerin: “Sie haben einige Krisenerfahrung, persönliche und berufliche. Wie begegnen Sie der gegenwärtigen Wirtschaftskrise?” In der Antwort nutzt Nelly Wenger die angebliche Krisenerfahrung und macht deutlich, dass sie im neuen Job dank dieser (negativen) Erfahrung heute viel bieten kann.

ANTWORT VON NELLY WENGER

“Beruflich muss ich sagen, dass mir die Wirtschaftskrise in Hinsicht auf meine Fähigkeiten fast schon zugutekommt. Sie zwingt einen zu Mut, zu klaren Zielsetzungen und zu einem klaren Willen. Diese Attribute entsprechen meinem Charakter. Und gerade weil ich krisenerprobt bin, habe ich es auch mit Krisenprojekten zu tun. Die entsprechen meinem

Naturell, und ich ziehe sie an, weil sie zu mir sprechen.” Auch Thomas Borer, der im Zusammenhang mit einer üblen *Blick*-Geschichte über eine Nackttänzerin in der Überraschungsphase der Krise (beim ersten Kontakt mit den Medien) völlig versagt hatte, gelang es, aus diesem Versagen im Nachhinein das Beste herauszuholen. Heute ist er unter anderem ein gefragter Berater für Institutionen, die sich mit Krisen auseinandersetzen. Was ich bei Wengers Antwort schätze: Sie beantwortet die Fragen der Journalistin konkret und weist sie weder zurück noch ignoriert sie sie. Geschickt ist das Lenken der Antworten und das Abschwächen der offensichtlichen Mängel. Es gelingt Wenger gut, das Negative in einem positiveren Licht erscheinen zu lassen. Damit konnte Nelly Wenger medienrhetorisch punkten.

Es wird auch in diesem neuen Interview klar, dass mit bewusstem Botschaftenmanagement alte Geschichten, die Medien nach Jahren wieder auffrischen wollen, überzeugend beantwortet werden können.

FAZIT

Wenn ausser der guten Vorbereitung auf das Interview, das Steuern der Antworten und das gute Botschaftenmanagement noch etwas klar wird, dann, dass Nelly Wenger nicht unter einer Unterschätzung ihrer Person leidet und sie nicht fähig ist, eigene Fehler (Kostenüberschreitung Expo und falsches Verpackungskonzept) zu erkennen, die Verantwortung dafür zu übernehmen und ihre falschen Entscheidungen zu bedauern. Auch Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre stand während ihrer Amtszeit immer wieder im Fokus der Kritik. Nach ihrem überraschenden Rücktritt vermutete die Boulevardpresse, sie sei hinausgeekelt worden. Und es wurden in den Medien erbarmungslos ihre Pannenserien und alte Geschichten aufgewärmt. In einem schriftlichen Interview (*SonntagsBlick* vom 6. Juni 2009), das Deltenre bestimmt gelesen konnte, verstand sie es, ihren neuen Job in den höchsten Tönen zu loben, und lenkte alle Vorwürfe bei jeder heiklen Frage auf eine positive Ebene. Ob ihr dies bei einem ungeschnittenen mündlichen Interview auch so gut gelungen wäre, darf bezweifelt werden. Dennoch hat sie beim erwähnten Interview die Botschaften vorbildlich gemanagt. Wie Nelly Wenger verstand es Ingrid Deltenre, wie man mit Vorwürfen umgehen kann, sodass nur noch das Positive in Erinnerung bleibt. ■

MEDIEN VERGESSEN NICHT

Langzeitwirkung: Der neue UBS-Chef laviert nicht! Unser Autor Marcus Knill verglich die jüngsten Aussagen von Oswald Grübel mit früheren Stellungnahmen und geizt nicht mit Komplimenten: Nicht übel, Herr Grübel – Sie kommen bei den Vergleichen sehr gut weg!

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **UBS**



Der Neue ist rhetorisch nicht mehr ganz der Alte – und das ist gut so: UBS-Chef Oswald Grübel.

Wer die Aussagen von Politikern vor und nach Wahlen vergleicht, stellt immer wieder fest: Sie vergessen rasch, was sie früher gesagt haben, und sind sich nicht bewusst, dass Journalisten ein Langzeitgedächtnis haben. Was publiziert wurde, bleibt gespeichert! Nicht immer stolpern Politiker so plump wie Frau Ypsilanti, deren Wortbruch ihr zum Stolper-

stein geworden war. Sie versprach in Hessen erst hoch und heilig, unter keinen Umständen mit den Linken zusammenzuspannen, und war später doch bemüht, zusammen mit Hilfe der Linken an die Macht zu gelangen. Kann man einem Politiker nachweisen, dass er später das Gegenteil dessen sagt, was er früher gepredigt hatte, greifen die Wortbrüchigen gerne zu bewährten Antworttechniken, um sich aus der heiklen Situation herauszumanövrieren: Sie sagen beispielsweise, man sei jetzt klüger

geworden, oder behaupten, die alte Aussage sei aus dem Zusammenhang herausgerissen worden. Den zitierten Gedanken habe man in einem anderen Kontext geäußert und werde heute falsch interpretiert. Oder es wird behauptet, die Situation habe sich völlig verändert, und es habe sich gezeigt, dass man sich den neuen Gegebenheiten anpassen musste. Selten gibt der Entlarvte zu, er habe sich geirrt, oder gesteht offen, dass der aufgedeckte Widerspruch ein Fehler war.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Ob sich unser Bundespräsident schon vorbereitet hat auf den Vorwurf, er laviere zu oft in der Krise – im Zusammenhang mit den Erpressungen der Schweiz? Wir haben es noch in den Ohren, wie Bundespräsident Hans-Rudolf Merz immer wieder beteuert hat: Das Bankgeheimnis ist nicht verhandelbar! Basta! Seit Anfang März ist er Mitglied einer Dreiergruppe, zusammen mit seinen Kolleginnen Eveline Widmer-Schlumpf und Micheline Calmy-Rey, um sich der Krise anzunehmen. Und plötzlich ist nun für Finanzminister Merz alles verhandelbar. Beim neuen Chef der UBS interessierte es mich auch deshalb nachzuprüfen, ob seine heutigen Antworten mit früheren Aussagen übereinstimmen. Vorweg gesagt: Sie stimmen überein.

VERGLEICH DER ZITATE ZUM "BANKKUNDENGEHEIMNIS"

Frühere Bemerkungen Grübels zum Bankgeheimnis finden wir in einer Kolumne vom 20. März 2008 in der *Bilanz*: "Wir respektieren mehr als jedes andere Land die Privatsphäre unserer Bürger. In einer Zeit, in welcher der Bürger in Europa unter dem Deckmantel des Umverteilungssozialismus immer mehr bevormundet wird, wird die Schweiz mit ihrer Direktdemokratie als eines der attraktivsten Länder für Kapitalanlagen und Investitionen gesehen." Ferner fand ich Grübels Stellungnahme zum Bankgeheimnis im Interview aus dem *SonntagsBlick* vom 20. April 2008:

"Das Bankgeheimnis ist nur anstössig, weil es Geheimnis heisst. Natürlich wäre es nachteilig für den Finanzplatz, wenn Kundendaten von ausländischen Regierungen eingesehen werden könnten. Menschen, die Geld haben, wollen sich schützen. Heute gibt es Terrorismus, Entführungen, Erpressungen. In der Schweiz fühlt man sich sicherer. Auch die Rechtssicherheit ist bei uns grösser als in anderen Staaten. Diese Werte können wir nicht leichtfertig hergeben." Im Interview in der *Weltwoche* vom 7. August 2008 konnten wir lesen: "Man muss die Flucht nach vorne ergreifen, deutlich machen, dass wir nicht als Land angesehen werden wollen, in dem Steuerflüchtlinge und Geldwäscher Unterschlupf finden. Wir haben im Gegenteil grosse Fortschritte gemacht. Die Schweiz hat die härtesten Geldwäscherei-Gesetze der Welt." Nun zitiere ich aus einem der jüngsten

Interviews im *TagesAnzeiger* vom 27. Februar 2009 nach seiner Ernennung: Der Journalist geht auf das Stichwort Bankgeheimnis ein: Muss sich die Schweiz bewegen?

Grübel: Natürlich, aber mit allen Dingen, die Geheimnis heissen, muss man ein wenig anpassen. Man kann diese Dinge nicht jeden Tag anpassen, nur weil jemand da draussen schreit, er habe ein Begehren. Das Bankgeheimnis wird angegriffen, weil es so viel Erfolg hatte, weil Millionen von Ausländern ihr Geld in die Schweiz gebracht haben. Zur Debatte über den Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug: Wir haben es in den letzten Jahrzehnten nicht verstanden, dies dem Ausland gegenüber zu erklären. Ich glaube, wir müssen jetzt Klarheit schaffen, was unter dem Bankgeheimnis wirklich geschützt werden soll. Es hat 75 Jahre überlebt. Ich glaube, es wird auch die nächsten 75 Jahre überleben. Aber es wird sich den Marktverhältnissen anpassen.

AUS DER NZZ AM SONNTAG, 1. MÄRZ 2009

NZZ: Muss man das Bankgeheimnis neuen Gegebenheiten anpassen?

Grübel: Ja, aber das haben wir im Laufe der Jahre immer wieder machen müssen. Es ist fraglich, ob das Bankgeheimnis auch in Zukunft Steuerhinterzieher schützen kann. In einer solchen Krise ist es nicht erstaunlich, dass alle Staaten sehr sensitiv auf Steuerhinterziehung reagieren. Und dass das Recht des Stärkeren gilt.

KOMMENTAR

Oswald Grübel widerspricht bei der Thematik Bankgeheimnis im Grundsatz nicht. Er modifiziert lediglich seine bisherige Meinung. Er signalisiert Flexibilität hinsichtlich weiterer Anpassungen an die neue Situation. Konkret auf diese Anpassung angesprochen, erfahren wir am 27. Februar in einem vorab veröffentlichten Interview von Grübel in der Zeitung *Finanz und Wirtschaft*, das Bankgeheimnis müsse angepasst werden, damit die Schweiz nicht unter zu grossen politischen Druck gerate und das Bankgeheimnis am Ende ganz verliere. Auf die Frage, welche Anpassungen nötig seien, macht der UBS-CEO in zwei verschiedenen Interviews die gleiche Aussage:

"Es ist fraglich, ob wir weiterhin unter dem Bankgeheimnis Steuerhinterzieher verstecken können." In allen Interviews setzt sich Grübel beim Thema Bankgeheimnis für eine offensive Haltung des Bundes ein, weil die Schweiz nichts zu verbergen habe.

VERGLEICH DER ZITATE ZUR "BONUS-UND-MALUS"-THEMATIK

Was sagte Oswald Grübel früher zur Boni-Debatte?

Das ganze System ist kurzfristig. Im Investmentbanking sind die Angestellten am Umsatz beteiligt statt am Gewinn. Sie erhalten im Schnitt 50 Prozent der Einnahmen. Dieses System ist überholt und wird nicht überleben.

Quelle: Interview im SonntagsBlick, 20. April 2008

Sie stellen es dar, als hätten die hohen Bezahlungen etwas damit zu tun, dass es diese Krise gibt. Das würde ich nicht so sagen. Die falschen Anreize durch Boni sind nur ein kleiner Teil des Problems.

Quelle: SF-Dokumentarfilm "Geld, Gier und Grössenwahn", 11. Dezember 2008.

Das Bankgeschäft wird sich grundlegend ändern, auch durch die Forderungen der Regierungen nach VR-Einsatz und Mitspracherecht bei der Entlohnung. Das Volk jubelt, aufgepeitscht durch die Boulevardmedien, dass es überbezahlten Bankern an den Kragen geht. Man muss allerdings in aller Fairness sagen, dass die Banker sich das selbst eingebrockt haben. Die Misere fing an, als sich die Banken untereinander nicht mehr vertrauten.

Quelle: Kolumne in der Bilanz, 24. Oktober 2008.

UND WAS SAGT ER HEUTE ZU DIESER THEMATIK?

In der NZZ am Sonntag vom 1. März 2009 lesen wir nun im Interview mit Grübel:

NZZ am Sonntag: Sie haben vor Kurzem öffentlich das neue Lohnsystem der UBS, ein Bonus-Malus-System, kritisiert. Wie sehen Sie das heute, als neuer UBS-Chef?

Grübel: Ein Bonus-Malus-System macht es mir halt schwieriger, Spitzenleuten genau zu sagen, wie viel sie verdienen werden, weil sie den möglichen Bonus erst in drei bis fünf Jahren erhalten. Das Perverse an den Banker-Boni ist

INSERTAT 1/8 QUER RA

doch, dass sie am Brutto- und nicht am Netto-Einkommen bemessen sind. Ja, dieses Modell ist falsch. Ich habe diese Entwicklung, die von Amerika kam, immer kritisiert. Die Aktionäre hätten sicher nichts dagegen, wenn ein Teil des Netto-Gewinns als Bonus ausbezahlt würde. Wir hätten nie so grosse Probleme bekommen, wenn die Gesamtbank einen Gewinn machen muss, damit Boni bezahlt werden.

KOMMENTAR

Auch bei dieser Frage widerspricht sich Grübel nicht. Er sagte schon früher, dieses System sei überholt und werde nicht überleben. Heute schlägt der UBS-Chef nun eine neue konkrete Änderung vor: Die Boni müssten nicht am Brutto-, sondern am Netto-Gewinn bemessen werden. So wäre es denkbar, dass ein Teil des Netto-Gewinns als Boni ausgezahlt würde. Vergleich der Zitate zur "Verkleinerung der UBS" (Aufteilung in Tochtergesellschaften): Ich habe zum aktuellen Vorschlag "Bildung von Tochtergesellschaften" von Oswald Grübel in alten Interviews keine direkten Antworten gefunden. Er äusserte sich nur zur Globalisierung des Bankwesens und wünschte die Konzentration auf lokale Märkte. Damit meint er aber keine eigentliche Aufspaltung der Grossbank.

Ich zitiere:

Wir werden in Zukunft sicher ein gesünderes Bankensystem haben. Es wird nicht mehr diese enormen Kreditvergaben geben, bei denen es praktisch kein Limit gibt. Und es wird eine Abwendung vom globalen Bankengeschäft geben, auf eine Konzentration der lokalen Märkte hin. Dadurch wird die Globalisierung, welche unserer Wirtschaft ein enormes Wachstum brachte, gestoppt, und sie wird zurückgehen.

Quelle: Interview in der Weltwoche, 2. Oktober 2008.

Im Februar 2009 nimmt nun Grübel erstmals konkret Stellung zur Idee Bildung von Tochtergesellschaften.

NEUES INTERVIEW SF

(zitiert aus *Tagli-Interview vom 27. Februar 2009*)

Frage: Am 9. März kommt der heisse Vorstoss in den Nationalrat. Die Zustimmung ist in der Sondersession zur UBS-Krise bei diesen Mehrheitsverhältnissen praktisch sicher. Und was lässt der neue starke Mann der UBS am gleichen Tag in einem *Tages-Anzeiger*-Interview verlauten?

Oswald Grübel: Die Idee einer Holding etwa, in der man Teile, die einem nicht passen, pleitegehen lassen könnte – das sind Hirngespinnste, die sehr weit von der wirtschaftlichen Realität entfernt sind.

INTERVIEW IM SONNTAGSBlick 1. März 2009

SoBl: Christoph Blocher will mit Unterstützung der Linken die UBS in Einzelteile zerlegen.

Oswald Grübel: Blochers Plan wird zwar von den Linken unterstützt, aber in den Details werden sich die beiden Lager nie einig werden. Ich stimme damit überein, dass es keine Bank mit dem Anhängsel "too big to fail" geben sollte – die also zu gross ist, als dass man sie untergehen lassen könnte. Das hätten wir von Anfang an verhindern müssen.

KOMMENTAR

Die jüngste Bemerkung steht nicht im Gegensatz zu Grübels Idee der Konzentration

auf lokale Märkte. Immerhin ist er mit dem Grundsatz einverstanden: Keine Bank darf so gross sein, dass man sie nicht mehr fallen lassen kann.

Grübel lehnt immer eine Aufspaltung ab

Dabei erfahren wir nicht, wie er diesen gordischen Knoten lösen will: Die Grossbank beizubehalten – und sie dennoch so zu verkleinern, damit man sie fallen lassen kann, aber ohne die Bank aufzuteilen.

FAZIT

Es ist nicht selbstverständlich, dass ein Banker noch weiss, was er früher in der Öffentlichkeit gesagt hat. Entweder hat jemand – der synchrone Äusserungen von sich gibt – ein gutes Langzeitgedächtnis, oder er ist stringent im Denken. Wenn er nämlich immer das sagt, was er meint, muss er keine Angst haben, sich zu widersprechen. Wenn Grübel in seiner *Bilanz*-Kolumne Mitte letzten Jahres geschrieben hatte: "In unserer Welt regiert das Geld und nicht die Ethik", so zeigt dies, wie Oswald Grübel denkt. Weil seine frühere Aussage zeitlos ist, kann sie immer wieder abgerufen werden. Für mich beschreibt der UBS-Chef in diesem Ausspruch eine zeitlose Wahrheit. Niemand könnte behaupten, dass die Ethik bei Geldgeschäften eine übergeordnete Rolle spielt. **Übrigens:** Sehr gute negative Beispiele für fehlendes Langzeitgedächtnis finden wir unter den benachbarten "Kavalleristen". So vertritt ein Politiker, Horst Seehofer, in kurzem Wechsel jeden Standpunkt, seine Kanzlerin, Frau Merkel keinen. Oder: Wenn, dann erst "hinterher". ■

INSERAT 1/3 QUER RA

XXXX

235 X 100

AUCH ÄRZTE MÜSSEN MEDIENTAUGLICH SEIN

Horrorsturz: Der Horrorsturz des Schweizer Skirennfahrers Daniel Albrecht auf der legendären Kitzbüheler Streif-Abfahrt schockierte nicht nur Sportinteressierte. Doch dies ist nur eine Seite: Rhetorikexperte Marcus Knill hat das Kommunikationsverhalten der behandelnden Ärzte analysiert und kam dabei zu einem äusserst positiven Befund.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Schweizer Illustrierte**

Gasteiger, 21, waren als Erste beim Verunfallten. «Er war nicht ansprechbar, aber wir haben sofort gecheckt, wies um ihn steht. Immerhin hat er tief geatmet, sodass wir ihm

selbst als Neuling reagiert man da instinktiv richtig. Und später freute sich Gasteiger sogar: «Ich hab heute Geburtstag. Mein schönstes Geschenk ist, dass Dani lebt!» JM

Stunde am Nachmittag und am Abend, können sie ihn auf der Intensivstation besuchen. «Es dürfen höchstens zwei Personen gleichzeitig zu ihm ans Bett», sagt Martin Albrecht. Dani selber merkt nichts davon, er ist mit Medikamenten in einen künstlichen Tiefschlaf versetzt worden. Bei allfälligen Problemen schlägt eine implantierte Hirndrucksonde Alarm.

Donnerstag letzter Woche. Im Training zur Abfahrt von Kitzbühel ist Dani Albrecht ganz stark unterwegs. Sein Vorsprung kurz vor dem Ziel beträgt eineinhalb Sekunden. «Er fuhr wie auf Schienen», sagt sein Vater, der sich das Training zu Hause in Fiesch im Fernsehen anschaut. In Kitzbühel schreit der Speaker im Zielraum bereits euphorisch «Eine Traumfahrt!» ins Mikrofon. Dann gerät Albrecht beim Zielsprung in Rücklage. Mit 138,2 km/h hebt er unkontrolliert ab. Hilflos mit den Armen rudern fliegt er 70 Meter weit, prallt mit dem



Norbert Mutz
Leiter Intensivstation



Renate Larndorfer
Unfallchirurgin



Wolfgang Koller
Chirurg Intensivstation



Richard Bauer
Neurologe

«Es grenzt an ein Wunder, dass Dani Albrecht keine Schäden an der Wirbelsäule hat»

DR. RENATE LARNDORFER, UNFALLCHIRURGIN

Die guten Menschen von Innsbruck (Ausschnitt aus der *Schweizer Illustrierten*).

Der schwere Sturz des Schweizer Skirennfahrers Daniel Albrecht, der im Spital in Inns-

bruck in einen künstlichen Tiefschlaf versetzt wurde, führte zu einem enormen Medienwirbel. Die Öffentlichkeit sollte ständig über den Zustand des verletzten Weltmeisters orientiert sein. In solchen Situationen zeigt sich,

dass Medienkompetenz nicht in fünf Minuten erworben werden kann. Auch Ärzte müssen auf derartige überraschende Auftritte vorbereitet sein. Die ersten Informationen der drei Ärzte aus der Universitätsklinik für Allgemeine und

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Chirurgische Intensivmedizin zeigten die Unterschiede ihrer medienrhetorischen Kompetenz vor Mikrofon und Kamera.

DER ERSTE MEDIENAUFTRITT

Ich analysierte die ersten Auftritte von Richard Bauer (Neurochirurg), Norbert Mutz (Leiter der Intensivmedizin) und Wolfgang Koller (Stellvertretender Direktor).

Richard Bauer konnte mit der Visualisierung des Hirndruckmessers punkten. Die Erläuterung, wie die Sonde mit dem Drucksensor eingesetzt wird, war verständlich. Leider wurden dabei zu viele Fremdwörter verwendet. Das Fernsehpublikum kennt den Fachjargon nicht. Bei Medienauftritten muss ein Arzt wie bei einer Party für Otto Normalverbraucher einen komplizierten Sachverhalt erläutern können, ohne die Aussage zu erschweren oder

stören. Norbert Mutz könnte auch Aussagen wie "... Möglichkeiten durchaus ein bisschen optimistisch zu sein, ohne dies verschreien zu müssen" vereinfachen und konkretisieren. Herr Mutz hat dennoch inhaltlich fehlerlos vorgetragen und konnte seine Botschaft gut platzieren. Wolfgang Koller überzeugte, indem er glaubwürdig, ruhig und verständlich den Sachverhalt des künstlichen Komas erklärte. Er verstieg sich nicht in Mutmassungen oder Prognosen, sondern hielt sich an Fakten. Seine Gedanken waren dank der Pausentechnik gut portioniert. Gestik, Mimik, Stimme stimmten mit dem Inhalt überein. Der Vergleich mit einem Lichtschalter war ein passender Verständlichkeitshelfer.

("Wenn jemand aus dem Koma geholt wird, kann nicht einfach nur ein Lichtschalter betätigt werden.")

fahrer befindet: Er sei in stabilem Zustand und befinde sich in einer Behandlungskette. Koller erkannte, dass die Journalistin eine Prognose wünschte und ihm eine Antwort zur Gefährlichkeit der Verletzung entlocken wollte. Die Prognose wäre ein gravierender Fehler gewesen. In Krisensituationen ist es wichtig, keine Vermutungen zu äussern. Koller kannte die Gefahr der vorschnellen Prognose und betonte, dass in der jetzigen Situation noch mit allen Möglichkeiten zu rechnen sei. Man müsse warten. Für das Publikum war in diesem Interview die Klärung der Begriffe "unmittelbare und mittelbare Lebensgefahr" hilfreich. Man erfuhr, dass jeder Patient auf der Intensivstation sich in einer mittelbaren Lebensgefahr befindet und dass in dieser Situation Komplikationen immer möglich sind. In Medienseminaren übt man in erster Linie Interviews mit einem Partner. In diesem Interview sprach der Befragte alleine vor einer Kamera. Solche Situationen sind selten, aber anspruchsvoll. Sie können in Krisensituationen und bei internationalen Übertragungen vorkommen. Interviews ohne leibhaftigen Partner müssen aber geübt werden. Der leitende Arzt hat diese schwierige Situation – ohne Gegenüber – gut gemeistert. Der Dialog mit einer Kamera ist schwierig, weil ein technisches Gerät keine Reaktionen zeigt, der Interviewte hört nur den Ton. Koller meisterte dieses Gespräch trotz fehlenden Blickkontaktes souverän.

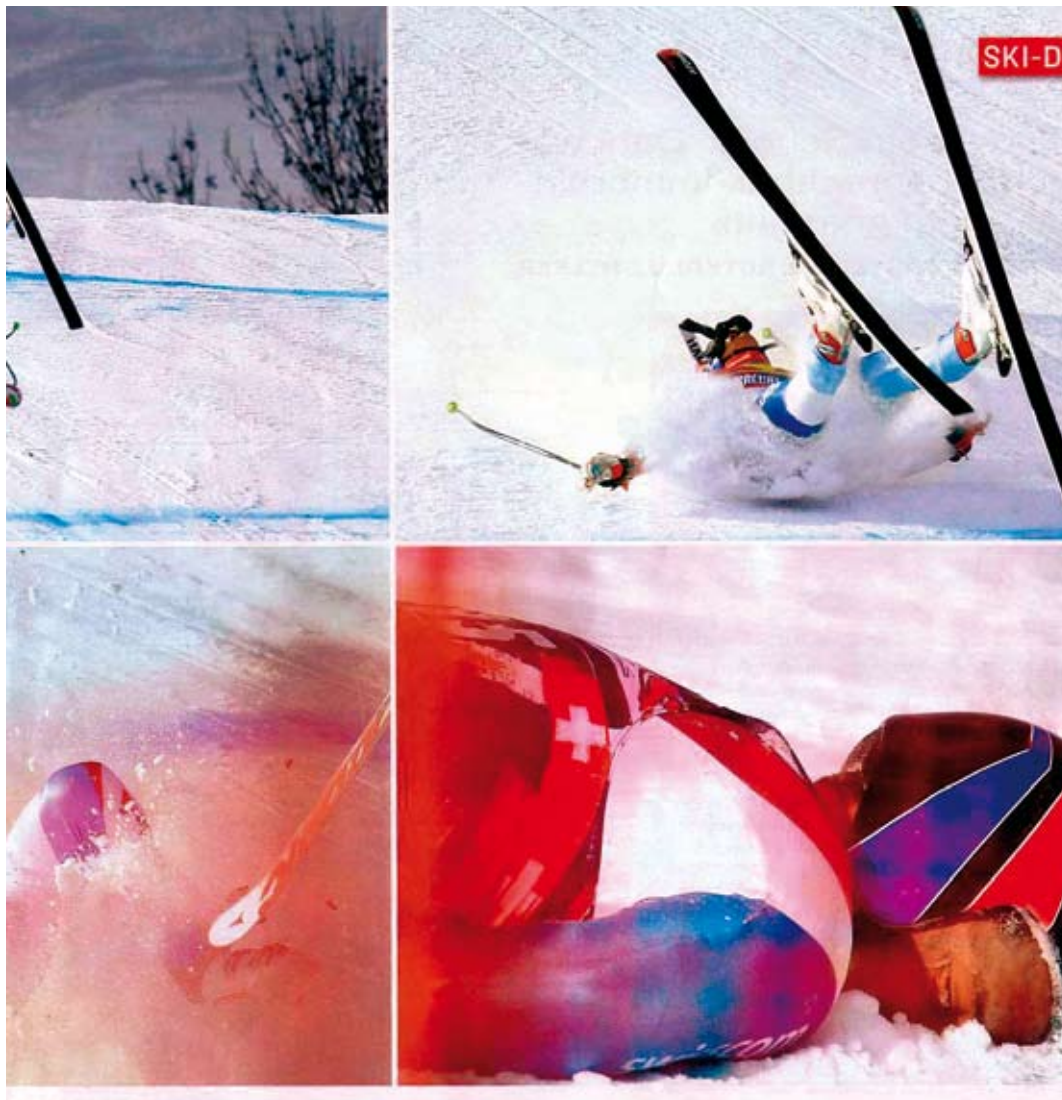
NACHTRAG VOM 25. JANUAR 2009

Interview mit Wolfgang Koller im "Sportpanorama" des Schweizer Fernsehens.

Mit diesem Interview wurde bekannt, dass es in Albrechts Lunge kleine Blutungen gibt. Der Arzt schilderte detailliert die Lage dieser Blutungen, dass sie ernst genommen werden müssen und der Patient im künstlichen Tiefschlag gehalten werden muss, bis das Problem mit den Lungenblutungen gelöst ist. Koller informierte über den Zusammenhang von Gehirn und Lunge. Es leuchtete ein, weshalb man zurzeit nicht operieren konnte und noch abwarten musste. Auch dieser Medienauftritt eines Mediziners darf als vorbildlich bezeichnet werden: Alle Bedingungen waren erfüllt, die von Medienaussagen verlangt werden. Die Struktur stimmte. Die Antworten waren prägnant und verständlich, konkrete Details fehlten nicht.

Kommentar zu einem Interview mit dem behandelnden Arzt Wolfgang Koller in der NZZ am Sonntag vom 1. Februar 2009:

Es wäre lohnend, dieses längere Interview genau zu lesen. Wir könnten das Gespräch nach Formulierungen durchforsten, die vorbildlich



Albrechts Horrorsturz (Ausschnitt aus der Schweizer Illustrierten).

zu verfälschen. Norbert Mutz würde bei einem Debriefing sehen, dass nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Art und Weise des Sprechens eine grosse Bedeutung zukommt. Die Rhythmusstörungen beim Sprechen

Zur Sendung auf ORF 2, vom Freitag, 23. Januar 2009, 17.05 Uhr, "Heute in Österreich". Mit Moderatorin Katharina Kramer:

In diesem Interview gab Wolfgang Koller nur bekannt, in welchem Zustand sich der Ski-

sind, oder nach Antworten, die sich an Fakten halten und auf Spekulationen verzichten. Wenn Ärzte nicht gelernt haben, mediengerecht zu antworten, sprechen sie in der Regel zu lang, zu kompliziert, versteigen sich in Mutmassungen oder retten sich in eine Mini-vorlesung voller fachchinesischer Ausdrücke. Mitunter versuchen sie es mit vagen, diffusen Formulierungen. Wolfgang Koller war jedoch in diesem Interview bei allen Antworten konkret, sprach einfach, verständlich, klar. Er sagte immer nur, was er belegen konnte. Hier einige seiner vorbildlichen Sequenzen:

- Die Verletzungen im Gehirn gehen den normalen Verlauf. Sie waren in den letzten Tagen definitiv kein Problem. Hingegen hat es mit der Lunge Komplikationen gegeben: Wir stellten kleine Blutungen fest, dann kam es rasch zu einer massiven Lungenentzündung, und zuletzt ist die Lunge im Bereich der Blutungen geschrumpft. Das ist nicht unüblich und hat derzeit für uns Priorität.
- Das kann man so nicht sagen. In der Summe hat sich am Risiko nichts geändert. Wir brauchen nach wie vor einen künstlichen Tiefschlaf, aber nicht so sehr wegen der Gehirnverletzung, sondern wegen der Lunge.
- Aber genau wissen wir das nicht.
- Wir wissen jedoch, dass Patienten nach dem künstlichen Tiefschlaf praktisch keine Erinnerungen daran haben. Die meisten erinnern sich an die letzten ein, zwei Tage auf der Intensivstation.
- Meist ist es so, dass in der Rehabilitation gewisse Erinnerungen wieder auftauchen. Das ist wie ein Mosaik, und welche Stücke man findet, ist nicht voraussagbar.

Auf die heikle Frage: Können Sie bereits sagen, wann ...?

Kollers Antwort: “Das ist noch offen. Jetzt müssen wir schauen, wie wir mit diesen Lungenschrumpfungen umgehen.”

Nachdem der Journalist versuchte, Kaffeesatz zu lesen, indem er fragte: Also ist es illusorisch zu glauben, Daniel Albrecht könne bereits in der nächsten Saison wieder Skirennen fahren?

“Spitzensportler haben andere körperliche Voraussetzungen und eine andere Motivation. Unter Umständen kann bereits in der Rehabilitation der Wiederaufbau in Richtung Sport beginnen. Man geht am Anfang durch Depressionen und hat dann wieder übertriebene Hoffnungen. In dieser Phase wird sehr viel mit Psychologen gearbeitet. Wenn dieser

Knackpunkt geschafft ist und der Sportler seine Motivation wieder abrufen kann, ist sehr viel möglich.”

ERKENNTNIS

Die Medien wollen Prognosen, Hypothesen und neue Informationen. Es ist aber die Pflicht von Journalisten – stellvertretend für das Publikum – zu erfahren, wie es mit dem Unfallopfer weitergeht. Das empfinden Ärzte oft als unangenehm. Der Journalist darf spekulieren und kritische Fragen stellen:

- Kann Albrecht wieder Wettkämpfe bestreiten?
- Wie beeinflusst ein künstlicher Tiefschlaf den menschlichen Körper?
- Weshalb wird der Sportler nicht geweckt?
- Wie lange kann ein Mensch ohne gravierende Folgen im Tiefschlaf gehalten werden?
- Hat der Sportler mit langfristigen Schäden zu rechnen (nach dem Schädel-Hirn-Trauma)?
- Weshalb schrumpfte die Lunge?

Wenn sich die Bevölkerung für medizinische Details zu interessieren beginnt – ich erinnere an Zurbriggens Knie vor Jahren oder an das Herz von Bundesrat Merz nach der Einlieferung ins Inselspital –, sind die Medien gezwungen, medizinische Sachverhalte einfach zu erklären. Ärzte sollten auch deshalb fähig sein, komplexe medizinische Sachverhalte verständlich zu erklären, ohne komplexe Inhalte zu verfälschen. Das ist eine Kunst, die gelernt werden kann und im Grunde genommen zur Ausbildung der Mediziner gehören sollte. Wolfgang Koller ist diese Vereinfachung stets gelungen. Die letzte Antwort im Interview finde ich besonders beachtenswert.

Es ist keine billige Airbag-Antwort, die nichts sagt. Den Hinweis auf die besondere Situation bei Spitzensportlern habe ich selbst erlebt. Es handelte sich um einen Sportler, der beim Fallschirmspringen abgestürzt war. Ich erinnere mich noch gut, als damals der behandelnde Arzt vorschnell prognostiziert hatte: “Sie werden nach dieser komplizierten Fraktur nicht mehr springen können! Damit müssen Sie sich leider abfinden.”

Dank eisernen Willens, harten Trainings und grosser Selbstmotivation konnte der Sportler aber bereits nach einem Jahr seine Karriere fortsetzen und die Mutmassung des Arztes Lügen strafen.

Kollers Formulierung: “Wenn ... dann ist alles möglich” ist deshalb keine “Wischiwaschi-Antwort”. Koller kann und darf sich nicht festlegen, weil tatsächlich immer wieder neue Überraschungen auftauchen können.

FAZIT

Die Selbstschutzbehauptung mancher Ärzte, man könne und dürfe komplexe medizinische Zusammenhänge nicht verkürzen oder vereinfachen, mit der Begründung, dies führe zu einer Verfälschung, ist darauf zurückzuführen, dass sie nicht gelernt haben, medizinische Sachverhalte mediengerecht zu vermitteln. Mediziner müssten das “Auftreten vor Mikrofon und Kamera” schon im Studium üben, das würde ihnen auch den Umgang mit Patienten erleichtern. Müssen doch Ärzte komplexes Fachwissen im Alltag ebenfalls adressatengerecht vermitteln können.

Links zur Thematik in rhetorik.ch (Navigation über das Suchfenster).

KRISENKOMMUNIKATION

- Medienauftritt eines Herzspezialisten (“Aktuell” 22. September 2008)
- Vorhang der Verschleierung (“Aktuell” 12. Juni 2005)
- Was heisst transparent informieren? (“Aktuell” 19. Mai 2004)

WOLFGANG KOLLER

Der Österreicher Wolfgang Koller hat ab Mitte der Achtzigerjahre die Traumatologische Intensivstation an der Universitätsklinik Innsbruck aufgebaut, eine von wenigen in Europa, die sich auf Schwerstverletzte mit Mehrfachverletzungen spezialisiert haben. Jeder Patient wird rund um die Uhr überwacht, wobei täglich 2000 bis 5000 Daten gesammelt werden. Die Klinik hat einen hervorragenden Ruf und behandelte immer wieder Prominente. So die Sportler Scott MaCart-

ney, Brian Stemmler (Ski) und Karl Wendlinger (Formel 1), die Präsidenten von Tschechien und der Slowakei, Vaclav Havel und Rudolf Schuster, und den holländischen Schauspieler Johannes Heesters.

Kollers Interviews waren mustergültig. Die Antworten zeigen, dass es auch Ärzten möglich ist, sich mediengerecht auszudrücken, statt unbedachte Mutmassungen oder voreilige Prognosen abzugeben.

WIEDERHOLUNGSTAKTIK ALLEIN REICHT NICHT

Botschaftenmanagement: In der Sendung “Arena” vom 5. Dezember, in welcher die Bundesratswahl das Hauptthema war, erlebten wir bei den Auftritten von CVP-Ständerat Eugen David und bei der SP-Vizepräsidentin Jacqueline Fehr, dass es sich lohnt, immer wieder die gleiche Botschaft in unzähligen Variationen zu wiederholen.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**



Meisterin der Wiederholungstaktik: SP-Vizepräsidentin Jacqueline Fehr.

Wie verkauft man seine Botschaft? Rhetorikexperte Marcus Knill hat für “persönlich” die Arena-Sendung vom 5. Dezember 2008 analysiert. Zur Ausgangslage: Die SVP präsentierte im Vorfeld dem Parlament ein Zweitticket mit den Kandidaten Ueli Maurer und Christoph Blocher. Dieser Vorschlag wurde aber

stark kritisiert, so auch im Tagesanzeiger. Die - damaligen - Vorwürfe:

- 1. Die SVP stelle kein “echtes” Zweitticket auf.**
- 2. Die Skepsis gegenüber Maurer sei unüberwindbar gross.**
- 3. Die SVP müsse bessere Vorschläge machen, Kandidaten aufstellen, die gewählt werden könnten.**
- 4. Die SVP versuche das Parlament zu erpressen.: “Erpressungen gehören nicht zu einer Demokratie”.**

- 5. Das Parlament lasse sich nicht einschüchtern. Das Parlament entscheide – nicht die Partei.**
- 6. Fehr: Ueli Maurer sei vom Volk nie in eine Exekutive gewählt worden (Regierungsrat, Ständerat). Deshalb müsse man jetzt auch auf das Volk hören. Weil das Volk Maurer nicht zum Bundesrat wählen würde, könne man selbst ihn auch nicht wählen.**

Dank dieser Wiederholungstaktik wurden die gezielten Botschaften auch von gewissen

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Printmedien aufgenommen und – dank des Dominoeffektes – zusätzlich wiederholt. Anhand der vorhin erwähnten Arena-Sendung unter dem Titel “Vor dem Wahlkrimi” kann man verschiedene rhetorische Strategien erkennen. Teilnehmer der Sendung waren:

- **Jacqueline Fehr**
(Vizepräsidentin SP, Nationalrätin SP/ZH)
- **Eugen David** (CVP-Ständerat)
- **Adrian Amstutz** (Nationalrat SVP/BE)
- **Urs Allemann** (Historiker, Universität Freiburg)
- **Roger de Weck** (Publizist)
- **Norbert Neinger** (Produzent Teleblocher, Verleger/Chefredaktor Schaffhauser Nachrichten)

und Moderator: **Reto Brennwald**

Worum ging es in der Sendung? Der Widerstand gegen Ueli Maurer als Bundesrat wächst. Die einen wollen, dass die SVP im Bundesrat wieder vertreten ist, andere glauben nicht, dass Maurer ein Bundesrat für das ganze Land sein kann. Folgende Fragen wurden diskutiert: Akzeptiert das Parlament die Nummer zwei der SVP, oder wird die Konkordanz in Frage gestellt? Welches sind die Strategien der Parteien? Kommt es erneut zu einem Wahlkrimi?

DAVIDS UND FEHRS WIEDERHOLUNGSTAKTIK

Die CVP und SP Vertreter gehen davon aus: Maurer wird und darf nicht gewählt werden! Während der Sendung sagte David (CVP/SG) – auch ein Gegner der SVP Hardliner – es sei “kein Schaden, wenn weder Maurer noch Blocher” in den Bundesrat gewählt würde. “Im Gegenteil, es wäre ein Plus für die Schweiz, wenn man jemand Besseres wählen könnte”. In der CVP sei die Skepsis gegenüber Maurer gross. David: “Der Sitzanspruch der SVP besteht für mich nur, bis ein SVP-Kandidat die Wahl nicht annimmt.” Sollte dies geschehen, verfallt der Anspruch auf den Sitz.

Jacqueline Fehr (SP/ZH) fand: “Wenn jemand ablehnt, der nicht vorgeschlagen ist, zeigt die SVP, dass sie nicht in den Bundesrat will.” Bei einer Nichtannahme könne es nämlich zu einem Sitzungsunterbruch von bis zu einer Woche kommen. Dann müsste die SVP über die Bücher gehen und dem Parlament neue wählbare - Kandidaten zur Auswahl vorschlagen. Man könnte aber auch andere Parlamentarier wählen.

Adrian Amstutz (SVP) gelang es erstaunlich gut, während der ganzen Sendung - trotz heftigster Angriffe, ruhig und überlegt, seine Botschaften unterzubringen.

Auch er nutzte die Wiederholungstaktik. Für ihn ging es darum, dass man der grössten Partei nicht vorschreiben dürfe, wen sie im Bundesrat haben will. Die beiden Kandidaten

Blocher/Maurer wurden von der Fraktion und der Partei einhellig als valable Kandidaten vorgeschlagen. Er garantierte, dass der ehemalige Parteipräsident Ueli Maurer ein sehr guter Bundesrat sein werde und trennen könne zwischen der Rolle als Parteipräsident und der Rolle als Bundesrat. Er versicherte gegen Schluss der Sendung, dass kein NICHT-nominiertes SVP-Mitglied eine Wahl annehmen würde. „Dass so genannte Wilde eine Wahl annehmen würden ist eine kühne Behauptung.“ Den Gegnern gehe es nur darum, eine Person wählen zu können, die ihnen genehm sei. Nachdem es gelungen sei, Blocher in einer fragwürdigen Aktion aus dem Bundesrat zu kippen, werde erneut versucht, mit allen Mitteln zu verhindern, dass die echte SVP Meinung in der Exekutive eingebracht werden könne. Man wolle - wie letztes Jahr - mit einem hinterhältigen Spiel - der SVP einen Kandidaten aufzwingen, der vor allem der SP und CVP ins Konzept passe.

WIEDERHOLUNGSTAKTIK OHNE WIRKUNG

Jacqueline Fehr glaubte vielleicht nach der Sendung, ihre geschickte Wiederholungstaktik habe die Öffentlichkeit überzeugt. Wer die Sendung eingehend analysierte, stellte fest, dass die Vizepräsidentin der SP vor allem im zweiten Teil wesentliche Bonuspunkte verlor. Vor allem, als sie sich militant und ungehalten einmischte und viel zu lange und erregt debattierte, büsste Jacqueline Fehr viel Glaubwürdigkeit ein.

Obschon Adrian Amstutz hart attackiert worden war, stand er souverän über der Sache und verlor nie das Gesicht. Ich bin überzeugt, dass er beim Publikum mit seiner sachlichen Ueberlegenheit recht gut angekommen ist. Reto Brennwald hat nur bei ihm beanstandet, er wiederhole seine Aussagen, obschon er viel weniger penetrant die Kernbotschaften herunterbetet hatte, als seine Kontrahenten Fehr und David.

KEINE STERNSTUNDENRHETORIK

Roger de Weck, ein strukturierter Denker und Analytiker, versuchte - mit bestechend scharfer Logik - die Problematik aus übergeordneter Sicht zu beleuchten. Ich habe seine Voten in Seminaren vorspielen lassen und erfuhr aus den Rückmeldungen: De Wecks wohl formulierte Gedanken und anspruchsvollen Voten wurden von den Teilnehmern schlecht verstanden. Vielleicht lag es daran, dass er für das Arena-Publikum zu flach, zu akademisch, mit wenig Modulation und zu drucklos aufgetreten war. Er sprach wie mit einem Philosophen in der Sendung Sternstunde. Dort ist es gut möglich, Gedanken minutenlang zu vertiefen. De Weck war zudem als Arenateil-

nehmer im zweiten Teil viel zu langfädig. Auch Urs Allemann kam nicht so gut weg. Er wirkte zu professoral.

ÜBERZEUGEN MIT WENIGEN WORTEN

Nachdem die Maurerverhinderer immer wieder den ihnen ihren missliebigen Kandidaten Maurer als Wolf im Schafspelz, als Schauspieler und unglaubwürdigen Schatten Blochers bezeichnet hatten - der genau so wenig wählbar sei, wie sein Uebervater - ergriff der Verleger Norbert Neinger das Wort. Er sprach nicht viel, nicht lang. Dafür treffend und verständlich. Zuerst berichtete er mit wenig Worten einige kolportierte Falschaussagen, wie beispielsweise, dass Blocher „sein Blocher TV“ selbst finanziere. Blocher zahle keinen Rappen davon, berichtete Neinger und machte hernach gelassen und ruhig darauf aufmerksam, dass sich das Parlament gut überlegen müsse, ob es nochmals die SVP in die Opposition treiben wolle, indem man der grössten Partei wiederum in einer undurchsichtigen Aktion - anstatt eines der offiziellen Kandidaten – eine Person aufpfropfe. Jemand, der vor allem den Blochergegnern genehm sei. Dies könnte für die politische Landschaft in unserem Land gravierende Folgen haben und wäre fatal. Dieses Risikos müssten sich alle Akteure der Blocher/Maurer Verhinderung bewusst sein.

FAZIT

Es ist clever, Kernbotschaften in verschiedenen Variationen zu wiederholen. Doch braucht es für Ueberzeugungsprozesse mehr als nur diese Taktik.

Wird die Wiederholungstechnik durchschaut, büsst sie an Wirkung ein.

Ausschlaggebend bleibt die Glaubwürdigkeit von Aussagen.

Zusatzbemerkung: Demokratie bedeutet die Durchsetzung des Willens einer Mehrheit des Volkes. Demokratie ist aber nicht die Durchsetzung von Parteieninteressen mittels Absprachen. Das wäre das Gegenteil des eigentlich Gewollten. Dass es aber trotzdem geschieht und mit Hilfe des Wiederholungstaktik (es bleibt immer etwas hängen) sogar relativ einfach erreicht werden kann, ist, man mag es bedauern, Tatsache. ■

VOM GOLDFISCH-SYNDROM UND VOM RUDEL-JOURNALISMUS

Enttabuisierte Medienlandschaft: Dass sich die Medienlandschaft verändert hat, ist hinlänglich bekannt. Es wird immer mehr personifiziert, emotionalisiert, boulevardisiert, homogenisiert, simplifiziert, skandalisiert, moralisiert und kommerzialisiert. Es herrscht ein unerbittlicher Kampf um die besten Bilder und Einschaltquoten. Dabei kommen die Persönlichkeitsrechte zunehmend unter die Räder. Wie sollen sich betroffene Führungspersönlichkeiten in dieser veränderten Medienlandschaft verhalten?

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **RDB**



Tabubruch oder nicht? Finanzminister Merz wird nach seinem Herzstillstand ins Berner Inselspital geflogen.

In der zweiten Medienkonferenz anlässlich des Rücktritts von Samuel Schmid als Bundesrat bekam dieser vor laufender Kamera plötzlich Nasenbluten. Der Verteidigungsminister rief den Journalisten zu: "Bitte nicht fotografieren". Doch die Kameras wurden nicht abgestellt, die Bilder waren im Schweizer Fernsehen wie auch im *Blick* zu sehen. Schmid wendete sich nach dem Zwischenfall sofort ab, verliess das Podium und schob sinnvollerweise eine Pause ein. Dieses Verhalten war richtig. Bei einer Live-Übertragung war

die Aufnahme dieser Sequenz unvermeidlich. In der "Tagesschau" hätte man dann jedoch andere Bilder zeigen können.

Als Bundesrat Merz nach seinem Herzstillstand auf der Bahre vom Helikopter ins Spital in Bern überführt wurde, kam es bei einigen Medien zu Bildern vom Spitalgelände, welche eindeutig ethische Grundsätze missachteten. Der Magistrat war den Bilderjägern hilflos ausgeliefert.

Da der Konkurrenzkampf immer mehr dazu führt, dass alle Medien bei aktuellen Geschichten einander nachfolgen, sprach Merz treffend von einem Goldfisch-Syndrom, man könnte das Nachahmungsverhalten auch als Homogenisierung bezeichnen. Als Folge dieser

gemeinsamen Jagd nach exklusiven Geschichten hat der Erfolgsdruck enorm zugenommen. Wir müssen uns deshalb immer mehr mit ethischen Fragen und den Grenzbereichen der Persönlichkeitsverletzung befassen. Politiker und Führungspersönlichkeiten sind gefordert, sich mit der neuen Situation auseinanderzusetzen und der Frage nachzugehen: Gibt es gegenüber dem Meute-Journalismus taugliche Verhaltensmassregeln, die es erlauben, trotz unerfreulicher Nebenerscheinungen im Umgang mit Medien zu bestehen?

MEDIENSCHELTE ALLEIN GREIFT ZU KURZ

Nach dem Rücktritt von Bundesrat Schmid gerieten die Medien in die Kritik. Doris

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Leuthard verlangte, Verleger, Chefredaktoren und Presserat müssten sich zusammensetzen und die Lage in einem Krisengipfel analysieren. Harte Kritik war auch vom Pressesprecher des Bundesrates, Oswald Sigg, zu hören. Für ihn müssten die Medien zwei Worte aus der Abschiedsrede Samuel Schmidts ernst nehmen: "Demut und Bescheidenheit". Urs Altermatt, Professor für Zeitgeschichte, findet: "Samuel Schmid ist in einem gewissen Sinne Opfer einer Medienkampagne – einer unkoordinierten, fast chaotischen Kampagne – geworden, die noch keine Verschwörungszüge trägt."

Soziologe Kurt Imhof wirft den Journalisten Rudelverhalten, sogar Dummheit vor. Er empfiehlt, ein Observatorium der öffentlichen Kommunikation zu gründen, das die Medienberichterstattungen kritisch begleiten müsste.

Ich teile die Meinung, dass sich das Klima in der Medienlandschaft verschärft hat und Führungskräfte unverhofft einer Medienmeute ausgeliefert sein können.

Chefredaktoren und Verleger wehrten sich in der Wochenendzeitung *Sonntag* vom 16. November gegen jegliche pauschale Kritik. Die These Imhofs lautet, alle Medien würden heute die gleiche Meinung vertreten, von den Gratis- und Boulevardblättern, Qualitätszeitungen bis hin zu Radio und Fernsehen, gekoppelt mit Behauptungen wie, es fehle heute an publizistischer Vielfalt. Alle würden voneinander abschreiben und wie Lemminge hintereinander herlaufen (der Rudel-Journalismus könne in vielen konkreten Fällen nachgewiesen werden). Diese verallgemeinernde These befremdete die meisten Verleger und Chefredaktoren. Für sie gibt es nicht die Medien an sich. Auch heute gebe es immer noch verschiedene Medien mit intelligenten Journalisten. Von Lynchjustiz könne keine Rede sein.

Ich finde, Pauschalurteile bringen wenig. Es geht mir jedoch darum, die ethischen Grenzen unter den neuen Gegebenheiten in der

veränderten Medienlandschaft bewusster zu machen. Jahrzehntlang paktierten die Spitzenpolitiker mit den Medien und nutzten diese Symbiose. Diese Zeiten scheinen vorbei zu sein. Politiker frohlockten beispielsweise schadenfroh, wenn ihr politischer Gegner von den Medien verteufelt wurde. Richtete sich die Kritik aber gegen das eigene Lager, sprachen sie von Verketzungen und Verteufelungen. Ich entsinne mich noch gut, wie in den 68er-Jahren die Medien als einseitig und links bezeichnet wurden und armeekritische Beiträge oder Reportagen von 1.-Mai-Krawallen zu zahlreichen Beschwerden geführt hatten. Damals wurden Aufnahmen beanstandet, die verletzte Demonstranten zeigten und Mitleid weckten, hingegen wurden Bilder von verletzten Polizisten nur verbal erwähnt. Später wurde dann das Fernsehen kritisiert, weil es angeblich zu bürgerlich, zu gouvernemental, zu wenig kritisch sei und gewisse Parteien und Gruppierungen schone. Die Auseinandersetzungen um Objektivität machten bewusst, dass es sehr schwer ist, Vorkommnisse sachgerecht und ausgewogen darzustellen. Eine absolute Objektivität gibt es wohl nie. Wir müssen davon ausgehen, dass jeder Medienmacher seine persönliche Meinung hat und es allen Menschen schwerfällt, eigene persönliche Präferenzen zurückzustellen.

Andererseits dürfen Medien meiner Meinung nach Institutionen, Parteien, auch den Bundesrat, kritisieren (Medien haben in Demokratien eine wichtige Kontrollfunktion). Aufschlussreich ist die Beurteilung der Situation durch Peter Studer (ehemaliger Präsident des Schweizerischen Presserates) in *Sonntag* Nr. 47. Er verweist auf den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, der die Medien als "Wachhund der Demokratie" bezeichnet. Heute werde immer mehr auf Personen gespielt, findet Studer, und Journalisten seien leider oft keine Wachhunde mehr, sondern vielmehr Wadenbeisser. Andererseits sind die

Medien auch auf Informationen von Personen der Öffentlichkeit (Politiker, Manager usw.) angewiesen. Denn Medien verkaufen immer Geschichten, Personen und Nachrichten. Ich habe noch nie die Zusammenarbeit mit den Medien als herzliche Freundschaftsbeziehung bezeichnet, sie ist aus meiner Sicht ein Geben und Nehmen, wie es zwischen Verhandlungspartnern üblich ist. Beide Seiten können gewinnen oder verlieren. Ohne Medien werden Politiker zu Unpersonen, und ihre Botschaften werden nicht mehr verbreitet. Die Medien benötigen Prominente, um sie den Lesern verkaufen zu können. Jede Seite ist auf die Gegenseite angewiesen, obschon es kein Politiker gern hat, wenn er kritisiert wird. Es gibt nur dann Probleme, wenn gewisse Regeln der Ethik missachtet werden. Betroffene sollten nie schweigen, wenn Journalisten gegen diese Grundregeln verstossen. Die Kontrolleure (Medien als vierte Gewalt?) müssen sich in Demokratien gefallen lassen, dass man auch sie einer Kontrolle unterzieht.

NEUE VERHALTENSUSTER

Wie kann sich nun Otto Normalverbraucher in der veränderten Medienlandschaft verhalten? Dies ist die Frage, die ich nachfolgend für alle jene Akteure zu beantworten versuche, die mit Medien zusammenarbeiten müssen. Hier einige Tipps für den Umgang mit Journalisten und Medien im Zeitalter des Rudel-Journalismus.

1. Ich muss wissen, wie die Journalisten arbeiten, und mich schlau machen, wie die Medien ticken (es gibt entsprechende Weiterbildungsangebote). Medien wollen Geschichten und verkaufen diese Geschichten, möglichst Primeurs.
2. Weil Medien schnell arbeiten, muss ich mich antizyklisch verhalten und das Tempo "entschleunigen".

INSERAT 1/4 QUER RA
WERBEKÖNIG
235 X 80

3. Ruft ein Journalist an, muss ich mich antizyklisch verhalten, nach dem Motto: Taxifahrer fahre langsam, es eilt. Seit Jahren lehre ich dies in Medienseminaren und habe vor einigen Tagen selbst erlebt, dass dies leichter doziert als konsequent durchgesetzt wird. Ein *Blick*-Journalist rief mich nach einem "10 vor 10"-Auftritt des Bundesratskandidaten Christoph Blocher an und wollte, wissen, was ich dazu sage. Ich war unter Zeitdruck, und er versprach, mich noch vor dem Weggehen zu kontaktieren. Als Gedankenskizze sandte ich dem Journalisten meine Analyse, die ich fürs Internet vorgesehen hatte, und sagte noch am Telefon, ich möchte nicht, dass Christoph Blocher als Messias dargestellt werde. Da ich mit dem Journalisten gute Erfahrung gemacht hatte, überliess ich ihm das Kürzen. Am andern Tag war mein Urteil auf der Titelseite des *Blick*, und meine Aussage wurde sogar als Titelgeschichte publiziert. "Was ist mit Blocher los? Blocher ist wie ein verletztes Tier." Ich hatte nie erwartet, dass meine Analyse so reisserisch aufgemacht würde. Ich erschrak, als ich meinen Namen auf der Titelseite las. Die *Blick*-Geschichte war zwar nicht falsch, aber es fehlten die Grautöne meiner Analyse. Damit erntete ich von den Blocher-Kritikern grosses Lob, und von den Blocher-Fans hagelte es harsche Kritik.

Lehre aus der Geschichte: Es lohnt sich immer, Beiträge gegenzulesen – auch wenn man unter Zeitdruck steht.

4. Etwas vom Wichtigsten: Bei Anfragen Situationen immer genau klären, klären und nochmals klären. Auch das muss gelernt werden. Muss ich den Medien eine Auskunft erteilen: Immer zuerst die W-Formel anwenden:

- Welches Medium?
- Welches Sendegefass?
- Welches Thema?
- Wer wirkt sonst noch mit?

- Wie wird das Gespräch eingebettet? Was kommt vorher? Was nachher?
- Welche Sendezeit?
- Welche Fragen?
- Welche Startfrage? Man muss auch mit unerwarteten Startfragen rechnen.
- Wird live gesendet, oder wird das Gespräch aufgezeichnet?
- Was wird gekürzt?
- Wie lange dauert die Sendung?
- Wo und vor welchem Hintergrund wird die Sendung aufgenommen?
- Wie kann ich das Interview nochmals hören?
- Welcher Teil wird auf alle Fälle gesendet?

Journalisten stehen unter Zeitdruck und schätzen solche Klärungsfragen nicht besonders. Bleiben Sie trotzdem hartnäckig. Es lohnt sich!

Es erstaunt immer wieder, dass die wenigsten die möglichen Fragen vorher überlegt haben. Antizipieren heisst, sich zu fragen: Was sage ich, wenn ...?

5. So wie sich der Journalist über uns erkundigt und so viel wie möglich über uns oder unsere Institution recherchiert, sollten wir uns auch über das Medium und den Journalisten informieren. Wie geht er die Themen an? Welche Explorationstechniken wendet er an? Bundesrat Blocher ist bei Emil Lehmann im Radio DRS 1 in eine Argumentationsfalle geraten, weil er sich mit Lehmanns Taktik nicht auseinandergesetzt hatte. Lehmann begann das Gespräch sehr nett und verständnisvoll. Er fragte, warum die Medien den Satz gar nicht gehört hatten, dass Blocher auch bereit sei, mit einer Zweierkandidatur anzutreten. Christoph Blocher fühlte sich wohl und merkte nicht, dass er mit der bestätigten Aussage, er könne auch eine Zweierkandidatur akzeptieren, dem Journalisten einen Steilpass zu-

spielte. So kam er ins Schleudern. Er wurde nervös, immer schneller und lauter, als Emil Lehmann extrapolierte: "Mit dem Zugeständnis zu einem Zweierticket haben Sie de facto den Rückzug eingeläutet." Es steht nämlich fest, dass Blocher bei einer Zweierkandidatur eine Niederlage bevorsteht. Damit hatte Blocher im Grunde genommen bereits aufgegeben. Hätte er sich über die Gesprächsmethoden Lehmanns vorher ins Bild gesetzt, wäre er nicht gestolpert.

6. Ich darf und muss Spielregeln vereinbaren: Laien geben Auskunft und vergessen vor dem Interview zu sagen, was on – und was off the record gilt. Man vergisst, dies explizit zu vereinbaren. Andererseits empfehle ich, keine Aussagen off the record zumachen, die der Journalist nicht verwenden darf. Diese Informationen sind für ihn oft die spannendsten. Weshalb sollen wir Journalisten unnötigerweise in ein Dilemma bringen?

7. Ich kann vor jeder Antwort gewisse Spielregeln festlegen: Recht auf das eigene Bild, auf die eigene Stimme, muss sie jedoch vor dem Interview vereinbaren.

8. Als bekannte Persönlichkeit lohnt es sich, auf Homestorys zu verzichten und vermehrt Nein zu sagen, selbst wenn man für eine private Story gefragt wird, die auf der Titelseite der Illustrierten Platz finden könnte.

FAZIT

Ein Patentrezept für den Umgang mit Medien in der heutigen Medienlandschaft gibt es nicht. Aber wir sollten immer Privates von Beruflichem trennen und im Zweifel lieber weniger als zu viel sagen. Wobei nicht die Zahl der Wörter, sondern der Inhalt der Aussage gemeint ist. ■

INSERAT 1/4 QUER RA
COVER MEDIA
235 X 80

EVELINE WIDMER-SCHLUMPF'S VERTRAUENSBLDENE ANTWORTEN

Stabilität des Finanzplatzes: Der Bundesrat versprach während der Finanzkrise, alles zu unternehmen, um die Stabilität des Finanzplatzes Schweiz sicherzustellen. Marcus Knill untersucht die Interviews mit Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, die während der krankheitsbedingten Abwesenheit von Finanzminister Hans-Rudolf Merz als stellvertretende Finanzministerin agierte, als noch niemand etwas von der Rettungsaktion für die in Not geratene UBS ahnte.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**



Der Bundesrat versprach während der Finanzkrise, alles zu unternehmen, um die Stabilität des Finanzplatzes Schweiz sicherzustellen. Wir beleuchten die Interviews, die

mit der stellvertretenden Finanzministerin geführt wurden, als noch niemand etwas von der Rettungsaktion für die in Not geratene UBS ahnte.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Quelle: Blick-online

Blick: Ist der Bundesrat vorbereitet, wenn in der Schweiz Ereignisse eintreten, wie wir sie nun zuhauf im Ausland haben? Staatsgarantien, Rettungsaktionen für schlingernde Banken?

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf: "Ja, wir sind auf alles vorbereitet. Das ist unsere Pflicht. Aber wir reden erst über Massnahmen, wenn solche konkret beschlossen werden sollten."

ANALYSE

Die Antworten der Bundesrätin überzeugen, weil Spekulationen fehlen und sie mit den Botschaften konsequent bleibt. Die Aussagen sind eindeutig: JA oder NEIN. "Wir sagen erst etwas, wenn wir etwas beschlossen haben." Kein Lavieren! Die kurzen und unmissverständlichen Aussagen sind glaubwürdig. Die Journalisten versuchten der Magistratin zu entlocken, welche Szenarien der Bundesrat durchdacht hatte oder welche Massnahmen geplant seien. Vorbildlich, wie standfest und konsequent die stellvertretende Finanzministerin antwortet.

SEQUENZ

Trotzdem: Selbst Hochschulprofessoren kritisieren, dass der Bundesrat zu wenig vertrauensbildende Signale aussendet...

“Nochmals: Der Bundesrat hat verschiedene Szenarien ausgearbeitet und ist jederzeit in der Lage, die geeigneten Massnahmen zu treffen, so solche notwendig sein sollten. Aber es macht keinen Sinn zu sagen: Wenn das geschieht, machen wir das, und falls dieser Fall eintritt, handeln wir so.”

Weshalb nicht?

“Wir würden auf diese Weise die Verunsicherung wohl nur noch verstärken. Unsere Philosophie ist eine ganz andere: Wir machen politische Aussagen über konkrete Massnahmen erst, wenn diese notwendig und beschlossen sind. Meines Erachtens dient der vom Bundesrat eingeschlagene Weg der Vertrauensbildung.”

Eine leise Kritik an ausländischen Politikern?

“Möglicherweise sind wir etwas besser vorbereitet als andere Länder.”

Doch noch konkreter: Wenn eine Schweizer Bank ins Schlingern gerät ...

“Der Bundesrat wird alles unternehmen, damit die Stabilität des Schweizer Finanzplatzes insgesamt sichergestellt werden kann.”

Verbesserung des Anlegerschutzes?

“Ich werde sehr bald etwas Konkretes dazu sagen können. Wir arbeiten daran.”

Weshalb gehen Sie am Wochenende nicht zur Weltbank-Tagung nach Washington?

“Frau Leuthard und ich haben vereinbart, dass sie in die USA reist. Uns ist wichtig, dass ich in diesen Tagen in der Schweiz bleibe. Für mich ist ausschlaggebend, dass ich weiterhin direkten Kontakt mit Vertretern der Eidgenössischen Bankenkommission und der Schweizerischen Nationalbank habe, um die tägliche Lageanalyse an den Finanzmärkten vorzunehmen.”

Haben Sie Kontakt mit Ihrem Kollegen Hans-Rudolf Merz?

“Ja, wir haben telefoniert. Ich habe ihn über die grösseren Geschäfte informiert.”

Wie wirkte er auf Sie?

“Sehr munter, sehr präsent. Das ist für mich, wie für alle, eine grosse Erleichterung.”

ANALYSE

Das Nachhaken der Journalisten bringt nichts. Widmer-Schlumpf wiederholt, dass sie nicht mehr sagen werde, und begründet diese Zurückhaltung mit dem einleuchtenden Argument, mit der Offenlegung der Massnahmemöglichkeiten würde die Verunsicherung nur verstärkt. Die Strategie, erst zu informieren, wenn etwas beschlossen ist, zieht sie durch und strahlt dadurch Sicherheit aus. Die Antworten sind vertrauensbildend. Auf die Frage, ob sie damit andere Staaten kritisiere, antwortet Eveline Widmer-Schlumpf geschickt: “Möglicherweise sind wir besser vorbereitet.” Mit dieser Möglichkeitsform lässt sie es offen, ob es so ist, aber durchblicken, dass die Schweiz gut vorbereitet ist.

Die Frage nach der Bank, die eventuell in Not gerate, hat etwas Hellscheherisches: Kurz darauf ist nachher die UBS ins Schlingern geraten. Auch die Antwort ist kurz und bündig:

Der Bundesrat wird alles unternehmen, damit die Stabilität des Finanzplatzes Schweiz sichergestellt werden kann. Heute sehen wir, dass die Bundesrätin durch ihre Zurückhaltung nichts Falsches versprochen hatte. Die Eindeutigkeit und der Verzicht auf Prognosen lohnte sich. Bundesrätin Widmer-Schlumpf weiss, dass man in Krisen nicht verreisen darf, der Kapitän gehört in Krisensituationen an Deck. Mit dem Verzicht auf eine geplante Reise war sie gut beraten. Bei der überraschenden Zuspitzung der Finanzkrise der UBS bewährten sich ihre Kontakte zu der Eidgenössischen Bankenkommission und der Schweizerischen Nationalbank, die neue Bundesrätin erwies sich als krisentauglich.

INSERAT 1/4 QUER RA
WERBEKÖNIG
235 X 80

Tagi online kündigte kurz nach diesem Interview dunkle Wolken am Horizont an:

“Grösster Kursabsturz seit 17 Jahren”, lautete der Titel. Die Schweizer Börse hat die schwärzeste Woche seit Langem hinter sich. Der SMI sackte um 7,79 Prozent auf einen Schlussstand von 5347 Punkten ab. Der Dow Jones befindet sich auf Berg-und-Tal-Fahrt. Auch im Interview vom 10. Oktober 2008 gelang es Eveline Widmer-Schlumpf, in der Krisensituation vertrauensbildende Worte zu finden.

– Der Bund wolle die Einlagesicherung verstärken (offen sei nur noch die Höhe dieses Schutzes – die EU habe sich für 80 000 Fr entschieden).

– Offen sei, welche Guthaben es betreffe. Die Bundesrätin wiederholte die Kernaussage, die sie in allen Interviews gemacht hatte: Der Bundesrat werde erst dann kommunizieren, wenn es etwas zu kommunizieren gebe. Nur weil andere Staaten dies praktizierten, müsse die Schweiz ihre geplante Massnahmen nicht schon vorzeitig bekannt geben.

Sie schloss aber nicht aus, dass sich die Krise auch auf die Schweiz auswirken könne.

Widmer-Schlumpfs antizipierte Kernbotschaften, wie:

– Die Kantonalbanken in der Schweiz werden eine stabilisierende Rolle spielen.

– Der Bundesrat hat sich mit allen möglichen Szenarien eingehend auseinandergesetzt. Massnahmen gibt er jedoch erst bekannt, wenn es so weit ist (Wiederholungstaktik).

Leider hielt sich Bundesratskollegin Leuthard nicht an die Sprachregelung des Bundesrates. In den Medien folgten hernach bedrückende Bilder: “Händler an der New Yorker Börse durchleben turbulente Stunden.”

“Weltweite Ausverkaufsstimmung zeichnete sich an den Börsen ab.”

Ich zitiere den *SonntagsBlick*:

“Doris Leuthard verspricht, die Grossbanken im Notfall zu retten.”

ZWISCHENBEMERKUNG

Sie lässt mehr verlauten als Eveline Widmer-Schlumpf und verstösst dadurch gegen die Krisenkommunikationsregel: Alle Regierungsmitglieder müssen sich an die gleiche Sprachregelung halten, die Regierung spricht mit einer Stimme.

Der Bundesrat liess trotz Leuthards Vorpreschen nichts zu den Notfallplänen verlauten, die für den Fall eines Grossbanken-Crashes ausgearbeitet worden waren. Man habe die Lage im Griff, sagte Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf am vergangenen Donnerstag lediglich und blieb weiter zurückhaltender als ihre Kollegin. Gleichentags redete dann wieder Wirtschaftsministerin Doris Leuthard munter drauflos:

“Was wir auf jeden Fall nicht wollen – dass eine Grossbank in eine ernsthafte Krise gerät bis hin zu einem Konkurs”, sagte sie im Radio DRS. “Das würde der Bundesrat mit Sicherheit verhindern.” Diese Aussage sorgte im Finanzdepartement (EFD) für Verärgerung. Umgehend korrigierte man Leuthards Statement: “Der Bundesrat trifft Vorkehrungen, damit die Banken gar nicht erst in eine Lage geraten, in der sie Staatshilfe nötig haben.”

“Leuthard hat sich ungeschickt geäussert und nicht an die Sprachregelung des Bundesrats gehalten”, heisst es im EFD. Sprecherin Tanja Kocher sagt dazu nur: “Ich bin überzeugt, Doris Leuthard ist auf der Linie des Bundesrats.”

Auch Widmer-Schlumpf soll über Leuthard “not amused” gewesen sein. Aus ihrem Umfeld hiess es, Leuthards Statement entspreche nicht den realen Möglichkeiten. Nähme man sie beim Wort, müsste der Schweizer Staat mit einem Bruttoinlandprodukt von 510 Milliarden Franken im Falle eines UBS-Crashes eine Bank mit einer Bilanzsumme von 2000 Milliarden retten – ein Ding der Unmöglichkeit.

Auch SVP-Finanzexperte Hans Kaufmann schüttelte den Kopf über die Wirtschaftsministerin: “Leuthard kann ihr Versprechen nicht einhalten. Für eine solche Rettungsaktion fehlt nicht zuletzt die rechtliche Grundlage.” Es war schon das zweite Mal, dass sich Leuthard im Zusammenhang mit der Finanzkrise fast um Kopf und Kragen redete.

Den ersten Patzer leistete sie sich am 17. September. Zwei Tage nach dem Konkurs der US-Investmentbank Lehman Brothers sagte sie in einem *Blick*-Interview: “Wir sehen null Indizien für eine Rezession.” Damit sorgte sie bei Economiesuisse für Verwunderung: Dort rechnete man damals bereits für 2009 mit rezessiven Quartalen. Seither sieht alles noch düsterer aus.

Der *SonntagsBlick* wusste: Am Donnerstag, kurz vor Leuthards Abflug zur IWF-Tagung in Washington, rief Economiesuisse-Präsident Gerold Bühler die Wirtschaftsministerin persönlich an – um ihr zu sagen, er werde am Freitag in der “Arena” vor einer Rezession warnen. Was er dann auch tat.

Zur Kritik an Leuthard wollte sich das Volkswirtschaftsdepartement aber nicht mehr äussern: “Kein Kommentar!”

KOMMENTAR

Diese Mediengeschichten haben eine ganz neue Dimension, seit wir die Fortsetzungsgeschichte kennen. Die UBS musste überraschenderweise mit einer Finanzspritze von 68 Milliarden gerettet werden, nachdem es überall geheissen hatte, unsere Banken hätten genügend Reserven und könnten sich im

Gegensatz zu ausländischen Banken selbst finanzieren.

Rückblickend sehen wir nun, wie gefährlich es sein kann, sich auf Prognostiker und Bankspezialisten zu verlassen.

ZU WIDMER-SCHLUMPFS KRISENRHETORIK

Die neue Bundesrätin erwies sich auf Bundesebene als ehemalige Finanzministerin im Kanton Graubünden als krisentauglich.

Im Vergleich zu allen unbestimmten, zögerlichen Auftritten nach der Abwahl Blochers ist festzustellen:

– Die Bundesrätin war überzeugt von dem, was sie sagte. Dadurch strahlte sie Sicherheit aus.

– Körpersprache, Stimme und Inhalt stimmten jeweils überein.

– Sachebene, Beziehungsebene (Kopf und Emotionen) waren im Gleichgewicht.

Eveline Widmer-Schlumpf war stets natürlich, glaubwürdig, überzeugend und strahlte Vertrauen aus. Sie wagte es auch, UBS-Kurer die Stirne zu bieten.

Es kommt nicht von ungefähr, dass ihr in den Pressechos Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit attestiert werden. Die fachliche Kompetenz musste sie in dieser überraschenden Situation nicht neu erwerben, sie profitierte von ihrer langjährigen Erfahrung als Finanzpolitikerin. Von 2000 bis zum Amtsantritt präsidierte sie die kantonale Finanzdirektorenkonferenz und war von 2004 bis zum Amtsantritt als Bundesrätin auch im Bankrat, dem Aufsichtsgremium der Schweizerischen Nationalbank. Die neue Bundesrätin habe ich auch noch nie so engagiert gesehen wie in der “Arena”, als sie zu den Boni der Banker Klartext redete. Ich unterstreiche das Urteil eines Leserbriefschreibers in der *NZZ am Sonntag* vom 26. Oktober: “Intelligent, sachlich, analytisch, rasch und frei von jeder Ideologie hat sich die Bundesrätin zur Problematik der Bankenkrise geäussert.” Die Ersatz-Finanzministerin beherrschte tatsächlich das komplexe Problem-Dossier.

FAZIT

In Krisensituationen kann sich nur bewähren, wer über das notwendige Fachwissen verfügt und das ABC der Krisenkommunikation beherrscht.

Besser hätte es der erkrankte Finanzminister Merz auch nicht machen können.

Bleibt zu hoffen, dass der Bundesrat tatsächlich auf alle möglichen Situationen vorbereitet ist, zumal aus den USA weitere Katastrophenmeldungen (Ausfälle bei den Kreditkartenschuldnern) kommen. ■

DIE VERTEIDIGUNGSRHETORIK DES VERTEIDIGUNGSMINISTERS

Selbstverteidigungsminister: VBS-Chef Samuel Schmid stand in den letzten Monaten unter politischem und medialem Dauerbeschuss. Trotz der heftigen Angriffe ist Schmid den Rücktrittsforderungen seiner Gegner noch nicht nachgekommen. Anlass genug für unseren Kommunikationsexperten Marcus Knill, die Verteidigungsrhetorik des Verteidigungsministers näher zu untersuchen. Dabei ortet Knill eine Vielzahl verpasster Chancen, um das angeschlagene Image zu verbessern.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**



Der angeschossene Bundesrat Samuel Schmid – in den Medien oft als Selbstverteidigungsminister bezeichnet – verpasste es über Monate, seine Chancen zu nutzen. Er tauchte zu oft ab und schwieg, wenn er hätte reden sollen; redete aber, wenn Schweigen Gold gewesen wäre. Er beschönigte Fehler, wich aus, bagatellierte, korrigierte, verteidigte sich und erklärte nicht, was er konkret unternehmen werde, um die aufgedeckten Mängel zu beheben.

Vom Verteidigungsrhetoriker wurde der Magistrat für die Öffentlichkeit zum Rechtfertigungsrhetoriker. Er verpasste auch die Chance, seine kommunikative Kompetenz hinsichtlich Medienauftritten – während der letzten Jahre – zu verbessern. Vor seiner Abreise nach Peking verweigerte er beispielsweise einmal mehr verschiedensten Medien jegliche Auskunft und verpasste es dadurch, weitere Chancen vor Mikrofon und Kamera der Medien für sich zu nutzen. Er war lediglich bereit, Radio DRS und der “Tagesschau” des Schweizer Fernsehens ein Interview zu geben. Es lohnt sich, das im Studio in der Hauptausgabe der “Tagesschau”

(SF 1) vom 4. September gesendete Interview mit Franz Fischlin genauer zu betrachten. Die Analyse ist besonders aufschlussreich, weil die Antworten Schmidts auf die kritischen Fragen weder korrigiert noch geschnitten wurden. Der Verteidigungsminister musste in diesem Gespräch Stellung nehmen zu den jüngsten happigen Vorwürfen im Zusammenhang mit der Affäre Nef, nachdem ans Tageslicht gekommen war, dass er von der Militärjustiz über die Strafuntersuchung Nefs bereits im November 2006 informiert worden war und nicht erst im Frühling 2007, wie er bisher behauptete, also ein halbes Jahr früher!

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Fischlin: “Bundesrat Samuel Schmid – guten Abend – die Vorwürfe sind heftig – happig – im Moment heisst es sogar, Sie hätten gelogen, Sie hätten nicht die Wahrheit gesagt. Was sagen Sie zu diesen Vorwürfen?”

Schmid: “Diesen Vorwurf – gelogen zu haben – weise ich zurück. Was hätte ich denn für einen Vorteil – hier bewusst die Unwahrheit gesagt zu haben?”

Ich muss – als – äh – als richtig annehmen – dass die – der Oberauditor mich – äh – Mitte November des Jahres 2006 vom Umstand ins Bild gesetzt hat, dass er eine – Ermächtigung erteilt habe, hier die Strafbehörden des Kantons Zürich – äh – der Einsatz – gehen zu lassen.

Das war für mich – eine Mitteilung, die – im Rahmen eines Gesprächs erfolgt ist. Für die direkten Vorgesetzten – mag das auch ein echtes Thema. Für mich war es – zur Kenntnis zu nehmen. Mich interessiert am Schluss – äh – das Resultat. Mich interessiert am Schluss, ob die zivilen Behörden jetzt hier eine Strafverfolgung eröffnen oder nicht.”

Fischlin: “Aber darin ist ein Brigadier oder war ein Brigadier verwickelt, und da sollten Sie doch als VBS-Chef sagen – da müssen die Alarmglocken läuten. Es ist doch nicht alltäglich, dass ein Strafverfahren gegen einen solchen hohen Offizier eingeleitet wird.”

Schmid (antwortet sofort): “Ja – selbst – äh – wenn Generäle keine Heiligen sind – ist das zweifellos – äh – äh – nicht alltäglich, aber das kommt – äh – vor, wie das jedem Bürger in der Schweiz passieren kann. Es...”

Fischlin (unterbricht...) (ein paar Sekunden reden Interviewer und Interviewter gleichzeitig): ... “dass es ein Risiko ist. Ein solch hoher Offizier mit einem solchen Strafverfahren...”

Schmid: (redete bewusst ruhig so weiter, als habe der Moderator keine Zwischenbemerkung gemacht): “Ich sage nochmals: Wir sind verpflichtet, uns an Fakten zu halten. Auch für Generäle gilt die Unschuldsvermutung. Sie sind auch Menschen, und sie haben die gleichen Rechte wie andere auch. Also wird der direkte Vorgesetzte – und das ist auch geschehen – äh – diese Sache verfolgt. Aber er wird die zivilen Behörden unabhängig arbeiten lassen, denn sonst kommt der Vorwurf, man hätte sich eingemischt. Die Zürcher Behörden haben festgestellt, dass das in keiner Phase der Fall war. Man lässt sie arbeiten, und am Schluss gibt's ein Resultat. Und jetzt gibt's Konsequenz.”

Fischlin: “Eine Empfehlung des VBS-Chefs, vorzugehen gegen Roland Nef – in diesem Fall. Oder auch zu sagen: Dieser Mann kommt nicht in Frage.”

Schmid: “Sie sprechen. Jetzt sprechen Sie von etwas anderem: Erst vier Monate später – oder fünf Monate später – äh – war – äh – Nef ein möglicher Kandidat für die Nachfolge von Herrn Keckeis.”

Fischlin: “In dieser Vorgeschichte war er nach wie vor für Sie der valable Kandidat?”

Schmid: “Solange kein Urteil vorliegt, bin ich – verpflichtet, mich an diese Unschuldsvermutung zu halten. Letztlich sind wir – ja – das heute noch. Äh – soweit wir den Sachverhalt nicht exakt kennen. Als – äh – hier wäre es willkürlich, wenn es anders verlaufen wäre.”

Fischlin: “Es geht auch um den Inhalt dieses Strafverfahrens. Sie sagen, Sie seien nicht vollumfänglich informiert worden. Herr Nef sagte in der sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates, Sie hätten nicht mehr wissen wollen. Sie hätten gesagt, Sie wüssten schon alles.”

Schmid (holt Luft): “So stimmt das sicher nicht! Aber es ist so, dass er mir erklärt hat, um was es geht und – äh – ich habe ihm – äh – ver-

ANALYSE

Franz Fischlin begrüsst den Bundesrat freundlich, aber der steht trotz der freundlichen Begrüssung recht abweisend da – ohne den Gruss des Journalisten zu erwidern. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass die negative Haltung des Bundesrates den Fernsehmoderator etwas irritiert hat. Jedenfalls scheint sich das unfreundliche, sonderbare Verhalten auf den Sprachfluss des Interviewers auszuwirken. Übrigens startet Franz Fischlin erfreulich direkt und ungeschminkt. Er stellt nur EINE offene Frage – Was sagen Sie dazu? In der ersten Antwort wiederholt Schmid den Vorwurf “gelogen” und macht damit einen der verbreitetsten Fehler, nämlich ihn damit zusätzlich zu festigen. Trotz der Fragetechnik (fragen statt sagen) überzeugt Schmid argumentativ nicht. Der Bundesrat geht davon aus, dass die “Lüge” nicht mit einem Vorteil verbunden gewesen wäre. Wer jedoch den Sachverhalt genauer kennt, weiss, wie relevant es im Fall Nef ist, dass der Vorgesetzte schon vor dem Wahlvorschlag von den Vorwürfen gewusst hat.

Die Antwort Schmidts ist alles andere als verständlich formuliert. Der stockende Sprachfluss, die umständliche Formulierung signalisieren Unbehagen. Auch wenn wir die Antwort zweimal lesen, verstehen wir die Aussage nicht besser. Mit der Begründung, damals habe er die Information lediglich zur Kenntnis nehmen müssen (weil es Sache der Strafbehörde gewesen sei, diese Angelegenheit zu untersuchen), beantwortet der Bundesrat die Frage nicht. Alle möchten wissen, weshalb er diese frühe Information verschwiegen hat. Das ständige Ausweichen ist es, was die Zuhörer ungehalten macht. Mich wundert es deshalb nicht, dass Franz Fischlin die schwammige Antwort auf den Sachverhalt (der Nötigungsvorwurf bei einem angehenden Chef der Armee könnte mit üblichen Eheproblemen der Bürger verglichen werden, aber auch der Spruch: Brigadiers sind auch keine Heiligen) nicht so stehen lassen konnte und unterbrechend – leicht genervt – nachhaken musste.

Samuel Schmid fasste erst Boden, als er sein vorbereitetes Argument als angeblich glaubwürdiges Argument, das er überall verlauten lässt, zum Besten geben konnte. Die Antwort scheint einleuchtend: Bei allen Menschen gilt bei Strafuntersuchungen die Unschuldsvermutung, daran muss man sich halten. Deshalb muss Schmid die Untersuchungsbehörden in aller Ruhe arbeiten lassen und die Resultate abwarten. Erst dann waren Konsequenzen zu ziehen.

Diese Argumentation klingt logisch. Doch steckt in der Antwort die fragwürdige Voraussetzung, dass man Vorwürfe bei Roland Nef völlig negieren musste, solange sie nicht bewiesen waren. Dieses Prinzip darf doch nicht auf eine Person übertragen werden, die für das höchste Amt der Armee vorgesehen ist! Von Bundesrat Schmid durfte erwartet werden, dass er den Verdächtigungen genauer nachging und nachfragte, trotz Unschuldsvermutung.

Nachdem Franz Fischlin darauf hingewiesen hat, dass man bei Nef zu wenig hellhörig gewesen sei, will Bundesrat Schmid erneut ausweichen und reduziert die Nötigungsgeschichte des Offiziers auf ein übliches Beziehungsproblem, wie es in allen Ehen vorkommen könne. Auch Generäle sind für Schmid keine Heiligen. Diese Bagatellisierung durfte Franz Fischlin so nicht stehen lassen, und er wies darauf hin, dass es immerhin um ein Strafverfahren bei einem Kandidaten für das Amt des Armeechefs ging. Den Hinweis, man hätte nach der Kenntnisnahme der Nötigung sagen können, der Kandidat komme vorläufig nicht in Frage, will Samuel Schmid vom Tisch wischen mit der saloppen Bemerkung, dies betreffe eine andere Geschichte, denn erst vier Monate später sei die Nachfolge definitiv bestimmt worden. Schmidts Argumentation ist alles andere als wasserdicht. Solange die

SEQUENZ

traut. Im Übrigen ging ich davon aus, dass die Personensicherheitsüberprüfung eine Akteneinsicht – äh – haben werde, die das dann – äh – verifizieren kann. Das sind die entsprechenden – äh – Fachleute.

Aus heutiger Sicht – äh – bedaure ich das und würde zweifellos – äh – hier – äh – anders vorgehen. Ich – muss leider sagen, dass ich wahrscheinlich nicht vollständig orientiert worden bin und äh...“

Zwischenfrage Fischlins: “Sind Sie von Roland Nef nicht vollständig informiert worden, oder hat Sie der Oberauditor nicht gut...“

Schmid lässt den Moderator nicht fertig formulieren: “Ich muss das leider sagen: Immer nach den Vermutungen oder den – was ich heute weiss über diese Angelegenheit und – äh – das – äh – ist natürlich ein Umstand, der auch dazu führt, dieses Verfahren inskünftig anders – im Prozess aufzugleisen, und die ersten Schritte sind bereits eingeleitet. Der Bundesrat wird bereits in diesem Monat über entsprechende Massnahmen beschliessen.”

Fischlin: “Würden Sie denn rückblickend sagen, es war ein Fehler? Die Ernennung von Roland Nef zum Armeechef. War es Ihr Fehler?”

Schmid: “Ich – äh – stehe zu Fehlern und ich – äh – habe hier – äh – zu viel Vertrauen geschenkt. Wenn das ein Fehler ist, so habe ich ein – einen Fehler begangen.

Auf der andern Seite sei einmal mehr unterstrichen, dass die militärische Qualifikation von Herrn Nef nie bestritten war. Die ersten sechs Monate seiner Tätigkeit waren ausserordentlich erfolgreich. Nun gehört dazu natürlich die ganze Persönlichkeit. Und vor diesem – Hintergrund war es anschliessend nicht mehr möglich, das Arbeitsverhältnis weiterzuführen.”

ANALYSE

Unschuld nicht bewiesen ist, hätte Schmid auch mit einer Kandidatur zuwarten müssen! Nach Schmid's Argumentation wäre es jedoch Willkür gewesen, Nef nicht zu wählen. Das Gegenteil ist der Fall: Es wirkt wie eine willkürliche Zusicherung der Wahl, wenn die Vorwürfe nicht vorher einhellig geklärt werden!

Franz Fischlin lässt sich nicht abpeisen und geht auch auf den Inhalt des Strafverfahrens ein, das heisst auf Schmid's frühere Behauptung vor den Medien, er sei vollständig informiert worden. Bekanntlich hatten Ex-Armeechef Keckeis und Roland Nef nachträglich eindeutig bestätigt, dass Schmid schon am Anfang ausführlich orientiert worden war. Nun befindet sich der Bundesrat argumentativ in einer Zwickmühle. Es versucht sich mit einer schwammigen Negierung zu retten: “So stimmt dies sicher nicht!” Wir fragen uns: Wie stimmt es dann? Den Schwarzen Peter überreicht Schmid den Personensicherheitsüberprüfern und sagt, er sei wahrscheinlich zu wenig informiert worden. (Wieder eine typische Selbstschutzbehauptung. Nicht er, sondern eine andere Instanz trägt die Schuld.)

Die Zwischenfrage Fischlins, ob Roland Nef den Verteidigungsminister nicht vollständig informiert habe, beantwortet Bundesrat Schmid nicht. Dafür erfahren wir immerhin andeutungsweise, dass er Massnahmen vorgesehen habe, die Sicherheitsüberprüfung “neu aufzugleisen”. Es wäre durchaus erfreulich, wenn nachträglich Konsequenzen gezogen würden, und wir erfahren, was nun konkret verbessert wird. Die Formulierung erfolgt in gewohnter Airbagrhetorik mit einer gängigen Plausibilitätsfloskel: Wir haben die entsprechenden Massnahmen und erste Schritte eingeleitet. Wir erfahren nicht, was genau “aufgegleist” ist und welche Massnahmen ergriffen wurden. Somit kann dies später auch nicht überprüft werden.

Der direkten Frage Fischlins, ob Fehler begangen worden seien oder noch konkreter: ob Schmid selbst Fehler gemacht habe, folgt eine selbstkritische Antwort. Doch mit dem Eingeständnis des angeblichen Fehlers, dem Armeechef zu viel Vertrauen geschenkt zu haben, wird nicht deutlich, dass der Bundesrat dem Wunsch Kandidaten nicht nur zu viel Vertrauen geschenkt, sondern ihm sogar blind vertraut hatte. Dies ist ein gravierender Führungsfehler, der kein Verständnis finden kann.

ERKENNTNIS

Bundesrat Schmid wird Standfestigkeit, erstaunliches Stehvermögen attestiert. Rhetorisch wirkte er jahrelang als väterliche Figur, die alle Stürme ruhig übersteht und dank der sonoren Stimme jahrelang punktete. Nachdem dem sympathischen Magistraten längere Zeit laufend inhaltliche Fehler, Widersprüche und fragwürdige Begründungen nachgewiesen werden konnten, musste sich der Verteidigungsminister immer mehr selbst verteidigen. Vor der Abstimmung zum Rüstungsprogramm widersprach er nochmals. In einem Interview im *SonntagsBlick* bestand er darauf, dass er an der Beschaffung der Kampfflugzeuge unabhängig von der politischen Situation festhalten werde, um dann doch mit der SP für eine Verschiebung der Nachrüstung zu paktieren. Dazu behauptete

er, die Verzögerung bringe keine zusätzlichen Kosten, worauf hierauf publik wurde, dass Boeing dieses Versprechen nicht einhalten könne. Damit verlor Bundesrat Schmid erneut an Glaubwürdigkeit und konnte sich nur an den rettenden Strohalm klammern, dass ihn niemand zum Rücktritt zwingen kann. Das bestätigt seine jüngste Antwort auf die Frage zu einem allfälligen Rücktritt nach dem Scheitern des Rüstungsprogramms im Nationalrat: “Ein Rücktritt steht zum jetzigen Zeitpunkt nicht zur Debatte.”

FAZIT

Wer Chancen verpasst, Fehler einzugestehen, und nicht proaktiv aufzeigen kann, was er alles konkret unternimmt, um das angeschlagene Schiff wieder flottzumachen, wer die Chancen vermässelt, Medienauftritte für sich zu nutzen,

darf nicht nach Misserfolgen den Medien den Schwarzen Peter zuschieben und von Medienkampagnen sprechen, wie es auch der Bundespräsident oder Micheline Calmy-Rey gerne tun. Ob Bundesrat Schmid seine letzte Chance doch noch wahrnimmt und mit einem mea culpa zu seinen Fehlern steht, ist mehr als fraglich. Trotz fachgerechter Beratung wird es der “Selbstverteidigungsminister” schwer haben, das verlorene Vertrauen zurückzugewinnen. Trotz allem habe ich die Hoffnung noch nicht verloren, dass Samuel Schmid seine letzte Chance während seiner letzten Amtsphase doch noch nutzen wird. Samuel Schmid darf sich aber nicht mehr in den Schützengraben zurückziehen, im Glauben, dank seiner Verteidigungsrhetorik wachse schon noch Gras über die Sache. ■

DIPLOMATEN-RHETORIK

Meisterleistung: Diplomaten pflegen eine eigene Sprache: Missstände und Unstimmigkeiten werden hinter diplomatischen Floskeln versteckt, oftmals ist die Tonalität entscheidend, in welcher die Probleme vorge-tragen werden. Eine Meisterleistung diplomatischer Rhetorik ist das Interview, welches die Sonntagszeitung *Sonntag* mit Dong Jinyi, dem chinesischen Botschafter in Bern, führte. Jinyi kritisierte die Schweizer Medien und versuchte so von Zensur und Menschenrechtsverletzungen in seinem Heimatland abzulenken.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Dong Jinyi, Chinas Botschafter, vertritt in Bern ein Volk von 1,4 Milliarden Menschen. In einem exklusiven Interview in *Sonntag* sprach er vor den Spielen über Olympia, Internet-Zensur und den Besuch des Dalai Lama in der Schweiz. Die Journalisten Katia Murmann und Patrik Müller fühlten ihm zwar hart auf den Zahn, dank geschickter Diplomaten-Rhetorik gelang es dem Botschafter aber, die Vorwürfe abzu-schwächen.



* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Sonntag: "Herr Botschafter, Sie sind erst seit vier Monaten in der Schweiz. Können Sie schon ein bisschen Schwyzerdütsch?"

Dong Jinyi: "'Grüezi', 'Grüessech' und 'Auf Wiederluege'. Das ist bis-her das Einzige, was ich kann. Diese Sprache ist sehr schwierig. Aber ich übe."

Sonntag: "Was haben Sie schon von der Schweiz gesehen?"

Dong Jinyi: "Ihre Landschaft ist einzigartig und auch in China berühmt. Ich habe meine Freizeit genutzt, um Ausflüge zu machen: Zum Beispiel nach Luzern, Appenzell, Baden, Schaffhausen – und aufs Rütli."

Sonntag: "Wie erleben Sie die Schweizer Mentalität?"

Dong Jinyi: "Die Schweizer bleiben trotz ihrem Reichtum fleissig und sparsam. Sie sind vertrauenswürdig und warmherzig. Sowohl von der Schweizer Regierung als auch von der Bevölkerung wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Ich mag die Vielfalt der Schweiz. Und die Harmonie. Davon kann China lernen."

Sonntag: "In der Schweiz wird nicht nur über die Spiele berichtet, son-derne auch über die Kehrseite: Regimekritiker wurden verhaftet, Men-schen umgesiedelt und umerzogen. Warum hat China solche Mass-nahmen ergriffen?"

ANALYSE

Der Botschafter baut in den ersten Antworten eine Brücke zur Schweiz. Er lobt das Land, indem er in der Begrüssung ein paar Bockchen "Schwei-zerdeutsch" spricht und betont: Sowohl von der Schweizer Regierung als auch von der Bevölkerung werde er immer sehr freundlich aufge-nommen. Er schätze die Vielfalt der Schweiz und ihre Harmonie. Davon könne China lernen.

Bei der ersten Frage zu den nachweisbaren Umerziehungs- und Um-siedlungsaktionen geht er auf diese gravierenden Vorkommnisse gar nicht ein. Mit der Formulierung: "Viele Nachrichten, die in den Medien kommen, entsprechen nicht den Tatsachen", sagt er nicht, es stim-me nicht, sondern er manövriert sich aus der heiklen Situation he-raus, indem er lediglich erklärt: Nicht alle Meldungen entsprächen der Wahrheit. Dies ist eine geschickte Plausibilitätsargumentation. Dass Meldungen nicht ganz der Wahrheit entsprechen, trifft generell zu und hat nichts mit den angesprochenen Vorkommnissen zu tun. Es kommt aber darauf an, wie stark die Informationen abweichen.

Dann nutzt Dong Jinyi geschickt eine diplomatische Lenkungstechnik. Er sagt: "Wahr ist aber, dass China im Vorfeld der Olympischen Spiele viel getan hat: Stadien und Infrastruktur wurden ausgebaut, wir sind in

SEQUENZ

Dong Jinyi: “Viele Nachrichten, die in den Medien kommen, entsprechen nicht den Tatsachen. Wahr ist aber, dass China im Vorfeld der Olympischen Spiele viel getan hat: Stadien und Infrastruktur wurden ausgebaut, wir sind in Sachen Umweltschutz aktiver geworden. Diese Massnahmen dienen nicht nur Olympia, sondern auch dem chinesischen Volk und dem Wohl künftiger Generationen.”

Sonntag: “Journalisten in Peking klagen, sie hätten keinen freien Zugang zum Internet. Warum hat China solche Mühe damit, offen zu sein?”

Dong Jinyi: “Wir freuen uns, dass ausländische Journalisten nach China reisen und über das Land berichten. Wir bieten ihnen gute Arbeitsbedingungen. Allerdings sind Internet-Seiten von Organisationen, die von der chinesischen Regierung verboten sind, natürlich gesperrt. Das ist in anderen Rechtsstaaten auch so.”

Sonntag: “Im Westen gibt es keine Internet-Zensur.”

Dong Jinyi: “Alle Länder der Welt haben Vorschriften für das Internet. Die Massnahmen, die China zum Internet ergriffen hat, sind nichts Besonderes.”

Sonntag: “Wie beurteilen Sie die Berichterstattung der Schweizer Medien über China?”

Dong Jinyi: “Schweizer Medien haben negative Nachrichten abgedruckt. Sie haben Vorurteile, weil sie die Gegebenheiten vor Ort nicht kennen. So entsteht ein falsches Bild von unserem Land, und das ist schade. Zum Glück gibt es jedoch auch einige positive Berichte. Es ist sehr wichtig, dass sich die Schweizer, nicht nur Journalisten, ein eigenes Bild von China machen. Sie sollen kommen und China mit eigenen Augen sehen.”

Sonntag: “Sind die Differenzen zwischen der Schweiz und China gravierend?”

Dong Jinyi: “Beide Länder müssen verhindern, dass kleine Streitigkeiten die gesamten Beziehungen belasten. Deshalb wäre es wichtig, dass die Schweiz und China ihren Dialog intensivieren, sich vermehrt austauschen und die Anliegen des anderen ernst nehmen.”

Sonntag: “Wo gibt es denn Streitpunkte?”

Dong Jinyi: “Zum Beispiel im Bereich der Menschenrechte und der Demokratie. Die Schweiz muss verstehen, dass es für China zunächst wichtig ist, die Lebensrechte seiner Bürger zu sichern. Zwar hat sich der Lebensstandard vieler Menschen in den letzten 30 Jahren verbessert, doch es gibt noch viel Ungleichheit.

Zuerst müssen wir sicherstellen, dass alle Chinesen gut ernährt werden. Wir müssen noch einen sehr langen Weg gehen, bis wir den Lebensstandard der Schweizer Bevölkerung erreicht haben.”

Sonntag: “Die Schweiz als Vorbild für China?”

Dong Jinyi: “Unser Ziel ist es, einen gemeinsamen Wohlstand für die chinesische Bevölkerung zu schaffen – so wie in der Schweiz. Hier ist der Lebensstandard sehr hoch. Doch auch hier hat es Zeit gebraucht, um diesen Wohlstand zu erreichen. Auch die Demokratie der Schweiz ist vorbildlich. Allerdings hat jeder Staat seine Eigenheiten, und es gibt Unterschiede, welche Form der Demokratie für welches Land geeignet ist. Es ist schliesslich etwas anderes, ob man 5 oder 500 Schafe zu hüten hat.”

Sonntag: “In der Schweiz lebt die grösste Gemeinde von Exil-Tibetern in ganz Europa. Stehen Sie in Kontakt mit diesen Leuten?”

Dong Jinyi: “Die chinesische Regierung kümmert sich ständig um die Tibeter im Ausland. Hier befolgen wir die Politik ‘Alle Landsleute, die das Vaterland lieben, gehören zur Familie’ und ‘Vaterlandsliebe kennt keine Reihenfolge’. Wir begrüssen und unterstützen es, wenn Exil-Ti-

ANALYSE

Sachen Umweltschutz aktiver geworden.”

Anstatt zu den Umsiedlungen, den Verhaftungen und den Verfolgungen Stellung zu nehmen, spricht er von den Bauten und den Massnahmen im Sachen Luftreinhaltung (gewiss nur vorübergehend, man rechnet damit, dass die 300 stillgelegten Dreckschleuder-Fabriken nach den Spielen wieder arbeiten).

Bei der Thematik Internetzensur nutzt der Botschafter eine andere raffinierte Technik: So wie wenn jemand nach der Uhrzeit fragt und erhält die Antwort: “Es ist schönes Wetter”, antwortet der Botschafter nicht konkret: “Wir freuen uns, dass ausländische Journalisten nach China reisen und über das Land berichten. Wir bieten ihnen gute Arbeitsbedingungen.”

Dann geht er aber doch noch auf die Zensur ein mit der Behauptung: Wenn China Internetseiten verbiete, so mache das Land dasselbe wie alle andern Staaten: “Das ist in anderen Rechtsstaaten auch so”, behauptet er.

Die Journalisten kriechen aber nicht auf den Leim und wehren sich: Im Westen gibt es keine Internet-Zensur! Nun folgt eine Verallgemeinerung, indem der Botschafter Äpfel mit Birnen vergleicht.

Mit der Behauptung, alle Länder der Welt hätten Vorschriften für das Internet, spricht er jene Seiten an, die gegen gesetzliche Bestimmungen verstossen. Die Massnahmen, die China zum Internet ergriffen hat, sind für ihn somit nichts Besonderes.

Der Vergleich hinkt aber gewaltig: Es gibt bei uns keine generelle Internet-Zensur, wie sie China hat. Mit der Behauptung, China mache dasselbe wie andere Länder, hat der Diplomat aber das Thema vom Tisch. Bei der Frage über die Berichterstattung der Medien in der Schweiz nutzt Dong Jinyi eine Angriffstaktik. Er attackiert die freie Presse frontal:

– Schweizer Medien drucken negative Nachrichten ab.

– Schweizer Medien haben Vorurteile, weil sie die Gegebenheiten in China nicht kennen.

– Schweizer Medien zeichnen ein falsches Bild von China.

Er bedauert dies: Das geschehe nur, weil die Journalisten das Land nicht besucht hätten.

Zum Glück gebe es im Westen auch einige positive Berichte, findet der Botschafter. Es wäre sehr wichtig, dass sich die Schweizer, nicht nur Journalisten, ein eigenes Bild von China machen könnten.

Dem Frontalangriff folgen eine Erklärung und ein Appell: Bitte kommt und schaut euch China an, so wie es tatsächlich ist.

Damit wird jeder, der etwas Negatives schreibt, entschuldigt: Er weiss es nicht besser. Im Grunde genommen sagt damit der Botschafter: Wer China kennt, schreibt nur Positives.

Bei den Differenzen zwischen der Schweiz und China erwähnt Dong Jinyi sogar selbst die Menschenrechte und Demokratie, um jedoch sofort mit einer plausiblen Analogie zu differenzieren. Es sei ein Unterschied ob man 5 oder 500 Schafe hüten müsse. Mit diesem anschaulichen Bild begründet er, weshalb die beiden Länder unterschiedlich regiert werden müssen: Jeder Staat habe seine Eigenheiten, und es gebe Unterschiede in der Form der Demokratie der verschiedenen Länder. Wer diesen Satz zwei Mal liest merkt, dass Dong Jinyi China auch als eine Demokratie bezeichnet. Es habe nur eine andere Form der Demokratie.

Bei der Tibetfrage sagt der Botschafter, Tibeter sollten ihr Vaterland China schätzen. Für den Botschafter gehört Tibet diskussionslos zu China (als sei das Land nie gewaltsam besetzt worden). Wenn jemand separatistische Aktivitäten unterstützt, mische er sich in innerchinese

SEQUENZ

beter, die ihr Vaterland lieben, nach China zurückkehren. Obwohl ich noch nicht so lange in der Schweiz bin, habe ich bereits Kontakt zu einigen Tibetern hier aufgenommen, und es haben sich daraus sogar Freundschaften entwickelt.”

Sonntag: “Im Oktober wird der Dalai Lama nach Bern kommen und vermutlich vom Bundesrat empfangen. Was halten Sie davon?”

Dong Jinyi: “Tibet ist ein fester und untrennbarer Teil Chinas – und alle Dinge, die mit Tibet zu tun haben, sind innerchinesische Angelegenheiten. Das Problem des Dalai Lama ist, dass er eine Person mit mehreren Gesichtern ist.

Er reist überall herum und will, dass sich Tibet von China abspaltet. Das hat mit Religion doch gar nichts zu tun! Wir sind entschieden dagegen, dass ein Land diese separatistischen Aktivitäten unterstützt und sich unzulässig in die inneren Angelegenheiten Chinas einmischt.”

Sonntag: “Die Schweiz mischt sich also in innerchinesische Angelegenheiten?”

Dong Jinyi: “Als Politiker sollte man das vermeiden. Wir sind zwar nicht in der Position, einem anderen Land sagen zu können, was es tun und lassen darf, aber wir haben ein Recht darauf, unsere Anliegen zum Ausdruck zu bringen.”

Sonntag: “Können Sie sich vorstellen, den Dalai Lama zu treffen, wenn er hier in Bern ist?”

Dong Jinyi: “Dazu wird es nicht kommen. Ich hoffe sehr, dass die Schweiz dem Dalai Lama keine Plattform für seine separatistischen Aktivitäten gibt.”

ANALYSE

sische Angelegenheiten. So etwas dürfe und würde die Schweiz gewiss nicht machen. Damit signalisiert er dem Bundesrat: Wenn im Oktober der Dalai Lama nach Bern kommt, macht bitte keine Fehler. Wenn ihr ihn empfangen würdet, käme dies einer Einmischung in innerchinesische Angelegenheiten gleich.

ERKENNTNIS

Der chinesische Botschafter verstand es, die Sicht Chinas eindeutig – wenn auch einseitig – zu vermitteln. Aus seiner Sicht muss das Riesenreich autoritär geführt werden. Die westlichen Medien vermitteln für ihn leider ein falsches Bild. China war sich bewusst, dass sich während der Spiele niemand gross um Menschenrechte kümmern würde und die Medienkonsumenten glauben, was sie sehen. Das harte Durchgreifen und die Zensur lohnten sich somit für das Gastland. Übrigens war es

Fachleuten schon vorher klar, dass die Olympischen Spiele die Machthaber in Peking nicht von der Zensur, der Verhaftung von Kritikern und von Deportationen (alles Vergehen gegen die Menschenrechte) abbringen würden. IOC-Präsident Rogge, der immer gehofft hatte, China werde die Versprechen einlösen, musste vor Abschluss der Olympischen Spiele vor den Medien die Machtlosigkeit des Komitees gegenüber Peking bekennen, hinsichtlich Zensur und der gewaltsamen Unterbindung von Protesten kaum etwas bewirkt haben zu können.

FAZIT

Es ist erstaunlich, wie elegant man mit wohlformulierten Worten Missstände übertünchen kann. Ich gehe davon aus, dass Dong Jinyi die Antworten überarbeiten konnte und gut beraten wurde. Chinas Botschafter hat aus meiner Sicht die Goldmedaille in der Sparte Diplomaten-Rhetorik verdient. So gekonnt hat nämlich noch kein Politiker in einem Interview Fakten vertuscht. ■

INSERAT 1/4 QUER RA
MITTELLAND ZTG
235 X 80

MEDIENAUFTRITTEN IN KRISENSITUATIONEN

Wie soll man sich in Krisensituationen gegenüber den Medien verhalten? Dies war das Thema einer Tagung des Euroforums der Handelszeitung, welche Ende August in Luzern stattgefunden hat. "persönlich"-Kolumnist Marcus Knill war einer der Referenten. Anhand des Wortbildes KRISE veranschaulichte er einige Grundsätze.

K wie: Klare, kurze, konkrete Aussagen.

R wie: Richtige Fakten weitergeben (alles was du sagst, muss wahr sein, aber du musst nicht alles sagen, was wahr ist).

I wie: Informationsmanagement heisst in jeder Situation: Was ist die wichtigste Botschaft?

S wie: Schnell, aber nicht zu schnell reagieren (Zeitfenster schaffen, zuerst Situation klären, denken, dann erst reden)

E wie: Einfache Sprache (Aussagen müssen von einem Sekundarschüler verstanden werden), Emotionen angemessen miteinbeziehen.

Im Modul "Medienauftritte in Krisen" wurden anhand von Demonstrationen und Analysen drei Schwerpunkte bewusst gemacht:

1. Nur eine Persönlichkeit, die echt und natürlich spricht, überzeugt
2. Bei Überraschungen gilt: "Taxifahrer fahre langsam, es eilt." Wir müssen lernen, antizyklisch zu handeln (klären, stoppen, Denkzeit gewinnen und dann erst reden).
3. Medienauftritte in Krisen benötigen immer ein TRAINING! Schwimmen lernen wir auch nur im Wasser. Das verständliche Reden unter Druck und in einer ungewohnten Situation unter Stress (mit einem Kamerateam mit Licht und einem Mikrofon vor der Nase) müssen wir im Simulator so lange üben, bis uns dies nicht mehr irritiert. Wir können von Piloten lernen. Diese trainieren auch ständig im Simulator, obschon sie fliegen können. Notsituationen meistern sie auch nur, wenn die Abläufe ritualisiert, trainiert, automatisiert worden sind. "persönlich" hilft ihnen gerne weiter, wenn Sie eine massgeschneiderte Überprüfung Ihrer kommunikativen Kompetenz in Krisensituationen wünschen.

Die Checklisten, Ordner und Nachschlageordner allein genügen noch nicht. Im Krisenfall müssen wir fähig sein, unter Zeitdruck zu überzeugen.

Was Sie in professionellen Trainings lernen:

Statt tiefer in die Krise zu schlittern, können Sie die Chance von Medienauftritten nutzen.

- Sie haben keine Abwehrhaltung mehr – Journalisten gegenüber. Sie kennen die Kernbotschaft und sehen die Journalisten als Partner.
- Sie erklären Sachverhalte – statt sich zu rechtfertigen.
- Sie halten sich an harte Fakten. Nur an Fakten! Sie spekulieren nicht.

– Sie wiederholen Wichtiges – wenn nötig immer wieder.

– Sie sagen immer die Wahrheit (was Sie sagen ist immer wahr, aber Sie müssen nicht alles sagen, was wahr ist!).

– In Ihren Antworten wiederholen Sie keine negativen Begriffe, Vorwürfe oder Unterstellungen.

Beispielsweise wird behauptet: "Sie sind abgetaucht und haben den Vorfall bewusst verschwiegen!"

Antwort: "Wir mussten zuerst die Angehörigen informieren. Es wäre unprofessionell, wenn..."

– Sie erklären, weshalb Sie keine Antwort geben können oder schweigen müssen.

– Sie bleiben immer ruhig und bewahren die Fassung – auch bei hinterhältigen und überraschenden Fragen. Sie schaffen sich immer ein Zeit- oder Denkfenster, mit einer Pause – indem Sie warten, klären und denken, bevor Sie reden.

– Sie sprechen immer zuerst von den Menschen und nicht den Material- oder Sachschäden

– Sie reden nicht weiter, wenn Sie geantwortet haben (auch wenn man Ihnen das Mikrofon weiter unter die Nase hält).

– Sie wissen: Öffentlichkeitsarbeit ist Chefsache, und alle reden mit einer Stimme!

INSERAT 1/4 QUER RA
WERBEKÖNIG
235 X 80

PAUL RECHSTEINERS LANGFÄDIGE ANTWORTEN

Schwadronieren: Wie drückt man sich präzise aus? “persönlich”-Medienexperte Marcus Knill hat sich für seinen heutigen Beitrag ein Radiointerview mit SP-Nationalrat Paul Rechsteiner genauer angehört. Doch statt griffiger Parolen erlebte er ein hilfloses Schwadronieren. Eigentlich überraschend, da Rechsteiner ansonsten für seine klaren und pointierten Aussagen bekannt ist. Vor allem, wenn man die Interessen der Bauarbeiter vertritt und auch von denen verstanden werden sollte.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Der St. Galler SP-Nationalrat und Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes Paul Rechsteiner überzeugte mich jahrelang durch seine bildhafte Argumentation. Leider hatte er an einer “Samstagsrundschau” grosse Mühe, seine Gedanken auf den Punkt zu bringen.

Nachfolgend ein paar exemplarische Antworten aus diesem Interview, die die Schwierigkeiten Rechsteiners zeigen.



SEQUENZ

Journalist (Dieter Kohler): “Paul Rechsteiner – recht herzlich willkommen in der ‘Samstagsrundschau’. Sie gehören zu jener Partei – die SP –, welche in ihrem Parteiprogramm den EU-Beitritt fordert. Selber hört man von Ihnen kritische Töne zur Personenfreizügigkeit. Wo klemmt es?”

Paul Rechsteiner: “Gut – die Gewerkschaften haben ja die Position – und ich rede für die Gewerkschaften – dass – äh – die Schweiz ein Interesse hat – an geregelten Verhältnissen mit der EU – ä – die Schweiz liegt ja mitten in Europa – äh – wirtschaftlich sind wir eher verflochten – ä – Einfuhr, Ausfuhr, Import, Export – alles – ä – hängt – äh – vom Verhältnis mit der EU ab – wirtschaftlich somit auch die Arbeitsplätze. In diesem Sinn befürworten wir die bilateralen Verträge – ä – aus diesen wirtschaftlichen Gründen – er gibt auch noch sonst Gründe dafür – aber – ä – das nicht einfach vorbehaltlos, sondern haben von Anfang an gesagt – ä – wo es – äh – darum gegangen ist – die bilateralen Verträge zu machen – ä – dass – äh – die Schweizer Arbeitsbedingungen unverhandelbar sind. Die schweizerischen Arbeitsbedingungen müssen gewährleistet werden. In der Schweiz muss man zu Schweizer Löhnen arbeiten, und das ist der grosse Streitpunkt.”

ANALYSE

Der Journalist/Moderator Dieter Kohler spricht den Gegensatz an hinsichtlich der Einstellung der Gewerkschaft zur Personenfreizügigkeit. Er schliesst daraus, dass bei der SP etwas klemmt. Rechsteiners erstes Wort “Gut” ist missverständlich, er bejaht damit für die Zuhörer den Vorwurf, dass etwas bei der SP klemmt, geht aber auf die Frage gar nicht ein. Es ist offensichtlich: Als oberster Gewerkschafter möchte er auf den unangenehmen Gegensatz “EU Beitritt Ja, Personenfreizügigkeit eher Nein” gar nicht eingehen. Vielleicht beginnt er deshalb unstrukturiert zu plaudern, Gedankenketten an Gedankenketten zu reihen. Seine Antwort ist viel zu langfädig, zu umständlich, durchsetzt mit Rhythmusstörungen. Der Politiker vermittelt durch diese zerhackten Gedankenfragmente bereits in der ersten Antwort einen schlechten Eindruck. Er formuliert sein Grundanliegen – dass in der Schweiz Schweizer Löhne bezahlt werden müssten – erst am Schluss. Nicht nur die vielen “äh” stören, es wird viel zu viel in die erste Antwort gepackt. Unglaublich, dass ein erfahrener Politiker plötzlich dermassen Mühe hat, konkret und eindeutig zu antworten. Das Gespräch geht im ersten Teil des Interviews in diesem Stil weiter. Wir verzichten deshalb auf ein ausführliches Transkript.

SEQUENZ

Journalist: “Paul Rechsteiner, die Bauern streiken im Moment. Ist der Schweizerische Gewerkschaftsbund solidarisch mit den Bauern?”

Rechsteiner: “Eh ja – ich muss sagen, dass die Bauern – äh – uns öfter ein wenig Schwierigkeiten machen. Es ist so, dass – ä – ich glaube auch, dass der Bauernverband bis jetzt gegen Mindestlöhne – ä – im Bereich – äh – von den Landarbeitern – diejenigen die angestellt sind – ä – gewehrt haben – ä – und – äh – seither von dorthier wäre es schön, wenn sie mehr Solidarität – umgekehrt auch – vorhanden wäre. Es ist auch so, dass – äh – grundsätzlich – äh – richtig ist, dass – ä – anständige – ä – Preise an – anständige Einkommen auch für die Bauern – äh – sichern – ä – bei uns nicht einfach auf Antipathie stossen. Aber es ist so, dass dies keine Einbahnstrasse ist. Es ist – ä – sicher wichtig, dass – ä – da nicht bloss an die Einkommen – ä – von den selbständigen Bauern geht, sondern auch die Einkommen von denen, die angestellt sind in der Landwirtschaft, und da sieht es teilweise ein wenig bedenklich aus.”

Journalist: “Das heisst: Vom Gewerkschaftsbund aus gab es keine Solidaritätsnotiz, wie man es häufig macht, sobald ein Streik ausbricht? Eine Solidaritätskundgebung gab es noch nicht?”

Rechsteiner: “In diesem Sinn ist es eine interessante Auseinandersetzung. Zeigt ja auch, dass der Streik selbst auch als Kampfmittel – als wirksames Kampfmittel – erwiesenermassen wirksames Kampfmittel – wir haben es auch in Bellinzona gesehen – ä – dass das – ä – sich zeigt, dass von dem Kampfmittel auch andere Gebrauch machen.”

Journalist: “Ist das wirklich noch ein modernes Kampfmittel? Sie sind diesen Frühling (Sie vertraten vier Gewerkschaften) vor Bundesgericht und haben verloren. Man warf Ihnen vor, Sie hätten bei der Blockade beim Bareggstunnel unbeteiligte Autofahrer genötigt. Also darf der Streik nicht so weit gehen, dass andere genötigt werden.”

Rechsteiner: “Jeder Streik ist Druckausübung. Das ist ein interessanter Fall. Das war die Bareggblockade an der Bareggbaustelle 2002. – ä – Mit dieser Streikbewegung damals – ä – hatten die Bauarbeiter das Rentenalter 60 durchgesetzt auf dem Bau. Bei diesem Streik hat die Bundesrichterin im Mon – Repos – ä – in der Schreibstube – für diese sieht das Ganze ein bisschen anders aus. Es ist so, dass sie...

(Dann reden Rechsteiner und der Journalist durcheinander. Einige Worte sind dadurch unverständlich)... sonst wäre das Rentenalter nicht gekommen. Die Bundesrichterin mit komfortablen Arbeitsbedingungen und komfortablen Lohnbedingungen...”

Journalist unterbricht: “Aber es ist ein Gerichtsurteil!”

Rechsteiner lässt sich nicht unterbrechen: “Es ist – äh – hat so, dass – ä – da Juristen gelegentlich ein wenig Mühe haben mit dem Streikrecht. Wir haben es ja in der Bundesverfassung verankern können vor einigen Jahren.”

Journalist versucht sich nochmals einzuschalten: “Aber zu bestimmten Bedingungen!”

Rechsteiner geht nur kurz darauf ein: “Es sind ganz wenige Bedingungen. Jetzt werden immer neue Fussregeln umgesetzt. Es ist so, dass der Streik keine Sonntagsschule ist – wie es so schön heisst. Es braucht eine gewisse Kraft, die Eindruck macht.”

Journalist: “Aber zu Ihrem Verhältnis zum Bundesgericht. Sie haben ein Urteil vom obersten Schweizer Gericht und lassen mir ein wenig durchschimmern: Wenn es wieder einmal sein muss, werden wir wieder eine Autobahn blockieren. Ist dies so?”

Rechsteiner: “Es wird immer in der betreffenden Situation entschieden, ob es notwendig ist und was angemessen ist. Beim Verkehr – da war es ja um den Strassenverkehr gegangen. Da werden Sie es wieder

ANALYSE

Wieder bringt der Journalist den Gewerkschafter in ein Dilemma. Der Anfang der Antwort mit den Satzbrüchen verdeutlicht, dass dem die Frage gegen den Strich geht. Die Satzketten erschweren die Verständlichkeit. Die Formulierung ist alles andere als einfach und eindeutig. Die störenden “äh” werden zur Marotte und hemmen den Gesprächsfluss. Rechsteiner sollte einen Gedanken immer abschliessen – eine Pause einschalten (Pausentechnik), um dann den nächsten kurzen Gedankenbogen in sich geschlossen zu formulieren. Die Aussage “teilweise”, “ein wenig bedenklich” sind typische “Weichspülformulierungen”. Ist es tatsächlich nur “teilweise” oder nur “ein wenig bedenklich”? Ist es nicht doch eindeutig bedenklich? Rechsteiner verwendet zu oft solche Abschwächungen: “Gewisse Kraft...” – ... “ein wenig Mühe”.

Die Frage nach “Solidaritätskundgebungen für die Anliegen der Bauarbeiter” beantwortet Rechsteiner nicht. Er geht dafür länger auf den Streik als probates Kampfmittel ein.

Das Bundesgerichtsurteil gegen die Berechtigung, den Bareggstunnel streikend zu blockieren, versucht Rechsteiner mit folgenden Argumenten zu entkräften:

1. Er macht genau, was die SVP bei der Einbürgerungsfrage gemacht hat. Damals zweifelte diese Partei den Bundesgerichtsentscheid an. Erstaunlich, dass auch Rechsteiner einen Entscheid des Bundesgerichtes anzweifelt und die Bundesrichterin als Schreibtisch-täterin abwertet. Sie sei im Grunde genommen nicht zuständig für Fragen von Bauarbeitern. Denn sie habe eine verzerrte Optik von ihrem Bürosessel aus.
2. Das Streikrecht ist ein Grundrecht und kann eigentlich vom Bundesgericht nicht geschmälert werden.
3. Die Blockade vergleicht Rechsteiner mit normalen Verkehrsstaus nach Fussballspielen, die problemlos in Kauf genommen würden. Wenn es hingegen für etwas Gutes gehe, würden plötzlich andere Massstäbe gesetzt.

Diese Begründungen sind rhetorisch geschickt, ich bezweifle jedoch, dass die Analogie mit ungewollten Verkehrsstaus überzeugt. Vor allem das Nichtakzeptieren des Bundesgerichtsentscheides ist fragwürdig, nachdem die SP der Schweizerischen Volkspartei jüngst vorgeworfen hat, sie wolle den Entscheid des höchsten Gerichtes nicht akzeptieren. Immerhin gelang es Gewerkschaftsboss Rechsteiner in dieser Sequenz, einen Gedanken zur Bedeutung des Streikrechts zu vertiefen.

SEQUENZ

erleben. Hoffentlich in grossem Ausmass, wenn die Schweiz wirklich gut spielt während den Europameisterschaften – ä – es ist so, dass nach jedem Fussballspiel – vor allem wenn die Schweiz gewonnen hat – aber auch – ä –, wenn andere Länder – ä – gewonnen haben – teilweise. Der Verkehr ist dann in den Innenstädten einfach blockiert – ist lahmgelegt eine Stunde, zwei, und wenn die Schweiz vorwärtskommt, dann werden wir etwas erleben, was wir in der Schweiz noch nie gesehen haben. Da würde es ja niemandem in den Sinn kommen, wegen eines Verkehrsstaus ein Strafverfahren durchzuführen gegen die Fussballfans. Hingegen wenn es um einen Streik geht – das ist immerhin ein Grundrecht für bessere Arbeitsbedingungen für Bauarbeiter, dass sie nämlich auch die Möglichkeit haben, ein paar Jahre früher Rente zu beziehen. Es ist eine wahnsinnige Ungleichheit vor dem Tod. Die Bauarbeiter sterben viel früher als Leute, die das Leben im Bürosessel verbringen. Von dorthier gesehen ist es so, dass halt das ein legitimes Kampfmittel gewesen ist. Und wenn nun dies die Bundesrichterin fünf Jahre, sechs Jahre später etwas anders sieht, so ist dies halt auch etwas Theoretisches.”

ERKENNTNIS

Antworten heisst: EIN Argument auf den Punkt bringen. Paul Rechsteiner macht den Kapitalfehler, assoziativ redend, seinen Kerngedanken während des Sprechens zu suchen. Dieses langfädige, zerhackte Drauflosreden ist nicht nur unverständlich und störend. Der

Politiker macht sich durch wirres “Warmreden” unglaubwürdig und überzeugt im Interview nicht.

FAZIT

Rechsteiner ist Funktionär und muss die sogenannten Interessen der Bauarbeiter vertreten.

Dennoch sollte er berücksichtigen, dass niemand ein Recht hat, zu Lasten Dritter seine Interessen durchzusetzen, zumal, wenn ein Bundesgerichtsurteil dies ausdrücklich feststellt. Wahrscheinlich ist sich Paul Rechsteiner dessen wohl bewusst und schwimmt dadurch nicht nur argumentativ, sondern auch sprachlich. ■

INSERAT 1/2 QUER RA

XXXX

235 X 149

PETER KURERS KOMMUNIKATIONS- VERHALTEN

Fragwürdiges Antwort-Management und emotionslose Rede: Peter Kurer ist nach dem Abgang von Marcel Ospel der starke Mann der Schweizer Grossbank UBS. Bislang operierte der neue Verwaltungsratspräsident im Hintergrund, nun steht er im Fokus von besorgten Aktionären und Kunden sowie einer interessierten Medienöffentlichkeit. Kommunikationsexperte Marcus Knill hat die ersten Auftritte Kurers für “persönlich” analysiert.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

Es ist mir bewusst, dass Interviews in den Printmedien meist gegengelesen und zurechtgestutzt werden. Deshalb analysiere ich lieber Live-Gespräche, die nicht korrigiert worden sind. Nachdem ich im SonntagsBlick ein Interview mit Ospel-Nachfolger Peter Kurer gelesen hatte, interessierte es mich, ob Kurer

seine Antworten beim Gegenlesen hatte beschönigen können. Ich erkundigte mich beim Interviewer Hannes Britschgi danach.

Er liess wissen, Kurer habe lediglich zwei bis drei Aussagen zurückgenommen beziehungsweise korrigiert. Doch nichts Relevantes. So entschloss ich mich, einmal dieses Print-

Interview genauer unter die Lupe zu nehmen. UBS-Präsident Peter Kurer wurde in seinem Büro am Zürcher Paradeplatz befragt.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.



Starker Mann mit wenig Emotionen: der neue UBS-Verwaltungsratspräsident Peter Kurer.

SEQUENZ 1

SonntagsBlick: "Herr Kurer, Ihre Wahl verhindert die personelle Erneuerung an der UBS-Spitze. Können Sie das verantworten?"

Peter Kurer: "Wenn man von einem weissen Blatt Papier aus plant, ist es idealer, wenn ein Externer an die Spitze kommt. Aber ein Externer müsste erst gesucht werden und sich dann noch einarbeiten."

SonntagsBlick: "Gerade jetzt wäre ein unverstellter Blick von aussen doch wertvoll."

Peter Kurer: "Unvoreingenommenheit ist sicher der Vorteil eines Externen. Andererseits fehlt ihm das Wissen über die Bank. Und er kennt nicht deren spezifische Probleme. Zudem hat er auch nicht die Beziehungen zu den Aufsichtsbehörden, wie sie in dieser Krise extrem wichtig sind."

SonntagsBlick: "Sie sind an der Generalversammlung in Basel nach Ihrer Wahl heftig ausgebuht worden. Was heisst das für Sie?"

Peter Kurer: "Die Leute hörten gut zu, als ich meine Rede hielt. Es war sehr still im Saal. Nachher gab es vielleicht fünf bis zehn von 4000 Teilnehmern, die mich ausgebuht haben. Damit kann ich umgehen."

SonntagsBlick: "Das ist Ihnen egal?"

Peter Kurer: "Das gehört zu einer Generalversammlung."

SonntagsBlick: "Wie erklären Sie einem Aktionär, dass es 40 Milliarden sind, die abgeschrieben wurden?"

Peter Kurer: "Dies ist eine horrende Summe. Andererseits: Das ist nicht Geld, das einfach vernichtet worden ist. Diese Positionen müssen in einer Erfolgsrechnung, die nach bestimmten Rechnungslegungsnormen zusammengestellt wird, laufend bewertet werden. Das gab es vor 20 Jahren nicht. Einige Positionen können theoretisch auch wieder an Wert zulegen."

SonntagsBlick: "Ihr Vorgänger, Marcel Ospel, hat Sie als seinen Wunschkandidaten bezeichnet. Nun werden Sie als 'Ospel-Intimus' abqualifiziert. Was antworten Sie?"

Peter Kurer: "Für einen Anwalt ist die Unabhängigkeit des Urteils die halbe Miete. Im Verlauf meiner Tätigkeit habe ich mir den Ruf aufgebaut, dass ich ein unabhängiges Urteil habe. Ich sage immer das, was ich denke."

SonntagsBlick: "Wie war Ihr persönliches Verhältnis zu Marcel Ospel?"

Peter Kurer: "Wir hatten ein sehr gutes, kollegiales, freundschaftliches Verhältnis miteinander."

SonntagsBlick: "Sie sind Jurist, nicht Banker. Wieso trauen Sie sich einen solchen Job zu?"

Peter Kurer: "Ein Jurist, der lange in einer Bank tätig war und sein Leben lang immer im Umfeld von Banken und Finanzthemen gearbeitet hat, ist genauso ein Banker wie ein Vermögensverwalter oder ein Investmentbanker."

SonntagsBlick: "Sie verstehen sich als Banker?"

Peter Kurer: "Selbstverständlich. Ich bin in diesem Sinn ein Banker."

ANALYSE 1

Auf den Vorwurf, ein Ehemaliger verhindere eine Erneuerung, geht Kurer nicht ein. Mit dem Vergleich "Planung auf einem weissen Blatt Papier" beantwortet Kurer die Frage nicht, ob er seine Zusage verantworten könne. Er begründet sie mit dem Argument, man hätte einen Externen erst noch suchen und einarbeiten müssen. Da einem Externen in dieser Krise die Beziehung zu den Aufsichtsbehörden fehlen würde, kommt Kurer vorerst einmal über die Runden.

Dann folgt unverhofft die unangenehme Frage zur Situation an der GV: "Sie sind heftig ausgebuht worden, was heisst das für Sie?"

Hier erwarte ich als Leser eine Antwort, die glaubwürdig ist. Kurers Antwort überzeugt nicht. Nur ein Roboter hat keine Emotionen. Ich behaupte: Niemand kann sagen, Ausbuhen mache ihm nichts aus. Kurer gibt sich als Teflonmanager. Überzeugt hätte mich beispielsweise eine Antwort wie: Das ist sehr unangenehm gewesen. Doch Kurer wählt Worte, die unglaubwürdig wirken.

Er spielt das Ausbuhen herunter: "Alle hörten aufmerksam zu. Erst nachher haben nur ein paar wenige (fünf bis zehn von 4000) gebuht."

Nach meinen Recherchen ist diese Antwort ein zu plummes Beschönigen einer peinlichen Situation, da nach Zeugenaussagen mehr Leute gebuht und gepiffen haben. Aufschlussreich ist Kurers Antwortmanagement zur gleichen Frage in der Sonntagszeitung. Auch dort wurde ihm die Frage gestellt: "An der GV sind Sie ausgepiffen worden. Lässt Sie das kalt?"

Kurers Antwort in diesem Interview: "Wenn man ausgepiffen wird, ist das logischerweise nicht erfreulich. Auf der andern Seite müssen Sie damit umgehen können. Wenn Sie beim ersten Gegenwind Angst bekommen, sind Sie am falschen Ort."

In dieser Antwort gesteht Kurer immerhin ein, dass das Auspfeifen unangenehm ist. Doch bemüht er sich, den allwettertauglichen, kühlen "Manager im Asbestanzug" zu mimen.

Auf die Nachfrage der Sonntagszeitung: "Solcher Unmut lässt Sie kalt?" antwortet Kurer: "Natürlich verstehe ich, dass viele Leute frustriert und enttäuscht sind und emotional reagieren. Damit kann ich gut umgehen. Ich habe dann Mühe, wenn Leute aus Berechnung und Kalkül einen direkt angreifen und auf den Charakter zielen."

In den Antworten in der Sonntagszeitung sehen wir Kurer als sachlichen, überlegten, krisengewohnten Manager, der gleichsam als Supervisor Verständnis hat für Leute, die frustriert sind.

Weder in den Antworten des SonntagsBlicks noch in den Antworten der Sonntagszeitung spüren wir einen Manager aus Fleisch und Blut. Kurer wirkt trocken, kalt, als eine Person ohne Emotionen – ohne "human touch". Nur vom Umgang mit Ospel spricht er einmal als einem persönlichen Verhältnis.

SEQUENZ 2

SonntagsBlick: "Nach Ihrem Auftritt an der Generalversammlung wurden Sie als eiskalter Manager beschrieben. Sind Sie das?"

Peter Kurer: "Als Jurist muss ich dafür sorgen, dass eine Generalversammlung nicht ausser Kontrolle gerät. Das benötigt grosse Konzentration. Dann mache ich halt oft ein Gesicht wie ein Pokerspieler."

ANALYSE 2

Mit dieser Antwort entlarvt sich Peter Kurer und zeigt, dass er nicht weiss, was überzeugen heisst. Gewiss ist Konzentration etwas vom Wichtigsten, doch muss sie nicht gemimt werden mit einem Pokerface. Die Körpersprache stimmt immer und stört nicht, wenn die Einstellung stimmt.

Ich habe das Gefühl, Kurer will bewusst Emotionen, Einfühlungsvermögen unterdrücken oder verbergen.

Nachfolgend ein paar wenige Sätze – zur Illustration – aus dem Referat von Peter Kurer, das er anlässlich der ordentlichen Generalversammlung vom 23. April 2008 in Basel abgelesen hat.

“... Ich bin nicht hier, um diese Nomination zu verteidigen. Der Verwaltungsrat hat mich gebeten, diese Position zu übernehmen, und ich habe die Herausforderung angenommen. Dies geschieht aus Verantwortungsgefühl gegenüber der Bank, ihren Aktionären, Kunden, Mitarbeitern und dem Gemeinwesen. Ich betrachte es als eine Ehre, heute vor Ihnen zu stehen. Ich bin mir aber auch bewusst, dass die anstehenden Aufgaben gross sind und wir hart arbeiten müssen, um UBS wieder in die Topliga der Banken zu bringen, eine Marktposition, die sie sich über die letzten Jahre erarbeitet und verteidigt hatte.

... wollen wir so rasch wie möglich unsere Position als eines der am meisten respektierten Finanzinstitute der Welt wieder zurückgewinnen – einer Institution, die ebenso für ihre Zuverlässigkeit, ihre langfristige Ausrichtung und nachhaltige Spitzenleistungen steht wie für Profitabilität und Wertvermehrung für unsere Aktionäre. Meine persönlichen Ziele sind ein reibungsloses Funktionieren des Verwaltungsrates und seiner Ausschüsse, ebenso wie ein effizienter und produktiver Informationsaustausch zwischen dem Verwaltungsrat und der Konzernleitung. Darüber hinaus werde ich unsere Firma engagiert gegenüber unseren externen Anspruchsgruppen, gegenüber Ihnen, unseren Aktionären, unseren Kunden, unseren Aufsichtsbehörden, unseren Mitarbeitern und den Vertretern der Regierung vertreten. Ich habe mich verpflichtet, in all diesen Bereichen aktiv zu sein. Ich habe ein tiefes Verständnis dafür, dass Sie und an-



UBS-Brief an besorgte Kunden (Seite 1).

dere in Zeiten wie diesen zornig und frustriert sind. Trotzdem bin ich der Überzeugung, dass unsere Reputation zwar gelitten hat, aber keineswegs nachhaltig gestört ist. Wir haben weiterhin eine gute Geschäftsfranchise, eine solide Verankerung in unserer Tradition und vieles mehr, worauf wir stolz sein dürfen: unsere Marke, unsere globale Ausrichtung, unsere hervorragenden Mitarbeiter, unsere loyalen und vertrauensvollen Kunden und die Qualität unserer Investoren ...”

PRÄSIDENT OHNE SEELE

In dieser Rede lernen wir, so wie in einem Brief an die Kunden, den neuen Präsidenten als Technokraten kennen. Es fehlen auch hier Gefühle. Kurer scheint jeglicher Humor

zu fehlen. Nicht nur die Interviews, auch der Redeauszug und der “persönliche” Brief veranschaulichen: Peter Kurer ist ein Präsident “ohne Seele”. Seine Rede war eine Vorlesung. Er trug den Aktionären Wort für Wort vor, was er selbst oder ein Ghostwriter geschrieben hatte. Die Anwesenden erlebten einen Redner, der sich eiskalt an einem trockenen Text entlangangelte, volle fünf Seiten. Das wortwörtliche Ablesen (ohne jegliche Abweichung) dauerte zwanzig Minuten. Keine einzige spontane Bemerkung, keine Gefühlsregung.

Mit einer Ausnahme: Auf Seite fünf im zweitletzten Absatz enthielt der Text Gefühle. Kurer sprach die Passage “mit dem tiefen Verständnis für die Aktionäre, die zornig und frustriert sind” trocken und in gewohnter kühler Manier. Mir kam es vor, als habe sich dieser Mister Teflon gar nie für die Aktionäre interessiert. Auch der Tages-Anzeiger schrieb von einem Auftritt, der technokratisch, steif und blutleer war. Voten der Aktionäre habe Kurer demonstrativ mit Desinteresse quittiert. Der Kundenbrief ist ein weiteres Beispiel dafür, dass Peter Kurer Mühe hat mit kundenorientierter Kommunikation. Dem Brief fehlt die Stimulanz, er ist zu lang, kam zu spät und ist nicht einmal persönlich unterzeichnet.

FAZIT

Bei allen Kommunikationsprozessen – bei Dialogen (Interviews), Reden, aber auch in Briefen – muss immer der Mensch im Zentrum stehen. Mit Fakten, Sachlichkeit allein überzeugen wir noch nicht. Auch Manager müssen die Balance finden zwischen Kopf und Herz, zwischen Sachebene und Emotionen. ■

INSERTAT 1/3 QUER RA
INGENTI
235 X 100

HANSJÜRG ZUMSTEINS ANTWORTEN

Umstrittener Dokumentarfilm: Der Recherchierjournalist kontert offene Fragen mit Fakten. Der Dokumentarfilm von Hansjürg Zumstein über die Abwahl von Bundesrat und Justizminister Christoph Blocher löste ein politisches Erdbeben aus und entfachte die Diskussion über einen möglichen Parteiausschluss von Amtsnachfolgerin Eveline Widmer-Schlumpf neu. Pikant: Unmittelbar nach der Ausstrahlung blieb es zunächst ruhig, erst ein Weltwoche-Artikel beschleunigte die Ereignisse.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**

Der Dokumentarfilm von Hansjürg Zumstein über die Abwahl Blochers löste einen enormen Medienwirbel aus. Für die SVP dokumentierte der Film, dass Eveline Widmer-Schlumpf nach der Wahl nicht die Wahrheit gesagt hatte. Die neue Bundesrätin sah jedoch im Film ein unsorgfältiges Machwerk (Schnitt und Bildauswahl). Für sie suggerierte er ein falsches Bild, den Film beurteilte sie als "Thesenwerk". In der Weltwoche (Nr. 12/08) musste sich der Journalist und Filmemacher kritischen Fragen stellen. Es ist lehrreich zu sehen, wie er auf die Vorwürfe reagiert. Seine Antworten sind keine Ausweichmanöver. Er antwortete mit Fakten. Die Resultate der Recherchen überzeugen dadurch – im Gegensatz zu den üblichen allgemeinen Rechtfertigungen und Ausweichmanövern von gewissen Politikern und Managern.



Im Auge des Orkans: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Weltwoche (Interviewer Andreas Kunz): "Herr Zumstein, haben Sie mit einem solchen Echo auf Ihren Film über die Abwahl von Christoph Blocher gerechnet?"

Zumstein: "Das Ausmass hat mich überrascht. Zuerst verhielten sich ja alle ruhig. Der Weltwoche-Artikel und die Empörung der SVP starteten dann eine Welle, mit der ich nicht gerechnet hatte."

Weltwoche: "Es wird kritisiert, dass der Film ein falsches Bild vermittele und einen Geheimplan suggeriere, der so nie existiert habe."

Zumstein: "Alle Protagonisten sagen, dass die Aktion geheim war. Jeder konnte ausführlich und differenziert seine Argumente darlegen. Weil Frau Widmer-Schlumpf keine Stellung beziehen wollte, stützte

ANALYSE

Die erste Antwort wirkt glaubwürdig: "Ich habe nicht damit gerechnet." Zumsteins Erklärung stimmt mit der allgemeinen Beobachtung überein, dass Kritiken oft eine Geschichte dadurch hochschaukeln. Den Vorwurf, der Film vermittele ein falsches Bild und suggeriere einen Geheimplan, der gar nicht existiere, kontert der Journalist mit dem Umstand, dass Frau Widmer-Schlumpf eine Stellungnahme verweigert hätte. Auch wir wunderten uns, dass die neu gewählte Bundesrätin die Chance der Richtigstellung nie nutzen wollte und erst später – zu spät – bereit war, den Stand der Dinge aus ihrer Sicht zu erklären.

Für mich ist die Bundesrätin (sie hatte nach der Wahl schlaflose

SEQUENZ FORTSETZUNG

ich mich auf ihre bisherigen Aussagen und versuchte ein ausgewogenes Bild wiederzugeben.“

Weltwoche: “Kritisiert wird die Szene, wo Widmer-Schlumpf ihr Handy weiterreicht und die Zuschauer denken, Ueli Maurer sei am Apparat. Das war falsch.”

Zumstein: “Die Handy-Szene würde ich anders texten, damit kein Missverständnis entsteht. Der Vorgang selber ist zutreffend: Widmer-Schlumpf hat die Anrufe Maurers nicht mehr beantwortet. Sie war an diesem Mittwochmorgen generell nicht mehr erreichbar. Das hat Andrea Hämmerle ja den Bundeshausjournalisten bekannt gegeben.”

Weltwoche: “Als Pressesprecher von Widmer-Schlumpf?”

Zumstein: “Laut Südostschweiz kam Hämmerle aus dem Fraktionsraum der CVP. Er erklärte Widmer-Schlumpf zur Kandidatin und sagte, dass sie für die nächsten Stunden nicht mehr erreichbar sei.”

Weltwoche: “Am Wochenende nahm Widmer-Schlumpf Stellung zur Abwahl.”

Zumstein: “Leider gibt es immer noch offene Fragen und Widersprüche. Sie sprach in der NZZ am Sonntag von drei Kontakten zu Hämmerle, dieser aber erwähnte vor zwei Wochen gegenüber der gleichen Zeitung fünf Kontakte. Hämmerle sprach ausserdem in einer anderen Zeitung von einem 20-minütigen vertraulichen Gespräch am Samstag vor der Wahl. Für Widmer-Schlumpf war dasselbe Telefonat ein kurzer Austausch über mögliche Kandidaten.”

Weltwoche: “Hat Widmer-Schlumpf nicht die Wahrheit gesagt?”

Zumstein: “Ich würde nach wie vor sehr gerne ein Interview mit ihr machen, damit sie ihre Version ausführlich darstellen kann. Letzte Woche habe ich sie erneut angesprochen, sie hat aber abgelehnt.”

Weltwoche: “Für Aufregung sorgte, dass die SP am Dienstagabend vor der Wahl vom Gespräch zwischen Maurer und Widmer-Schlumpf wusste.”

Zumstein: “Woher die SP dies wusste, ist immer noch offen. Offenbar erzählte SP-Fraktionschefin Ursula Wyss anderen Journalisten, sie wisse es von CVP-Präsident Christophe Darbellay und er wisse es von Maurer. Dass Darbellay mitten in den Geheimgesprächen mit Maurer redete, wirkt aber sehr unglaubwürdig. Auch Maurer schliesst kategorisch aus, dass es zu einem solchen Gespräch gekommen ist.”

Weltwoche: “Offen ist auch, woher Darbellay die ‘soliden Garantien’ für Widmer-Schlumpfs Annahme der Wahl hatte, die er im Film erwähnt.”

Zumstein: “Der NZZ am Sonntag erklärte Darbellay, er führe diese Aussage auf ein Gespräch mit Maurer vom Mittwochabend der Wahl zurück. Das kann aber nicht korrekt sein. Darbellay machte diese Aussage bereits am Nachmittag in einem Interview mit der ‘Tagesschau’.”

Weltwoche: “Sagten Darbellay und Wyss von Anfang an für den Film zu?”

Zumstein: “Wyss war von Anfang an bereit. Darbellay hat zuerst zugesagt, dann wieder abgesagt. Nach einigem Hin und Her hat er dann zugesagt.”

ANALYSE FORTSETZUNG

Nächte) viel zu spät – erst nach dem Wirbel um die “Ausschlussforderungen” – in die Offensive gegangen. Die umstrittene Handyszene, die in den Medien als Manipulation bezeichnet wurde, ist für Zumstein ein Missverständnis. Er gibt unumwunden zu, dass der Filmtext irritieren könne. Er sagt, er würde diese Stelle nachträglich eindeutiger texten. Aber man könne nachweisen, dass die angehende Bundesrätin am Mittwochmorgen nicht erreichbar war. Dies sei belegbar.

Der Journalist recherchierte gründlich, wer wann was gesagt hatte, und macht im Interview deutlich, dass es zu viele Ungereimtheiten, zu viele Widersprüche gegeben hatte. Dies war für mich schon während der Medienberichte erkennbar, und ich wunderte mich nach der Wahl, dass in keinem Beitrag diese unterschiedlichen Live-Sequenzen einander gegenübergestellt wurden. Aus meiner Sicht bestehen immer noch zu viele unterschiedliche Aussagen zwischen den Akteuren Darbellay, Hämmerle, Brunner, Schlumpf, Wyss und Maurer. Als Medienkonsument muss man sich auch ohne Zumstein-Film die berechnete Frage stellen: Wer sagte eigentlich die Wahrheit?

Der Journalist antwortet im Interview bedacht und bezichtigt Widmer-Schlumpf nicht der Lüge. Er betont, dass er dialogbereit war und auch Eveline Widmer-Schlumpfs Meinung habe publizieren wollen. Die neue Bundesrätin habe ihm jedoch das Gespräch verweigert. Diese Abschottung der Politikerin war einer ihrer gravierendsten Fehler. Im Umgang mit Medien werden Gesprächsverweigerungen zum Bumerang.

Der Film dokumentiert, dass nach der Wahl zu viel geredet wurde. Dies wird bewusst, wenn die einzelnen Original-Statements einander gegenübergestellt werden. Das war der Fall. Zumstein berichtet im Interview lediglich, was ihm gesagt worden war und was die Akteure vor und nach der Wahl zum Besten gegeben hatten.

Die brisanteste Aussage – die Behauptung Darbellays, er habe gewusst, dass Widmer-Schlumpf die Wahl annehme – kann Zumstein im Film belegen. Auch dass der genannte Zeitpunkt in seiner Aussage (NZZ am Sonntag) nicht stimmen konnte. Zufälligerweise hörte ich in der “Tagesschau” Darbellays Aussage und stellte mir schon damals die Frage: Aus welcher Quelle hatte der CVP-Chef dieses Wissen? Darbellay gab sie bis heute nicht bekannt.

ERKENNTNIS

Den Dokumentarfilm als Machwerk zwischen Dichtung und Wahrheit zu bezeichnen, wie es im Tages-Anzeiger (2. April) zu lesen war, geht mir zu weit. Der Filmemacher hielt sich weitgehend an Sequenzen, die authentisch sind. Deshalb konnte er im Interview auf die heiklen Fragen überzeugend antworten.

Was auffällt: Journalist Zumstein weicht bei keiner Frage aus. Er antwortet mit Informationen, die mit seinen Recherchen übereinstimmen. Selbstverständlich beeinflussen der Schnitt, die Auswahl und der Aufbau das Gesamtbild. Ein Filmer schält immer mit der subjektiven Auswahl der Beiträge bestimmte Zusammenhänge heraus und gewichtet damit die ausgewählten Sequenzen.

Zusammenfassend meine ich, Eveline Widmer-Schlumpf hätte unbedingt früher angemessen reagieren müssen. Sich in Krisensituationen den Medien zu verweigern ist immer schlecht. Eveline Widmer-Schlumpf ging erst Ende März in die Offensive – dies war eindeutig zu spät.

Ihre Wahl zur Bundesrätin war ein demokratischer Akt, doch unterliess sie es, sich schon vor der Wahl zu erklären. Sie hätte beispielsweise telefonisch mitteilen können, man möge sie nicht wählen. Sie wäre vielleicht dennoch gewählt worden, und der Vorwurf, sie sei eine Verräterin und habe sich gegen die Interessen der Partei gestellt, wäre vom Tisch gewesen. Damit, dass sie die Karte "ausschweigen" und "aussitzen" gezückt hatte, setzte sie sich dem wochenlangen Vorwurf aus, sie habe geschummelt, gelogen und mit den Gegnern der SVP gemeinsame Sache gemacht. Dass sie nach dem Film den Erklärungsbedarf immer noch nicht befriedigte, ist mir völlig unverständlich. Denn: Wer öffentlich angeschuldigt wird, muss

ebenfalls auch öffentlich Stellung beziehen. Schweigen ist nicht immer Gold.

FAZIT

Die Sequenzen dieses Dokumentarfilms des Schweizer Fernsehens verdeutlichen: Vor, während und nach der Abwahl Blochers blieben zu viele Fragen offen, und die zahlreichen gegensätzlichen Äusserungen der Politiker verdeutlichen die Widersprüchlichkeit. Dadurch wurde es der SVP möglich, den Film für ihre Zwecke zu instrumentalisieren und die neue Bundesrätin enorm unter Druck zu setzen. In der SonntagsZeitung (13. April) zeigt die neue Bundesrätin immerhin Einsicht. Zur Medienpräsenz liess sie verlauten: Ich werde mich in der Öffentlichkeit klar und genügend äussern. Ich werde sichtbar sein. Sichtbarer als in den letzten hundert Tagen!

Es waren zwei Filme, die in dieser Angelegenheit grosse politische Auswirkungen hatten.

1. Der Blocher-Dokumentarfilm – mit den unbedachten Äusserungen von Gerhard Blocher – führte dazu, dass einige Parlamentarier seinen Bruder im Bundesrat nicht mehr als wählbar betrachteten, was zur Abwahl des Justizministers führte (es zählte damals jede einzelne Stimme).

2. Der Zumstein-Film, durch den die neu gewählte Bundesrätin von der SVP unter enormen Druck gesetzt werden konnte und der den Medienwirbel und später auch die grossen Solidaritätskundgebungen für die neue Bundesrätin auslöste.

ZUM UMGANG MIT MEDIEN

Die Besieger Blochers (Wyss, Darbellay) waren nach Anfragen bereit, bei diesem Film mitzuwirken. Sie wurden nachträglich mit ihren

Original-Aussagen konfrontiert und haben unbedachterweise – vielleicht im ersten Siegestaumel – vor Mikrofon und Kamera Aussagen mit folgenschweren Interpretationsspielräumen gemacht. Die erfolgreichen Planer des Geheimplanes der Blocher-Abwahl durften tagelang niemandem ein Wort verraten und hatten dadurch Erfolg. Nach dem gelungenen Coup waren sie froh, endlich über ihren Erfolg reden zu dürfen – und sagten hernach zu viel. Es ist sonderbar, wenn diese Akteure im Nachhinein den Zumstein-Film der Manipulation bezichtigen. Andrea Hämmerle war besser beraten, er verzichtete auf eine Teilnahme.

In einem Interview der Zeitung Der Bund (11. April) sagte Wyss nachträglich, sie stehe zwar zu ihren Aussagen im Film. Aus heutiger Sicht würde sie aber einiges anders machen. "Die filmische Umsetzung hat mich erschreckt, und die Wirkung des Films tut mir leid." Eine Nationalrätin müsste jedoch wissen, welche Folgen Aussagen vor Kamera und Mikrofon haben können.

Wieder einmal die wichtigste Erkenntnis im Umgang mit dem Fernsehen: Zuerst überlegen, dann reden! Wer unbedachte Aussagen macht, kann nicht nachträglich den Filmemacher dafür verantwortlich machen. Das gilt für alle: für Gerhard Blocher wie für Wyss, Darbellay und Co. ■

**INSERAT 1/3 QUER RA
AST
235 X 100**

“MEDIENGEILHEIT” – EINE UNHEILBARE KRANKHEIT?

Calmy-Rey: Der absurde Hang zur Selbstdarstellung von Micheline Calmy-Rey scheint nun eine Grenze überschritten zu haben, was auch noch politische Folgen haben könnte. Sie ist bei Irans Präsident in eine PR-Falle getappt. Der Kopftuchauftritt wurde als Anbiederung interpretiert oder als Kniefall vor einem totalitären Machthaber, der Israel vernichten will. Calmy-Reys Drang nach Öffentlichkeit (Rütli, Auftritt als Sängerin usw.) hat etwas zu tun mit dem nachfolgenden Grundsatzbeitrag.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**

Die Auswirkungen der Sucht nach Medienpräsenz (“Mediengeilheit”) beschäftigt uns seit Jahren. Wird eine bekannte Persönlichkeit von dieser Krankheit befallen, macht sie beinahe alles, um in die Medien zu kommen. Nella Martinetti war beispielsweise eine solche infizierte Person. So wurde sie immer wieder zur Zielscheibe von Hohn und Spott. Jüngst gestand sie immerhin im Blick, sie habe im Umgang mit Medien Fehler gemacht und zu viel Privates an die Öffentlichkeit getragen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr niemand abgeraten hatte, sich bei Medizinsendungen mit all ihren persönlichen Problemen zur Verfügung zu stellen und ihre Sorgen und Krankheiten öffentlich auszubreiten. Beispielsweise ihr Weichteilrheuma, ihre Pillensucht, ihre Depressionen, ihre Affären, ihr Übergewicht (112 Kilogramm bei einer Körpergröße von 1,58 m). Sie zelebrierte dies alles immer wieder vor Mikrophon und Kamera.

Eigentlich schade, denn diese Geschichten überdeckten ihren ersten Erfolg aus dem Jahre 1988 mit einem geglückten Eurovisions-Song. Sie wurde Opfer ihrer Medienbesessenheit. Mit ihrem Eingeständnis in der Boulevardpresse könnte man nun meinen, Nella Martinetti habe ihre Krankheit “Sucht nach Medienpräsenz” überwunden und sei endlich einsichtig geworden. Leider zeugt das jüngste Eingeständnis von einem erneuten Rückfall. Weshalb? Die Sängerin nutzte ihre Beichte dazu, wiederum zu einer Medienpräsenz zu kommen.

Wir haben es bei verschiedensten Persönlichkeiten mitverfolgen können, wie sie – von der Medienbesessenheit befallen – zu allem bereit



Bundesrätin Micheline Calmy-Rey mit Schleier: Beispiel für Selbstdarstellung.

sind, um sich einen Platz in den Medien zu verschaffen; selbst wenn es um Negativmeldungen geht. Mediensüchtige Menschen glauben: Nur wer in den Medien vorkommt, ist jemand. Es scheint, als sei diese “Mediengeilheit” unheilbar. Wahrscheinlich braucht es einen zu grossen Aufwand, bis ein Mediensüchtiger merkt, dass er sich nur noch über sich selbst – als Person – und nicht über die Medienpräsenz definieren sollte.

Ein tragischer Fall war auch Mäni Weber (“Mäni national”). Er litt nach dem Rücktritt gleichsam an Entzugserscheinungen, als man ihn beispielsweise im Restaurant nicht mehr sofort erkannte. Er erfüllte deshalb sein Leben lang den bunten Blättern jeden Wunsch – vor allem nach seiner “Pensionierung”. Als es ihm während der letzten Jahre weniger gut ging, konnte er auch nicht mehr zurück. Er setzte sich bei jeder Gelegenheit ins Glashaus. Auch für Manager und Politiker lohnt es bestimmt,

sich mit der Krankheit Mediensucht auseinanderzusetzen. Steht eine Persönlichkeit immer wieder vor Mikrophon und Kamera, kann sich der Virus schleichend ausbreiten.

VORBEUGEN – ABER WIE?

In einem Interview (“Sonntag”, 3.2.2008) erfahren wir von Natascha Kampusch, wie sie der Mediensucht vorbeugen konnte. Sie war darauf bedacht, Persönliches nicht öffentlich zu machen. Prominente und Führungspersönlichkeiten könnten aus folgenden Antworten der jungen Frau einiges lernen.

Zur Person: Als Zehnjährige wurde Natascha Kampusch entführt und lebte acht Jahre lang in einem Kellerverlies. Die Medien versuchten sie seither zu instrumentalisieren. Doch ihre klare Abgrenzung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit bewährte sich; Natascha Kampusch wurde nie vom Virus Medienbesessenheit infiziert.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Zur Frage nach dem Interesse der Medien am Privatleben:

Natascha Kampusch: "Schon, aber ich bin eine Person des öffentlichen Interesses – so eine Art Allgemeingut. Aber warum? Ich bin weder Politikerin noch sonst irgendetwas, und warum sollte ich nicht auch gewisse Persönlichkeitsrechte besitzen? Ich lasse mich nicht fremdbestimmen. Ich lebe ja nicht für die Medien, und ich bin keineswegs Mutter Teresa. Ich glaube, wenn ich einmal unfrisiert bin oder nicht so vorteilhaft gekleidet, ist das meine Sache. Ich habe das Recht, genauso wie jeder andere, eine scheussliche Zipfelmütze zu tragen, womöglich mit einem Bommel dran."

Sonntag: "Glauben Sie, dass die Medien Macht über Sie ausüben können?"

Kampusch: "Ja, aber man kann sich auch völlig ausklammern. Die Medien beeinflussen das Leben nur, sofern man sie lässt. (Das Handy des Medienberaters, der während des Interviews anwesend ist, klingelt. Er schaltet es aus.) Wenn man das Handy abschaltet zum Beispiel, ist man nicht mehr erreichbar."

Sonntag: "Sie meinen, man kann sich völlig abgrenzen? Heisst das auch, Sie lesen nicht alles, was über Sie geschrieben wird?"

Kampusch: "Ja."

Sonntag: "Sie bewahren auch nichts auf?"

Kampusch: "Nein, aber meine Mutter versucht, alles zu sammeln und zu bündeln, was ich als müssig erachte."

Sonntag: "Wie viel hat sie denn schon?"

Kampusch: "Wahrscheinlich ganze Stösse von Zeitungen. Sie hat gesehen, wie die Mutter eines prominenten Sohnes alles stolz sammelt, und irgendwie möchte sie so etwas auch machen."

Sonntag: "Ihre Mutter, Brigitta Sirny, hat auch ein Buch veröffentlicht, 'Verzweifelte Jahre – Mein Leben ohne Natascha'."

Kampusch: "Es ist besonders schwierig zu kontrollieren, was innerfamiliär rausgeht. Wie sich die Verwandten, Betreuer und Berater verhalten, was für Expertisen sie abgeben. Es ist die Art, wie Medien versuchen, über Dritte an mich heranzukommen. Nicht einmal vor der eigenen Familie schrecken sie zurück. Das Buch war eine wichtige und richtige Entscheidung meiner Mutter."

Sonntag: "Eine Entscheidung in Ihrem Sinne?"

Kampusch: "Es war eine Möglichkeit für meine Mutter, ihr Schicksal zu bewältigen. Für den Verlag war es sicherlich auch die richtige Entscheidung."

Sonntag: "Wie kann man die Medien unter Kontrolle halten?"

Kampusch: "Wenn man den Boulevardmedien keinen Zündstoff gibt für ihre Megastories, dann wird es mit der Zeit fad für sie. Sie ziehen sich zurück, beziehungsweise es tritt ein gewisser Erziehungseffekt ein, und sie schreiben nur noch nette Sachen. Diesen Medien ist es ja gleich, ob sie eine schmalztriefende, herzerwärmende Geschichte oder einen Skandal breittreten. Hauptsache, sie haben die Leser."

Sonntag: "Sie sind schon zwei Wochen nach der Flucht an die Öffentlichkeit getreten. War das im Nachhinein die richtige Entscheidung?"

Kampusch: "Ja, ich glaube schon. Man hätte noch ein klein wenig warten können, aber so nahm man gewissen Parteien den Wind aus den Segeln. Ich wusste, wenn ich mich völlig aus diesem Prozess ausklammere, werden sich die Medien ihren eigenen Reim machen. Das wollte ich um jeden Preis vermeiden. Man sollte grundsätzlich alles möglichst früh angehen."

ANALYSE

Natascha Kampusch hat rasch erkannt, dass jede Person Persönlichkeitsrechte hat. Wir erfahren, dass sie sich von Anfang an durch die Medien nicht fremdbestimmen lassen wollte. Die zweite Antwort ist für mich ein Schlüsselsatz: "Die Medien beeinflussen das Leben nur, sofern man sie lässt."

Die meisten Promis, die vom Virus "Mediengeilheit" befallen wurden, liessen sich zu schnell von den Medien vereinnahmen. Viele merkten gar nicht, wie rasch man ihnen ausgeliefert ist. Wer die Türe zur Privatheit öffnet, wird zwar zuerst von den Boulevardmedien auf Händen getragen. Die Aufnahmen prangen auf allen Titelseiten. Doch: Wenn man sich dann später in einer unangenehmen Situation aus den Fängen der Regenbogenpresse lösen möchte, geht dies nicht mehr, die Türen zur Privatheit lassen sich nicht mehr schliessen.

Die Frage, ob man sich völlig von den Medien abgrenzen könne, beantwortet Kampusch mit einem eindeutigen "Ja". Es ist wirklich so, dass wir selbst die Grenze festlegen müssen und können. Sie findet, dies sei durchaus möglich, wenn man konsequent bleibe und Nein zu sagen gelernt habe. Bei der Problematik Mutter - Kind (bei der Abgrenzung den Medien gegenüber) weist Natascha Kampusch auf eine Schwierigkeit hin: Wenn Angehörige bei den klaren Grenzen nicht mitziehen würden, dann sei es nicht mehr so einfach. Die Medien versuchten bei ihrer Mutter Geschichten über das nähere Umfeld der Tochter zu ergattern, auch über Bekannte und Verwandte.

Es ist immer schwierig, die Medien zu kontrollieren, wenn Geschichten innerfamiliär rausgehen und die Medien versuchen, über Dritte an Persönliches heranzukommen. Hier hat Kampusch eine aufschlussreiche Erfahrung gemacht. Sie sagt, Boulevardmedien könne man nur unter Kontrolle halten, wenn man ihnen keinen Zündstoff gebe für Megastories.

Dann würden sie sich zurückziehen – nach Kampusch tritt sogar ein gewisser Erziehungseffekt ein –, und die Journalisten würden nur noch nette Sachen schreiben. Erstaunlich: Man kann früh lernen, mit aufdringlichen Medien umzugehen. Lässt man sich jedoch vom Virus Mediensucht befallen, ist es später nicht mehr möglich, Nein zu sagen oder Informationen zu steuern.

Vor Mikrophon und Kamera verlieren sogenannte Promis oft jede Hemmung. So gaben in der Sendung "Doppelpack" des Magazins "Glanz und Gloria" Prominente regelmässig Auskunft über ihr Sexleben:

- "Selbstverständlich onaniere ich", verriet der sonst so intelligente Ursus vom Clown-Duo Ursus und Nadeschkin. "Das klappt überall."
- Auch Ex-Miss-Schweiz Karina Berger erzählte, sie befriedige sich "ab und zu" selber.
- "Wir schauen oft Pornos", gab Beat Breu mit seiner Verlobten Heidi Stampfli dem Publikum preis.
- Auch Ex-Miss Lauriane Gilliéron prahlte mit intimen Erlebnissen.
- Sven Epiney kam immer wieder auf seine Homosexualität zu sprechen.
- Ex-Miss Fiona Hefti gestand dem Fernsehpublikum, sie habe schon Orgasmen vorge-täuscht.
- Röbi Koller meinte, dass er von Erotik am Strand träume, und Tagesschau-Sprecherin Katja Stauber lockerte unbedachterweise ihre Zunge und sprach von ihrer wilden Teenagerzeit.

ERKENNTNIS

Immer wieder sind sich Politiker, Führungs-

kräfte und Prominente nicht bewusst, dass sie selber schuld sind, wenn sie Opfer ihrer Mediensucht werden. Jeder kann Nein sagen oder kann auch noch nach der Aufzeichnung eine Veröffentlichung ablehnen. Wer jahrelang im Rampenlicht gestanden hat, dem fällt es vielleicht schwerer, plötzlich darauf zu verzichten. Wie bei jeder Sucht kann es zu Entzugserscheinungen kommen. Dennoch haben ungezählte echte Prominente – wie Franz Fischlin, Susanne Wille, Thomas Gottschalk, Beni Thurnheer – bewiesen, dass es möglich ist, gegenüber den Medien Privates für sich zu behalten. Am Anfang ist es zwar mit grossem Aufwand verbunden, da es die Regenbogenpresse versteht, ständig Druck auszuüben.

Tennisstar Steffi Graf und die Violinistin Anne-Sophie Mutter überzeugten uns mit ihren Antworten.

Steffi Graf: "Ich habe einfach sehr früh die Grenzen gezogen zwischen Privatleben und Öffentlichkeit. Das war immer so bei mir und hat sich auch über die Jahre nicht verändert. Ich vermute, weil mir das so wichtig war und ich das auch immer deutlich gezeigt habe, wurde es respektiert."

Anne-Sophie Mutter im Tagesanzeiger-Magazin 42/2006: "Was ich nicht mag, ist Boulevard-

journalismus, weil dort der Begriff Privatsphäre nicht existiert!"

FAZIT

Wir alle haben ein Recht auf unsere Privatsphäre! Wir sind immer selbst verantwortlich, dass unsere Privatsphäre gewahrt bleibt, wohl wissend: Journalisten dürfen versuchen – auch über Umwege – Privates zu erfragen. Das gehört zu ihrem Job. Journalisten lernen sogar, durch Explorationstechniken zu vertraulichen Informationen zu kommen (dies sind meist legale Techniken, mit denen Interviewpartnern die "Würmer aus der Nase" gezogen werden können). In professionellen Medienseminaren können Sie diese Explorationstechniken ebenfalls kennen und die entsprechenden Abwehrmechanismen prozessorientiert einsetzen lernen.

Jede Person muss selber entscheiden, wie weit Sie gehen möchte mit dem Offenlegen ihrer Privatsphäre in den Medien. Zurückhaltung hat sich aber immer bewährt. Beim Preisgeben privater Informationen ist es wie beim Ausdrücken einer Zahnpastatube: Es ist einfach, eine Tube auszudrücken. Es fällt aber schwer, den ausgedrückten Inhalt wieder in die Tube zurückzubefördern. ■

INSERAT 1/2 QUER RA
HTP
235 X 149

WIE JÖRG KACHELMANN “SEINE” WORTE AUS DEM NETZ LÖSCHEN LÄSST

Sex bei 120 Sachen: Im November 2007 verbreiteten die Medien eine Aussage, wonach Starmeteorologe Jörg Kachelmann angeblich “Sex bei 120 Sachen” gehabt habe. Die Berichterstattung bezog sich auf ein Interview, welches Kachelmann der Boulevard-Sendung “Glanz & Gloria” gewährt hatte. In der Folge forderten Kachelmanns Anwälte die Medien auf, die vermeintliche Falschaussage im Netz zu löschen. Die meisten kamen dieser Aufforderung nach, ausser “persönlich”-Kolumnist Marcus Knill.

Text: **Marcus Knill** Bild: **Keystone**

Nach Kachelmanns Rechtsanwälten handelt es sich um eine Falschaussage: Ihr Mandant habe zu keinem Zeitpunkt geäussert, am KFZ-Steuer auf der Strasse oder gar auf der Autobahn bei 120 km/h Sex gehabt zu haben. Tatsache ist, dass nicht wenige Artikel und Fernsehbeiträge diese Aussage übernommen haben. Auch ich zitierte auf meiner Internetseite (www.rhetorik) am 7. November 2007 das Fernsehen und den SonntagsBlick. Doch schon bald folgte die erste Überraschung: All jene, die Kachelmanns Aussage kolportiert hatten, wurden wie wir über die Hocker Rechtsanwälte in Köln aufgefordert, dieses angebliche “Falschzitat” im Netz zu löschen. Sofort stellte ich fest, dass das Schweizer Fernsehen und einzelne Medien den Kachelmann-Beitrag aus dem Archiv entfernt hatten. Wer Zitate von Zitaten publiziert, muss tatsächlich bedenken: Die Presse darf sich nicht auf einen publizierten Beitrag abstützen. Recherchieren heisst: verschiedene Quellen überprüfen. Ich nehme einmal an, dass Herr Kachelmann hier das Opfer eines Irrtums wurde. Er wurde falsch zitiert, und dieses Zitat hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Das ist bedauerlich. Ich selbst bin der Ansicht, dass man Falschaussagen rasch begegnen muss. Angenommen, Kachelmann habe etwas Ähnliches gesagt – nur eine unbedachte Äusserung –, so hätte die Korrektur sofort – ebenfalls über die Me-

dien – erfolgen müssen. Wir erleben es immer wieder, dass man publizierte Texte nachträglich kaum mehr eliminieren kann. Es ist wie bei einer Wurstmaschine. Man kann die Maschine nicht retour laufen lassen, im Glauben, aus Würsten gebe es wieder Fleischstücke. Jörg Kachelmann muss vorgeworfen werden, dass er zu spät reagiert hat. Die Würste waren bereits gegessen. Obschon die Medienrechtler gewisse Archivbeiträge mühsam aus dem Netz entfernen konnten, ist Kachelmanns Marke dennoch angeschlagen, und so bleibt die Geschichte im Netz verewigt. Die Aufräumerei hat die Geschichte wieder ins Gedächtnis gerufen. Die Würste wurden nochmals aufgewärmt. Werden Persönlichkeitsrechte oder die Ehre verletzt, muss reagiert werden. (Ein Brief mit der Bitte, dem Artikel beizufügen, dass die Aussage nicht der Wahrheit entspreche, hätte genügt, eine Gegendarstellung zu platzieren.)

Ich frage mich, ob Kachelmanns Vorgehen mit einem Anwaltsbüro geschickt war. Anwälte kümmern sich im Allgemeinen nicht um PR und haben so die Sache für ihren Mandanten nur noch verschlimmert. Man nennt das den Streusandeffekt. Gleichzeitig ist mir aber bekannt, dass Kachelmann, auch nicht gerade sanft im Austeilen, schnell mit Anwälten zur Stelle ist, sobald er seinen eigenen Ruf gefährdet sieht. So versuchte er vor Jahren mit massivem Druck eine Geschichte zu verhindern, wonach er Vater geworden sei. In der Bevölkerung wird durch die Intervention der Juristen die Geschichte nochmals aktualisiert, und viele fragen sich: Was hat Kachelmann in dieser Geschichte wortwörtlich gesagt? Die Öffentlichkeit urteilt nun nach dem Prinzip: Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Und Ironie der Geschichte: Unter “Im Cache” kann man die meisten “gelöschten” Artikel nachlesen. ■

DIE “GELÖSCHTEN” INTERNETEINTRÄGE



Marcus Knill ist Kommunikationsberater und “persönlich”-Kolumnist.



OSPELS AUSWEICHTECHNIK WÄHREND DER UBS-KRISE

Milliardenverluste: Immer wieder rätselten Experten, wie lange sich Marcel Ospel nach dem ersten Milliardenabschreiber der UBS noch halten könne. Früher stellte er sich stets den Medien. Seit der zweiten Hiobsbotschaft – dem Verlust von 4,4 Milliarden Franken – hat Ospel keine Interviews mehr gegeben. Weshalb? Was will dies heissen? Wurde er bewusst zurückgebunden? Es ist bekannt, dass die UBS noch keinen Nachfolger hat. Marcus Knill über Ospels Ausweichtechnik.

Text: **Marcus Knill** Bilder: **Keystone, Publicis**

Wie verhält man sich in Krisensituationen? Dies ist eines der Schwerpunktthemen dieser Kolumne. Der Fall UBS liefert uns dazu hervorragendes Anschauungsmaterial. Sobald ich aber an Marcel Ospel denke, kommt mir ein anderer Schweizer in den Sinn, der immer wieder im Sperrfeuer der Medien und Öffentlichkeit steht: der Walliser Fussballboss Sepp Blatter. Vor Jahren beobachteten wir, wie sich der FIFA-Präsident – dank geschickter Rhetorik – aus allen heiklen Situationen elegant retten konnte. Für mich ist Blatter ein Meister der sogenannten “Fussballrhetorik”: Haken schlagen, mit Finten angreifen, aber auch flexibel ausweichen und ablenken. Blatter überlebte damals sämtliche Attacken. Nach den ersten Milliardenverlusten bei der UBS war es für mich deshalb auch spannend zu verfolgen, wie sich Marcel Ospel in seiner heiklen Situation rhetorisch verhält. Ich habe seine Interviews seit der Swissair-Geschichte unter die Lupe genommen. Wie Blatter, so schien er alle Stürme zu überstehen. Nachfolgende Antworten wurden nach dem ersten Finanzdebakel in einem Schlüsselinterview analysiert (Quelle: Blick-online):



Unter Dauerbeschuss: UBS-Verwaltungsratspräsident Marcel Ospel.

SEQUENZ ZUR VERTRAUENSFRAGE

Journalist: “Herr Ospel, wie soll man einer Bank noch vertrauen, die mit ihren Zahlen dermassen danebenliegt?”

Ospel: “Ich verstehe die Verwirrung. Niemand hat damit gerechnet, dass die UBS rund 16 Milliarden abschreiben muss und möglicherweise in diesem Jahr keinen Gewinn erzielen wird. Aber es gibt keinerlei Grund, besorgt zu sein. Man kann weiterhin volles Vertrauen in unsere Bank haben. Wir bleiben eine der sichersten Banken der Welt.”

ANALYSE

In der ersten Antwort federt Ospel Druck ab, indem er das Harvard-Prinzip nutzt: Ich verstehe Sie, aber...

Dann beschönigt er die UBS-Situation und besänftigt: “Wir bleiben eine der sichersten Banken!”

SEQUENZ ZUM VORWURF DES SCHÖNREDENS

Journalist: “Anfang Oktober sagten Sie: ‘Wir haben unsere Engagements konservativ bewertet und fühlen uns mit ihnen komfortabel.’ Jetzt sagen Sie: ‘Noch schlimmere Auswirkungen sind für mich nur sehr schwer vorstellbar.’ Warum soll man Ihnen diesmal glauben?”

Ospel: “Das Problem war, dass im amerikanischen Immobilienmarkt im Oktober und vor allem im November erneut eine negative Dynamik eingesetzt hat. Mit unserer jüngsten Wertberichtigung nehmen wir ein extremes Stress-Szenario vorweg. Dabei ist für mich aus heutiger Sicht aber schwer vorstellbar, dass dieses Szenario so eintreffen wird.”

Journalist: “Es könnte am Ende weniger schlimm sein, als man jetzt angenommen hat?”

Ospel: “Das halte ich durchaus für möglich.”

Journalist: “Von aussen hat man oft den Eindruck, dass eine Firma nicht alles kommuniziert, was sie weiss. Aber derzeit macht die UBS den Eindruck, dass sie es selber nicht weiss.”

Ospel: “Ich kann das verstehen. Ich kann gleichzeitig versichern, dass wir genau wissen, welche Bestände wir in unseren Büchern haben.”

ANALYSE

Die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit ist berechtigt. Der Journalist zweifelt: Schon letztes Mal wurde die Öffentlichkeit beschwichtigt. Die Aussage, dass schlimmere Auswirkungen auch nach der zweiten Krise nicht vorstellbar seien, wie soll man sie noch einmal glauben? Ospel spricht vom amerikanischen Immobilienmarkt im Oktober und einer negativen Dynamik, den jüngsten Wertberichtigungen und davon, dass man ein extremes Stress-Szenario vorweggenommen habe. Was dies konkret heisst, kann man sich schlecht vorstellen, doch hilft diese Vernebelungstaktik, sich aus dem Schussfeld herauszumanövrieren. Ospels Antwort, es sei möglich, dass die Situation weniger schlimm werde, als sie aussehe, ist eine Antwort, die alles offenlässt. Angenommen, es kommt erneut zu einer Panne, könnte er sich darauf berufen, dass er nur angenommen habe, dass... In den meisten seiner Antworten legt sich Ospel nicht fest. Er sagt beispielsweise nur, er wisse, was in den Büchern stehe. Doch was drinsteht, sagt er nicht.

SEQUENZ ZUR FRAGE, BANKENKRISE ODER IMMOBILIENKRISE?

Journalist: “Banken sind dazu da, das Funktionieren einer Volkswirtschaft zu ermöglichen. Im Moment machen sie das Gegenteil: Sie gefährden die Konjunktur.”

Ospel: “Das ist die alte Frage nach dem Huhn und dem Ei.”

Journalist: “Zumindest war am Konjunkturrhimmel kaum eine Wolke zu erkennen – bis die Bankenkrise ausbrach.”

Ospel: “Das ist keine Bankenkrise, sondern eine Kreditkrise.”

Journalist: Also eine Kreditkrise. Und die greift inzwischen auf andere Bereiche über.”

Ospel: “Nein, es war umgekehrt. Die Konjunktur in den USA hat sich abgeschwächt, die Immobilienpreise begannen zu sinken, und das brachte die Hypothekarschuldner in Bedrängnis.”

Journalist: “Aber in den US-Häusermarkt ist zu viel Geld gepumpt worden. Nicht direkt durch die UBS, aber durch die Banken. Deshalb ist es eben doch eine durch Banken verursachte Krise. Aber das war doch eine Blase – und die wäre nur noch grösser geworden.”

Ospel: “Wir müssen vorsichtig sein mit diesen Begriffen. Es gibt eine Immobilienblase in Teilen des Marktes, aber längst nicht überall. Viele US-Immobilien sind von der Krise nicht betroffen.”

ANALYSE

Die Schuld der Banken (sie haben viel zu leichtfertig schlechte Hypotheken übernommen) tut Ospel mit dem trivialen Spruch ab: “Das ist die alte Frage nach dem Huhn und dem Ei.” Damit sieht es so aus, als sei nicht die Bank, sondern die Wirtschaftslage am Flop schuld. Der Journalist merkt, dass sich Ospel aus der Verantwortung stehlen will, und hakt nach: “Aber in den US-Häusermarkt ist zu viel Geld gepumpt worden. Nicht direkt durch die UBS, aber durch die Banken. Deshalb ist es eben doch eine durch Banken verursachte Krise!” Ospel signalisiert zuerst Verständnis, beharrt dann auf dem Huhn-Ei-Vergleich, indem er kontert: “Hätte sich die US-Wirtschaft nicht abgekühlt, wäre die Krise gar nicht ausgebrochen und die Häuserpreise wären weiter gestiegen.” Der Journalist bleibt hart und wiederholt, dass es die Banken gewesen seien, die den Markt aufgeblasen hätten. Falls es nämlich der Wirtschaft weiter gut gegangen wäre, hätten die Banken vermutlich die Blase noch mehr vergrössert!

Jetzt steht Ospel argumentativ an der Wand. Er rettet sich, indem er das Wort “Blase” in Frage stellt und vom Kernproblem ablenkt: “Wir müssen vorsichtig sein mit solchen Begriffen.” Da Ospel merkt, dass er in einen Argumentationsnotstand kommen könnte, windet er sich mit einem Differenzierungsstrick heraus (Nicht überall war es so).

SEQUENZ ZUR HEIKLEN FRAGE ZUM ABGANG WUFFLIS

Journalist: “Wann erfährt die Öffentlichkeit die Wahrheit über den Abgang von Peter Wuffli im letzten Juli?”

Ospel: “Alles, was wir dazu sagen konnten, haben wir gesagt.”

Journalist: “Die Sache wird zum Mythos wie die Ermordung Kennedys. Denn alle wissen: Irgendwo in einem UBS-Schrank liegt ein Papier, auf dem die Wahrheit zu Wuffli steht.”

Ospel: “Alles, was wir dazu sagen konnten, haben wir gesagt.”

Journalist: “Wuffli ist einer der Hauptverantwortlichen, weil er in der relevanten Zeit Konzernchef war. Warum schützen Sie ihn?”

Ospel: “Wie gesagt: Alles, was wir ...”

ANALYSE

Auf die heikle und brisante Frage nach dem fragwürdigen Abgang Wuffli erhält der Journalist immer wieder die Standardantwort: “Alles, was wir dazu sagen konnten, haben wir gesagt.” Dieses ständige Wiederholen macht bewusst, dass hier etwas faul ist und nicht ans Licht kommen darf.

Das Ritual mit der sturen Wiederholung “Alles, was wir dazu sagen konnten, haben wir gesagt” bringt das Gespräch nicht weiter. Der Journalist musste letztlich mit den Worten klein begeben: “Lassen wir das.”

SEQUENZ ZUR FRAGE NACH DEN KONSEQUENZEN	ANALYSE
<p>Journalist: “Nach dem neuen Abschreiber muss niemand den Hut nehmen. Warum?”</p> <p>Ospel: “Wir haben bereits personelle Konsequenzen gezogen. Was jetzt bekannt wurde, hat den gleichen Ursprung.”</p> <p>Journalist: “Diesmal fordert niemand Ihren Rücktritt – gutes oder schlechtes Zeichen?”</p> <p>Ospel: “Wahrscheinlich ein gutes. Ich gehe nicht feige zur Hintertüre hinaus, wenn ich einen Beitrag zur Lösung leisten kann.”</p> <p>Journalist: “Aber sobald das Problem als gelöst bezeichnet werden kann – ist dann auch Ihre Zeit abgelaufen?”</p> <p>Ospel: “Das würde ich daraus nicht ableiten.”</p>	<p>Auf die Frage nach allfälligen Konsequenzen – seinen Rücktritt – wiederholt Ospel jene Standardantwort, die er bereits in verschiedenen Medien heruntergebetet hat: “Ich verlasse die UBS nicht feige durch die Hintertüre.” Ospel müsste sich eigentlich offen durch die Vordertüre verabschieden, weil er schon mehrmals versagt hat und – unter seiner Führung – von der UBS Milliarden Schweizer Franken vernichtet wurden.</p>

SEQUENZ ZUR FRAGE NACH DEM LOHN/BONUS	ANALYSE
<p>Journalist: “Ihr Lohn wird 2007 nur aus der Basisvergütung von 2 Millionen bestehen. Definitiv kein Bonus?”</p> <p>Ospel: “Noch hat der Kompensationsausschuss nicht entschieden. Aber ich erwarte keinen Bonus, und ich will auch keinen.”</p> <p>Journalist: “Das klingt nach symbolischem Beitrag: Selbst wenn man Ihnen einen Bonus geben würde, würden Sie ihn zurückgeben?”</p> <p>Ospel: “Ich habe gesagt: Ich will keinen Bonus.”</p> <p>Journalist: “Also würden Sie ablehnen?”</p> <p>Ospel: “Das sind Ihre Worte. Meine sind: Ich will keinen Bonus.”</p> <p>Journalist: “Die UBS hat über 80 000 Angestellte. Wie viele davon müssen einen tieferen Bonus in Kauf nehmen?”</p> <p>Ospel: “Bonusberechtig sind fast alle. Wir kennen keine Sippenhaftung. Das heisst, in jenen Abteilungen, die gut gearbeitet haben, wird auch ein Bonus bezahlt.”</p>	<p>Überall war zu lesen, dass Ospel für dieses Jahr keinen Bonus bekomme. Nun erfahren wir, dass Ospel unter Umständen doch einen Bonus kassiert. Auch bei diesem Thema fällt auf, dass Ospel nie konkret sagen will, ob er einen möglichen Bonus zurückgibt. Er wiederholt auch bei dieser Frage die gleiche Formulierung: “Ich habe gesagt: Ich will keinen Bonus.”</p> <p>Auf die Nachfrage des Journalisten “Also würden Sie den Bonus ablehnen?” wiederholt Ospel seine Standardantwort: “Das sind Ihre Worte. Ich sagte nur: Ich will keinen Bonus.”</p> <p>Würde Ospel bei einer Gutschrift nachträglich vorgeworfen, er habe doch einen Bonus erhalten, so könnte er sich herausreden, er habe immer nur gesagt: “Ich will keinen Bonus. Ich habe nie erklärt, ich nehme ihn nicht.” Dies sind Spitzfindigkeiten, die Ospel kennt, er ist ein Könner im Ausweichen und konnte sich so – trotz zahlreicher Angriffe und Pannen – stets aus der Schusslinie manövrieren, wie beispielsweise vor Jahren beim Swissair-Grounding.</p>

FRAGWÜRDIGE UBS-KOMMUNIKATION

Als eine “Bombe platzt” und die UBS mit über 4 Milliarden in die roten Zahlen schlittert, wird dies nur durch eine dürftige Medienmitteilung kommuniziert. Keine Erklärungen, keine Erläuterungen, keine Begründung, keine Kommentare, keine Interviews. Die Kommunikationskultur entspricht den Antworten Ospels: “Was geschrieben ist, ist geschrieben.”

Wer in einer Krise so kommuniziert, ist kein Profi. Die UBS hätte die Chance nutzen müssen, das verlorene Vertrauen wieder aufzubauen. Es gab nämlich zu jener Zeit bereits Kunden, die ihr Konto auflösten.

ZUR HEUTIGEN SITUATION

Es zeigt sich immer wieder: Ospel ist ein Meister der Ausweichtechnik. Was mir an der heissen Generalversammlung vom 23. Februar in Basel aufgefallen ist: Die härteste Kritik scheint an Ospel gleichsam abzuperlen. Sein pokerfaceähnliches Gesicht kann der UBS-

Als Personalverantwortlicher kennt David Heller den Wert des Zuhörens. Und als passionierter Fliegenfischer weiss er, dass es für den Erfolg Zeit und Einfühlungsvermögen braucht. Darauf basiert auch unsere Partnerschaft mit Ihnen. Wir verstehen Ihre Bedürfnisse und bieten Ihnen massgeschneiderte Lösungen. Willkommen bei UBS. Bei uns können Sie sich auf Menschen wie David Heller verlassen, die auf Ihre Wünsche eingehen und Sie deshalb gezielt beraten können.

www.ubs.com/schwyz You & Us UBS

UBS-Werbekampagne: “You & Us”.

Chef auf Lächeln oder auf Stellung “neutral” programmieren. Ein Beobachter sagte mir: “Diese kalte Dusche könnte ich auch so gelassen überstehen, wenn ich so ein millionenschweres Polster hätte wie der UBS-Chef.” Beim nonverbalen Verhalten während der siebenstündigen Versammlung war es erstaunlich zu beobachten, wie Marcel Ospel die Signale der Betroffenheit weitgehend unterdrücken konnte. Er wirkte wie ein Mr. Teflon, der unverwundbar ist.

Kann ein Mensch so viel Schelte wirkungslos einstecken? Die verbalen Attacken prallten dennoch nicht völlig an ihm ab. Was sichtbar wurde, waren immerhin einige kurze Lippenbefeuchtungen mit der Zunge, der Griff zum Glas Wasser.

Die Nervosität und Angespanntheit konnte Ospel nicht völlig unterdrücken. Seine Lidschlagzahl erhöhte sich bei persönlichen Angriffen. Das Gesicht wurde bei harten Angriffen etwas farbloser. Der Angeschuldigte zog die Hän-

de manchmal zurück, ähnlich wie damals Bill Clinton, als der anlässlich der stundenlangen harten Befragung zur Sexgeschichte mit Monika L. den Gelassenen mimen konnte (sein Verhalten hatte Clinton mit verschiedenen Coaches wochenlang trainiert). Auch Ospel wirkte cool und quittierte sogar die bösesten Worte mit einem ungläubwürdigen Lachen. Ich fragte mich: Hatte Marcel Ospel auch so lange trainiert wie damals Bill Clinton?

KOMMENTAR

Ospel hätte die UBS mit erhobenem Haupt durch die Vordertür verlassen und nicht am Sessel kleben sollen. Seine Standardantwort: "Ich werde die UBS nicht feige durch die Hintertüre verlassen. Ich will noch die Situation bereinigen", ist ungläubwürdig, nachdem laufend neue Pannen ans Tageslicht gekommen sind und wahrscheinlich noch kommen werden. Nur weil die Nachfolge nicht geregelt ist und Ospel zu viele Spitzenleute entlassen hat, konnte er nicht so schnell auf die Strasse gestellt werden.

EIN BLICK ZURÜCK

2001 habe ich Ospels Medienrhetorik bereits im Zusammenhang mit der Swissair-Krise kritisch verfolgt. Schon damals wurde mir

bewusst, wie der UBS-Chef es stets verstand, geschickt auszuweichen, sobald ihm der Boden zu heiss wurde.

Wir stellten bei allen Analysen der Ospel-Auftritte im Fernsehen fest: Marcel Ospel spricht angenehm langsam und wirkt dadurch recht überlegen. Inhaltlich jedoch sind die meisten Antworten ausweichend oder schwammig. Einige Beispiele:

- "Ich kann dies nicht genau sagen."
- "Das muss abgeklärt werden."
- "Das wissen wir noch nicht."
- "Wir müssen noch mit ... Kontakt aufnehmen."
- "Das habe ich erst jetzt erfahren."

Ospels Antworten am Radio wirkten stimmlich immer gut. Personen, die am Bildschirm beim Sprechen das Gesicht Ospels beobachteten, glaubten oft, eine raffinierte "Schlitzohrigkeit" zu sehen. Es gab Leute, die fanden, Ospel sei "ein cleverer Typ, der abgefieimt, durchtrieben und mit allen Wassern gewaschen" sei. Generell wirkte Ospel schon damals meist unterkühlt, süffisant und unbeteiligt.

FAZIT

Unter der Regie von Marcel Ospel hat die Bank hochriskante Geschäfte abgeschlossen,

die einen hohen Gewinn versprochen. Dies ging schief, es entstanden Verluste, deren Höhe für den Normalbürger gar nicht fassbar ist. Wäre die Rechnung aufgegangen, hätte Ospel wiederum horrenden Prämien kassiert. Da es nicht gut ging, ist nun sein Abgang zwingend. Es wäre ein Zeichen von Statur, wenn er die Verantwortung für dieses Desaster übernehmen und gehen würde, statt auszuweichen und zu vertuschen.

Das Phänomen Ospel ist einmalig: Er verstand es, dank rhetorischem Geschick, die Schuld von sich abzulenken, und riskierte einen Gegenangriff, indem er in Basel sogar den Aktionären vorwarf, sie hätten letztlich die Bank dazu aufgefordert, Risiken einzugehen. Ospel verstand es auch, sich auf höhere Gewalt zu berufen, und überstand so das Sturmtief der UBS, als könnte er seine Hände guten Gewissens in Unschuld waschen. ■

INSERAT 1/2 QUER RA
ARCHITECTURE TALK
235 X 149

COUCHEPINS RHETORISCHES ERFOLGSREZEPT: RELATIVIEREN

Geschmacklos: Bundespräsident Couchepin ist seit der Abwahl Blochers wieder das unbestrittene Alphanimal in der Landesregierung. Doch dies hindert ihn keineswegs, mit peinlichen Vergleichen für Aufsehen zu sorgen. Nachdem er bereits Blocher mit Mussolini verglichen hatte, doppelte er nach und brachte SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli mit KZ-Arzt Joseph Mengele in Verbindung. Doch Couchepin kann sich dank seiner Verteidigungsstrategie sehr viel leisten, wie ein älteres Interview zeigt.

Text: **Marcus Knill**

SEQUENZ

Tagi: "Wie halten Sie es mit der Religion?"

Couchepin: "Ich bin gläubig."

Tagi: "Sie sind also praktizierender Katholik?"

Couchepin: "Das ist meine Angelegenheit."

Tagi: "Der Vatikan will die Schweizer Katholiken wieder auf Kurs bringen: so bei der Beichte oder der Laienpredigt. Macht das Sinn?"

Couchepin: "Ich bin tief davon überzeugt, dass die Kirche zwar die Gemeinschaft der Gläubigen ist, diese aber eine gewisse Freiheit haben sollten. Ich respektiere, was die Kirche sagt. Aber ich behalte meine Freiheit."

Tagi: "Das tönt eher kritisch gegenüber Rom."

Couchepin: "Als ich noch im Gymnasium war, hat mir ein Domherr gesagt: Der grösste Beweis dafür, dass das Christentum richtig ist, liegt darin, dass die Kirche es auch in zweitausend Jahren nicht töten konnte."

Tagi: "Was ist mit dem Gleichstellungsgesetz? Sollte das für die Kirche auch gelten?"

Couchepin: "Das ist etwas anderes. Man kann nicht verlangen, dass Männer Kinder gebären. Es gibt nun mal Unterschiede zwischen den Geschlechtern."

Tagi: "Frankreich trennt Kirche und Staat konsequent. Wäre das in der Schweiz sinnvoll?"

Couchepin: "Das kann jeder Kanton machen, wie er will. In Genf und Neuenburg gibt es diese Trennung. Der Bundesstaat soll Respekt für die Kirchen haben, diese aber nicht aktiv unterstützen. Die streng laizistische Haltung wie in Frankreich ist aber eine Illusion. Und zudem falsch."

Tagi: "Sie stören sich nicht an Kreuzen in Schulzimmern?"

Couchepin: "Nein."

Tagi: "Und an Kopftüchern bei Lehrerinnen?"

Couchepin: "Auch nicht. Aber ich finde es schade. Denn das Kopftuch ist ein Zeichen dafür, dass sich jemand selbst ausschliesst."

Tagi: "Gibt es auch Grenzen der Toleranz – etwa wenn ein muslimisches Mädchen nicht zum Schwimmunterricht darf?"

Couchepin: "Als ich in Martigny mit einem solchen Fall konfrontiert war, sagte ich: Das arme Mädchen hat sicher einen Schnupfen. Da-

ANALYSE

Couchepin bestätigt seine Gläubigkeit, doch beantwortet er die Frage nicht, ob er praktizierender Katholik sei. Ich finde es richtig, solche persönlichen Fragen nicht zu beantworten. So, wie Intimes nicht offengelegt werden muss, sollte man alle persönlichen Fragen einfach stehen lassen. Weil Pascal Couchepin dem Kirchenvolk gewisse Freiheiten zugesteht, schliesst der Journalist daraus, der Politiker habe eine kritische Haltung der katholischen Kirche gegenüber. Couchepin relativiert seine Meinung spontan mit dem Zitat eines Domherrn.

Der Gleichstellungsfrage begegnet Couchepin mit dem Spruch, man könne nicht verlangen, dass Männer Kinder gebären. Eindeutige Positionen versteht Couchepin zu umschiffen, indem er die liberale Karte zieht. Jeder kann machen, was er will: bei der Trennung von Kirche und Staat wie auch beim Tolerieren von Kreuzen oder Kopftüchern. Erstaunlich, wie es Couchepin gelingt, mit einer sonderbaren Argumentation das Fernbleiben vom Schwimmunterricht zu entschuldigen. Seine allwettertaugliche Antwort – man müsse pragmatische Lösungen finden – wird von den Journalisten akzeptiert. In einem Kommentar (SonntagsBlick vom 6. Januar 2008) geht Frank A. Meyer auch auf zwei Sätze Couchepins in einem Interview ein: "Ist diese Frage wirklich so entscheidend, dass man ein Mädchen zum Schwimmen zwingen soll?" Und der Satz: "Das Kopftuch ist ein Zeichen, dass sich jemand selbst ausschliesst." Frank A. Meyer begründet, weshalb diese Sätze auf dem Kopf stehen und umgedreht werden müssen. Denn: Nicht die Schule zwingt die Mädchen zum Schwimmunterricht, sondern die muslimischen Väter zwingen die Töchter zum Verzicht. Auch nicht die Frauen schliessen sich durch das Kopftuch von der Gesellschaft aus. Es sind die muslimischen Männer, die ihre Frauen von der Gesellschaft ausschliessen. Dieser Hinweis macht deutlich: Couchepins Versuch, Sachverhalte zu relativieren, kann Sachverhalte verzerren. Couchepin behauptet, er habe Blocher nur indirekt mit dem Duce verglichen. Recherchen zeigen jedoch: Im September 2007 sagte Couchepin laut "10 vor 10": "Wenn die Wiederwahl nicht stattfindet (Aussage bezieht sich unmissverständlich auf die SVP und die Wahl Blochers), dann gäbe es eine Reihe von Katastrophen. Dies erinnert an den Faschismus. Wenn der Duce fehlt, geht alles unter." Damit hat Couchepin nicht nur indirekt, sondern eindeutig Blocher

SEQUENZ FORTSETZUNG

mit war sie vom Schwimmen dispensiert.“

Tagi: “Ist das nicht falsch verstandene Toleranz?”

Couchepin: “Ist diese Frage wirklich so entscheidend, dass man ein Mädchen zum Schwimmen zwingen soll? Man muss eine pragmatische Lösung finden.”

Tagi: “Seit der Abwahl von Bundesrat Blocher ist mit der SVP die grösste Partei der Schweiz in der Opposition. Wie gehen Sie als Bundespräsident damit um?”

Couchepin: “Im Moment stelle ich fest, dass diese selbst ernannte Oppositionspartei als erste politische Tat ihre Gesundheitsinitiative zu Gunsten eines im Parlament beschlossenen Kompromisses zurückzieht. Das nenne ich eine ziemlich konstruktive Opposition.”

Tagi: “Sind Sie der richtige Mann, um die Gräben zwischen den Anhängern der SVP und den übrigen Schweizern zuzuschütten? Immerhin haben Sie mit Ihrem Vergleich zwischen Herrn Blocher und dem Duce selbst Position bezogen.”

Couchepin: “Ich habe den Duce und Herrn Blocher nicht direkt verglichen. Ich habe gesagt: Wenn alles von einer Person abhängen würde, wären wir im System des Duce.”

Tagi: “Man macht Ihnen den Vorwurf, Sie würden Westschweizer fördern, indem Sie ihnen wichtige Posten Ihres Departements geben.”

Couchepin: “Was ist falsch daran?”

Tagi: “Das sieht nach Kumpanei aus.”

Couchepin: “Ich bevorzuge die Westschweizer nicht. Aber ich vernachlässige sie auch nicht. Denn die Minderheiten sind in der Bundesverwaltung untervertreten.”

ANALYSE FORTSETZUNG

gemeint! Heute relativiert Couchepin auch bei dieser Behauptung seine alte Aussage. Bereits im Interview vom 3. Oktober 2004 (NZZ am Sonntag) wurde Couchepin gefragt: “Wollen Sie sagen, dass Blocher – indem er das Volk emporstilisiert und mythisiert – die Demokratie gefährdet?” Couchepin: “Ja, ich glaube, dass Christoph Blochers Haltung gefährlich ist für unsere Demokratie.” In diesem Fall hatte Couchepin die Frage eindeutig beantwortet. Nachträglich versuchte er dennoch, solch klare Aussagen zu relativieren und abzuschwächen. Auf den Vorwurf, als Bundesrat habe er bei Stellenausschreibungen die Westschweizer bevorzugt, bezeichnet er die einseitige Auswahl nicht als Bevorzugung, sondern als selbstverständlichen Ausgleich, hervorgerufen durch die “Untervertretung” der Welschen. Quotendenken hat somit für ihn nichts mit Bevorzugung zu tun, obschon es ein willkürlicher Auswahlakt (eine Bevorzugung) ist. Wiederum punktet Couchepin mit seiner Relativierungstaktik.

Obschon Pascal Couchepin hart austeilen kann, versteht er es immer wieder, den Geschlagenen die Hand zur Versöhnung anzubieten, wie beispielsweise in der jüngsten Neujahrsansprache. Obschon es Couchepin war, der Blocher und die SVP massiv angegriffen hatte (er schade der Demokratie/Duce-Vergleich), bemühte er in der Neujahrsansprache – nachdem Blocher geschlagen war – die Metapher der Kappeler Milchsuppe als Symbol zur Versöhnung. Couchepin fand, nun sollten sich alle wieder friedlich vereint um den Kessel setzen. Ein gutes, mediengerechtes Bild, das überall zitiert wurde, das Couchepin als Sieger nicht hätte vermitteln dürfen. Doch stellen wir fest: Couchepin kann sich sehr viel leisten. Er übersteht alle Tiefs nahezu unbeschadet.

ERKENNTNIS

Die Analyse des obigen Interviews ist insofern interessant, als sie auf eindrückliche Weise Couchepins Gesprächsstrategie aufzeigt. Couchepin versteht es – wie die aktuellen Beispiele zeigen –, seine verbalen Entgleisungen anschliessend immer wieder zu relativieren. Der Walliser ist ein Politiker mit langjähriger Erfahrung, mit allen Wassern gewaschen und einer rhetorischen Begabung, die sich hören lassen kann. Sein Amt als Bundespräsident erfordert aber nicht nur politische Schläue, Redekunst und Durchsetzungsvermögen, sondern darüber hinaus die Fähigkeit, sich über das politische Gezänk der Parteien zu erheben und, quasi als Über-Mediator, die verschiedenen Interessen seiner Bundesratskollegen auszugleichen und sie unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte unter einen Hut zu bringen. Seine Beherrschung des rhetorischen Relativierens kann ihm dabei gute Dienste leisten.

Hervorheben möchte ich noch, dass Aussagen zu relativieren nur bedeutet, der wörtlichen Aussage andere Zusammenhänge zu geben, nicht aber, sie in ihrem Kern zu verändern. ■



Bundespräsident Pascal Couchepin: Meister der verbalen Entgleisungen.

COUCHEPINS VERBALE FEHLEISTUNGEN

Der Mörgeli-Mengele-Vergleich ist nicht das erste Mal, dass Bundesrat Pascal Couchepin in den Medien für seine Äusserungen kritisiert wird. Am 10. Dezember 2003 wurde er von einer Kamera des Westschweizer Fernsehens (TSR) gefilmt, als er auf die neu gewählten Bundesräte Christoph Blocher und Hans-Rudolf Merz wartete. “Ils sont où les gaillards?” (Wo sind die Kerle?), sagte er salopp. Am 7. September 2007, kurz vor den Par-

lamentwahlen, hatte der freisinnige Bundesrat Couchepin die Schweizerische Volkspartei (SVP) scharf kritisiert. Die von ihr verbreitete Komplott-Theorie gegen Justizminister Blocher sei “Propaganda im negativsten Sinne des Wortes”. “Niemand, auch nicht der ‘Duce’, ist unverzichtbar für das Wohlergehen unseres Landes. Das ist ungesund”, sagte Couchepin in einem Interview des Tessiner Radios RSI (Quelle: Swissinfo.ch).

FERNSEHPREDIGER ROBERT SCHULLERS

NARRATIVE RHETORIK

Geschichtenerzähler: Die Shows der Fernsehprediger, die an Sonntagen in der “Hour of Power”-Sendung aus der Cristal-Kathedrale in Kalifornien ein Millionenpublikum in ihren Bann ziehen, basieren vor allem auf einem einfachen rhetorischen Erfolgsrezept: “Geschichten erzählen”. Das narrative Element gründet auf uralter Erzählkunst – und erlebt im Medienzeitalter eine Renaissance. Zuhörer schätzen Geschichten. Auch Robert Schuller, einer der erfolgreichsten TV-Prediger, wendet dieses Mittel an.

Text: **Marcus Knill**

SEQUENZ

“Wir haben um Mitternacht von den Docks abgelegt, damit wir bei Sonnenaufgang an den Fischgründen wären. Wir fuhren mit dem Motorboot die Nacht **durch** und wechselten uns in Schichten ab. Einer wacht für ein paar Stunden, während der andere ein bisschen schläft, und dann macht man wieder einen Wechsel. Wir kamen in den Fischgründen an, und es war einer dieser perfekten Tage. Die Sonne ging auf, und wir sahen uns den Sonnenaufgang an. Wir hatten gerade ein paar Minuten gefischt, als plötzlich alles drunter und drüber ging. Unter uns war ein unendlich scheinender Fischschwarm. Grosse Fische, wilde Fische, hungrige Fische, und wir fingen – wie sie hier heissen – Doraden. In Hawaii nennt man sie Mahi-Mahi. Wir fingen – ich weiss nicht wie viele. Dann fingen wir Gelbflossenthunfische. Wenn Sie Sushi mögen – dies ist der Sushi-Fisch schlechthin. Wir fingen sie, so schnell wir unsere Köder ins Wasser kriegen konnten. Sie bissen an und landeten im Kescher. Es dauerte nicht lange, zumindest fühlte es sich für uns nicht lange an, und es war Mittag, und wir beendeten den Fischzug. Unsere Hände waren erschöpft vom – Einholen der Fische. Unsere Rücken waren verspannt, und plötzlich hatten wir diesen riesigen Kescher. Eins achtzig breit, eins zwanzig hoch und sechzig lang, voller Fisch. Das ist eine Menge Fisch. Wir sahen einander an und waren ernüchtert. Wir müssen den ganzen Fisch putzen. Wir machten uns also mittags auf den Rückweg zum Hafen, und gegen fünf Uhr nachmittags haben wir die letzten Filets in die Kühlbox gepackt. Nun gibt es solche Kühlboxen und solche, aber diese Kühlbox kann es mit allen anderen aufnehmen. Casey, bringen Sie bitte die Kühlbox hierher. Das ist die Kühlbox. Diese Kiste war voll mit Filets. Nicht mit Fischen! Ich meine nur Filets! Filets von Mahi-Mahi, Ahi und Gelbflossen. Das sind etliche Mahlzeiten, eine Menge guter Mahlzeiten. Vielleicht 45 Kilo Filets. Wir haben hart gearbeitet, um diese Filets zu bekommen. So nahm einer vielleicht zwei Kilo, der andere auch. Zwei oder drei Beutel voll eben. Und dann hatten wir noch einen anderen Mann dabei, der fragte: Will jemand von euch noch mehr Fisch? Und die Box war noch voll. Wir hatten nicht mal ein bisschen herausgenommen. Er fragte nochmals: Will noch jemand von euch mehr Fisch? Nein, nein, nein, nein. Na, dann nehme ich ihn, sagte er. Ich weiss, was ich damit mache, und nahm den Rest Fisch

ANALYSE

Massenprediger – wie Billy Graham – verstanden es immer, die religiöse Botschaft oder den Appell mit einer konkreten Geschichte aus dem Alltag einzuleiten. Ein Prediger aus einer Freikirche bezeichnete mir gegenüber einmal spasseshalber die Geschichte der “frohen Botschaft” als “Jesus-Falle”. Viele Beobachtungen oder Geschichten aus dem Alltag lassen sich mit einer biblischen Lehre koppeln. Die Technik basiert auf dem alten Prinzip des Gleichnisses. Ich war erstaunt, wie gut es jenem Laienprediger gelang, beispielsweise in seiner Predigt ein Erlebnis aus dem Hotelzimmer zu schildern. Er erzählte, dass er unten in der Gasse einen scheppernden Lärm hörte. Es waren Müllmänner, die den Müll entsorgten. Er mimte die Geräusche hörspielartig nach und schilderte detailliert, wie Abfallcontainer nach Abfallcontainer in den Wagen entleert wurde.

Genau so sei es bei Jesus, fuhr er fort. So wie wir uns des Mülls entledigen können, ist es auch möglich, uns bei Jesus all unserer Sorgen und Nöte zu entledigen, sie abzuladen und uns sofort zu entlasten.

Auch Robert Schuller versteht es zu fesseln, indem er die Fahrt auf dem Meer detailliert schildert, sodass wir in die Situation der Fischer versetzt werden. Wir sehen den Sonnenaufgang und den unendlich scheinenden Fischschwarm. Die Namen der Fische werden genannt: die Doraden und die Gelbflossenthunfische. Dann die Krönung **durch** den riesigen Fang, sodass auf dem Rückweg die Kühlbox mit 45 Kilogramm Filets vollgepackt ist. Die Sprache ist einfach. Es sind **durchwegs** kurze Sätze. Was auffällt, sind die “und” als Gedankenverbindung. So wie Kinder Geschichten erzählen mit den ständigen Übergängen “und dann”...“und dann”.

Einer der Fischer schenkt die ganze Box Filets den Obdachlosen, ohne die gute Tat vor den Kollegen an die grosse Glocke zu hängen. Fernsehprediger Robert Schuller nutzt diese Schenkung als Motivationsgeschichte, um seine Schuhsammelaktion für obdachlose Kinder zu lancieren. Doch lässt er es nicht bei einer Bitte um Schuhspenden bewenden. Er stellt seine Besucher in der Kristallkirche vor vollendete Tatsachen. Für nächsten Sonntag habe er bereits einen LKW bestellt, sagt er. Dann nimmt er die ganze Gemeinde in die Pflicht: Wer spenden wird, soll aufstehen. **Durch** diese Handlung

SEQUENZ

mit. Später erzählte er mir, dass er ihn dem Isiah House gebracht hatte, einem Obdachlosenheim. Später am selben Tag rief mich einer unserer Anglerfreunde an und sagte, Robert, ich bin ein bisschen sauer. Weisst **du**, der Mann hat den ganzen Fisch genommen, ich konnte einfach nicht glauben, dass er all den Fisch mitnimmt. Er hat den ganzen Fisch mitgenommen. Wie gierig kann man denn sein? Wir haben jeder nur ein paar Beutel davon mitgenommen, ich kann es einfach nicht glauben, dass er die ganze Kühlbox voll mitgenommen hat. Was will er denn mit so viel Fisch? Ich sagte: Willst **du** es wissen? – Ja, was will er überhaupt mit so viel Fisch? – Er hat ihn an ein Obdachlosenheim verschenkt.

Nach dieser Antwort – glaube ich – fühlte sich der Kritiker so klein. Ganz klein. Und plötzlich ging uns auf, dass all unsere Mühe und Arbeit Glück bedeutet, wenn einige Leute, die sonst nie in den Genuss von solchen Delikatessen wie Filets kommen, beschenkt werden. Gott kümmert sich auch um seine Leute. Er möchte sie auch ernähren. Selbst wenn wir es nicht merken, gibt es Mittel und Wege, Gott zu dienen. Auch Sie können alles einsetzen, um der Welt zu dienen. Vor zwei Wochen zeigte ich meiner Mutter mein neues Buch "Geh in deinen eigenen Schuhen".

Sie wandte sich zu mir und sagte: Weisst **du** was, Robert? Ich fragte: Was denn, Mom? Sie sagte: Wenn **du** schon darüber sprichst, in deinen eigenen Schuhen zu gehen, dann solltest **du** auch etwas dafür tun. Ich antwortete: Was meinst **du** denn? Sie sagte: Nun, **du** solltest neue Schuhe besorgen und sie verschenken, damit die Leute in ihren eigenen Schuhen laufen können. Zuerst dachte ich, sie mache Witze.

Dann hielt ich inne und dachte darüber nach, und wissen Sie was? Sie hatte völlig recht. Ich habe mich in den letzten zwei Wochen mit "Geschenke der Hoffnung" in Verbindung gesetzt. Das ist die Organisation, die der Sohn von Billy Graham leitet. Sie hat sich bereit erklärt, die Schuhe für uns zu verteilen. Ich fand heraus, dass es allein in Amerika eineinhalb Millionen obdachlose Kinder gibt. Ihnen möchte ich ein paar neue Schuhe geben – neue Schuhe. Jeder sollte in seinen eigenen Schuhen gehen dürfen. Für nächsten Sonntag habe ich einen LKW bestellt und ich bitte Sie, nächste Woche wiederzukommen und ein paar neue Schuhe mitzubringen. So bekommen die Kinder die Schuhe. Wir werden die Schuhe verschenken. Werden Sie das tun? Statt zu klatschen möchte ich eine Zusage. Klatschen ist nichts Verbindliches. Die anderen machen es, aber ich nicht. Wenn Sie also bereit sind, sich zu verpflichten, nächsten Sonntag ein paar Schuhe mitzubringen, stehen Sie bitte auf. Sehen Sie sich um und nehmen Sie sich in die Pflicht. Wenn Sie am nächsten Sonntag kommen, werden Sie zur Rechenschaft gezogen. Okay, Sie dürfen sich wieder setzen."

ANALYSE

kommt es zu einer gegenseitigen Kontrolle, und jene, die aufgestanden sind, werden **durch** dieses Bekenntnis am nächsten Sonntag bestimmt die neuen Schuhe mitbringen. Diese Verpflichtung kennt die Freikirche auch bei den öffentlichen Glaubensbekenntnissen. Die Methode wird übrigens auch bei Verkaufsprozessen angewendet. Autoverkäufer lassen die Kunden an die Fahrzeuge Hand anlegen, sie dürfen beispielsweise mit dem Auto einige Runden drehen. Wer die Mitmenschen dazu bewegen kann, zu handeln, bewirkt mehr als **durch** Appelle mit Worten (Beeinflussungstechnik).

Rhetorisch baut Schuller einige Fragen ein. Sie regen zum Nachdenken an: "Können Sie dies glauben?"

Die narrative Rhetorik hat den grossen Vorteil, dass die Erzählung lebt.

Aber es gilt zu bedenken: Leute, die zu lange erzählen und ihr Gegenüber mit Geschichten eindecken, machen sich unbeliebt. Die Kunst des Erzählens sind die Dosierung und der Zeitaspekt. Ideale narrative Rhetorik heisst: im geeigneten Augenblick die passende Geschichte, ein Erlebnis oder ein Beispiel einzuflechten, damit der abstrakte Sachverhalt leichter erfasst werden kann. Es geht nicht einfach um Geschichtenerzählen als Selbstzweck, sondern um die Suche nach der einzig passenden Geschichte.

Eine Erzählung ist dann erfolgreich,

- wenn sie zum Thema passt und abstrakte Sachverhalte konkretisiert;
- wenn sie gerne weitererzählt wird und zum Nachdenken anregt;
- wenn ihre Details ein schlüssiges Gesamtbild ergeben.

ERKENNTNIS

Die heutige Unternehmenskultur erkannte, dass der Weg zum Erfolg nicht über die gängige Informationsflut und Floskeln, abstumpfende Appelle oder eine trockene Robotersprache führt. Die Erzählung wurde neu entdeckt, weil der Weg über sie schneller zum Ziel führt als eine nüchterne Abhandlung. Eine gute Erzählung motiviert und begeistert die Hörer. Abstrakte Abhandlungen und endlose Powerpoint-Präsentationen sind deshalb heute bei Vorträgen weniger gefragt als erzählende (nar-

rative) Elemente. Eine Erzählung hat oft mehr Kraft (Power). Doch muss vorausgesetzt werden, dass die Erzählung unsere Kernbotschaft auf den Punkt bringt. Es gibt immer mehr Führungskräfte und Ausbilder, die erkannt haben, wie wichtig die narrativen Elemente bei Präsentationen und Gesprächsrunden sind.

FAZIT

Durch die modernen Medien ist die Kunst des Erzählens in Vergessenheit geraten – zu Unrecht. Wir alle erinnern uns an Geschichten,

mit denen orientalische Erzähler ihre Zuhörer in Bann schlugen. Heutige Politiker – leider fast alle – glauben diesen Effekt mit Phrasen erreichen zu können, halten dies für eine Sprache, die das Wahlvolk versteht und hören will. Sie begreifen nicht, dass **durch** einfache, klare und präzise Sprache und Formulierungen, die **durchaus** "blumige" und "märchenhafte" Bestandteile enthalten sollten, nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Interesse bei Zuhörern geweckt werden könnte, die sich sonst gelangweilt oder enttäuscht abwenden. ■

EINE MISS-SPRACHE, DIE NICHT MISSGLÜCKTE

Überzeugend: Eine Schönheitskönigin ist meist kein Rhetoriktalent. Doch keine Regel ohne Ausnahme: Die frischgekürte Miss Schweiz, die Sankt-Gallerin Amanda Ammann, überzeugt unseren Medienexperten Marcus Knill mit ihrem erfrischenden und ungekünstelten Auftritt. Sein Fazit: Im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen pflege sie eine "MISS"-Sprache, die überhaupt nicht misslungen ist. Endlich wieder einmal eine Miss, so Knill, die vor dem Sprechen denke.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**



Vorerst einige Gedanken zur jüngsten MISS-Rhetorik. Leider missglückten bei den frischgewählten Miss-Schweiz-Königinnen allzu oft die Antworten bei den ersten Interviews. In der Analyse rhetorik.ch (siehe Beitrag in "Rhetorik Aktuell" vom 16. September 2003) kommentierte ich unter dem Titel "MISS-Sprache" die limitierte Ausdrucksweise der Schönheitskönigin Bianca Sissing und schrieb über ihre MISS-Bildung. Die Medien und die interessierte Öffentlichkeit kritisierten damals ihren englischen Akzent. Es mangelte angeblich an der notwendigen Bildung. Und bereits

in einem Beitrag vom 25. November 2001 monierte ich unter dem Titel "MISS-Sprache" die Sprachkompetenz der Aargauerin Jennifer Ann Gerber. Die Bevölkerung störte sich auch an ihrer unpräzisen Wortwahl, nachdem schon im Jahre 2000 Mahara McKay auf die Frage, wie denn das Leben als Königin sei, mit "arschgeil!" geantwortet hatte. Sie wollte jedoch nachträglich den verbalen Ausrutscher damit beschönigen, dieser Ausdruck sei heute ein gängiges Wort.

Wir störten uns stets an solch billigen MISS-lichen Antworten. Begriffe, Worte sind nach unserem Dafürhalten bei allen Kommunikationsprozessen – auch von Schönheitsköniginnen – ernst zu nehmen. Denn Worte prä-

gen unser Denken, und unser Denken wirkt sich andererseits auf die Wortwahl aus. Damals empfahlen wir den frischgebackenen Misses: "Reden Sie doch bei allen Auftritten stets unMISSverständlich! Nehmen Sie jedes Wort ernst! Bitte: Immer erst denken – dann reden!"

Dieses Jahr erleben wir erfreulicherweise eine Miss Schweiz, die rhetorisch überzeugt und viel überlegter antwortet als jene Schönheiten, die ihr Äusseres mehr pflegten als ihre Sprache. Nachfolgende Antworten der neuen Miss Schweiz, Amanda Ammann, dürfen sich sehen respektive hören lassen. Endlich wieder einmal eine Miss, die vor dem Sprechen denkt.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

INTERVIEW AUS "20 MINUTEN"

Wie adressiert man die schönste Frau der Schweiz korrekt? "Hallo Miss Schweiz"? "Nein, sag nur Amanda. Das ist schon in Ordnung!"

Letzte Woche hast du bereits das Voting von 20Minuten.ch gewonnen. Hast du deinen Sieg erahnt? "Überhaupt nicht! Ich habe einfach gehofft, dass die Leute, die gevotet haben, auch anrufen. Aber vielleicht hat mir die Umfrage mehr Selbstbewusstsein gegeben."

Warst du deshalb im Final so souverän? "Vielleicht. Obwohl ich kurz vorher fast auf meinem Kleid ausgerutscht wäre!"

Von einigen Kandidatinnen kursierten im Vorfeld erotische Bilder und Videos. Wühlen deine Ex-Freunde nun auch in ihren Archiven? "Ich hatte zum Glück bisher erst einen Freund. Und mit ihm bin ich immer noch zusammen."

Du studierst Internationale Beziehungen. Was tut man da genau? "Das Studium besteht aus Wirtschaft, Politologie, Geschichte und Recht. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, mal beim Roten Kreuz oder der UNO zu arbeiten."

Testen wir dein Wissen gleich mal. Wie viele Nationalratssitze hat der Kanton St. Gallen? "Oh. Das weiss ich jetzt nicht. Oder doch? Zwei! Ich glaube, es sind zwei ..."

Es sind zwölf. Hast du schon gewählt? "Klar, vor zwei Wochen."

Welche Partei? "Das verrate ich nicht. Nur so viel: Ich bin für eine ausgewogene Mischung. Extreme sind für eine Demokratie einfach nicht gut."

Du glaubst nicht an Gott. Du bist Atheistin? "Ja, obwohl ich katholisch erzogen wurde und an eine katholische Schule ging. Wichtiger als der Glaube an Gott sind mir die Werte wie Respekt und Nächstenliebe."

ANALYSE

Die ersten beiden Fragen werden eindeutig beantwortet. Mit den Stoppsignalen "Nein" und "Überhaupt nicht".

Auf die Frage, ob sie dank des positiven Votingresultates so souverän gewesen sei, erwähnt sie amüsiert, dass selbst das Missgeschick, fast auf ihrem Kleid ausgerutscht zu sein, sie nicht aus der Contenance gebracht hat.

Auf die "plumpe" Frage zu den erotischen Videos und Filmen, die unterstellt, dass solche Produkte bei jeder Miss im Archiv zu finden wären, antwortet Amanda Amman recht geschickt, indem sie sagt, sie sei bisher immer mit dem gleichen Freund zusammen gewesen. Sie geht gar nicht auf das Thema ein.

Über ihr Studium "Internationale Beziehungen" gibt sie ebenfalls eine einfache, kurze Antwort, die dennoch durchblicken lässt, dass sie sich nach dem Studium eine Arbeit beim Roten Kreuz oder bei der UNO vorstellen könnte.

Bei der Wissensprüfung über die Anzahl der Nationalratssitze zeigt sie sich unverkrampft und gesteht ein, dass sie die Zahl nicht genau weiss, und liegt dann mit ihrer Vermutung völlig daneben. Die Explorationstechnik des Journalisten (er möchte erfahren, ob die Schönheitskönigin mit einer Partei sympathisiert) bleibt chancenlos. Die Schönheitskönigin macht keine Andeutungen. Die Antwort ist ebenfalls eindeutig: "Das verrate ich nicht!" Ich habe den Eindruck, dass auch weiteres, hartnäckiges Nachfragen nichts gebracht hätte. Journalisten versuchen gerne bei Fragen, die nicht beantwortet werden wollen, mit Vermutungen und Hypothesen nachzuhelfen, um doch noch etwas zu erfahren. Alle kennen die Amsel, die nach einem Regen jene Würmer ganz herausziehen kann, die den Kopf nur ein wenig aus dem Boden strecken. Journalisten machen es wie die Amseln. Sie warten, bis jemand eine Andeutung macht, und – schon ist die Antwort meist ungewollt an der Oberfläche. Der Interviewer hätte Amanda Ammann beispielsweise weiter fragen können: "Aber die SVP wählen Sie nicht?" Falls Miss Schweiz diese Frage bejaht hätte, im Glauben, sie habe ja die Partei immer noch nicht genannt, die sie unterstützt, so wäre dieses erste Entgegenkommen inkonsequent gewesen. Sie hätte schon etwas durchblicken lassen, und der Journalist (Amsel) hätte wenig gebraucht, die Partei doch noch zu erfahren.

Bei der Atheistenfrage gelingt es der neuen Miss Schweiz, trotz eines Ja zu beschreiben, welche Werte ihr wichtiger sind als der Glaube an Gott. Die Formulierung "Wichtiger als der Glaube an Gott" ist auch zu interpretieren, dass sie an Gott glaubt – nur weniger als an die Werte "Respekt und Nächstenliebe".

ERKENNTNIS

Das eindeutige Antworten machte sich in diesem Interview bezahlt. Im Blick vom 15. Oktober beispielsweise wollte Gion Mathias Cavelti mit Amanda Ammann einen Intelligenztest machen. Miss Schweiz wurde gefragt: Welches ist der bedeutendste Schweizer Autor. Amanda Ammann antwortete: Max Frisch und Gottfried Keller. Nachfrage: Und als Zeitgenosse? Da gab sie ehrlich zu, der Name sei ihr entfallen, aber er habe das Buch "Am Hang" geschrieben. Der Journalist: Markus Werner? Darauf Ammann: Genau, er hat das geschrie-

ben. Dann beschrieb der Interviewer Markus Werner als herbe Erscheinung und wollte wissen, ob ein Schriftsteller nicht auch einigermassen sexy aussehen sollte. Nun beweist die Schönheitskönigin, dass sie klug antworten kann. Sie sagt: "Das Aussehen eines Autors ist nicht relevant. Hauptsache, er hat gut geschrieben!" Auf den Einwand, da könne man geteilter Meinung sein, widerspricht Miss Schweiz: "Es soll jeder so aussehen, wie er sich wohlfühlt, das ist das Wichtigste." Bei allen Interviews wurde uns bestätigt: Auch wer schön ist, kann intelligent antworten.

FAZIT

Natürlich ist bei dieser Veranstaltung nicht der Intelligentsquotient der zu erkündenden Miss Schweiz das entscheidende Kriterium, sondern gutes Aussehen, Ausstrahlung, ein schöner Körper. Dennoch sollte eine junge Frau, die einen solchen Wettbewerb gewinnt, nicht nur körperliche Vorzüge haben, sondern – notfalls durch kurzfristige und intensive Schulung – auch auf die sie erwartenden sprachlichen Ansprüche vorbereitet werden. ■

MINELLIS UNGLAUBWÜRDIGE ANTWORTEN

Lenkungstechnik: Ludwig A. Minelli, Geschäftsführer der Sterbehilfeorganisation Dignitas, steht seit Wochen im Schussfeld der Medien und verursacht Schlagzeilen mit den Vorwürfen, die Organisation sei unseriös. In einer “Samstagsrundschau” wurde Minelli vom Journalisten Patrik Wülser mit kritischen Fragen konfrontiert. Wir haben einige seiner Antworten protokolliert, die uns gar nicht überzeugt haben. Eine Vorbemerkung ist aber noch wichtig: Sterbehilfe ist nichts Illegales.

Text: **Marcus Knill***

1. SEQUENZ

Wülser: “Zu den Jahresberichten mit Zahlen von Ihrem Verein Dignitas ist der letzte von 2004. Warum gibt es keine aktuellen Berichte?”

Minelli: “Wir sind eine derart kleine Organisation, die viel Aktuelles zu tun hat, dass wir Sachen erst dann machen können, wenn wir ein wenig Luft haben. Luft hatte ich in den letzten Jahren nicht.”

Wülser: “Aber wäre es nicht wichtig, in so einem heiklen Bereich Transparenz zu schaffen?”

Minelli: “Sie haben völlig recht, aber ...”

Wülser (nachdem im ersten Teil des Interviews Minelli den Medien generell unterstellt hatte, sie verbreiteten meist Falschaussagen): “Wenigstens habe ich doch wenigstens einmal recht.”

Minelli: “Ich arbeite – ich bin am Morgen in der Regel um 6 Uhr im Büro – und in der Regel gehe ich 1 Uhr ins Bett. Dazwischen arbeite ich. Wir haben viel zu tun – mit aktuellen Fragen. Vor allem mit Fragen im Ausland. Bin kürzlich – äh – beim Europäischen Parlament in Brüssel gewesen, wo eine Tagung stattgefunden hat der liberalen Fraktion – äh – und habe dort Auskunft gegeben über die Situation in der Schweiz nach dem Bundesgerichtsurteil – äh –. Man kann mich leider nicht klonen. Sonst hätte ich mich längst geklont.”

Wülser: “Sie hatten keine Zeit, den Jahresbericht zu machen. Im Sinne der Transparenz kann man so etwas rasch aktualisieren. Es wird Ihnen vorgeworfen, der Geldfluss sei nicht transparent. 2004 hatten Sie einen Gewinn von 170 000 Franken – laut Bericht. Welches sind die aktuellen Zahlen?”

Minelli: “Ich kann es im Moment nicht sagen. Ich habe nicht ständig Zahlen im Kopf. Ich kann nur sagen: Wir haben pro Monat Lohnzahlungen von 40 000 Franken.”

Wülser: “Erstaunlich, Herr Minelli! Andere Zahlen zum Beispiel – Sie konnten vorher fremde Studien genau zitieren. Aber IHRE Zahlen wissen Sie nicht?”

Minelli: “Lohnzahlungen kann ich sagen. Die mache ich jeden Monat.”

ANALYSE

Jeder Verein bringt es fertig, in seinem Jahresbericht die Zahlen über die eigene Organisation nach wenigen Wochen zu veröffentlichen. Minellis Antwort überzeugt nicht. Sie wirkt als faule Ausrede, denn ein Jahresbericht gehört zu den wichtigen Sachen, die Minelli anspricht. Eine “Sache”, die jede Organisation in kurzer Zeit aktualisieren kann und die nicht aufs Eis gelegt werden darf. Jahresberichte sind keine Bagatellen, die man liegen lassen kann.

Die Schilderung des langen Arbeitstages mit der enormen Belastung ist keine Begründung, auf einen Jahresbericht zu verzichten. Mit der Geschichte von Minellis Anwesenheit in Brüssel versucht der Geschäftsführer seine Position aufzupolieren, sie ist vor allem ein taktisches Manöver, um nicht konkret antworten oder zugeben zu müssen, dass Dignitas versagt hat. Die “Ähs” sind typische Platzhalter, die signalisieren: “Ich will weiterreden – bitte unterbrich mich nicht!”. Uns signalisieren diese “Füller”: Minelli ist gestresst. Niemand hat von ihm verlangt, dass er sich klonen lassen solle. Diese Bemerkung ist völlig deplatziert. Niemand hat verlangt, dass Minelli den Jahresbericht allein ausarbeiten muss, er hat einige Angestellte. Der Journalist verhält sich professionell. Er bleibt am Ball.

Nachdem Minelli ihm in der Frage der Transparenz doch recht gegeben musste, greift Wülser nach. Auch ihn hat die billige Ausrede nicht überzeugt.

Die Antwort – “Ich habe keine Zahlen im Kopf” – wird zum Eigentor. Besonders ein Chef, der keine Zahlen im Kopf behalten kann, kann nicht auf Jahresberichte verzichten.

Da Jurist Minelli im ersten Teil des Interviews detaillierte Angaben geben konnte über andere Studien, darf angenommen werden, dass er viel mehr weiss als nur Zahlen über die Löhne. Im beschriebenen Teil des Interviews stand der Interviewte schon auf recht dünnem Eis, im zweiten Teil kommt er dann endgültig ins Rutschen.

2. SEQUENZ

Wülser (nachdem er die Summe der Lohnzahlungen genannt hatte):
 “Wie viel verdienen Sie dann?”

Minelli: “Ich verdiene – äh – im Moment gerade gar nichts. Ich habe keinen Lohn – äh – sondern ...”

Wülser (unterbricht): “Sie arbeiten gratis?”

Minelli: “Nein auch nicht. Sondern – äh – mein Lohn ist aufgeschoben – gewissermassen – weil – Dignitas hat nicht sehr viel Geld, und mit den Mitteln, die wir einnehmen, müssen wir die Löhne unserer Mitarbeiter und Mitarbeiter zahlen. Die 40 000 Franken sind ohne mich.”

Wülser: “Sie sagen: Lohn bekommen Sie keinen. Und die Abgeltung von 250 000 Franken, die Sie pauschal bekommen haben für Aufwendungen?”

Minelli: “Es ist so – dass ich – äh – in früheren Jahren sämtliche – äh – Aufwendungen selbst bezahlt hatte.”

Wülser: “Eine Frage: Sie haben gesagt, 770 000 Franken, das war 2004. Sie wissen es nicht auswendig. Aber ich habe gelesen, dass die Sterbebegleitung massiv gestiegen ist. 2004 kostete es noch 1000 Franken. Jetzt 4000 Franken. Da muss man annehmen, dass auch die Einnahmen massiv gestiegen sind.”

Minelli: “Nein! Ist falsch! Wir haben ab 1. Juli dieses Jahres – äh – Sondermitgliederbeiträge für die Vorbereitung einer Freitodbegleitung von 1000 auf 2000 Franken erhöhen müssen – und – für die Durchführung einer Begleitung haben wir es auch von 1000 auf ebenfalls 2000 Franken erhöht. Und zwar deswegen: Wir haben seit dem 1. Januar dieses Jahres zwei Begleiter dabei. Wir zahlen allein schon für die Begleiter 1100 Franken, brutto. Vorher hatten wir 1000 Franken als Sondermitgliederbeitrag. Also haben wir dort Verlust gemacht. Also, damit sind aber die Vorbereitungsarbeiten für die Begleitung – die immens sind – nicht abgedeckt. Deshalb mussten wir es erhöhen.”

Wülser: “Jetzt habe ich viele Zahlen gehört, ich muss es auf eine reduzieren. In einem Interview werden Sie zitiert: Da sind Zahlen von 4000 bis 7000 Franken pro Sterbebegleitung. Diese Zahl stimmt?”
 Minelli gibt hernach Auskunft über Medikamentenpreise und Kremationskosten. Minellis Argumentation: Beratungskosten verursachen auch jene 70 Prozent Menschen, die nachher nicht mehr kommen. Der Journalist weist dann darauf hin, dass man sich bei der Sterbebegleitung nicht bereichern dürfe, und folgert: Sie sind bei der Sterbebegleitung nicht dabei. Sichern Sie sich damit juristisch ab, um sich nicht zu bereichern?”

Minelli: “Nein überhaupt nicht. Ich bereichere mich nicht (...)”

ANALYSE

Der dialektische Schachzug des Journalisten ist geschickt. Wenn Minelli die Lohnzahlen so genau kennt, kennt er auch den eigenen Lohn. Mit der direkten Frage: “Was verdienen Sie?” wird Minelli destabilisiert, irritiert. Er befindet sich in einer heiklen Situation, da er seine Zahlen nicht offen legen will.

Das erkennen wir am Sprechfluss. Minelli versucht sich mit Wortklauberei aus der heiklen Situation herauszustehlen, indem er die Summe nicht als Lohn deklariert. Doch der Journalist nimmt die Antwort des Interviewten ernst und folgert, wenn er keinen Lohn beziehe, arbeite er wohl gratis, was sich niemand vorstellen könne.

Jetzt sitzt Minelli in der Falle. Er kommt ins Schleudern und versucht Denkzeit zu gewinnen. Sinnlose Wiederholung der männlichen Form “Mitarbeiter und Mitarbeiter”. Minelli stockt deutlich und rettet sich: Mein Lohn ist aufgeschoben. Er hat demnach doch einen Lohn! Nur bekommt er ihn (gewissermassen!) noch nicht. Er wird angeblich nur noch nicht ausbezahlt. Somit war die erste Antwort: “Ich bekomme keinen Lohn” eine bewusste Irreführung.

Wülser kreist die Frage ein: Wie viel Geld erhält der Geschäftsführer seit 2004. Minelli weicht ständig aus. Er macht dabei den grossen Fehler, sich in die Begriffe Lohn, Entschädigung zu verstricken und am Schluss – ohne es zu merken – seine Entschädigung als keinen vollen LOHN zu bezeichnen. Minellis Antworten wirken völlig unglaubwürdig und überzeugen nicht. Da der Geschäftsführer von Dignitas im Interview erneut konkrete Zahlen, Details und Medikamentenpreise kennt – er aber im ersten Teil unserer Analyse behauptete, er habe keine Zahlen im Kopf –, braucht es keinen Lügendetektor, um zu erkennen, dass Minelli die Unwahrheit sagt.

Niemand nimmt ihm ab, dass er nicht weiss, was ihm bezahlt wird. Seine Stimme, vor allem der vorwurfsvolle Ton, die barschen, gehässigen “Falsch!”, “Stimmt nicht!”, wenn der Journalist wunde Punkte berührt, verstärken das Misstrauen gegenüber Minelli. Bei der Passage, wo er als Jurist genau sagen kann, wie weit er gehen darf mit dem Geldbezug, ohne sich strafbar zu machen, wird uns bewusst: Dieser Geschäftsführer ist mit allen Wassern gewaschen. Er kennt alle Paragraphen und weiss im Alltag alle Nischen zu nutzen, sodass ihm niemand einen Strick drehen kann. Die Antworten sind alles andere als vertrauenerweckend. Je genauer wir die Argumentationen betrachten, desto fragwürdiger und unglaubwürdiger werden die Antworten. Weshalb gibt es keine Jahresberichte mehr seit 2004? Weshalb widerspricht sich ein Jurist, der sonst die Paragraphen so genau kennt?

ERKENNTNIS

Es ist erstaunlich, dass eine Person, bei der angenommen werden darf, dass sie sich in der Argumentationstechnik auskennt, hinsichtlich Antwort- und Botschaftenmanagement dermassen krass versagt. Wir gehen davon aus, dass Minelli seinen Radioauftritt nicht antizipiert hat, also auch nicht minutiös auf die wichtigsten Vorwürfe vorbereitet war. Sicherlich hat er sich keinem Briefing unterzogen. Kommunikation in heiklen Situationen ist stets Chefsache! Es zeigt sich immer wieder: Wer mit Medien zu tun hat, muss sich früh genug mit Medienrhetorik auseinandersetzen. Noch viele Vorgesetzte glauben, vor Mikrofon und Kamera zu reden, sei eine Bega-

bung, man müsse die Auftritte nicht im Simulator üben. Sie vergessen: Wenn einem untrainierten Menschen ein Mikrofon vor die Nase gehalten wird, wenn ein Journalist freundlich und naiv Fragen stellt (Columbo-Methode), wenn dieser dann plötzlich hart und unfreundlich nachhakt (Methode “Heisser Stuhl” oder “Kreuzverhör”), dann sind dies Situationen, die wir nicht gewohnt sind. Das Einfache ist plötzlich gar nicht mehr so einfach. Medientraining heisst auch: im Simulator trainieren. Was trainiert werden kann: immer voll präsent zu sein, ständig gut zuzuhören und stets zu überlegen vor dem Antworten. Überzeugende Medienauftritte sind keine Selbstverständlichkeit.

FAZIT

Ludwig A. Minelli hat die Hausaufgaben nicht gemacht. So wie Markus Rauh (siehe Analyse vom 8. September 2006 in “persönlich”), der völlig unvorbereitet in einen Medienwirbel geriet und versagte.

NACHTRAG

Soraya Wernli, eine ehemalige Mitarbeiterin von Dignitas, gab preis, dass eine Freitodbegleitung 2006 sogar 5000 Euro gekostet habe, und sie verriet zudem, dass letztes Jahr fast 200 – meist deutsche – Menschen in den Tod begleitet worden seien. Das würde eine Summe von 1,65 Millionen Franken ausmachen. ■

“AIRBAG-RHETORIK” ODER DIE UNART DES NICHTSSAGENS

Geschickt ausweichen: Wird Angela Merkel in einem Interview mit einem Problem konfrontiert, beispielsweise mit der Finanzierung der Krippenplätze oder dem Widerstand Polens bei einer EU-Frage – Merkels Antwort kommt postwendend und ist bei allen heiklen Sondierfragen anwendbar: “Wir müssen bei dieser Frage eine gemeinsame Lösung suchen.” Airbag-Formulierungen nutzen alle Politiker, die sich nicht festlegen möchten.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

“Wir müssen bei dieser Frage eine gemeinsame Lösung suchen!”

Diese Antwort sagt nichts Konkretes aus, sie ist lediglich eine allgemeingültige, triviale Selbstverständlichkeit. “Airbag-Formulierungen” nutzen alle Politiker, die sich nicht festlegen möchten. Sie schätzen solche Plausibilitätsformulierungen. Es gibt Leute, die möchten sogar in Seminaren solche “diplomatischen” Antworten erlernen.

Schablonengedanken werden oft angewendet, um sich zu schützen oder nicht festlegen zu müssen. Wie ein Airbag mit nichts als Luft vor einem Aufprall schützen kann, dienen Floskeln, als “warme Luft”, leere Worthülsen, um unangenehme Fragen abzufedern. Es gibt Politiker, die pflegen ganz gezielt solch vage Quasiantworten. Der Vorteil der Airbag-Rhetorik liegt auf der Hand: Niemand kann die Redner später an den Aussagen messen. Wenn das Publikum solche Standardphrasen hört, erkennt es meist gar nicht, dass die konkrete Frage ignoriert wurde. Den wenigsten Zuhörern wird bewusst, dass jemand redet und redet – ohne die eigentliche Frage je zu beantworten.

Während des G8-Gipfels hörte ich bei Verhandlungen mehrmals diese nichtssagende Antwort:

“Um die Probleme in den Griff zu bekommen, müssen wir eine gemeinsame Lösung finden.”

Nach dem EU-Gipfel (Verhandlungen mit Polen) fand Angela Merkel, die Lage sei von aussen gesehen unübersichtlich gewesen und ergänzte dazu:

“Von innen war es zum Teil auch unübersichtlich.”

Wir erfuhren nicht, was wo unübersichtlich

war, doch die Medien haben Merkels vage Antworten unkritisch akzeptiert.

Dass mit Druck und Tricks ein EU-Grundvertrag mit zum Teil unangenehmen Eingeständnissen durchgeboxt werden musste, wurde verschwiegen. Merkel sagte lediglich am Ende der langen Verhandlungsnacht – sichtlich erschöpft:

“Was für uns zählt, ist, dass wir aus dem Stillstand – aus der Erstarrung – herausgekommen sind.”

Oder:

“Man kann nicht alle Probleme lösen. Aber manches haben wir auf die Reihe gebracht. Ich bin unter dem Strich zufrieden. Es gibt in Portugal noch einiges zu tun.”

Worte, wie: “einiges”, “manches”, “zum Teil”, “versucht”, “Probleme in den Griff bekommen”, “Eckpunkte wurden gesetzt” dominierten nach den harten Verhandlungen, obschon alles drunter und drüber gegangen war und die Verhandlungen immer wieder ins Stocken gerieten und ohne dass eine sinnvolle Lösung gefunden wurde!

Die Liste der unbeantworteten Fragen ist vor allem in den Niederungen der deutschen Innenpolitik verbreitet (Gesundheitsreform, Pflegeversicherung, Rentenpolitik, Arbeitslose, Familienpolitik).

Angesprochen auf die Vernachlässigung der zahlreichen innenpolitischen Probleme, antwortete Angela Merkel im Fernsehen ebenfalls “nichts”-sagend:

“Ja – die Projekte werden wir gemeinsam angehen.”

Welches konkrete Projekt? Wann? Bis wann? Von wem? Wie? Luft – Luft – alles nur Luft! Nach den versuchten Terroranschlägen in England äusserte sich Angela Merkel über die äussere und innere Sicherheit in Deutschland mit folgender Plausibilitätsaussage (diese Antwort ist immer gültig und leuchtet sogar

ein, weil sie plausibel ist, aber sie sagt nichts Konkretes aus):

“Wir müssen in neuen Zusammenhängen denken.”

Die Medien lobten erstaunlicherweise die deutsche Kanzlerin, obwohl oder weil sie es schaffte, nie konkret zu sagen, was zu tun wäre. Trotz der zahlreichen Worthülsen (oder dank dieser) wird sie von den deutschen Medien geliebt, gelobt und ins Herz geschlossen. Angie, der Superstar!

Der Erfolg – dank Weichspüler und Airbag-Formulierungen – könnte manchen Politiker dazu verleiten, diesem Erfolgsrezept nachzueifern. Ich nahm mir die Zeit, weitere Luftblasen von Politikern oder Wirtschaftsführern in der Schweiz aufzuspüren, die jüngst in den Medien zu hören oder zu lesen waren. Damit möchte ich selbstverständlich nicht den Airbag-Formulierungen das Wort reden, davon rate ich ab. Weshalb? Wir überzeugen durch konkrete, einfache, verständliche, fassbare, vorstellbare Aussagen.

Machen Sie sich deshalb keinesfalls zum Airbag-Rhetoriker, obwohl Sie dank dieser Taktik kurzfristig Scheinerfolge buchen könnten. An die aufgeblähten Sätze Edmund Stoibers haben wir uns gewöhnt:

“An meiner Frau schätze ich äh ..., ja gut äh ... die ... äh ... Attraktivität, die sie über all diese Jahre behalten hat, und äh und die absolute ääääääh ... Familienorientiertheit.”

Dass auch Wirtschaftskapitäne luftvolle Formulierungen bevorzugen, war bei Franz B. Humer, Verwaltungsratspräsident und CEO von Roche, in der SF-DRS-Sendung “10 vor 10” zu hören, als er als CEO zurücktrat. Humer gilt zwar als ein Wirtschaftsführer, der als Österreicher mit Charme geschickt kommunizieren kann. Doch es ist nicht immer einfach, Humers schaumige, verlausulierte

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Wortblähungen zu verstehen, geschweige denn zu wiederholen, was er vor Mikrofon und Kamera zum Besten gibt. Hier seine Formulierung:

“Ich glaube, es ist so, dass nach zehn Jahren als CEO doch eine Ämterteilung – äh – opportun ist – zu dem Zeitpunkt, in dem das Unternehmen eine solche Trennung aus der Position der Stärke machen kann. Sie haben unsere Halbjahresresultate gesehen. Die sind wirklich sehr, sehr gut. Und ich glaube, da ist es Zeit, diese Trennung vorzunehmen.”

Entlüftet könnte die Aussage kurz und konkret lauten:

“Ich war ein erfolgreicher CEO. Roche hat Novartis in Umsatz und Gewinn um Längen geschlagen. Jetzt verlasse ich als Kapitän das Schiff und bin nur noch Verwaltungsratspräsident. Denn Doppelmandate bringen oft nur Ärger.”

Der Rekord-Halbjahresumsatz von Roche von sechs Milliarden Franken durfte sich sehen lassen. Früher gab es sehr grosse Probleme im Konzern, Humer musste beim Start unangenehme Tiefen überwinden. 1998 wurde er neuer Konzernchef. Die Schlankheitsspielle Xenical war damals ein Flop. Die Umsatzentwicklung des Appetitzüglers war eine Enttäuschung. Humer verstand es schon damals, den Flop mit Airbag-Elementen abzufedern. Angesprochen auf die Probleme, formulierte er den Misserfolg beschwichtigend:

“Das sind normale Risiken, die es immer wieder in der Forschung und Entwicklung – bei der Einführung neuer Produkte gibt. Ich glaube auch, dass Xenical, das ja jetzt in Europa die Zusage der Zulassung bekommen hat, ein sehr wichtiges Produkt sein wird.”

Roche stand damals auf dünnem Eis. Die Medikamentensparte war unter hohem Margendruck. Marktanteile gingen verloren, doch hatte Roche später wieder Glück. Vor allem wegen der amerikanischen Roche-Tochter und der neuen Moleküle für Krebsmedikamente. Es war aber nicht die Airbag-Rhetorik, die Humer damals gerettet hat.

Im Radio höre ich folgende Passage:

“Wenn irgendwelche nicht näher erläuternden Umstände es erlauben, könnten wir gewiss versuchen, etliche Aspekte immerhin den gewünschten Gegebenheiten anzupassen.”

Etwas später fährt das interviewte Behördenmitglied fort:

“Wissen Sie, wenn die Angelegenheit mit gesundem Menschenverstand angegangen wird und alle am gleichen Strick ziehen, so ist dies gewiss der erste Schritt in die richtige Richtung. Ich würde meinen: Es geht vorab darum, gemeinsam das nämliche Ziel anzustreben, getragen vom Willen, anstatt zu diskutieren, Hand anzulegen. Denn: Wer der Zukunft ins Auge blickt, stellt fest: Am Ende des Tunnels wird es immer wieder hell.”

Wer solche Antworten bei heiklen Interviews aufmerksam hört, merkt rasch: Es sind



Angela Merkel.

Worthülsen, hohle Phrasen zuhauf, manchmal reines Blabla. Konkreter? Kaum. Ein Wort ohne Bedeutung bleibt ein leerer Klang, heisst es. Weshalb dann diese Leerformeln? Zum Teil kann es Absicht sein, aber auch Gewohnheit, dass solch vage Aussagen gemacht werden. Es könnte Selbstschutz sein, vielleicht aber auch Angst, Farbe bekennen zu müssen.

Im Internet sammelten Georg Scheller und Christian Mössner vom Bayerischen Fernsehen Wortblähungen. Daraus ein Beispiel:

“In Deutschland befürchten Polizei und Verfassungsschutz keine konkreten Anschläge, aber es bestehe eine ‘erhöhte abstrakte Gefahr’ für die Bundesbürger.”

Selten war eine Worthülse konkreter!

ERKENNTNIS

Airbag-Formulierungen sind hilfreich, um sich nicht festlegen zu müssen. Zuhörerinnen und Zuhörer können sich aufgrund der nichtssagenden Aussagen den Inhalt nicht vorstellen. Das Gesagte ist nicht greifbar, wird aber auch nicht begriffen. Vage oder aufgeblähte Antworten werden wohl nicht aussterben, denn sie haben den Vorteil, dass sie für Laienohren

recht kompetent klingen. Mit Floskeln können Redner beeindrucken und laufen kaum Gefahr anzuecken – es sei denn, es wird nachgefragt.

Wer jedoch verstanden werden will und glaubwürdig überzeugen möchte, verzichtet auf Airbag-Rhetorik und spricht eindeutig, konkret und klar.

Die Fernsehmoderatorin Margarethe Schreinemakers sagte:

“Politiker lade ich nur ein, wenn es um begrenzte Themen geht. Die reden und reden – sagen aber nie was.”

FAZIT

Medientraining heisst demnach auch, glaubwürdige Antworten geben zu können. Aussagekräftige Aussagen, die überzeugen und nicht nur schön klingen.

Nicht zu vergessen ist auch noch der Aspekt, dass oft zu geringes Wissen unklare und sinnleere Formulierungen geradezu erzwingt. Oder umgekehrt, dadurch vorhandenes Wissen versteckt werden soll. Erstaunlich ist: Bei Frau Merkel nennt man dies Regierungskunst, nicht Leerformel. ■

WIE UELI MAURER LENKT UND FÜHRT

Lenkungstechnik: Nachdem die SVP mit deutlichem Nein zur Einbürgerungsinitiative und dem Nein zur Reduktion der Auslandseinsätze der Armee im Parlament Niederlagen einstecken musste, stellte Patrik Wülser in einer “Samstagsrundschau” dem SVP-Parteipräsidenten Fragen. Ueli Maurer verstand es, mit geschickter Lenkungstechnik von den verfänglichen Fragen wegzukommen und als Antwort seine antizipierten Botschaften zum Besten zu geben.

Text: **Marcus Knill***

1. SEQUENZ

Wülser: “Rütli – eine Woche mal keine Schlagzeilen. Ist es möglich, dass die Feier trotzdem zustande kommt?”

Maurer: “Ich gehe nicht davon aus, dass wirklich noch eine Feier zustande kommt. Es geht nicht um eine Feier. Es geht um eine Selbstdarstellung. Sozusagen um eine linke Politshow auf dem Rütli, die der Bund zahlen sollte. Für das ist das Rütli zu schade. Wir lassen das Rütli als das, was es ist – als eine gewöhnliche Wiese für einmal. Und man muss wirklich alles machen, um eine Politshow zu verhindern. Dies wäre ein Missbrauch des Mythos Rütli.”

Wülser: “Warum darf es dieses Jahr keinen linken Auftritt geben, wenn über Jahre Bürgerliche auftreten durften – unter anderem Ihre Bundesräte?”

Maurer: “Die Bürgerlichkeit war in den letzten Jahren quasi nur Täuschung. Man missbrauchte das Rütli, um zu sagen, es ist die Wiese oder der Ort, wo man die Schweiz öffnet für die Welt. Herr Bremi wollte die Europaflagge hissen. Man hatte allen Ausländern auf dem Rütli gedankt. Ganz gezielt wurde bewusst versucht, das Rütli ein wenig zu öffnen. Dies ist von vielen als Missbrauch empfunden worden. Weil das Rütli der Ort ist, wo man für Unabhängigkeit geschworen hat – für die Freiheit – gegen fremde Richter. Und das kann man am 1. August nicht missbrauchen – genau für das Gegenteil. Deshalb hat sich dies bei verschiedenen Rednern so hinaufstilisiert.”

Wülser: “Aber das Rütli gehört allen Schweizerinnen und Schweizern. Wenn ich das so höre. Es gehört nur der SVP?”

Maurer: “Nein, das Rütli ist ein Mythos der Schweiz. Ich bin der Meinung, dass es niemand missbrauchen darf, weder die einen noch die anderen. Die Leute haben irgendwo das Gespür für das. Darum gab es Rechtsextreme und Linksextreme. Lassen wir das Rütli als das, was es ist – als Wiege der Schweiz. Etwas, was beinahe heilig ist und deshalb eine Wiese geblieben ist. Alle, die es missbrauchen, laufen irgendwo an die Wand.”

ANALYSE

Ueli Maurer kam in die Schlagzeilen, weil er angeblich das Rütli als eine Wiese mit Kuhfladen bezeichnet hat. Es war ihm nach dem Medienwirbel nicht mehr möglich, diese interpretierbare Aussage so darzulegen, wie er seine Bemerkung gemeint hat. Nun nutzt Maurer die Gelegenheit im Radio (vor einem breiten Publikum), seine Aussage ins “richtige” Licht zu rücken. Er bezeichnet das Rütli als normale Wiese. Diese Wiese sei ein Mythos. Die Formulierung mit der gewöhnlichen Wiese wiederholt er mehrmals, um das Kuhfladenbild zu relativieren. Die Rütlifeier bezeichnet er zwei Mal als “Politshow” (Technik des Ankerns) und greift damit die SP-Bundespräsidentin frontal an. Weil sie sich als Rednerin – trotz Absage der Feier – aufgedrängt hatte, bezeichnet er sie als Selbstdarstellerin. Maurer negiert das Argument nicht, dass bisher meist bürgerliche Redner auf dem Rütli geredet haben. Mit konkreten Beispielen untermauert er hingegen seine These, dass leider auch bürgerliche Redner am 1. August die (gewöhnliche) Wiese missbraucht hatten und dort das Gegenteil dessen predigten, was eigentlich dem Rütliggeist entspreche, nämlich für Unabhängigkeit, Freiheit und Eigenständigkeit einzutreten. Indirekt schiebt damit Maurer den europafreundlichen Globalisierern und Anwälten einer multikulturellen Schweiz die Schuld für die bisherigen Ausschreitungen zu: Die europafreundlichen und ausländerlastigen Reden haben aus Maurers Sicht die Rechtsextremen provoziert. Ohne diese Reden wäre es nicht zu den unerfreulichen Szenen gekommen.

Der Vorwurf, es töne so, als gehöre das Rütli der SVP, stoppt Maurer mit der klassischen NEIN-Lenkungstechnik “Nein. So ist es!” Nach dem NEIN wiederholt Maurer nochmals seine Kernaussage: Die Rütliwiese ist ein Mythos und für ALLE Schweizer da. Niemand darf den Rütliggeist für sich pachten. Nochmals schiebt er all jenen die Schuld in die Schuhe, die den Geist missbraucht haben, und prognostiziert: All jene, die das Rütli missbrauchen, werden gegen die Wand laufen.

Falls es am 1. August wiederum zu Eskalationen käme, könnte Maurer nach der Feier der Bundespräsidentin den Schwarzen Peter zuschieben: “Ich habe ja immer gesagt, jeder, der das Rütli missbraucht, läuft gegen die Wand.”

2. SEQUENZ

Wülser: “Im Parlament war die Einbürgerungsinitiative ein grosses Thema. Es wurde deutlich abgelehnt von der Mehrheit des Parlaments.”

Maurer: “Dies hatte mit dem üblichen ‘Anti-SVP-Reflex’ zu tun gehabt. Wenn etwas von der SVP kommt, so ist dies beinahe etwas vom Teufel für die anderen Parteien. Und man lehnt grundsätzlich ab, ohne zu überlegen. Zeigt sich auch in den Kommissionen, wo wir ausführlich diskutiert hatten und Anhörungen gehabt hatten. Da stimmten auch Leute aus anderen Parteien für die Initiative.”

Die Kommission kam mit einem ‘JA’ – etwas, was selten ist. Dann hat man den Frevler sozusagen zurechtgewiesen – bis hin zu den Medien, und jetzt hat es gekehrt. Das ist schade.

Die Initiative ist gut. Sie ist vor allem sehr nützlich. Es ist keine schlechte Position für uns. Es zeigt sich wie im Fussball in der Politik. Wer angegriffen wird ist im Ballbesitz. Und in der Einbürgerungsfrage haben wir den Ball. Deshalb werden wir angegriffen.”

Wülser: “Mir fällt auf. Sie haben vorhin vom Anti-SVP-Reflex gesprochen. Sie bringen das immer wieder. Ein Reflex ist ja etwas aus dem Rückenmark – das haben die niederen Tiere, die dabei das Grosshirn nicht gebrauchen. Sie unterstellen damit den Leuten, die gegen die Einbürgerungsinitiative sind, dass sie sich nicht viel dabei überlegen, sondern einfach gegen die SVP sind.”

Maurer: “Das ist eindeutig der erste Reflex, den ich immer wieder feststelle. Ich kann dies auch ein Stück weit nachvollziehen und begreifen. Weil wir gerade die Mitteparteien in den letzten Jahren geradezu gedemütigt haben. Die SVP ist gewachsen – hat sich beinahe verdreifacht. Die andern haben verloren. Dass man dann dem grössten Peiniger sozusagen zustimmt. Da kommt ein Reflex: Nein! Da machen wir nicht mit.”

Wülser: “Sie sind seit Jahren erfolgreich gewesen mit populären bis populistischen Ideen. Und jetzt bei der Umsetzung im Parlament – wo man das Ganze in ein Gesetz fassen müsste. Dort seid ihr in einer populistischen Sackgasse, weil es sich schlicht nicht mit dem Rechtsstaat vereinbaren lässt.”

Maurer: “Ich bin überzeugt, dass wir bei der Volksabstimmung, die dann stattfindet, eine sehr grosse Chance haben. Das lohnt sich, ins Recht zu fassen. Ich lasse es mir einfach nicht sagen. Wir wollen mit der Initiative den Zustand wieder herstellen, den wir bis 2003 gehabt haben. Und während 100 Jahren anstandslos funktioniert hat. Nur das Bundesgericht hatte plötzlich das Gefühl, dies gehe nicht mehr. Was 100 Jahre funktioniert hat, wollen wir wieder zurückführen.” Zum weiteren Verlauf des Interviews: Im zweiten Teil der Sequenz zeigt sich immer wieder, dass Ueli Maurer das “Wording” beherrscht. Ueli Maurer weicht den heiklen Fragen nicht aus. Er geht auf die Frage kurz ein und gibt dann immer kurze, prägnante, leicht verständliche Erklärungen.

ANALYSE

Maurer bringt es fertig, die Ablehnung im Parlament so darzulegen, dass die Ablehnung gleichsam nur auf den “Futterneid” zurückzuführen ist. Nach dem Motto: Wer Erfolg hat, muss zurückgestutzt werden. Das kann jeder nachvollziehen, der schon in der Schule erlebt hat, wie Streber zurückgestutzt wurden. Dieses Bild zeichnet Maurer mit dem “Anti-SVP-Reflex”. Die Analogie mit der Situation auf dem Fussballfeld ist ein Vergleich, der leicht nachvollzogen werden kann. Die Begründung leuchtet ein, denn es ist in der Regel so, dass der mit dem Ball angegriffen wird. Maurer zieht daraus eine geschickte Schlussfolgerung: Weil die SVP angegriffen wird, zeige dies, dass sie den Ball hat, das heisst das Spiel dominiert.

Maurers Verallgemeinerungstrick: Jeder der angegriffen wird, ist führend – hat Erfolg. Die Lenkungstechnik besteht jedoch aus einem angeblich logischen Umkehrschluss. Der Journalist überrascht Maurer ebenfalls mit einer Gleichung: Er greift das Wort “Reflex” auf und unterstellt der SVP, sie betrachte die Gegner als niedere Tiere. In der Regel würde ein Laie sich rechtfertigen und sagen: Ich habe es nicht so gemeint, und beweisen, dass er es nicht so gemeint habe. Maurer kürzt ab – er stimmt kurz zu – “So ist es!” Hierauf geht er analog Hans-Jürg Fehr vor. Er betont die Leistungen seiner Partei und verankert erneut seine These (Wiederholungstaktik), indem er sogar Verständnis zeigt für den Reflex seiner Gegner. Denn: Wer gepeinigt wird, lehnt in der Regel – aus Frust – den Vorschlag eines “Erfolgreichen” ab.

Auf eine Diskussion, was populär oder populistisch ist, geht Maurer nicht ein. Er verlagert die Argumentation unverzüglich auf die SVP-Kernthese: In einer Demokratie hat das Volk das letzte Wort bei der Auseinandersetzung mit den Entscheiden des Bundesgerichtes (wir erinnern an die Verlautbarungen des ehemaligen Präsidenten des Bundesgerichtes – Giuseppe Nays – der explizit die Meinung vertrat: Das Volk hat nicht immer recht. Das Volk kann sich nicht über internationale Bestimmungen und Menschenrechte hinwegsetzen!). Maurer weiss, dass er bei Abstimmungen punkten kann, wenn er konsequent den Souverän als oberste Instanz nennt. Nach Maurer darf sich auch das Bundesgericht nicht über Verfassungsänderungen, die der Souverän vorgenommen hat, hinwegsetzen.

ERKENNTNIS

Beide Parteipräsidenten, Hans-Jürg Fehr und Ueli Maurer, verstehen es, in ihren Antworten zu lenken. Bei Ueli Maurer wird die sogenannte TTT-Formel eindeutiger angewendet. Die TTT-Formel lautet: Touch–Turn–Talk. Wird eine Frage gestellt, muss zuerst die Frage berührt (Touch) werden, das heisst, sie ist anzusprechen, kurz zu beantworten, eventuell mit einem Nein abzulehnen oder zu stoppen. Dann wird sofort zum Argument, zur Botschaft hinübergelenkt (Turn). Dieser Teil wird dann

ausführlich, detaillierter, farbiger geschildert, eventuell mit einem Beispiel, einer Erzählung oder einer Geschichte (Talk).

Beobachtungsaufgabe: Achten Sie im Alltag, bei Interviews oder Diskussionen, wer wie lenkt. Wir können auch beobachtend lernen. Unser deutscher Berater Hans-M. Hofmann hat auch Maurers Lenkungstechnik begutachtet und findet: “Maurer kann sich nicht entscheiden, ob das Rütli eine ganz gewöhnliche Wiese ist oder ein Mythos – beides zusammen geht nicht. Beim Thema Einbürgerung fällt

auf, dass Maurer nur Propaganda von sich gibt, aber nicht auf die Probleme des Themas eingeht. Das mag man als Aufgabe des Parteivorsitzenden sehen, aber staatsmännisch ist es nicht.”

FAZIT

Lenkungstechniken sollten wir kennen. Sie sind hilfreich. Doch bleiben sie nur Techniken. Letztlich zählen das Argument und die Überzeugungskraft des Redners. Es geht um die Akzeptanz der Botschaft! ■

HANS-JÜRIG FEHRS LENKUNGS- TECHNIK

Im Gegenwind: Nach der unerwarteten Wahlschlappe der SP im Kanton Zürich stand SP-Parteipräsident Hans-Jürg Fehr mehrere Wochen im Gegenwind. Auch aus den eigenen Reihen hagelte es Kritik. Wie reagiert man in einer solchen Situation? Medienexperte Marcus Knill hat Fehrs Verteidigungsstrategie ins Visier genommen. Dabei stellte er fest: Alle reden von Fehlern, nur Hans-Jürg Fehr nicht.

Text: **Marcus Knill*** Bild: **Keystone**

Nach der unerwarteten Wahlschlappe der SP im Kanton Zürich stand auch der Parteipräsident Hans-Jürg Fehr mehrere Wochen im Gegenwind. Selbst aus eigenen Reihen hagelte es harsche Kritik. Als erster Prominenter kritisierte der Tessiner Krebsforscher Franco Cavalli (SP) seine Genossen. Mit scharfen Worten legte er gegen seine Partei los, die seiner Ansicht nach an Harmoniesucht leidet, und deren Vertretern er Trägheit vorwirft. Auch Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey tadelte ihre Partei. Auf gewisse Fragen, welche die Bevölkerung beschäftigten, gebe die SP "zögerliche oder unsichere Antworten". Zu den Problemen gehörten etwa Jugendgewalt, Probleme an Schulen, das Zusammenleben mit Ausländern und der Missbrauch des Sozialstaats, sagte Calmy-Rey in einem Interview mit der *SonntagsZeitung*. Alle würden klare Antworten erwarten und wollten wissen, wo die SP in diesen Fragen stehe. Sie habe ausserdem den Eindruck, dass die Entscheide der Partei respektive der Delegiertenversammlungen nicht immer von der Basis getragen werde. SP-Nationalrat André Daguét ging noch weiter. Er verlangte von SP-Bundesräten mehr Parteitreue. Auch Moritz Leuenberger müsse sich Gedanken über seinen Rücktritt machen: Es sei nicht hilfreich für die Partei, wenn Moritz Leuenberger laut über das Rentenalter 67 nachdenke oder den Bau von Kernkraftwerken in Betracht ziehe.

SP-Fraktionssprecherin Ursula Wyss lavierte während der wochenlangen SP-Krise hin und her. Zuerst kritisierte sie vorschnell – ebenfalls öffentlich – "ihre" Bundesrätin. Sie hätte nur intern kritisieren dürfen und nicht in den Me-



SP-Parteipräsident Hans-Jürg Fehr muss sich gegen Vorwürfe aus den eigenen Reihen verteidigen.

dien. Noch besser sollte die Bundesrätin lieber konkret vorschlagen, was zu tun sei. Hierauf verteidigte sie – zu unserem Erstaunen – den kritisierten Bundesrat wieder und fand, sie stehe voll und ganz hinter der SP-Exekutive. Für die Medien war dieser parteiinterne Eiertanz begreiflicherweise ein gefundenes Fressen. Das Debakel wurde wochenlang thematisiert. Am 28. April stand dann end-

lich der SP-Parteipräsident im Radio (in der "Samstagsrundschau" auf DRS1) Rede und Antwort. Da wir Hans-Jürg Fehr als gewieften Rhetoriker kennen, wollten wir nun wissen, mit welcher Taktik er den kritischen Fragen begegnen würde. Wir nehmen es vorweg: Er meisterte die Befragung mit seiner bewährten Taktik: Fehr nutzte das Antwortmanagement mit gekonnter Lenkungstechnik.

* In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge, Kommunikationsberater und Autor Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

SEQUENZ

Wülser: “Wer will Hans-Jürg Fehr mobilisieren? Ein Hans-Jürg Fehr, von dem man eigentlich sagt, er eckt bei niemandem an. Er hat keine Kanten, kein Profil.”

Fehr: “Also, wenn ich mich selbst mobilisiere.”

Wülser: “Wen wollt ihr mobilisieren – mit was? Mobilisieren ist seit zwei Wochen die Parole bei der SP.”

Fehr: “Also mobilisieren ist primär eine inhaltliche Aufgabe. Wir müssen den Leuten sagen: Was verdankt ihr uns? Wir müssen ihnen beispielsweise sagen, dass ihr dieses Jahr den Teuerungsausgleich auf die AHV habt. Das habt ihr der SP zu verdanken. Die anderen waren sogar für einen Rentenabbau, oder wir müssen den Leuten sagen, dass wir künftig jedes Jahr 300 000 Franken für erneuerbare Energie ausgeben können. Das habt ihr der SP zu verdanken.” (Hernach folgt ein Werbespot für eine SP, die auf alle Ängste der Bevölkerung Antworten hat und als Einzige für eine sozialere Schweiz, die Rentner und Familien eintritt.)

Wülser: “Ich komme später schon noch auf diese Themen. Ich bleibe noch einmal bei Hans-Jürg Fehr. Heute morgen habe ich mich im Studio vorbereitet auf diese Sendung. Dann war ein Maler in der Runde, und er hat mich gefragt, ob die Farbe zu stark rieche. Ich fragte ihn, ob er Hans-Jürg Fehr kenne. Er sagte: Keine Ahnung. Ist das irgendein FDP-Politiker? Ist dies nicht ein wenig enttäuschend für Sie?”

Fehr (lacht): “Das ist jetzt ein wenig ein kleiner Ausschnitt. Ich möchte lieber auf die immer wieder publizierten Meinungsumfragen verweisen, wo Leute gefragt werden: Wen kennt ihr von den Politikern? Und auch: Wer wird in Zukunft eine Rolle spielen? Da bin ich immerhin der erste unter allen Parteipräsidenten und komme noch vor gewissen Bundesräten.”

Wülser: “Ich habe gedacht, dass Sie so kontern. Ich habe schnell nachgeschaut in der Sonntagspresse. Dort sind Sie an sechster Stelle. Dort kommen zuerst die anderen Parteipräsidenten.”

Fehr (reagiert erstmals erstaunlich schnell und unsicher): “Zuerst kommen die Bundesräte. Ich muss Bezug nehmen auf eine letzte Umfrage von der Iso public, die im Facts publiziert wurde. Ich zähle mich zu jenen, die einen hohen Bekanntheitsgrad haben in der deutschen Schweiz und einen ziemlich hohen Glaubwürdigkeitsgrad.”

Wülser: “Aber es ist etwas, was man zurzeit der SP vorwirft. Sie hat zu wenig profilierte Köpfe, die man national kennt.”

Fehr: “Diesen Vorwurf kann ich überhaupt nicht teilen.” (Nun schildert der Parteipräsident eine Reihe von Personen, die er mit Aussagen konkreter SP-Politik aufzählt. Sommaruga – Konsumentenschutz/Hämmerli, Rechsteiner – Umweltpolitik, und er verkauft auch noch ‘seine’ profilierten SP-Bundesräte).

Wülser: “Und diese profilierten Köpfe Calmy-Rey und Leuenberger. Was waren die strategischen Überlegungen, dass diese am ersten Mai ausgerechnet im Wahljahr nicht auftreten?”

Fehr: “Das waren keine strategischen Überlegungen. Das waren die Entscheidungen von diesen beiden Personen selber... Die haben ihre eigene Agenda. Sie entscheiden selbst, wo sie auftreten oder wo nicht.”

Wülser: “Und Sie bedauern nicht, dass sie ausgerechnet im Wahljahr nicht aufgetreten sind?”

Fehr: “Ich finde es sehr schade. Sie hätten eine 1.-Mai-Ansprache halten müssen – mindestens eine.”

Wülser: “Kommen wir zurück auf die Themen. Die SP setzt auf falsche Themen. In diesem Jahr sind es zwei Abstimmungen – eine ist vorbei – die Einheitskrankenkasse. Die nächste kommt noch – gegen die IV-Revision. Beide werden Sie wahrscheinlich verlieren.”

ANALYSE

Bei allen Vorwürfen verstand es der SP-Parteipräsident, stets vom Vorwurf wegzukommen und in seiner Antwort den Vorwurf in eine Erfolgsgeschichte der SP umzumünzen.

Hans-Jürg Fehr mutiert die SP – “Elektroschock“ oder den “Tsunami“ – (eine Analogie, die Fehr selbst gebraucht hat) zur grossen Chance, um das Blatt im Wahljahr noch rechtzeitig wenden zu können. Für ihn stimmt sein Programm nach wie vor mit Inhalten, die für die Mehrheit der Bevölkerung eher weltfremd wirken. Auch an den Köpfen an der Spitze der Partei gibt es laut Fehr nichts auszusetzen. Inhalte und Programme dürfen aus seiner Sicht kein Jota geändert werden. Was der SP fehle, sei lediglich eine bessere Kommunikation, um der Bevölkerung die erarbeiteten SP-Botschaften beizubringen. Fehr möchte zudem die Mobilisierung der Basis fördern.

Obwohl der Parteipräsident während des ganzen Interviews hervorragend gelenkt hat, bezweifeln wir, dass die mustergültige Rhetorik nachhaltig wirkt. Denn bei allen Kommunikationsprozessen geht es letztlich immer auch um Inhalte, nicht nur um das “Wie“. Bei den politischen Inhalten scheint die SP noch nicht erkannt zu haben, dass zahlreiche Forderungen (Einheitskassen, Ausbau der Sozialsysteme, einheitliche Grundlöhne, Kinderkrippen für alle berufstätigen Frauen usw.) zwar auf dem Papier gefordert werden können, aber auch bezahlt werden müssen. Die Sorge ums Überleben der Sozialversicherung und die Bedenken wegen des Missbrauchs beschäftigen derzeit nicht nur die bürgerlichen Parteien, sondern bewegen auch die SP-Basis. Ein Ausklammern der Bürgerprobleme bringt die SP nicht weiter. Weil jedoch Fehr nicht bereit ist, die Inhalte seines Konzeptes zu ändern, und lediglich die Art und Weise der SP-Kommunikation verbessern möchte, wird die Partei das Blatt im Wahljahr kurzfristig wohl kaum wenden können. Ein professioneller Berater müsste die Parteispitze davon überzeugen, dass es nicht genügt, nur bei der Kommunikation und der Motivation den Hebel anzusetzen.

Was bei Hans-Jürg Fehr sonst noch auffällt: Vom Journalisten auf die Umfragen angesprochen, überzeugen Fehrs konkrete Kenntnisse bei den unterschiedlichsten Umfragen. Obschon der Parteipräsident zuerst die Absenz der SP-Bundesräte als “normalen freien Entscheid“ hinstellt, gibt er am Schluss doch zu, dass mindestens ein SP-Regierungsmittglied im Wahljahr hätte reden müssen.

Fehrs Argumentationstaktik, die Zürcher SP-Schlappe als Einzelereignis hinzustellen (diese Niederlage darf nicht verallgemeinert werden), finde ich geschickt.

Hans-Jürg Fehr versteht es zudem, seine Qualitäten selbst ins rechte Licht zu rücken: Ich bin wort- und redegewandt und ein differenzierter Denker! Ich war Journalist und kann die Dinge auf den Punkt bringen! Mit der einzigen Selbstkritik: “Ich bin kein Boulevardien“ holt er sich bei all jenen Hörern Punkte, die Simplifizierungen bei Boulevardmedien ablehnen. Typische Lenkungstechniken:

- Beim Thema “SP will mehr mobilisieren“ lenkt Fehr zu den Inhalten und zählt dort alles auf, was die SP geleistet hat.
- Den Vorwurf – “Die SP geht nicht auf die Probleme der Basis ein“ (Geschichte mit dem Maler) – weist Fehr zurück, indem er zuerst die Aussage des Malers als Einzelfall bezeichnet, dann aber sofort auf die gute Positionierung des Parteipräsidenten (Umfragen) – lenkt.
- Bei der Behauptung, der Partei mangle es an profilierten Köpfen, nutzt Fehr die Gelegenheit, nicht nur zahlreiche bekannte SP-Politiker aufzuzählen. Er verbindet die Namen auch noch mit SP-Botschaften und politischen Inhalten.
- Der Hinweis, die SP setze auf falsche Themen (siehe Zürich und

SEQUENZ

Fehr: “Also eine haben wir verloren. Von der zweiten wissen wir es noch nicht.” (Auf die angeblich falschen Themen geht Fehr nicht ein. Es folgt dafür ein ausführlicher Werbespot zur IV-Revision gegen Kürzungen bei Leistungen und Renten).

Wülser: “Es sind zwar respektable Themen. Aber es sind nicht Themen, welche die breite Parteibasis zurzeit interessiert!”

Fehr: “Ich muss ein wenig den Blick ausweiten. Ich darf nicht immer auf das schauen, was kommt. Klar wir haben eine Abstimmung verloren. Aber wenn ich nur zwei Monate zurückblicke ...” (Nun folgt ein langer Rückblick mit allen Erfolgsmeldungen “Kinderzulage”, “Osthilfefegesetz” usw. Fehr zählt alle alten Erfolge auf.)

Wülser: “Haben Sie sich in einer ruhigen Minute auch gesagt: Da sind Fehler passiert?”

Fehr: “Also – ich muss Ihnen ehrlich sagen, zu allzu viel Selbstkritik bin ich noch nicht gekommen ... Wir haben festgestellt: Wir müssen besser kommunizieren. Ich bin eigentlich ein ziemlich wort- und redengewandter Mensch – aber gleichzeitig ein differenzierter. Ich habe praktisch einen intellektuellen Zugang zu den Dingen. Ich war Journalist. Ich kann formulieren und die Sachen auf den Punkt bringen. Aber ich bin kein Boulevardien.”

Wülser: “Sie sagen, Sie haben einen intellektuellen Zugang. Ist die Geschäftsleitung zum Schluss gekommen, Sie haben zwar gute Ideen, aber Sie kommen bei der Parteibasis nicht an?”

Fehr: “Ich glaube, das Zürcher Ereignis darf nicht verallgemeinert werden. Seit drei Jahren ist die SP sehr gut unterwegs.” (Es folgt wieder eine Rückschau mit einer positiven Bilanz.)

Wülser: “Sie kommen immer wieder mit den langfristigen Rückschauen. Noch einmal: Nach der Geschäftsleitungssitzung haben Sie gesagt, Sie wären zum Schluss gekommen, es habe sehr viele gute Ideen im Parteisekretariat, aber Sie hätten gemerkt, die kommen bei den Leuten nicht an. An was liegt das?”

Fehr: “Die neuen Ideen bestehen nicht nur im Sekretariat. Sie stehen auch in den nigelnagelneuen Positionspapieren. Es gibt Leute, die diese differenzierte Art und Weise verstehen und schätzen. Diese möchten nicht, dass alles wie der Blick ist. Sie wollen eine andere Art der Publizistik. Es gibt Leute, für die man greller und sogar reise-rischer sein muss. Die Leute sehen den See nicht, wenn er ruhig da liegt, sondern erst dann, wenn er Wellen wirft. Und das ist es genau, das wir unter dem Kommunikationsproblem verstehen müssen. Wir müssen dafür sorgen, dass der See auch Wellen wirft und spritzt.”

Wülser: “Man kann sagen: Die Inhalte stimmen aus Ihrer Sicht. Aber Sie haben gemerkt, dass die Kommunikation nicht stimmt?”

Fehr: “Ich kann es an einem krassen Beispiel erklären.” (Das Beispiel zeigt, dass die SP bei ökologischen Fragen führend ist. Aber die Bevölkerung dies nicht honoriert.)

ANALYSE

IV-Revision), kontert Fehr zuerst mit der Präzisierung: Die SP hat nur einmal verloren! Die IV-Abstimmung ist noch offen. Anstatt sich zu rechtfertigen, “verkauft” dann der Parteipräsident gleichzeitig seine Position bei der IV-Problematik.

- Obwohl der Journalist unablässig nach den Fehlern der SP sucht, gelingt es ihm lange nicht, diese Fehler vom Parteipräsidenten zu erfahren. Fehr lenkt von den Fehlern weg, indem er eingesteht, noch keine Zeit zu selbstkritischen Gedanken gefunden zu haben. “Ich muss Ihnen sagen, zu allzu viel Selbstkritik bin ich nicht gekommen!” Eigentlich müsste ein Politiker ständig Zeit finden für Selbstkritik. Es ist durchaus denkbar, dass Fehr dies auch tut, aber seine Selbstkritik nicht vor dem Journalisten an die grosse Glocke hängen möchte. Dann müsste er aber auf das Wort “ehrlich gesagt” verzichten. Generell gilt: Wenn jemand eine Aussage als ehrlich deklariert, so heisst dies im Grunde genommen, dass somit nicht gesagt ist, dass alle anderen Aussagen auch ehrlich gemeint sind.
- Hans-Jürg Fehr versucht im Verlauf des Gesprächs immer wieder, den internen Kritikern Cavalli und Calmy-Rey die Spitze zu nehmen, indem er seine persönlichen Gespräche mit den Parteikritikern detailliert schildert. Die sollen belegen, dass Cavalli nicht mehr mitreden kann, weil er immer gefehlt und die Hälfte seiner Aussagen zurückgenommen habe, während die Bundespräsidentin nur sage, was sie bei ihren Dialogen mit dem Volk gehört habe, weitherin aber voll hinter den SP-Papieren stehe.

FAZIT

Ohne Inhalte, ohne Lösungen für jene Probleme, die der Bevölkerung unter den Nägeln brennen, bewirken die besten Strategie-papiere, die beste Rhetorik wenig. Mit geschickten Lenkungstechniken sind höchstens schwierige Gesprächssituationen kurzfristig zu entschärfen. Unser deutscher Berater Hans Hofmann kommentierte Fehrs Verhalten in diesem Interview wie folgt: Natürlich

ist es schön zu hören, was seine Partei in der Vergangenheit alles Gutes getan hat. Aber aus Volkes Sicht ist die Vergangenheit passé, entgegen seiner Meinung. Soll heissen: Gute Rhetorik, guter Verkauf orientiert sich am Wähler, nicht an vergangenen Zeiten. Fehrs Lenkungstechniken (Rechtfertigungen) ermüden. Sie überzeugen in diesem Interview nicht. ■

KLEINREDEN STATT PROBLEME ERNST NEHMEN

Terrorklasse: Tagelang machte eine Zürcher Schulklasse mit ihrem chaotischen Verhalten Schlagzeilen. Primarschüler im Zürcher Friesenberg-Quartier haben in zweieinhalb Jahren sechs Lehrer aufgerieben. Es gab unter den Jugendlichen Wetten, wie lange es die neue Lehrkraft schaffe, die Terrorklasse zu betreuen. Die Schüler verweigerten Hausaufgaben und eine aktive Teilnahme am Unterricht. Sie schwatzten, wann und so laut es ihnen passte.

Text: **Marcus Knill***

Anordnungen wurden nicht befolgt. Leistungsbereite Schüler wurden als Streber verhöhnt, beschimpft und teilweise gar bedroht. Die Klasse im Schulhaus Borrweg soll schon seit Herbst 2004 völlig aus dem Ruder gelaufen sein. Patrik Wülser befragte in der Samstagsrundschau (DRS 1) vom 7. April die Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aeppli zu dieser aktuellen Krise.

1. SEQUENZ

Wülser: “Man konnte lesen, dass dies kein Einzelfall sei. Lehrerinnen und Lehrer werden täglich im Schulzimmer bedroht. Frau Aeppli, wir sitzen hier im Radiostudio Lugano. Sie machen hier im Tessin Ferien. Hat Ihnen die Woche in Zürich so zugesetzt?”

Aeppli: “Nein – ich habe jetzt gerade zwei Monate Wahlkampf hinter mir und habe mich die ganze Zeit gefreut auf den Osteraufenthalt im Tessin und bin dann auch am Donnerstagabend angereist und geniesse das schöne warme Wetter – ganz abgesehen davon, dass ich ja nicht wirklich so jetzt direkt beteiligt war an diesem Schulkonflikt.”

Wülser: “Aber Sie sind immerhin die Zürcher Bildungsdirektorin! Aber hat Ihnen schon zu denken gegeben, als Sie das gehört hatten, was in dieser Schule abgeht?”

Aeppli: “Ich äh – selbstverständlich, und ich habe auch mit meinem – äh – Kollegen, dem Schulvorstand der Stadt Zürich – mit Herrn Lauber – darüber geredet, um zu wissen, was ist – wie – weil ich – nicht alles, was in der Zeitung steht, muss man immer nur 1:1 – äh – glauben – und habe mich ins Bild setzen lassen und habe gewusst, was abgegangen ist und habe auch Position bezogen.”

Wülser: “Also ich schliesse daraus, dass Sie erst letzte Woche erfahren haben, was in diesem Schulhaus passiert ist?”

Aeppli: “So ist das. Ich habe am – Montagmorgen – bin ich noch im Kantonsrat gewesen und habe dort die Zeitung gelesen, und dann fragten natürlich schon die ersten Medien, was ich denn dazu sage, und ich habe gesagt, vorderhand kann ich nur etwas sagen zu dem, was ich in der Zeitung gelesen habe und habe mich aber sofort darüber informiert in der Stadt.”

Wülser: “Und Sie sind überrascht gewesen, dass so etwas vorkommen kann?”

Aeppli: “Äh – ja ich bin schon – äh – überrascht und auch – wie soll ich sagen – ein wenig – für äh – enttäuscht – oder – oder – äh- schockiert gewesen, dass man – ein Problem so lange hat anstehen lassen (...)”

ANALYSE

Wenn eine Bildungsdirektorin bei so einer gravierenden Krise in einem Schulhaus tut, als habe sie diese brennende Krisensituation im eigenen Ressort gar nicht so richtig beschäftigt, muss dies zu denken geben. Priorität hatte für die Regierungsrätin angeblich vor allem der Wahlkampf. Krisenkommunikation ist und bleibt aber Chefsache. Eine Erziehungsdirektorin muss eigene Botschaften zu dieser aktuellen Situation platzieren können – sofern sie eine hat. In dieser Krisensituation erwartet die Bevölkerung Antworten auf die Frage: Was wird in unseren Schulen getan, um solche Pannen zu vermeiden?

Am Schluss der ersten Antwort hören wir die erste Weichspülformulierung: „Ja nicht wirklich – so – jetzt – direkt beteiligt.“ Wir fragen uns: Ist die Erziehungsdirektorin wirklich oder doch nicht so wirklich beteiligt? Direkt oder nur indirekt? In einer Krise erwarten wir von ihr – auch im Tessin – eine konkrete Antwort – vor allem am Anfang.

Gravierend ist es, wenn eine Chefin in einer krisenähnlichen Situation zu Zeitungsberichten etwas sagt, bevor sie diese verifiziert hat, zumal sie selbst Zeitungsberichten nicht so traut. Diesen Kapitalfehler der Krisenkommunikation dürfte eine Politikerin nachträglich nicht auch noch an die grosse Glocke hängen. Die dritte Antwort ist rhetorisch noch schlechter: Der Sprechfluss stockt. Störende Satzbrüche dominieren. Ein wenig – enttäuscht – schockiert – oder was?

Wir vermuten: Die Regierungsrätin hat wohl für ihr Botschaftenmanagement und für die vorhersehbaren Fragen weder während der Wahlkampftage, weder in Zürich noch im sonnigen Tessin Zeit investiert. Die Antworten wirken zu improvisiert. Keine Antwort überzeugt. Weshalb derart gestelzte Formulierung, wie „Die Lehrpersonen haben das Weite gesucht“ (und das noch in Mundart)? Eine Bildungsdirektorin sollte es nicht nötig haben, sich mit einer elaborierten Sprache einen Ruf von Kompetenz zu schaffen. Für uns sind Experten, die einfach und verständlich reden, kompetent.

2. SEQUENZ

Wülser: “Mir ist aufgefallen bei den Jugendlichen. Die meisten sagen: Unsere Eltern haben keine Ahnung, was wir in der Freizeit machen.”

Aeppli: “(Atmet hörbar durch) – Ja – das ähm – das äh – find ich – äh – ein wenig traurig, auch schade, wenn die Eltern keine Ahnung haben, was ihre Kinder machen – in der Freizeit – dann – dann lässt dies auf einen Mangel von von Gespräch und Dialog und Interesse aneinander hindeuten, und es ist auch schade für die Eltern, wenn sie sich nicht interessieren. Auf der andern Seite muss man sagen, Jugendliche oder Junge – äh – Sie sind jetzt ja gerade an der Grenze – zur, zum Übergang vom Kind zum Jugendlichen. Die, die wollen ja auch ein wenig ihre freien Bereiche haben und wollen nicht jeden Morgen bis zum Schulhaus hingefahren werden und nachher vom Schulhaus wieder abgeholt werden. Sondern man sagt auch – erzieherisch und pädagogisch sei ein gewisser Freiraum für das Kind ganz wichtig.”

Wülser: “Aber Lehrer sind oft ganz allein. Sie werden von den Eltern nicht unterstützt. Heute solidarisieren sich Eltern oft mit dem Kind gegen die Lehrer und untergraben zusätzlich die Autorität.”

Aeppli: “Ja, das möchte ich nicht ganz bestreiten. Ich habe das sogar auch selber erlebt in der Schule meiner Kinder, dass dass dass die Lehrer (die Regierungsrätin hatte wohl die Eltern gemeint?) sich ein wenig – äh – zusammengeschlossen haben, um um um gegen Lehr – Lehrerinnen aufzutreten – und das finde ich äusserst problematisch – und das finde ich, das sollte echt nicht passieren, und wir haben in der Volksschulverordnung auch vorgesehen, was in solch solchen Fällen – äh – greifen soll – also das Gespräch vom Lehrer mit den Eltern – und nicht irgendwie anonyme Briefe, welche die Eltern gegen die Lehrer schreiben. Es muss das Gespräch gesucht werden, und und ich denke: Wenn die Eltern sollen, dass es den Schülern gut geht, müssen sie den Lehrer oder die Lehrerin unterstützen, was sie macht in der Schule.”

Wülser: “Sie haben gesagt, das Lehrerbild habe sich geändert. Heute ist der Beruf nicht mehr sehr attraktiv.”

Aeppli: “– (Atmet tief durch) – Also – ich muss einfach sagen – ich meine – also – ich muss einfach etwas sagen: Etwas – äh – muss an diesem Beruf doch sein. Wir stellen an der Pädagogischen Hochschule fest: Die Studierendenzahlen nehmen immer zu. Es hat offenbar viele, welche diesen Beruf wollen – sich auch ausbilden dazu – eine gute Ausbildung bekommen und nachher auf dem Beruf arbeiten. Also einfach ganz so schlecht kann es – nicht stehen. Und und äh – das Zweite ist – au – jetzt habe ich gerade den Faden verloren. Was ist Ihre Frage gewesen? Können sie es mir nochmals sagen?”

Wülser: “Unsere Zeit ist schon so weit, dass ich noch einen Schritt weiterkommen möchte...”

ANALYSE

Bei diesen Sequenzen scheint Wülser die Bildungsdirektorin auf dem linken Fuss erwischt zu haben. Antworten, konkrete Botschaften fehlen, die Politikerin greift nach Worthülsen, sie schwimmt. Wortverdopplungen häufen sich. Sie findet keinen rettenden Stohhalm mehr. Die übliche Airbagrhetorik mit sonst so hilfreichen Plausibilitätsgerede hilft der Politikerin auch nicht weiter. Im zweiten Teil will sie ein Argumentationsgebäude aufbauen und muss eingestehen, dass sie den roten Faden verloren hat. Doch konnte sie ihn gar nie verlieren. Den roten Faden kann nur eine Person verlieren, die einen solchen Faden gehabt hat – aber dies muss bei der Erziehungsdirektorin bezweifelt werden.

Wiederum endlose Flickgedanken mit den vielen “und”. Die Sätze werden selten abgeschlossen. Die rhythmischen Akzente stören. Wir konnten aus Platzgründen das vollständige Transkript des Interviews nicht publizieren. Doch lohnt es sich, dieses negative Musterbeispiel im Archiv ganz anzuhören. Die Bildungsdirektorin versucht im Interview die Horrorklasse als einmaligen Sonderfall hinzustellen. Als jedoch Patrik Wülser nachweisen konnte, dass selbst der “Oberlehrer der Schweiz” gesagt hatte, viele Lehrkräfte müssten heute sogar mit Morddrohungen rechnen, und Experten wie Lehrpersonen bestätigen, dass durch die Geschichte im Schulhaus Borrweg kantonsweit Schulprobleme unter den Nägeln brennen, wie Gewalt, Disziplinlosigkeit (jeder vierte Lehrer klagt darüber), mangelnde Unterstützung der Eltern, zu viele Schulversuche, zu viele Bezugspersonen, zu viele Reformprojekte (Zeit für Beziehungsarbeit fehlt), versuchte die Politikerin den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem sie sagte: “Es ist von Terror – und Horrorklasse die Rede gewesen in den Schlagzeilen – diese Woche. Es wurden keine Morddrohungen ausgesprochen. Es ist von Mobbing, von Respektlosigkeit und Frechheit die Rede. Und ich denke: Dies gehört schon zum Schulalltag! In diesem Fall ist es höchstens ein Drohen, das Lernklima stören.”

Obschon die Bildungsdirektorin diese peinliche Aussage nachher zu korrigieren versuchte und sagte, sie wolle damit die Vorfälle nicht verharmlosen, hat sie dies mit diesem Gedanken doch getan, “solche Szenen gehören zum Schulalltag. Es ist höchstens...”

In den Medien gilt: Gesagt ist gesagt. Geschrieben ist geschrieben. Gesendet ist gesendet. Selbst wenn es die Regierungsrätin nicht so gemeint hätte, es wurde eindeutig gesagt, dass zum heutigen Unterricht Frechheit und Respektlosigkeit gehören. Dies dürfte eine Erziehungsdirektorin nicht einfach so hinnehmen und als gegeben dulden.

ERKENNTNIS

Immer wieder durfte ich in meinen Analysen im “persönlich” Politiker und Führungskräfte loben, die es gut verstanden hatten, ihre Antworten auf den Punkt zu bringen.

Leider ist dies bei Regine Aeppli in diesem Radio-Interview gar nicht der Fall. Ich bedaure es, dass bei der Bildungsdirektorin keine Verbesserung festzustellen war. Ich hoffte, die Politikerin hätte aus den bisherigen Pannen gelernt. In allen bisherigen Analysen hatte sich nämlich Regierungsrätin Aeppli bei öffentlichen Auftritten selten an die vorgege-

benen Themen gehalten und sprach zu vage und zu langfädig.

FAZIT

Wenn es bei einer Institution Probleme gibt oder sich eine Krise anbahnt, so darf die Führung den Mangel nie kleinreden, schönreden, schweigen oder ausweichen. Aepplis Aussagen: “Das war nur ein Einzelfall.” “Unsere Schule läuft sonst hervorragend.” “Ich sehe, wie unserer Lehrkräfte alle sehr gut arbeiten.” “Von den 17 Schülern aus dem Balkan hatten 10 einen Schweizer Pass usw.”, das

alles sind keine überzeugenden Antworten auf die gravierenden Vorfälle. Der mögliche Grund, weshalb Regine Aeppli nicht überzeugt, obwohl sie eine Woche Zeit gehabt hätte, ihre Kernaussagen zu bedenken: Sie ging davon aus, dass ihr die Argumente während des Sprechens schon noch rechtzeitig in den Sinn kommen werden. Die Politikerin müsste unbedingt einsehen: Die gründliche Vorbereitung ist und bleibt die Hälfte des Ganzen – das A und O! Regine Aeppli sollte sich trotz der bestandenen Bestätigungswahl unbedingt medienrhetorisch schulen lassen. ■

POLITIKERRHETORIK UND IHRE KERNBOTSCHAFTEN

Wahlkampf: Im “persönlich” vom Dezember 2003 haben wir anhand der Fernsehsendung “Arena” festgestellt, dass nur zwei von vier Parteivorsitzenden im Stande sind, innerhalb von 15 Sekunden eine konkrete Aussage zu machen. Wie sieht es im Wahljahr 2007 aus? Im Facts, Nr. 5/07, hatten die Präsidenten der vier Bundesratsparteien die Chance, ihre Kernbotschaften vor einer grösseren Öffentlichkeit zu präsentieren. Ein Vergleich.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **Keystone**

1. SEQUENZ

Hans-Jürg Fehr, SP-Präsident (mit einer Matterhornminiatur in der Hand. Darauf ist das Logo der SP abgebildet und auf einem roten Sockel steht gut sichtbar: “Klar, sozial”):

“Wir wollen auf den Gipfel, die stärkste Partei werden. Zudem veranstalten wir 2007 um unsere Themen herum fünf Gipfelkonferenzen. Mit Top-Leuten zu Top-Themen. Das Matterhorn als berühmtester Gipfel der Schweiz symbolisiert das alles sehr gut.”

Christophe Darbellay, CVP-Präsident (mit einem Portemonnaie in der Hand):

“Das Portemonnaie symbolisiert den Kampf der CVP gegen die Hochpreisinsel Schweiz. Wir kämpfen nicht gegen hohe Löhne, sondern für mehr Kaufkraft. Schweizer Familien haben in zehn Jahren rund zehn Prozent Kaufkraft verloren. Das Portemonnaie enthält eine Mobility-Karte und ein Generalabonnement: Wir müssen uns für ein sauberes Klima einsetzen. Das ist gesunder Patriotismus, kein Patriotismus mit Rückspiegeln.”

Fulvio Pelli, FDP-Präsident (mit einem Kreuz, das aussieht wie ein dreidimensionaler Glaskörper):

“Ich habe das konstruktive Kreuz mitgebracht. Es symbolisiert, dass sich die Schweiz bewegen muss. In der Bewegung findet man die Kraft, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Und in der Bewegung passt sich die Schweiz den neuen Gegebenheiten der Welt an. Das ist die Voraussetzung für die weitere Erfolgsgeschichte der Schweiz.”

Ueli Maurer, SVP-Präsident (angesprochen auf den Geissbock “Zottel”, den er nicht mitgebracht hatte, zeigte seine Wahlplattformsschrift mit dem grossen Schweizerwappen auf dem Deckblatt):

“Der Zottel ist ein Kultobjekt, das wir sparsam einsetzen. Ich habe unsere Wahlplattform mitgenommen. Der Umschlag mit Schweizerkreuz ist symbolisch, dafür steht die SVP, für die Schweiz. Der Inhalt ist handfest, auf 84 Seiten. Darin sind sowohl Zottel wie auch Matterhorn enthalten.”

ANALYSE

Hans-Jürg Fehr verstand es – wie auch sonst – EINE Kernbotschaft zu platzieren. Er wiederholt seine Botschaft unmissverständlich, oft recht penetrant. Hier: das Bild des Gipfels, des Spitzenerfolges und der Gipfelkonferenzen. Dank des Matterhornsymbols, das sich die SP auf ihre Fahre geschrieben hat, kam es sogar zu einem kleinen Wirbel: Die Zermatter protestierten. Der SP nutzte diese Auseinandersetzung – so wie bis jetzt vor allem die SVP –, um mit gezielten Provokationen in die Medien zu kommen und ihre “Gipfelbotschaft” anlässlich der Rechtfertigungen in zahlreichen Interviews zu wiederholen.

Christophe Darbellay erwähnte zwei Botschaften: die Kaufkrafteinbusse in der Schweiz und das Engagement für die Umwelt. Das Portemonnaie visualisiert für uns nicht in erster Linie das Anliegen für eine gesunde Umwelt, denn die Mobility-Karte ist im Portemonnaie versteckt und damit nicht sichtbar. Mit dem Geldbeutel werden die Stimmbürger möglicherweise vielmehr “sparen, weniger ausgeben” assoziieren. Aus unserer Sicht ist die CVP-Botschaft auch zu wenig koordiniert mit den Botschaften der CVP-Bundesrätin und weiteren CVP-Vertretern, die wir in anderen Diskussionsrunden gehört haben. Das Symbol Pellis mit dem mehrdeutigen “Glaskörper” visualisiert bei den Betrachtern alles andere als das angebliche Symbol für “Bewegung”. “Bewegung” ist laut Pelli für die FDP das Schlüsselwort für Kraft und Herausforderungen. Die Aussagen des Präsidenten sind jedoch typisch, vage Plausibilitäts-Formulierungen, die überall passen – aber nichts Konkretes aussagen, wie: “Man findet Kraft” – “passt sich neuen Gegebenheiten an” – “... ist Voraussetzung für die Erfolgsgeschichte”. Schade. So transparent sein “Schweizerkreuz” aussieht, so diffus ist seine Botschaft! Die Wahlplattform mit dem Schweizerwappen auf dem Deckblatt, welches Maurer aus seiner Jacke zieht, enthält an sich noch keine explizite Kernbotschaft. Wir erfahren lediglich, dass sich die SVP für die Schweiz einsetzt und eine Plattform mit 84 Seiten geschrieben hat. Genügt dies als Kernbotschaft im Zusammenhang mit der umfangreichen Schrift? “Wir stehen für die Schweiz ein!” – Dieser Satz ist für das Publikum zu vage. Gemeint ist sehr wahrscheinlich: Die SVP setzt sich für eine eigenständige, unabhängige Schweiz ein. Dies wird aber nicht gesagt, höchstens assoziiert. Uns fehlt die konkrete Ergänzung.



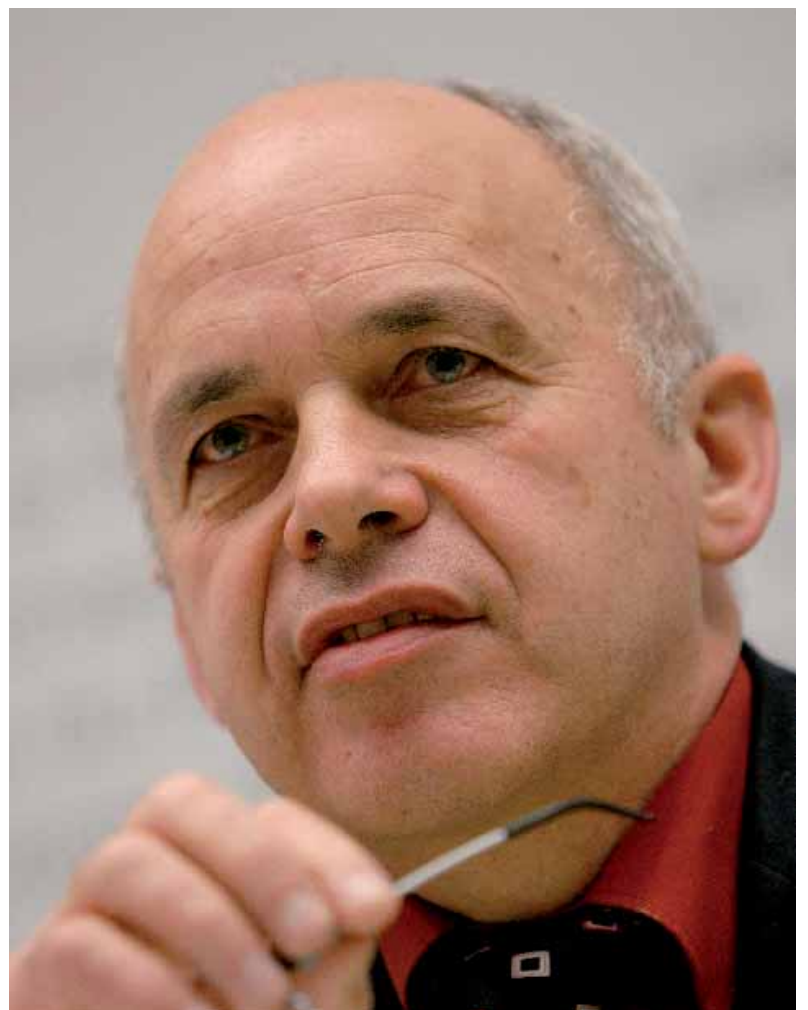
Christophe Darbellay.



Fulvio Pelli.



Hans-Jürg Fehr.



Ueli Maurer.

Im Laufe der Facts-Diskussion äusserten sich die Parteipräsidenten auch noch über die aktuellen Energieprobleme.

2. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Maurer: "Energie ist bei der SVP seit Jahren eines der Kernthemen.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Wir müssen Energie sparen 2. Wir müssen die Energie effizienter nutzen 3. Im Strombereich zeichnet sich eine Versorgungslücke ab. Sie kann mittelfristig nur mit der Erneuerung der bestehenden AKW gelöst werden. Zudem brauchen wir eine möglichst grosse Unabhängigkeit vom Ausland. Was im Departement Leuenberger abläuft, ist eine Katastrophe. Braucht man zwanzig Jahre, um die Endlagerung zu lösen, hat man das Problem nicht begriffen. <p>... Herr Leuenberger ist nicht an allem schuld. Er macht ja eigentlich nichts. Wir können ja von Glück reden, dass es uns gelang, all die utopischen Vorschläge zu versenken, die Herr Fehr rühmt. Dieser Unsinn hätte uns Zehntausende von Arbeitsplätzen gekostet ...</p> <p>... Ich könnte mir auch ein Beznau III vorstellen. Kernenergie ist CO₂-frei, schafft mehr Unabhängigkeit als Öl. Uran ist unproblematischer als Öl. Uran gibt es auch in Kanada und andernorts."</p> <p>Fehr (auf die Frage, ob die SP das Thema Energie verschlafen habe): "Die SP eben nicht. Wir rückten die Energiewende vor zwei Jahren ins Zentrum. Weg von den importierten fossilen Energieträgern und vom Uran. Alle sind sie umweltschädlich und werden immer teurer. Hin zur effizienten Verwendung von Energie und zu einheimischen, erneuerbaren Energien.</p> <p>... Wir müssen aus der Atomenergie aussteigen ...</p> <p>... Die bürgerlichen Kollegen vertuschen so, dass sie sich seit Jahren weigern, Energie- und Klimapolitik zu machen. Die SP reichte Hunderte von Vorstössen ein und lief stets gegen die bürgerliche Wand."</p> <p>Pelli: "Das Thema Energie war lange tabuisiert. Es war praktisch verboten, über andere Energieträger zu sprechen als über erneuerbare Energien. Plötzlich hat sich die Situation verändert, weil Parteien – auch die FDP – darüber sprechen wollen ...</p> <p>... bis 2020 wird es eine Lücke geben, wenn wir die ersten Atomkraftwerke abstellen müssen. Das Departement Leuenberger vergass, dass die Politik voraussehen muss, was passieren könnte. Zwar ist das Departement wieder da. Aber wir haben Verspätung.</p> <p>... Wenn wir die alten Atomkraftwerke ersetzen können – erst 2035, wie Herr Leuenberger sagt – dann hätten wir 15 Jahre Verspätung. Andere Bundesräte wollen neue AKW bis 2018. Dann hätten wir Zeit.</p> <p>... wir müssen eins oder zwei der alten Kernkraftwerke ersetzen. Atomkraftwerke müssen auch in Zukunft 35 bis 40 Prozent des Stroms produzieren, weil es notwendig ist."</p> <p>Darbellay: "Was im Departement Leuenberger abläuft, ist tatsächlich chaotisch. Die CVP befasste sich schon lange mit dem Thema Energie. Wir müssen auf die erneuerbaren Energien setzen: Sonne, Wind, Geothermie und vor allem Wasserkraft."</p>	<p>Die Positionen sind unterschiedlich – aber recht aufschlussreich: Ueli Maurer äussert sich eindeutig pro Kernenergie. Im Zeitalter der CO₂-Problematik brauchen wir Kernkraftwerke! Wir könnten uns sogar noch ein Beznau III vorstellen. Diese Position ist mutig, zumal sich die Partei mit dieser Botschaft bei allen Kernenergiegegnern unbeliebt macht.</p> <p>In der Regel zahlt es sich jedoch bei den Stimmberechtigten aus, Klarheit zu reden und nicht mit Floskeln (die nirgends anecken) Stimmen zu suchen. Ueli Maurer bleibt konsequent bei (S)EINER Forderung.</p> <p>Es ist aufschlussreich, wie der SP-Präsident konsequent von "Atomkraftwerken" spricht, die SVP hingegen von "Kernkraftwerken". Allein schon die Wortwahl "Atomenergie" und "Kernenergie" signalisiert die entsprechende Einstellung. Atom= gefährlich, wie die Atombombe (SP). Oder auf der anderen Seite: Aus einem "Kernkraftwerk" gewinnen wir "Kernenergie". "Kernkraft" ist nicht so negativ belegt.</p> <p>Die SP positioniert sich ebenfalls eindeutig – aber strikt gegen die Atomkraftwerke. Fehr will nur erneuerbare Energien.</p> <p>SP und SVP nehmen konsequent eine eindeutige Position ein.</p> <p>Die FDP gibt sich als eine Partei, der es zu verdanken ist, dass heute wieder über den Ersatz der alten AKW geredet werden darf, für sie hat Leuenberger das Problem hinausgeschoben, verschlafen. Wir müssen handeln. Die bevorstehende Energielücke muss rechtzeitig geschlossen werden.</p> <p>Bei der Energiefrage positioniert sich Pelli wieder eindeutiger und legt damit das Image einer Wischiwaschpartei ab, Darbellay (CVP) ist auch für erneuerbare Energie, doch sieht er die Kernenergie als Option. Er mahnt die SP und die Grünen, künftig pragmatischer zu politisieren. Ohne Kompromisse kommt es – nach Darbellay – zu keinen stabilen Mehrheiten (gegen die SVP?).</p> <p>Die CVP zeichnet sich mit dieser Haltung als Partei der Mitte, der Vermittlung, des Dialoges, die zu differenzieren versteht. Gegenüber früher positioniert sie sich ebenfalls eindeutiger.</p>

ERKENNTNIS

Kernbotschaften müssen antizipiert werden. Wer eine Institution oder eine Partei vertritt, darf nicht erst vor Medienauftritten überlegen: Welches ist unsere Kernbotschaft? Wie kann diese Aussage visualisiert werden? Ein Parteipräsident hat die Hausaufgaben nicht gemacht, wenn er bei einem Auftritt lediglich ein paar Anliegen vage aufzählt.

FAZIT

Botschaften vereinfachen, das bedeutet, sich auf EINE Kernbotschaft beschränken und diese Kernbotschaft mit EINEM passenden Bild, EINER passenden Geschichte, EINER passenden Analogie oder EINEM passenden Beispiel, EINEM Argument zu veranschaulichen. So lassen sich Kernaussagen antizipieren. ■

ÜBERZEUGEN DANK KONKRETER ANTWORTEN

Kernbotschaften platzieren: In der Diskussionsrunde bei Sabine Christiansen (14. Januar, ARD) zum Thema “Nimmt die Politik die Bürger noch ernst?” verfolgten wir das Argumentationsverhalten der Fürther Landrätin Gabriele Pauli (CSU) und des Verlegers der Weltwoche, Roger Köppel. Dabei zeigte sich einmal mehr: Wer konkrete Antworten gibt und Kernbotschaften formuliert, wird vor Kamera und Mikrofon bestehen. Doch auch hier gilt: Gerade das Einfache ist nicht immer ganz einfach.

Text: **Marcus Knill*** Bilder: **ARD**

Die “schöne Landrätin” trat bei Sabine Christiansen zum idealen Zeitpunkt – im prominentesten Sendegefäss – auf. Es brannte bereits bei der CSU. Wir fragten uns, wer war zuerst da: der Gast oder das Thema? Frau Pauli konnte jedenfalls bei Sabine Christiansen ihre Chance nutzen, über die Situation in Bayern plaudern und auch die Zukunft Stoibers öffentlich hinterfragen – vielleicht sogar nachhaltig beeinflussen. Der Auftritt war Auftakt eines enormen Medienwirbels, der im überraschenden Rückzug Stoibers gipfelte.

bers öffentlich hinterfragen – vielleicht sogar nachhaltig beeinflussen. Der Auftritt war Auftakt eines enormen Medienwirbels, der im überraschenden Rückzug Stoibers gipfelte.

Gesundheitsreform-Kritik und Forderungen nach mehr Demokratie, in das sich auch die Stoiber-Anschuldigungen einbauen liessen.

KRITIK UND ANSCHULDIGUNGEN

Die Redaktion konstruierte fürs Gespräch ein Gemisch aus Politikverdrossenheits-Analyse,

1. SEQUENZ

Christiansen: “Ja – Frau Pauli. Da haben Sie einen Riesenwirbel verursacht. Haben Sie sich das so gedacht?”

Pauli: “Also – dass es so viel Resonanz findet, das war am Anfang nicht abzusehen. Aber die letzten Umfragen, die jetzt bekannt geworden sind, zeigen, dass ich doch nicht nur eine Einzelmeinung veretre.”

Christiansen unterbricht: “Warum sind Sie so vorgeprescht?”

Pauli: “Ich hab die Stimmung der Bevölkerung und auch innerhalb der Partei wahrgenommen und mich gewundert, warum keiner offen und laut ausspricht, was so viele sagen, was sie hinter vorgehaltener Hand gesagt haben. Und wenn da die Schere so weit auseinander geht, dann denk ich, laufen uns irgendwann auch die Wähler davon.”

Christiansen: “Warum nennen Sie denn da keine Namen, wer auf Ihrer Seite steht?”

Pauli: “Viele, viele Mails erreichen mich jetzt von Bürgern, aber auch von vielen Mitgliedern, die sicherlich auch bereit wären, Ihre Namen zu nennen. Nur je weiter man raufkommt – in der Partei – desto weniger ist man dazu bereit. Und – äh – ich – kenne natürlich viele Kollegen im Vorstand aber auch im Kabinett, die ähnlich denken, wie ich es artikuliere. Aber da sind natürlich gewisse Abhängigkeiten.”

Christiansen: “Ist das mit Ihnen abgestimmt?”

Pauli: “Nein, überhaupt nicht.”

Christiansen: “Das heisst, das ist ein klarer Alleingang?”

Pauli: “Ja – also Alleingang, im Bewusstsein, dass ich es für viele tue.”

ANALYSE

Obwohl Pauli meist recht schnell spricht – dennoch deutlicher und weniger hastig als Christiansen (deren schnatterhaft fahriges Artikulation und das unverständliche Maschinengewehrsprechen von Hörbehinderten gar nicht geschätzt wird), lässt sich Pauli nie aus der Ruhe bringen. Sie weicht nicht aus. Sie gibt überlegte, konkrete Antworten. Die Gedanken sind klar und eindeutig. Wir vermuten, dass sich die Landrätin dennoch vom Sprechtempo und den Unterbrechungen der Moderatorin beeinflussen liess. Aus unserer Sicht lohnt es (nicht nur bei Christiansen), sich in der Regel antizyklisch zu verhalten. Wenn jemand hetzt, wird bewusst verlangsamt – mit mehr Pausen – wird bewusst gestoppt, gebremst! (Nach dem Motto: Taxifahrer fahre langsam, es eilt!)

Die Auseinandersetzung mit Stoiber reduziert Pauli in dieser Sequenz in ihren Antworten auf EINE konkrete Kernaussage:

Die Bevölkerung – auch Politiker – steht nicht mehr hinter Stoiber. Leider wagt es niemand (ausser mir) dies offen zu sagen. Die Frage Christiansens – in vorwurfsvollem Ton gestellt: – Warum sind sie vorgeprescht? – wird medienrhetorisch perfekt beantwortet:

– Das Vorpreschen wird nicht wiederholt, indem (wie üblich) der negative Begriff wiederholt wird: Ich bin nicht vorgeprescht (und dadurch bei den Hörern zementiert würde).

– Pauli beschreibt die Situation (lenkt zur Sache, zum Inhalt): Keiner wagt offen auszusprechen, dass...

– Damit die Wähler nicht davonlaufen, muss ich offen sagen, was sonst nur hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen wird.



Die "schöne Landrätin" Gabriele Pauli und Weltwoche-Verleger Roger Köppel diskutieren bei Sabine Christiansen über den Fall Stoiber.

2. SEQUENZ

Sabine Christiansen möchte von Roger Köppel – einem unparteiischen Aussenstehenden – wissen, was für eine Stimmung in Bayern herrscht.

Köppel: "Nach den letzten Bundestagswahlen sollte man die Relevanz der Umfragen nicht allzu hoch einschätzen. Alle Demografen lagen da grundfalsch. Ich würde das nicht – äh – zu hoch einschätzen. Ich meine: Ich teile Ihre Meinung. Ich meine: Wenn – wenn Frau Pauli ein Problem hat mit Herrn Stoiber, dann sollen sie in der CSU das ausmachen und sollen sich da Gedanken machen, ob der da nochmals antreten soll oder nicht. Und wenn der Herr Stoiber das Gefühl hat, dass alle gegen ihn sind und wenn ein Gegenkandidat kommt, dann ist doch das wunderbar. Ich sehe hier also nicht die deutsche Demokratie in Gefahr."

Christiansen: "Dann treten Sie nicht gegen ihn an, Frau Pauli?"

Pauli: "Da – in der CSU sehr viele – potenzielle Kandidaten sich jetzt alle noch bedeckt halten – solange Herr Stoiber ja sagt, er will weitermachen – und es auch nicht geklärt ist, dass er aufhört. Das heisst, dass erst im Jahre 2013 ein Nachfolger zum Zuge käme, und es ist ganz klar, dass sich im Moment nicht jeder dazu bekennt – in der öffentlichen Diskussion. Ich selbst hab immer wieder erklärt: Ich bin Landrätin, ich bleib auch Landrätin. Ich trete auch wieder an 2008 – als Landrätin. Aber mir geht es um die Partei, um die Frage, wie die Partei – ich bin jetzt dreissig Jahre Mitglied dabei – wie die Partei auch in Zukunft sich ergehen kann – mit grosser Rückendeckung aus der Bevölkerung. Und wenn man eben so hört, dass der Rückhalt nicht mehr so da ist – für den Spitzenkandidaten – das gab es noch nie in der CSU, dass der hinter die Ergebnisse der Partei zurückfällt – also wenn man das verspürt, dann muss man einfach das als Thema auf den Tisch bringen und sagen: Wir müssen daran denken, einen neuen Mann, eine neue Frau ins Rennen zu bringen."

Christiansen: "Was werfen Sie ihm vor? Warum hat der den Rückhalt nicht mehr?"

Pauli: "Er hat ihn wohl eingebüsst durch den Rückzug aus Berlin, als er damals das Ministeramt nicht wahrgenommen hat und dann nach Bayern zurückkam, obwohl schon zwei potenzielle Nachfolger im Gespräch waren – und sich auch schon profiliert hatten. Das haben viele nicht verstanden. Er ging sozusagen wortlos zur Tagesordnung über, und da waren also viele Mitglieder mit verletzt."

ANALYSE

Roger Köppel verstand es – mit wenigen Worten – die Auseinandersetzung "Pauli – Stoiber" zu relativieren.

Erstens: Die Ausmarkung Pauli – Stoiber ist eine legale interne Auseinandersetzung.

Zweitens: Die Befragung der Basis ist ebenfalls ein legaler Vorgang. In den weiteren Voten kommt Köppel immer wieder auf das Recht der Basisbefragung zu sprechen. Für Köppel sind Volksbefragungen etwas Wunderbares.

Pauli beeindruckt uns, wie sie immer präsent dasitzt – in einer idealen Position. Gut geerdet – wach. Locker und dennoch konzentriert. Die Hände nicht fixiert. Stets mit angemessener, natürlicher Gestik und einem offenen Blick, der signalisiert: Ich höre zu. Ich bin präsent. Pauli konzentrierte sich auf die Aussage und den jeweiligen Redner oder die Moderatorin. Obschon sie die Gedanken immer auf den Punkt bringt, hat es leider zu viele Einschübe, und der neue Gedanke beginnt allzu oft mit "und". Auf diese unnötigen "Verbindungen" könnte sie ohne weiteres verzichten, obschon dieses "und" noch nicht als Marotte bezeichnet werden kann. Anstelle der "und" wären deutliche Pausen eine Wohltat. Sie würden die hohe Kadenz drosseln.

Paulis Erscheinungsbild kommt an. Sie legt Wert auf ihr Äusseres. (Auf ihrer Webseite zeigt sich übrigens Dr. Gabriele Pauli in Ledermontur auf einem roten Ducati-Motorrad. Wenn jemand die Politikerin im Alltag so fotografierte und diese Aufnahme veröffentlichte, wäre nichts einzuwenden. Wenn sie sich jedoch selbst so darstellt, kann es zu Missverständnissen kommen. In den Medien – und das Internet zählt auch dazu – spielt die Kleidersprache eine beachtliche Rolle.)

Argumentationsmässig überzeugt Gabriele Pauli auch in der zweiten Sequenz. Sie wiederholt stets ihre Kernbotschaft:

Es geht nicht um mich. Die PARTEIBASIS SOLL BEFRAGT WERDEN dürfen.

Ich bleibe Landrätin. Ich kämpfe nur für meine Partei. Es fehlt Stoiber die Rückendeckung durch die Mitglieder! Wenn der Vorstand über die Köpfe der Basis hinweg entscheidet, darf – muss ich das Thema auf den Tisch bringen.

Bei der letzten Antwort begründet Pauli konkret, weshalb Stoiber der Rückhalt fehlt. Sie weicht in den Antworten nie aus. Sie antwortet und argumentiert:

Stoibers Lavieren "Berlin ja – Berlin nein" hatte irritiert.

3. SEQUENZ

Christiansen: “Wären wir mit einer Urabstimmung oder mit einer Direktwahl in Deutschland demokratischer dran?”

Köppel: “Ich denke, mit scheint das mit Stoiber ein Randproblem zu sein – aus demokratiepolitischer Sicht. Was ich als ein riesiges Demokratiedefizit in Deutschland erachte, ist beispielsweise eine Gesundheitsreform, die kein Bürger versteht! Die kein Mensch versteht! Ich glaube auch, dass engste Mitarbeiter der Kanzlerin Merkel nicht verstehen, wie diese Gesundheitsreform funktioniert. Man mutet eigentlich der Bevölkerung eine Reform zu, die sprachlich nicht zu kommunizieren ist und mich sogar Kollegen von renommiertesten Zeitungen fragen, hast du das eigentlich verstanden?”

Da stimmt etwas nicht. Ob jetzt sich ein Herr Stoiber in einer Urabstimmung oder wie auch immer zur Wahl stellt, das halte ich für ein Randphänomen. Ich glaube übrigens auch, was Sie sagen, Herr Gysi (dieser plädierte dafür, dass die Politiker selbst den richtigen Zeitpunkt des Abgangs wählen sollten, solange es die Leute bedauern). Das ist zwar nett gedacht, aber das bringt überhaupt nichts. Sie können es nicht dem Befinden eines Politikers überlassen, ob er zurücktreten will oder nicht. Sie müssen diese Leute zwingen, immer wieder sich zu rechtfertigen vor den Bürgern, vor den Leuten. Damit so etwas wie bei dieser Gesundheitsreform gar nicht mehr möglich ist. Ich will jetzt da die Schweiz nicht zu hoch halten. Ich bin ja auch als Schweizer hier. Wenn sie in der Schweiz irgend so eine komplizierte Reform irgendjemandem erzählen würden, dann würden die Leute sagen: Sie – gehen Sie nach Hause und überlegen Sie nochmals, was Sie uns da erzählen wollen (Publikum klatscht frenetisch).

ANALYSE

Mit diesem Votum steuerte Köppel die Diskussion. Er lenkte die Diskussion von Paulis Basisbefragung auf EINEN zentralen Punkt des Demokratieverständnisses: Sachverhalte müssen dem Volk verständlich vermittelt werden. Mit dem Beispiel der sogenannten Gesundheitsreform, die in Deutschland niemand versteht, punktete er beim Publikum. Das Beispiel “Gesundheitsreform” war für alle Zuhörer nachvollziehbar. Wir wissen es zwar, doch nutzen wir die Erkenntnis zu wenig, dass wir wieder lernen müssen, das Spiel mit einem Beispiel zu spielen. Denn: Ein konkretes Beispiel bewirkt mehr als tausend Worte. Nach Köppels Votum kamen die Votanten in der nachfolgenden Diskussion immer wieder auf diesen Kerngedanken zurück: Die Politiker sollten dem Bürger komplexe Sachverhalte **VERSTÄNDLICH** erklären. Medienrhetorisch demonstrierte Köppel in dieser Sequenz genau das, was in einer professionellen Schulung gelernt werden sollte: Keine Aufzählungen, statt dessen ein Votum, eine Antwort gekoppelt mit nur EINER Kernbotschaft. Köppels Votum verdeutlicht: Die Geschichte mit der Gesundheitsreform und dem Vergleich aus der Schweiz (Gehen Sie nach Hause und überlegen Sie nochmals, was Sie uns da erzählen wollen) festigt und vertieft Köppels Argument. Die Geschichte stimuliert. Wir hören gerne zu. Der Gedanke leuchtet ein, ist nachvollziehbar. Köppel demonstriert uns, wie mit einem Beispiel und einer Erzählung eine Kernbotschaft greifbar, begreifbar gemacht werden kann. Im Grunde beinhaltet diese Antwort genau das, was Politiker auch beherrschen sollten: das einfache und verständliche Reden.

Dass diese Technik überzeugt, bestätigt der enorm grosse Beifall des Publikums. Selbst Gregor Gysi – bekannt als brillanter Rhetoriker – konnte Köppel während des Erzählens nicht aus dem Gleichgewicht bringen respektive irritieren. Er versuchte zweimal vergeblich, Köppel dreinzureden, zu intervenieren. Köppel liess sich nie vom roten Faden abbringen.

ERKENNTNIS

Es lohnt sich immer, bereits vor dem Antworten zu überlegen, welche Botschaft herausgeschält werden muss. Haben wir uns für ein Argument entschieden, dürfen wir während

des Sprechens nicht mehr assoziativ den Kerngedanken verlassen. Beide, Pauli und Köppel zeigen, dass es sehr einfach sein kann, vor Kamera und Mikrofon zu bestehen. Nötig ist dazu

eine klare, einfache Sprache und vor allem die Konzentration auf das Wesentliche, das dem Zuschauer vermittelt werden soll. Leider ist dieses Einfache alles andere als einfach. ■

INSERAT 1/4 QUER RA**XXXX****235 X 80**

KÜRZE MIT WÜRZE

Präzise Antworten: Der Schaffhauser Schriftsteller Markus Werner gehört zu den bedeutendsten lebenden Autoren. Vor zwei Monaten wurde er mit dem Bodensee-Literaturpreis ausgezeichnet. Im Folgenden analysiert Kommunikationsexperte Marcus Knill ein Interview, welches Werner der deutschen Tageszeitung Südkurier am 24. November 2006 gegeben hat, sowie die Rede, die dieser bei der Preisverleihung in Überlingen gehalten hat, und ist beeindruckt von den präzisen Aussagen.

Text: **Marcus Knill**



Preisgekrönt: der Schaffhauser Schriftsteller Markus Werner.

1. SEQUENZ

Südkurier: "Worin liegt der Reiz eines Romans für Sie?"

Markus Werner: "Ich beneide alle, die sich in unterschiedlichen literarischen Gattungen und Genres souverän bewegen. Aber in gewisser Weise kann man das auch in einem Roman tun, da er unbeschränkte gestalterische Freiheiten zulässt. Der Roman darf einfach alles, das ist für mich sein Hauptreiz."

Südkurier: "Verraten Sie uns, woran Sie momentan arbeiten?"

Markus Werner: "Zurzeit arbeite ich daran, mich damit abzufinden, dass ich zurzeit nicht arbeiten kann."

Südkurier: "Werden Sie bei der Preisverleihung eine kleine Rede halten?"

Markus Werner: "Nein, eine sehr kleine."

ANALYSE

Die Bewunderung für jene Schriftsteller, die sich in allen literarischen Gattungen souverän bewegen können, bestätigt die Bescheidenheit des Preisträgers. Wir erfahren konkret, weshalb er sich für Romane entschieden hat (er veröffentlichte eine "beunruhigende" Romanserie mit sieben Romanen).

Die Antworten sind alle kurz, aber gewürzt mit Überraschungen: Werner arbeitet daran, dass er sich damit abfinden muss, zurzeit nicht arbeiten zu können.

Das "Nein" nach der Frage "Werden Sie eine kurze Rede halten?" beziehen die Leser zuerst auf die Rede. Man glaubt, Werner werde keine Rede halten, dann folgt die Überraschung: Das "Nein" bezieht sich überraschenderweise auf das Wort "klein".

Nein!! Die Rede wird für Markus Werner nicht "klein", sondern "sehr klein" sein.

Alle Antworten sind eindeutig, kurz, bedacht, humorvoll, schlagfertig. Markus Werner nimmt jedes Wort ernst.

2. SEQUENZ

Es lohnt sich, sich die Zeit zu nehmen, auch die kurze Rede von Markus Werner nach der Überreichung des Bodensee-Literaturpreises im Kursaal von Überlingen genauer zu lesen (wir drucken sie leicht gekürzt):

“Verehrte, liebe Gäste, an einem Tag Ende September dieses Jahres hatte ich einen Anruf aus Deutschland. Eine sehr professionell klingende Frauenstimme wollte mich im Namen der Nordwestdeutschen Klassenlotterie nötigen, zum neuen Kunden und Mitspieler zu werden. (Publikum lacht.) Noch bevor sich die Dame rhetorisch entfalten konnte (Publikum: Lacher), sagte ich so barsch wie nur möglich, ich sei nicht interessiert. (Zuhörer lachen.) Schlagfertig fragte die Anruferin: “Sie sind also nicht interessiert, zum Beispiel 5000 Euro oder noch sehr viel mehr zu gewinnen?” Doch, natürlich, dachte ich und sagte schlagfertig “Nein” und legte auf.

Zwei Stunden später wieder ein Anruf. Wieder eine deutsche Nummer auf dem Display. Diesmal eine Männerstimme. “Süddeutsche Klassenlotterie.” (Anwesende: wieder schallendes Gelächter.) Der Mann sprach nicht nur akzentfrei. Er teilte mir auch mit, dass ich 5000 Euro gewonnen hätte (Publikum: erneutes Gelächter) beziehungsweise den Bodensee-Literaturpreis. (Zuhörer klatschen.) Ich legte nicht auf. Ich freute mich und bat trotzdem um eine Nacht Bedenkzeit. Nicht weil der Anruf aus Überlingen und nicht aus Stockholm kam (Publikum: Lacher, grosser Beifall), sondern weil ich Zweifel hatte, ob ich den Strapazen einer Preisverleihung noch gewachsen sei. Anderntags telefonierte ich nochmals mit dem Kulturamt, nahm dankend an und fragte nach früheren Preisträgern. Meine Reaktion auf die Antwort las ich später im Südkurier so.

Zitat: Weder bei Friedrich Georg Jünger noch bei Martin Walser hatte Werner einen Laut von sich gegeben. (Publikum lacht.) Und auch ein Golo Mann hat ihn nicht beeindruckt. (Zuhörer: Gelächter, Akklamation.) Ende Zitat. Ich muss sagen, es war mir peinlich, mich so gezeichnet zu sehen. Zwar stimmt es, dass ich auf Lautgebung verzichtet habe. Aber gibt es nicht auch ein respektvolles Schweigen?

Die Wahrheit ist, dass ich – halb zaghaft, halb stolz – in die Fussstapfen der Genannten trete, und auch der Ungenannten.

Die Wahrheit ist aber auch, dass ich, wie der Südkurier korrekt rapportierte, Hörbares erst dann von mir gab, als ich vernahm, dass mein Freund und Kollege Hermann Kinder schon seit 1981 zum Kreis der Geehrten gehöre. (Pause.) (...) Ich danke der Stadt mit ihren Vertretern sehr herzlich für die Ehrung, dem Preisgericht für seine Suche und sein Finden. Mario Andreotti für die so reiche Laudatio. Den – beiden Jünglingen – sie sind, glaub ich, nicht mehr hier – ich habs genossen, dass es mal nicht Mozart war... (Zuhörer: lautes Lachen und heftiger langer Applaus.) Ja – und der letzte Satz ist: Und Ihnen allen für Ihr Kommen! (nun folgt ein tosender Schlussapplaus).“

ANALYSE

Markus Werner packt das Publikum innert Sekunden mit einer amüsanten Telefongeschichte. Dank dieses narrativen Elementes kommt er ohne Umschweife auf humorvolle Art zum aktuellen Thema, der Preisverleihung. Dem Schriftsteller gelingt es, den bis auf den letzten Platz belegten Saal in seinen Bann zu ziehen, in den Bann seiner wohldurchdachten Sprache. Die Stimmung, die Stimme stimmt mit dem Redner, dem Publikum und mit der Situation überein. Jedes Wort – treffend gewählt – sitzt. Bei Präsentationen raten wir in der Regel immer, frei zu reden – nur mit Stichwortzetteln versehen –, und empfehlen, aufs Ablesen zu verzichten – höchstens beim Zitieren (da gibt es die lernbare Technik des Lesens “mit schweifendem Blick”). Markus Werner hielt sich jedoch konsequent an sein vorformuliertes Manuskript und bewies damit, dass auch das wortwörtliche Ablesen eines Textes rhetorisch korrekt sein kann. Dies kommt jedoch in der Praxis nur dann gut an, wenn es so gemacht wird, wie es der Preisträger demonstriert hat. Er stieg nämlich gedanklich voll und ganz in seinen Text hinein, ohne das Publikum auszuklammern. Immer wieder blickte er einzelne Personen im Saal direkt an.

Bei den meisten Dozenten und Politikern, die ein Manuskript ablesen, wird aus einer Rede eine Vorlesung, genauer ein Monolog, indem die Vortragenden den Text herunterleiern, ohne ihn neu zu “gebären”. Diese “abgespulten”, toten Lesungen sind stets langweilig und überzeugen nie.

Obschon sich Markus Werner nicht als guten Rhetoriker sieht, lebte sein vorformulierter Text. Weshalb? Er tauchte gedanklich ständig voll und ganz in seinen sauber vorformulierten Text ein – den er seinem Publikum vermittelt.

Gedanken überzeugend zu präsentieren ist ein mentaler Akt.

Die rhetorische Frage “Gibt es nicht auch ein respektvolles Schweigen?” ist auf den Redner zugeschnitten.

Für mich stimmte in Überlingen das Wichtigste überein: die treffend formulierten Worte des Redners, seine Gedankenfolgen, die sorgfältig bedachte Wortwahl. Alles war in der Vorbereitungsphase wie auch bei der Wiedergabe stets – adressatengerecht – auf die Situation im Kursaal in Überlingen zugeschnitten. Der Redner blieb während der ganzen Rede immer er selbst. Er ist kein Showman. Er spielt nie Theater, sondern er gibt sich immer so, wie er ist, wie man ihn kennt. Was das Publikum besonders zu schätzen wusste, war die angenehme, bescheidene Zurückhaltung. Vor allem der Humor und die Freude am Formulieren. Humor als Würze ist für mich weder Witz noch Satire, noch Ironie. Humor kommt von Herzen.

Schade, dass Markus Werner noch nicht weiss, dass er trotz des “Ablesens des Textes” zu den guten Rhetorikern zählt. Seine medienrhetorischen Antworten im Südkurier wie auch die Rede anlässlich der Preisverleihung sind Beweis genug, dass dem so ist!

ERKENNTNIS

Bei der Medienrhetorik wie bei der angewandten Rhetorik gilt immer dasselbe: Nur wer klar denkt, kann auch klar und verständlich reden. Politiker, Manager und Führungskräfte überzeugen nur dann mit ihren Worten, wenn die Botschaften mit der eigenen Person und Einstellung übereinstimmen.

Viele könnten somit von Markus Werner lernen. Falls jemand meine positive Beurteilung als Eloge empfindet, müsste er bedenken, dass

man Markus Werner sicherlich zum freien Reden bringen könnte. Doch würde ich diesem Schriftsteller nie das Reden nach Stichworten aufzwingen. Wenn jemand bei einem Referat verstanden wird und die Zuhörer angesprochen wurden, hat er das Ziel erreicht – wie auch immer.

Für mich geht es bei meinen Analysen nicht um Kritik nur um der Kritik willen.

Die fehlende Extravertiertheit eines Redners ist gegeben. Zur fehlenden Extravertiertheit

Werners: Diese sollte nicht antrainiert werden. Werners Persönlichkeitsmerkmal der Bescheidenheit, das heisst, seine Art, sich zurückzunehmen, stört nicht – im Gegenteil, sie macht den Sprachkünstler sympathisch.

Es heisst: In der Kürze liegt die Würze. Markus Werner veranschaulicht zusätzlich: Kürze allein genügt nicht. Es braucht auch Würze (Humor). Vor allem aber die Fähigkeit, sich während des Sprechens in die vorbereiteten, klar strukturierten Gedanken zu versenken. ■

WIE MAN DEN KOPF AUS DER SCHLINGE ZIEHEN KANN

Aus der Verteidigung: Das deutsche Fernsehen brachte ein Interview mit der Gesundheitsministerin Ulla Schmidt zur umstrittenen Gesundheitsreform. Die Chefredakteure Jürg Schönenborn und Andreas Cichowicz (WDR) versicherten, die Fragen seien vorher nicht abgesprochen worden. Ulla Schmidt hatte somit bei der Befragung keinen leichten Stand. Es war für uns erstaunlich, wie die Politikerin in heiklen Situationen den Kopf aus der Schlinge zu ziehen vermochte.

Text: **Marcus Knill**

1. SEQUENZ

Befragerin aus dem Publikum: “Gestern musste ich leider im Internet lesen, dass die AOK Niedersachsen ein Kinderärztemodell initiieren will oder initiiert hat. Da ist in diesem Bericht gleichzeitig zu lesen, dass etwa in den nächsten drei Jahren etwa an 37 Prozent an Geldern eingespart werden sollen, und zwar in den Bereichen Krankengymnastik, Ergotherapie und Logopädie. Der Bereich der Vorsorgeuntersuchung soll dafür ausgeweitet werden. Was nützt es uns, wenn Vorsorgeuntersuchungen ausgeweitet werden – wie es natürlich auch gefordert wird – was wir auch o.k. finden –, wenn aber andererseits auf der Therapieseite deutlich eingespart werden muss?” (Publikum klatscht heftig.)

Ulla Schmidt: “Das ist mir völlig neu. Kenne diese Zahlen nicht – und äh – es geht – gerade darum, die Vorsorge auszuweiten, und da ich selber aus der Arbeit mit Kindern komme, lege ich immer sehr viel Wert darauf, dass was notwendig ist, auch an Ergotherapien, an Logopädie und andere, dass diese auch verordnet werden kann und dass dies auch verordnet wird. Dass es hier im – gerade im Rheinland – eine Reihe von Schwierigkeiten in den letzten Monaten gegeben hat, weil eben auch manche der Auseinandersetzungen zwischen Ärzteschaft und Politik oder zwischen kassenärztlichen Vereinigungen und Ärzten leider auf dem Buckel der Patienten und Patientinnen ausgetragen wird. Das habe ich gerade in Ihrem – Sektor kennengelernt. Da hab ich mich auch sehr engagiert, dass dieses auch geändert wird, weil es nicht rechtens ist – weil es nicht rechtens ist. Also diese Einsparung kenne ich nicht. Aber ein Kinderärztheaus ist – finde ich eine gute Idee. Und warum soll man dies nicht einmal probieren, dass alle unter einem Dach. Und nach unserem Willen soll es sogar die Physiotherapeuten oder andere, die in diesem Bereich tätig sind, in die Verträge mit eingebunden werden, sodass man für Eltern – in einem Haus auf ein gutes Angebot hat, wo man weiss, ich gehe von – alle, die dort sitzen, wissen wovon – redet. Sie kennen mein Kind, und man kann dort auch in einem sehr kurzen Zeitrahmen dann alle Behandlungen auch erhalten – aber – eingespart werden soll in dem Bereich der Krankengymnastik, kenn ich nicht.”

ANALYSE

Die Gesundheitsministerin hört der Krankengymnastin aufmerksam zu. Sie wirkt konzentriert. Lediglich um die Augen ist dank der Kameraeinstellung (Nahaufnahme) ein leichtes Zucken feststellbar. Der Hals rötet sich deutlich. Ulla Schmidt mimt zuerst die Unwissende: “Der Fall ist mir nicht bekannt! Ich kenne die Zahlen nicht!” (Obschon sie davon Kenntnis haben sollte.)

Zum Vorwurf der Fragerin kann Ulla Schmidt auch nicht viel sagen. Dennoch redet sie und redet, und redet. Oberflächliche Zuhörer haben bestimmt das Gefühl, die Politikerin beantworte die Frage. In Wirklichkeit verhält sich die Profifrau wie ein Kind, das vom Vater etwas Unangenehmes gefragt wurde und dann einfach drauflosredet, damit man nicht nachfragen kann. Ulla Schmidt spricht langfädig, als sollten ihr die Bandwurmsätze helfen, den happigen Vorwurf zu entkräften.

Es könnte aber auch sein, dass sie die 60 Minuten harter Fragerei bewusst mit “ausführlichen, überlangen Voten” über die Runden bringen will. Dank langer Antworten kann dem Publikum suggeriert werden, dass die Gesundheitsministerin viel weiss. So krallt sich Schmidt an ein Kinderärztheausmodell (das nichts mit dem Vorwurf zu tun hat) und versteigt sich während dieses “Kurzvortrages” in Satzkonstruktionen mit sonderbaren Satzbrüchen. Dass man das Gewicht bei der neuen Gesundheitsreform auf die Vorsorgeuntersuchungen verschiebt, bestätigt die Ministerin im ersten Teil der Antwort nur so nebenbei. Sie verbindet dieses Eingeständnis mit einer bewährten Taktik: Sie gibt der Votantin recht und schiebt den Schwarzen Peter einfach jenen Kreisen zu, die angeblich ihre Auseinandersetzung auf dem Buckel der Patienten austragen.

Die meisten Politiker versuchen sich bei unangenehmen Antworten so schnell wie möglich aus der heiklen Lage herauszumanövrieren, indem sie auf ein anderes, verwandtes Thema lenken. Schmidt zieht am Schluss ihren bewährten Joker: Sie zeigt, dass sie sich für die Betroffenen einsetzt. So gelingt es ihr, den Kopf elegant aus der Schlinge zu ziehen. Sie wiederholt: Ich kenne den Fall nicht, und verspricht: Ich werde der Sache nachgehen. Schreiben Sie mir den Sachverhalt! Das Publikum hat dank der raffinierten Taktik das Gefühl, diese Politikerin nimmt uns ernst.

2. SEQUENZ

Mutter: „Auch ich bin fünffache Mutter. Mein jüngster Sohn ist 16. Also, wir haben diese 12-Jahres-Stufe hinter uns. Eins meiner Kinder ist chronisch krank. Auf Nachfrage bei der Krankenkasse hiess es: Wir müssten erst diese 2-Prozent-Hürde schaffen, um dann im nächsten Jahr auf ein Prozent, wegen dieses chronisch kranken Kindes, zurückgestuft zu werden. Wir müssen Krankenhauszuzahlungen leisten für die Kinder, für Anwendungen bezahlen. Warum gibt es nicht die Möglichkeit, dass man sagt: Wenn man so und so viel Aufwendungen als Eltern für die Kinder hat, dass es eine Bonusmöglichkeit gibt, zum Beispiel bei den Krankenkassen. Dass man sagt: Das kann nicht sein, dass eine Familie mit fünf Kindern solche Aufwendungen leisten muss!“

Ulla Schmidt (fällt ins Wort): „Aber bis 18 Jahren ...“

Leute klatschen nun spontan – sehr lange – für die engagierte Mutter. Erst jetzt kann die Gesundheitsministerin weiterfahren:

„Bis zum 18. Lebensjahr sind die Kinder zuzahlungsfrei.“

Mutter (nun kann sich die erregte Mutter nicht beherrschen und fällt der Politikerin ebenfalls ins Wort): „Ja, aber wir sind gerade in die Lage gekommen, dass über...“ Ulla Schmidt wartet nicht. Sie überdeckt die Mutter mit ihren Worten. Die Zuhörer können während dieses Wortsalates weder die Mutter noch die Gesundheitsministerin verstehen. Weil in dieser Phase Frau Schmidt aufgibt, können von der Mutter noch folgende Worte verstanden werden:

Mutter: „... mit diesen erheblichen Zuzahlungen. Ich hab mich sogar beim Finanzamt erkundigt, ob man diese Zuzahlungen eventuell steuerlich geltend machen kann. Kann man auch nicht!“

ULLA SCHMIDT (sich deutlich bemügend, langsamer und ruhiger zu sprechen): „Also wenn Ihr Kind chronisch krank ist, werden Sie auch befreit. (Die Ministerin ist sich bewusst, dass der Fall für sie heikel wird, und wechselt die Taktik.) Ich würde Sie gerne bitten, dass Sie mir nachher Ihre Adresse geben und ich mit der Krankenkasse auch reden kann: Normalerweise sagt man, erst wer ein Jahr lang krank war, kann man entscheiden, ob ein Patient oder eine Patientin auch wirklich chronisch krank ist. Weil: Unterhalb eines Jahres weiss mans nicht. Wird ein Jahr lang gezahlt, sagt man: Dies ist eine chronische Erkrankung. Es wird auf Dauer eine Behandlung – äh – erfordern. Und dann wird die Reduktion auf ein Prozent – und dann ist die ganze Familie! Für alle! Sie müssen sehen: Bei der Reduktion auf ein Prozent für einen, der in der Familie ist. Und die ganze Familie nur ein Prozent Zuzahlung leisten, auch für das, was andere Familienangehörige an Leistungen erhalten. Also insofern haben wir schon darauf geachtet, dass das ausgewogen ist. Ich würde Sie bitten, mir nachher oder über Frau Schneider einfach zukommen zu lassen. Ich würde auch gerne mich selber darum kümmern.“ (Nun erntet die Gesundheitsministerin grossen Applaus.)

ANALYSE

Obwohl die Gesundheitsministerin konzentriert zuhört und sich ihre Lidschlagzahl nicht erhöht, signalisiert das Unterbrechen der Fragestellerin, dass sie etwas bedrückt. Dass Kinder bis zum 18. Lebensjahr zuzahlungsfrei sind, nützt der Mutter nicht viel, weil der jüngste Sohn schon 16 Jahre alt ist. Die Spannung, der Druck macht sich bei den Unterbrechungsphasen bemerkbar. Die Stimme der Gesundheitsministerin ist in der ersten Phase deutlich höher (unter Stress und Spannung werden die Stimmbänder gespannt; wie bei allen Saiteninstrumenten wird dann die Stimme auch höher). Die Politikerin hat das Argument der Regelung bei Chronischkranken gefunden und beschränkt sich auf nur eine Kernbotschaft: Erst nach einem Jahr wird entschieden, ob jemand chronisch krank ist. Für die Mutter bedeutet dies aber: Sie muss nur vorläufig mehr zahlen.

Diese Argumentationsplattform gefunden, klingt auch Schmidts Stimme viel sicherer, sonorer. Sie kann jetzt das Publikum für sich gewinnen. Wiederum mit ihrer bewährten Strategie: Ich werde mich Ihres Problems persönlich annehmen. Bitte melden Sie sich nachher bei mir oder bei Frau Schneider! Für das Publikum ist dieses Ernstnehmen von Einzelfällen glaubwürdig, obschon die Gesundheitsministerin kaum all die unzähligen heiklen oder ungerechten Fälle aus ganz Deutschland selbst bearbeiten könnte. Dies liesse sich gar nicht bewerkstelligen. Das Publikum nimmt dennoch das persönliche Engagement ernst und quittiert es am Schluss ebenfalls mit grossem Applaus.

Schmidts Antwort ist im zweiten Teil gut strukturiert. Die Politikerin weicht nun nicht mehr aus. Sie beschränkt sich auf EIN Argument und bleibt dabei. Ulla Schmidt kann sich erstaunlich gut auffangen und überzeugt letztlich das Publikum wiederum dadurch, dass sie am Schluss nochmals verspricht, sich des konkreten Falles persönlich anzunehmen. Die Sendung dauert immerhin eine volle Stunde. Sie weiss: Wenn ich länger, ausführlicher, umständlicher formuliere, werde ich weniger lang harten Fragen ausgesetzt.

ERKENNTNIS

Kritiker ernst zu nehmen, ist immer richtig. Den Druck damit abzufedern, dass man verspricht, dem vorgebrachten Kritikpunkt persönlich nachzugehen, funktioniert nur dann, wenn man tatsächlich all die Beanstandungen persönlich bereinigen könnte. Bei einer Ministerin darf bezweifelt werden, dass sie ihre Versprechen tatsächlich einhalten kann – schon aus zeitlichen Gründen. Frau Schmidt kann froh sein, dass kein Journalist

sämtliche Fälle überprüft, die sie vor der Kamera so locker vom Hocker als ernst zu nehmende Kritikpunkte entgegengenommen hatte mit dem Versprechen, der Sache persönlich nachzugehen. Könnte nämlich durch Überprüfung der Fälle später nachgewiesen werden, dass das Entgegenkommen nur ein verbaler Trick gewesen war, würde diese raffinierte Methode, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, doch noch zum Fallstrick.

FAZIT

Noch ist bei der neuen Gesundheitsreform nichts entschieden, doch scheinen alle Fachleute gegen sie zu sein. Frau Schmidt wäre gut beraten gewesen, bei ihren Antworten auf noch mögliche Änderungen hinzuweisen. Trotz ihrer Versprechen, bei Missständen den Problemen persönlich nachzugehen, ist vorhersehbar: Die Prämien und Pauschalen, der Pflegefall Pflege werden auch künftig die rhetorisch geschulte Ministerin in Bedrängnis bringen. ■

VON DER “ENTWEDER-ODER”- ZUR “SOWOHL-ALS-AUCH”-RHETORIK

Extrempositionen: Wer Argumentationen in der Arena, im Club, aber auch in ausländischen Talkshows verfolgt, wird feststellen, dass sich die Akteure meist an ihren extremen Positionen festkrallen und dort auch verharren. Das Prinzip heisst “Entweder-oder”. Im Zusammenhang mit dem umstrittenen Buch “Das Eva-Prinzip” von Eva Herman zeigen wir in diesem Beitrag einige solcher Argumente, die man entweder als “Kind-und-Küche”- oder “Kind-und-Karriere”-Position bezeichnen könnte.

Text: **Marcus Knill** Foto: www.eva-herman.de

ENTWEDER: “SOLL EINE MUTTER ARBEITEN DÜRFEN?”

- Eva Herman macht mit ihrem Appell (Mütter sollten sich vermehrt der Familie widmen) jene Frauen, die sich für die Lösung “Job und Kinder” entschieden haben, zu Rabenmüttern.
- Damit weckt sie bei emanzipierten Frauen ein schlechtes Gewissen.
- Mit dem Ruf “Zurück an den Herd” macht die Autorin die jahrzehntelange Aufbauarbeit der Frauenemanzipationsbewegung zunichte.
- Nur eine Frau, die sich im Beruf verwirklichen kann, ist eine glückliche Mutter.
- Einer emanzipierten Frau genügen Küche, Kind und Haushalt nicht.
- Die Haus- und Erziehungsarbeit ist nervenaufreibend, obendrein dann unökonomisch, wenn gut ausgebildete Frauen ihre Kenntnisse in die Berufswelt nicht einbringen können.
- Doch müssen die Männer an der Erziehungs- und Hausarbeit partizipieren, deshalb sollten Männer zur Teilzeitarbeit verpflichtet werden.
- Junge Ehepaare schliessen heute vor der Heirat einen Vertrag ab, die Arbeit aufzuteilen, sobald Kinder da sind, doch halten sich die Männer nicht an das Versprechen.
- Nur weil die Männer kneifen, gibt es heute Probleme.
- Weil diese Aufteilung in der Praxis nicht funktioniert, geht es vorläufig nicht ohne Steuerungs- und Zwangsmassnahmen: zum Beispiel mit einer Quotenregelung bei der Besetzung von Kaderstellen oder indem Leistungen gekürzt werden, falls der Mann “streikt”.
- Wir müssen überall das Modell der deutschen Familienministerin durchsetzen: Nur wenn der Mann zu Hause bleibt, wird das volle Kindergeld bezahlt.
- Hausfrauen, die ihre Kinder selbst betreuen, müssten ebenfalls zu den Betreuungs- und Verpflegungskosten beitragen.
- Hausfrauen haben keinen Anspruch auf eine Rente.
- Fremdbetreuung und der Kontakt mit anderen Kindern sind eine Bereicherung und fördern die soziale Kompetenz.
- Durch den Wechsel von Bezugspersonen werden die Kinder flexibler und lernen dadurch den Umgang mit unterschiedlichen Menschen und Kulturen.
- Der Staat muss für die Betreuungskosten aufkommen, da bei den emanzipierten Grosseltern nicht mehr mit einem Hütedienst gerechnet werden kann.

ODER: “SOLL SICH EINE MUTTER GANZ DEM HAUSHALT WIDMEN?”

- Nur eine Mutter, die sich voll und ganz dem Kind widmet, ist eine gute Mutter.
- Die Frauenrechtlerinnen haben den Hausfrauen jahrzehntelang ein schlechtes Gewissen eingeredet und behauptet: Die Hausfrauenarbeit sei eine minderwertige, eine zu anspruchslose Tätigkeit, eine Frau könne sich nur in der Berufswelt selbst verwirklichen.
- Obschon es viele glückliche Frauen gibt, die sich einige Jahre voll und ganz den Kindern widmen, wurden sie oft zu Nur-Hausfrauen degradiert. Rhetorisch wurde das “Nur” herausgeschält und das “Zurück zum Herd” betont, wohl wissend, dass das Wort “zurück” Rückschritt assoziiert.
- Könnte nicht das derzeitige Umdenken ein Fortschritt sein?
- Nur eine Frau, die sich den Kindern widmet, verwirklicht sich im Grunde genommen selbst.
- Die “Emanzen” sind verantwortlich, dass so viele Frauen aus dem Haushalt geflüchtet sind. Sie tragen die Schuld an den zerrütteten Ehen, an den vielen Scheidungen, der orientierungslosen Jugend, den verwahrlosten Kindern (Drogen, Suchtproblematik, Gewalt).
- Sie tragen auch eine Mitschuld an den enormen Kosten für Krippen, Tagesschulen, Betreuungspersonen usw.
- Das Modell “Beruf und Kinder” verschlingt Millionen von Steuergeldern.
- Andererseits erhalten die Hausfrauen weder eine Entschädigung noch eine Rente für eine der wichtigsten Aufgaben unserer Gesellschaft.
- 41 Prozent der Frauen möchten lieber nur zu Hause arbeiten, als sich durch die Doppelbelastung stressen zu lassen.
- Hausfrauenarbeit ist ein anspruchsvoller Managementberuf. Eine Mutter muss planen, organisieren können, sie muss auch etwas von Krankenpflege und Erziehung verstehen. Eine Hausfrau ist Innenarchitektin, Buchhalterin, Gastgeberin, Ehepartnerin usw.
- Das Modell 50 Prozent : 50 Prozent ist gescheitert. Es muss viel zu viel Energie für die Organisation der Betreuung, für Absprachen und Umtriebe aufgewendet werden.
- Die Doppelbelastung der Frauen führt zwangsläufig zu deren Überforderung.

BEISPIELE EINER "ENTWEDER"- UND EINER "ODER"-ARGUMENTATION

Ein Beispiel einer "Entweder"-Extremposition haben wir im Sonntagsblick vom 24.9.06 gelesen.

Ursula Wyss, SP- Fraktionschefin vertrat dort die Meinung: "Ich will die Männer am Herd sehen! Wir müssen die Emanzipation zu Hause genauso stark vorantreiben wie im Berufsleben und dafür sorgen, dass nicht die ganze Hausarbeit an uns hängen bleibt."

Ein Beispiel einer "Oder"-Extremposition vertritt **Jasmin Hutter**, SVP Nationalrätin in der Sonntagszeitung:

Journalist: "Es gibt also nur ein Entweder-oder?"

Jasmin Hutter: "Ich sehe, wie mein Vater schuftet, der die Firma ja gegründet hat. Sollte ich die Firma übernehmen, so müsste entweder mein Mann zu den Kindern schauen, oder ich müsste den Kinderwunsch zurücksetzen."

Journalist: "Sie könnten ja auch eine Kinderbetreuerin anstellen?"

Jasmin Hutter: "Nein, das würde ich nicht tun. Mein Ziel ist es, dass ich für die Familie da sein kann. Oder dann der Vater. Das Schönste wäre natürlich, wenn beide miteinander die Verantwortung tragen."

Journalist: "Sie machen eine teure Ausbildung, um dann zu Hause zu bleiben?"

Jasmin Hutter: "Ich würde mich sogar noch darauf freuen! Wenn jemand eine gute Ausbildung hat, dann sagen viele: Du kannst doch jetzt nicht einfach zu Hause bleiben. Das stört mich. Wenn ich eine gute Ausbildung habe, dann kann ich später sicher leichter wieder einsteigen."

Journalist: "Aber Sie kosten den Staat einiges."

Jasmin Hutter: "Eine Mutter, die bei der Familie ist, die entlastet den Staat, indem sie beispielsweise den Lehrer entlastet. Meine Schwester ist Lehrerin und sagt immer wieder, dass die Lehrer eigentlich nicht mehr dazu da sind, um den Kindern etwas beizubringen, sondern um die Kinder zu erziehen. Wenn ich bleibe und zu den Kindern schaue, übernehme ich eine Aufgabe, die die Lehrer heute machen. Ich gebe dem Staat also etwas zurück. Kinder, die fremd betreut sind, bekommen nicht die gleich gute Lebensschule und Erziehung mit, wie wenn sich ausschliesslich die Eltern um die Kinder kümmern."

Analyse

Die meisten Diskussionen führten durch die einseitigen Positionen zu keinem Konsens. Die Votanten verharrten auf ihrer "Entweder"-respektive ihrer "Oder"-Haltung. Wir entdeckten in den Diskussionen selten eine "Sowohl-als-auch"-Haltung.

ZUR "SOWOHL-ALS-AUCH"-RHETORIK

Beim aufgelisteten Argumentationskatalog dominieren vor allem die einseitigen Sichtweisen. Es mangelte an Lösungsansätzen, die beide Seiten akzeptieren könnten.

Der "Sowohl-als-auch"-Ansatz könnte bei der skizzierten Auseinandersetzung "Mutter als Hausfrau gegen Mutter als Karrierefrau" wie folgt lauten:

Beide Varianten sind denkbar. Eine Frau darf ihr Kind betreuen, wenn sie als Hausfrau glücklich ist. Eine Frau, die nicht zu Hause bleiben will, sollte auch nicht zum Hausfrauendasein gezwungen werden. Jede Frau, jedes Paar kann den eigenen Weg selbst bestimmen. Jede Partnerschaft darf jene Lösung wählen, die für sie richtig ist und gemeinsam gefunden wird. Weder Hausfrauen- noch Berufsrbeit wird finanziell bevorzugt.

Dank dieses "Sowohl-als-auch"-Ansatzes erübrigen sich alle Zwangsmassnahmen.

Umfragezahlen und wissenschaftliche Untersuchungen müssten bei der "Sowohl-als-auch"-Rhetorik weder bestritten noch infrage gestellt werden. Wie bei Verhandlungen (Harvard-Prinzip) rückt jede Seite ein wenig von ihrer

Extremposition ab. Man zeigt Verständnis für die Gegenposition, muss aber mit dieser Meinung nicht einverstanden sein. Verstehen heisst nicht gleichzeitig "einverstanden sein".



Eva HermansThesen lösten eine Kontroverse aus.

Die "Sowohl-als-auch"-Haltung hat gar nichts zu tun mit einer vagen Positionierung. Es gibt nämlich nicht nur Schwarz oder Weiss, es gibt auch Grautöne. Susanne Wille, "10 vor 10"-Moderatorin, verheiratet mit "Tagesschau"-Moderator Franz Fischlin, Mutter von Enea (1), vertritt eine "Sowohl-als-auch"-Position (SonntagsBlick, 24. September 2006): "...Franz unterstützt mich und steht hinter mir. Ich möchte niemandem vorschreiben, wie er sein Leben zu leben hat. Welches der richtige Weg ist, muss jede Frau für sich selbst entscheiden. Das Wichtigste ist das Wohl der Kinder, und eine Mutter spürt, ob es ihrem Sprössling gut geht oder nicht."

FAZIT

Die endlosen Diskussionen – auch das umstrittene Buch selbst – sind eigentlich höchst überflüssig. Schon Friedrich der Grosse fand die Lösung dieses Problems: "Ein jeder soll nach seiner Fassung selig werden."

Alle Extreme sind fragwürdig: bei religiösen Gesinnungen, bei Erziehungsmethoden, bei Genussmitteln, bei Medikamenten, auch bei allen gesellschaftspolitischen Forderungen. ■

ANZEIGE

persoenlich.com

NEU ÜBER 17'000 NEWSLETTER-ABONNENTEN

Buchen Sie Ihre Newsmail-Anzeige noch heute. Kontakt: roman.frank@persoenlich.com, Tel. +41 55 220 81 45 oder Natel +41 79 639 96 05

ANTWORTEN IN EINEM TIEF

In der Krise: Gigi Oeri musste zum kriselnden FCB und über Trainer Gross und die Transferpolitik Rede und Antwort stehen. Nachdem der FC Basel mehr schlecht als recht durch die junge Saison stolperte, war die finanzstarke Gigi Oeri gezwungen, in verschiedenen Medien zum Krebsgang des teuersten Ensembles der Super League Stellung zu nehmen. Die mächtige Managerin wollte jedoch von einer Krise nichts wissen. Auszüge aus Blick und Basler Zeitung.

Text: **Marcus Knill** Foto: **Keystone**

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Ein müdes 1:0 gegen Vaduz im Uefa-Cup, in der Meisterschaft acht Punkte Rückstand auf den FC Zürich. Steckt Ihr FC Basel in der Krise?”</p> <p>Gigi Oeri: “Gegenfrage: Was ist eine Krise? Es läuft uns im Moment nicht wirklich gut, das will und kann ich nicht schönreden. Es steckt der Wurm drin, aber von einer Krise sprechen möchte ich nicht. Eine Krise haben wir in Nahost, im Zusammenhang mit Sport ist der Ausdruck Krise übertrieben.”</p> <p>Journalist: “Mit anderen Worten: Die Präsidentin des wichtigsten Fussball-Klubs der Schweiz will mir weismachen, es gehe ja «nur» um Sport...”</p> <p>Gigi Oeri: “Sehen Sie, jetzt interpretieren Sie wieder etwas, was ich so nicht gesagt habe. Darum spreche ich so gerne mit Ihnen... Ich sage nur, dass das Wort Krise im Zusammenhang mit Sport zu oft und zu oft falsch eingesetzt wird.”</p> <p>Journalist: “Die Transferpolitik des FCB, für die Sie die Verantwortung tragen, wirkt in den letzten Wochen etwas unglücklich. Zuberbühler wurde mit dem wackligen Costanzo ersetzt, David Degen und Delgado überhaupt nicht.”</p> <p>Gigi Oeri: “Sie machen schon wieder einen Fehler. Sie vergessen nämlich, dass wir mit diesen Spielern letzte Saison acht Punkte Vorsprung verspielt haben. Unsere Krise – sehen Sie, jetzt sage ich es schon selbst – unsere Durststrecke hat mit diesen Spielern, die Sie aufzählen, begonnen.”</p> <p>Journalist: “Trotzdem: Werden Sie diese Abgänge ersetzen, oder stehen Sie auf dem Geldschlauch?”</p> <p>Gigi Oeri: “Natürlich werden sie ersetzt. Wir haben Geld eingenommen, und wir werden es wieder investieren. Aber nicht in irgendeinen Hanswurst, da können Sie noch so drängen. Trainer Christian Gross, Scout Ruedi Zbinden und ich arbeiten ständig daran, aber es ist nicht so einfach, gute Spieler zu finden.”</p>	<p>Nach dem ersten Vorwurf und der Frage, ob sich der FCB in der Krise befinde, greift Gigi Oeri zu einer geschickten Zeitgewinnungstechnik. Sie nutzt aus der Palette von Gegenfragen die Frage nach der Definition des Begriffes Krise: “Was ist ein Krise?” Der Begriff Krise sei im Sport nicht angebracht, findet sie – dort sei lediglich der Wurm drin, im Nahen Osten hingegen könne man von einer Krise reden. Diese Behauptung überzeugt nicht. Denn: Krise wird als Bruch, Zusammenbruch, auch als Störung definiert. Krisis (gr.) bedeutet “Wende”. Auch in der Medizin. Die Chinesen sehen im Wortbild Krise die “Chance”. So gesehen war das Wort Krise des Journalisten korrekt.</p> <p>Zudem macht Oeri im Umgang mit dem Journalisten einen gravierenden Fehler. Sie beurteilt den Interviewer: “Sehen Sie, Sie interpretieren wieder!”</p> <p>Der Journalist hat jedoch nur eine Frage gestellt (Steckt Ihr FC Basel in der Krise?). Diese Frage ist keine Interpretation. Journalisten dürfen und müssen Fragen stellen.</p> <p>Es scheint, dass der Journalist – aber auch Gigi Oeri – nicht mehr genau wussten, was gefragt oder was geantwortet wurde. Beim genaueren Überprüfen des Transkriptes lesen wir jedenfalls nirgends, dass Oeri gesagt hat, das Wort Krise werde beim Sport zu oft und falsch eingesetzt. Auch der Journalist behauptet etwas, das Oeri gar nicht erwähnt hatte.</p> <p>Er meint, die Präsidentin habe weismachen wollen, es gehe nur um Sport. Dies hatte jedoch Gigi Oeri nicht so formuliert.</p> <p>Die Managerin müsste als gute ZuhörerIn bei einer derartigen “Unterstellung” ihre Aussage für die Leser präzisieren, indem sie beispielsweise bewusst wiederholt: “Ich habe gesagt, ...” Es lohnt sich nie, Journalisten anzugreifen. Auch noch im zweiten Teil des Interviews attackiert Oeri den Journalisten: “Sie machen schon wieder einen Fehler!”</p> <p>Mit solchen schulmeisterlichen Formulierungen lässt sich medienrhetorisch nie punkten.</p> <p>Im letzten Teil übernimmt Oeri das Wort Krise. Immerhin registriert sie dies und sagt es auch.</p>

2. SEQUENZ

Journalist: "Wir denken, an diesem Samstag haben alle Parteien – Polizei, Basel United, FCB – keine gute Figur abgegeben..."

Gigi Oeri: "Wir haben das Bestmögliche gemacht vor dem Spiel, um Ausschreitungen zu verhindern. Es hat nicht gereicht. Man kann im Leben nicht immer alles verhindern."

Journalist: "Sie dachten an Rücktritt?"

Gigi Oeri: "Ich habe immer gesagt, dass ich den Club niemals im Stich lassen werde. Den Bettel hätte ich nie hingeschmissen. Ich habe gesagt, ich mache weiter, ich trage die Bussen, die ein riesiges Loch in unsere Kasse reissen werden; aber ich will nun auch Zeichen spüren."

Journalist: "Beeinflusst der 13. Mai die Arbeit von Christian Gross?"

Gigi Oeri: "Diese Frage muss er beantworten. Wir sind alle etwas verunsichert."

ANALYSE

Die Antworten im baz-Interview überzeugen. Gigi Oeri wiederholt die Vorwürfe nicht. Nach der Behauptung des Journalisten "Sie haben keine gute Figur abgegeben", lenkt sie mit ihrer Antwort vorbildlich ab – ohne den Vorwurf zu übernehmen. Ein Laie hätte gewiss gesagt: "Das stimmt nicht, dass ich keine gute Figur abgegeben habe." Wer medienrhetorisch geschult ist, macht es so wie Gigi Oeri. Er negiert den Vorwurf. Laien wiederholen in der Regel die negative Aussage und verstärken sie dadurch. Die richtigen Antworttechniken scheint Gigi Oeri zu kennen. Sie formuliert nämlich die Antwort aktiv (positiv): "Wir haben das Bestmögliche gemacht ..."

Auf die heikle Frage, ob sie zurückzutreten gedenke, folgt eine konkrete Antwort (Politiker lieben es, bei derartigen Sondierfragen auszuweichen). Oeri antwortet eindeutig: "Ich habe immer gesagt, dass ich den Club nicht im Stich lassen werde!" Hernach verhält sich Oeri nochmals professionell, sie spricht nicht für Christian Gross. Ihre Antwort finden wir gut: "Diese Frage muss er selbst beantworten!"

Vergleichen wir die neuen Interviews mit früheren Antworten der Präsidentin des FC Basels, so sehen wir, dass Gigi Oeri medienrhetorisch unterschiedlich beurteilt werden muss. Die Argumentationen und Rechtfertigungen nach den Krawallen überzeugten nicht immer. Gigi Oeri – im Mai 06 –, sie war seit wenigen Tagen Präsidentin des FC Basel, entschuldigte sich zuerst vor den Medien in Basel für die Krawalle bei allen Betroffenen. Sie habe sich auch telefonisch bei Sven Hotz, dem Präsidenten des FCZ, entschuldigt. Sie sagte dazu: "Wir haben das nicht optimal im Griff gehabt am letzten Samstag."

Oeri entschuldigte sich für ihre Abwesenheit an der Medienkonferenz vom Sonntag, die sie den Spezialisten überliess. Sie zeigte sich einsichtig: "Als Präsidentin hätte ich persönlich da sein müssen." Es sei in der ganzen Aufregung etwas untergegangen, was sie nun bereue.

KOMMENTAR

Nichts beschönigen und "mea culpa" war das einzig richtige Verhalten der Präsidentin des Basler Fussballclubs in dieser heiklen Situation. In krisengefährdeten Situationen gehört der Kapitän immer auf Deck!

VÖLLIG ÜBERFORDERT

Am 18. Mai dieses Jahres hingegen wirkte Gigi Oeri völlig überfordert. Die Hilflosigkeit der Präsidentin nach der glaubwürdigen Entschuldigung gab uns zu denken. Man sei wohl etwas naiv gewesen in der Planung, fand Oeri nach den Krawallen. Gleichwohl wies sie den Vorwurf zurück, nicht alles für die Sicherheit getan zu haben. Sie behauptete: "Mit den Sicherheitsexperten sind alle möglichen Szenarien durchdacht worden." Dies war aber nicht der Fall, es wurden nicht alle Szenarien



Gigi Oeri, Präsidentin des FC Basel.

durchdacht! Das Szenarium mit "Basler Ausschreitungen" wurde nicht antizipiert. Auf die Frage, wie man die Probleme künftig in den Griff bekommen könnte, wusste Oeri nichts Konkretes zu sagen.

Wir zitieren Gigi Oeris Antworten aus jener Phase: "Wir verbringen im Vorstand die meiste Zeit damit, Lösungen gegen Hooligans zu zuchen. Ich stelle dem eine hohe Prämie in Aussicht, der ein Patentrezept präsentiert." Sie werde die Sanktionen des Verbandes akzeptieren, hoffe aber auch auf die Unterstützung aller involvierten Stellen, "vor allem auf jene des Verbandes".

Offenbar blendete die Präsidentin nach den Krawallen all das aus, was nicht sein durfte. Die Vorkommnisse bestätigten: Gitter erwiesen sich als äusserst wirksam. Für den Bau

eines Zaunes hatte jedoch die Präsidentin kein Gehör: "Ich bin gegen Gitter. Gitter sind nicht das Allerweltsmittel, um des Problems Gewalt Herr zu werden", meinte Oeri, nachdem mehrere hundert Fans aus der Muttenger Kurve ungehindert auf das Feld gestürmt waren. Das hilflose Verhalten Oeris nach der Panne ist ein Musterbeispiel, das veranschaulicht, wie Verantwortliche sich bei Beschuldigungen in Selbstschutzbehauptungen flüchten.

Damals fehlte eindeutig das Krisenmanagement. Werden Manager unverhofft in Tiefs überrascht, kommt es vielfach zum sogenannten Todstellreflex; man will die negativen Ereignisse einfach nicht wahrhaben. Unangenehmes wird verdrängt, ausgeblendet.

ERKENNTNIS

Wir müssen uns stets bewusst sein, dass in den Medien alle Aussagen gespeichert bleiben. Die Vorbereitung ist das Wichtigste. Es lohnt sich, Antwortstrategien immer gut zu überlegen, damit Aussagen langfristig übereinstimmen. Lügen, Beschönigungen, Selbstschutzbehauptungen haben bekanntlich kurze Beine. Für die Öffentlichkeit wäre es beruhigend gewesen, darauf hinzuweisen, dass bestimmte Massnahmen bereits in Vorbereitung seien, die künftig Ausschreitungen verhindern.

FAZIT

In kriselnden Situationen, aber auch in Krisensituationen gilt die bewährte Regel: Keine Interpretationen, dafür konkret sagen, was gemacht wurde oder was zur Bewältigung der krisenähnlichen Situation vorgesehen ist. Das Wichtigste: Nach der Frage – immer warten (Denkpause) – Frage klären – überlegen – Antworten planen (falls sie nicht antizipiert wurden) – erst dann reden! ■

ES WAR MEIN BEWUSSTES ZIEL, NIE IN DIE MEDIEN ZU KOMMEN!

Zurückhaltend: Markus Rauh, ehemaliger Swisscom-Präsident, musste als prominenter 1.-August-Redner in verschiedenen Medien Auskunft geben. Sein aussergewöhnlicher Auftritt auf dem Rütli wurde dieses Jahr mit einem enormen Aufwand (Kosten von einer Million Franken) vor Extremisten geschützt, die Veranstaltung und auch der Redner wurden damit zu einem attraktiven Medienthema. Was erstaunt: Markus Rauh mied früher bewusst Medienkontakte.

Text: **Marcus Knill**

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Sie sind jetzt, nachdem Sie als Verwaltungsratspräsident zurückgetreten sind, mehr in den Medien als vorher. Haben Sie dies angestrebt?”</p> <p>Markus Rauh: “Ich habe nie das Lebensziel gehabt, in die Medien zu kommen. Ich sage Ihnen nicht, warum. Ich habe einen guten Grund, nie in die Medien zu kommen. Ich habe mich immer mit aller Gewalt zurückgehalten, in irgendeiner Form in die Medien zu kommen – ausser wenn es eine Notsituation gibt. Und bei der Swisscom hatte ich am Schluss leider eine schwierige Situation gehabt. Bei der Unaxis hatten wir eine schwierige Situation. Da musste ich mich vor den Medien artikulieren. Sonst war es von Anfang an mein bewusstes erklärtes Ziel gewesen: Nie in die Medien kommen! Jetzt ist mir halt – diese Geschichte da dazwischen gekommen (damit meinte Rauh die Rütli-Geschichte) – und – ich habe die – äh – sehr ernst genommen – und habe dieses Thema aufgenommen – äh bin jetzt da – wider meinen Willen und auch wider meine Fähigkeiten.</p> <p>Ich habe noch nie ein Medientraining gehabt. Ich weiss nicht, wie dies geht – oder? Ich hab mich einfach so wie ein Sennebueb vor die Medien getan, so wie es ein Sennebueb so macht, wie der – wie der – wie heisst er – der Geissenpeter macht ja keinen schlechten Job beim Heidi.”</p> <p>Journalist: “Eben ich habe gesehen: Die Reaktionen sind gewaltig vor ihrem Auftritt.”</p> <p>Rauh: “Ich weiss das halt nicht – aber – ich schaue nie Fernsehen. Ich lese die Sonntagszeitungen nicht. Darum weiss ich das alles nicht.”</p> <p>Journalist: “Ist es schwierig für Sie, Wirtschaftsführer zu finden – als aktiver Wirtschaftsführer – für diese Fragen – überhaupt für politische Fragen einzustehen? Das gibt es theoretisch selten, dass aktive Wirtschaftsführer dazu Stellung nehmen.”</p> <p>Rauh: “Jawohl – ich habe sehr viele Freunde – ein breites Beziehungsnetz angesprochen – die Sache – äh – öffentlich zu unterstützen – und äh – ich musste dann akzeptieren – dass diese – gesagt hatten – äh – sie hätten sehr viel Sympathien für das Vorgehen – aber – sie wollen sich nicht artikulieren – (...).”</p>	<p>Wer – wie Markus Rauh – Kontakte erst in Krisenzeiten pflegt, kann in neuen, schwierigen Situationen nur noch reagieren. Wer Medienauftritte nicht trainiert, macht im Ernstfall kapitale Patzer, wie wir sie bei Markus Rauh im vorstehenden Transkript lesen konnten. Beim Anhören war die Antwort noch penibler.</p> <p>Rauhs Gedanken im Gespräch mit Jan von Tobel bei Tele-Top waren nämlich nicht nur schlecht portioniert, es fehlten auch Pausen am richtigen Ort. Zudem beschleunigte der Redner das Tempo. Seine Artikulation war schlecht. Einzelne Gedanken wollten kein Ende finden. Rauh sprach viel zu assoziativ. Während der Fragen schaute er ständig weg. Nur seine Gestik wirkte natürlich. Vom erwünschten “Sprechdenken” keine Spur (zuerst denken, dann diesen Gedanken sagen und sofort abschliessen)!</p> <p>Rauh sprach nicht nur viel zu “langfädig”, ohne klare Struktur, seine Gedanken waren auch zu kompliziert.</p> <p>Ob er dies nachher bei der Rütli-Rede alles verbessern konnte? Wir wissen es nicht. Wir haben die Rede nicht gehört.</p> <p>Markus Rauh hätte gewiss vom Geissenpeter einiges lernen können. Dieser Bergbube sprach nämlich immer einfach, kurz, bildhaft, deutlich und zudem mit freundlicher Stimme. Rauh hingegen nervte nicht nur durch die undeutliche Aussprache, er hatte im Stimmklang ebenfalls stets einen ungehaltenen, vorwurfsvollen Ton. Seiner etwas brüchigen, monotonen Stimmfarbe fehlte die Überzeugungskraft.</p> <p>Das Antwortverhalten des ehemaligen Swisscom-Chefs macht uns deutlich, dass bei ihm ein Coaching dringend notwendig wäre.</p> <p>Gewiss gibt es Naturtalente, die weniger Training brauchen. Jeder Profi ist sich aber bewusst: Es gibt keinen Sportler (auch kein Naturtalent), und sei er noch so begabt, der im Wettkampf ohne Training erfolgreich sein kann.</p> <p>Wir wunderten uns übrigens während des ganzen Interviews, dass der ehemalige CEO, obwohl er früher ungezählte Sitzungen leiten musste, in diesem Gespräch alle klassischen Verständlichkeitshelfer über Bord geworfen zu haben schien. Er sollte eigentlich wissen, dass einfach, kurz, strukturiert und stimulierend gesprochen werden muss! In einem Medientraining können mit wenig Aufwand viele gravierende Unzulänglichkeiten behoben werden.</p>



Was will er uns damit sagen? Markus Rauh bei seiner 1.-August-Ansprache auf dem Rütli.

ERKENNTNIS

Wer erst in einer Notsituation und ohne je ein Medientraining absolviert zu haben mit den Medien spricht, macht einen Kapitalfehler. Wir müssen nicht erst während der Krise die medienrhetorischen Grundsätze erwerben, das heisst lernen, unsere Gedanken einfach, verständlich auf den Punkt zu bringen. Es geht bei Medienauftritten weder darum, "gut" zu wirken, Sachverhalte zu beschönigen oder auszuweichen, noch darum, das Publikum mit komplizierten Formulierungen zu beeindrucken. Wir müssen in erster Linie Fragen eindeutig beantworten, die Adressaten überzeugen und

so reden, dass sie uns verstehen. Journalisten bevorzugen deshalb Personen, die mediengerecht reden und konkrete Gedanken eindeutig formulieren. Deshalb kommen auch immer wieder die gleichen Politiker zum Zug. Dies ist verständlich. Denn Zeitungen und elektronische Medien möchten nicht, dass die Leser ihre Zeitung weglegen oder die Radiohörer und Fernsehzuschauer wegzappen, weil jemand langweilt oder unverständlich spricht. Journalisten schätzen es nicht, wenn sie von Führungskräften erst dann Informationen erhalten, wenn es brennt. Der regelmässige Kontakt mit Medien ist heute eine Selbstverständ-

lichkeit geworden. Es geht auch nicht darum, die Journalisten zu instrumentalisieren, doch schätzen sie es, wenn eine Firma im normalen Alltag spannende Neuigkeiten oder exklusive Berichte liefert. Journalisten haben nicht nur eine Wächterfunktion, die in Krisensituationen offenkundig werden kann, sie verkaufen vor allem Informationen und Geschichten. Sie sind somit weder als Feinde noch als Freunde zu betrachten, sie sind im Grunde genommen Partner. Beide Seiten sind aufeinander angewiesen und haben ein Interesse, Informationen zu "verkaufen". Es bestehen lediglich Unterschiede hinsichtlich der Interessen.

ANZEIGE

**INSERTAT 1/4 quer RA
SWISSCONTENT
235 X 80**

2. SEQUENZ

Journalist: “Es fällt auf, dass Jens Alder auch an Ihrer Seite kämpft. Ist das ein altes Swiscom-Bündchen und hat man da noch eine Rechnung beglichen mit dem Bundesrat?”

Rauh: “Also – manchmal zweifle ich – und jetzt bin ich mit Ihnen auch direkt – an der Intelligenz von Journalisten und von Medienschaffenden – oder. Die Strukturen, die ihr da herausfindet, was hinter etwas stehen könnte, sind dermassen absurd, dass ich das nur belächeln kann.”

ANALYSE

Auch bei dieser Antwort wird einmal mehr deutlich: Markus Rauh scheint die einfachsten Spielregeln im Umgang mit Journalisten nicht zu kennen. Journalisten dürfen durchaus vermuten, und es ist ihnen auch gestattet, mit Hypothesen zu arbeiten. Wer sich jedoch bei kritischen Fragen so leicht aus dem Gleichgewicht bringen lässt, muss sich nicht wundern, wenn die Zuhörer nach dem unkontrollierten Zurückschlagen (“Ich zweifle an der Intelligenz von Medienschaffenden”) das Gefühl haben: Oha, der wurde an einer empfindlichen Stelle getroffen. Da muss gewiss etwas faul sein.

Markus Rauh hätte im Mediensimulator lernen können: In Interviews dürfen wir uns nie provozieren lassen! Ein kurzes, bestimmtes Nein hätte durchaus genügt. Der lange Kommentar und die persönliche Interpretation waren völlig überflüssig. Die Frage wurde zudem von Rauh überhaupt nicht konkret beantwortet: Das “Nein” fehlte.

Medientraining heisst nichts anderes, als zu lernen, so zu reden, dass das Publikum (das sind Otto Normalverbraucher und Lieschen Müller) uns versteht. Medientraining heisst ferner, durch Glaubwürdigkeit und Natürlichkeit in einer Drucksituation zu überzeugen. Wer verständlich reden kann, profitiert auch bei der Alltagsrhetorik. Medienrhetorik hat nichts zu tun mit Beschönigungs- und Quaselsrhetorik oder mit Theaterspielen.

Müssen wir tatsächlich Medienrhetorik ler-

nen? Ja, denn die ungewohnte Situation vor Mikrofon und Kamera führt in der Regel zu einer Verkrampfung und zu einem reduzierten Ausdrucksverhalten. Dank des Trainings lernen wir, uns in einer schwierigen Situation so zu verhalten, wie wir es bei einem normalen Dialog im Alltag tun. Dies kann im Mediensimulator geübt werden, so lange, bis wir beim Auftritt in der richtigen Balance sind zwischen “guter” und notwendiger Anspannung (Eu-Stress) und körperlicher Entspannung (Lockerheit).

FAZIT

Niemand kann oder will Führungspersonen zwingen, sich mediengerechtes Verhalten rechtzeitig, das heisst frühzeitig, anzueignen. Im Fall des Falles wäre es aber sehr vorteilhaft, eine fachgerechte Schulung zu haben. ■

ANZEIGE

INSERAT 1/2 quer RA
IMAGE POINT
235 X 149

MARCUS KNILL



DEESKALATION BEI DER ALLTAGSKOMMUNIKATION, DANK...

Verhaltensverbesserungsgespräche, Kritikgespräche, Streitgespräche, Beanstandungen eskalieren oft. Besonders in Stresssituationen oder bei Provokationen, stellen wir fest. Die Betroffenen verlieren rasch die Nerven. Konflikte eskalieren. Grund: Der Druck wird unterdrückt, und dadurch wird der Druck zusätzlich erhöht, mit der Folge: Wir können die Nerven verlieren und plötzlich etwas unkontrolliert sagen, das wir nachträglich bereuen. Wenn ich nachfolgend einige hilfreiche und bewährte Methoden, Werkzeuge oder Instrumente aus der Praxis aufliste, so müssten wir folgende Grundkompetenzen und Grundfertigkeiten voraussetzen:

- Stresskompetenz: Sie kennen die Mechanismen der Selbst- und Fremdbeeinflussung.
- Konfliktschlichtung (Mentoring): Sie kennen die Grundsätze des Konfliktmanagements.
- Rhetorische Kompetenz: Sie kennen die wichtigsten rhetorischen Grundsätze.
- Soziale Handlungskompetenz: Sie kennen die wichtigsten Phänomene im Umgang mit Menschen.
- Stresstabilität: Sie sind fähig, Stress zu ertragen und mit Stress umzugehen.

UNSER DENKEN BEEINFLUSST UNSER HANDELN

Bei der Deeskalation von spannungsgeladenen Kommunikationssituationen müssen wir

uns bewusst sein, dass letztlich unsere Einstellung und unser Denken ausschlaggebend sind. Folgende Voraussetzungen oder Instrumente spielen bei Deeskalationsprozessen eine wichtige Rolle:

Die Empathie: Sie können sich in andere Personen versetzen, sich in andere Menschen hineinendenken. Sie können gegenteilige Meinungen verstehen, ohne damit einverstanden zu sein. Nach dem Harvardprinzip heisst Verstehen nie, zugleich mit dem Gegenargument einverstanden zu sein. Das Gegenüber müssen wir immer – auch in einer spannungsgeladenen Situation – ernst nehmen. Es geht stets um die Wertschätzung des Kontrahenten.

Perspektivenwechsel: Sie versuchen das Verhalten des anderen verstehend nachzuvollziehen und bemühen sich, sich in die Position des Gegenübers hineinzusetzen. Ein Perspektivwechsel erhöht das Vermögen, bei einer Streitschlichtung auch einen Aggressor zu verstehen. Wir stellen immer wieder fest, dass viele Menschen Mühe haben, aus der Position des “Gegners” zu argumentieren. Es lohnt sich deshalb – auch beim Journalismus, beim Argumentieren und Beurteilen –, die eigene Position aus einer andern Sicht zu betrachten. Wer Sachverhalte “einsichtig” betrachtet, sieht die Fakten immer auch einseitig, das heisst der Betrachter ist zwar überzeugt, dass sein Bild

(Titel oder Information) richtig ist, doch kommt er bei Verhandlungsprozessen nicht weiter.

FRÜHZEITIG HANDELN

Eskalationsmechanismen müssen frühzeitig erkannt werden. Wir müssen “Frühwarnsysteme” entwickeln! Deeskalation ist am Anfang schwierig und gefährlich.

Im Krisenmanagement spielt die Früherkennung von Krisen eine grosse Rolle. Sie ist vergleichbar mit Mess-Bojen im Meer, die bei der Tsunami-Katastrophe die Bevölkerung hätte warnen können. Auch in der Alltagskommunikation gibt es meist viele Anzeichen und Signale, die auf eine Eskalation hinweisen. Wer die Wahrnehmung verfeinert, hat diesbezüglich einen grossen Vorteil. Ich hatte bei einem Hauswart am Verhalten (Blick und Haltung) schon beim Parken gemerkt, dass er etwas gegen mein Verhalten einzuwenden hat (Ich parkte auf einem reservierten Parkfeld). Da ich jedoch die Einstellung des Hauswartes frühzeitig erkannt hatte, konnte ich die Situation entschärfen, indem ich auf ihn zunging und sagte: “Ich weiss, hier darf man nicht parken...” Dank meiner Wahrnehmung kam es zu einer Deeskalation. ■

* Marcus Knill ist Kommunikationsexperte, www.knill.com.

MIT ANALOGIEN UND BEISPIELEN DIE REDE ANSCHAULICH MACHEN

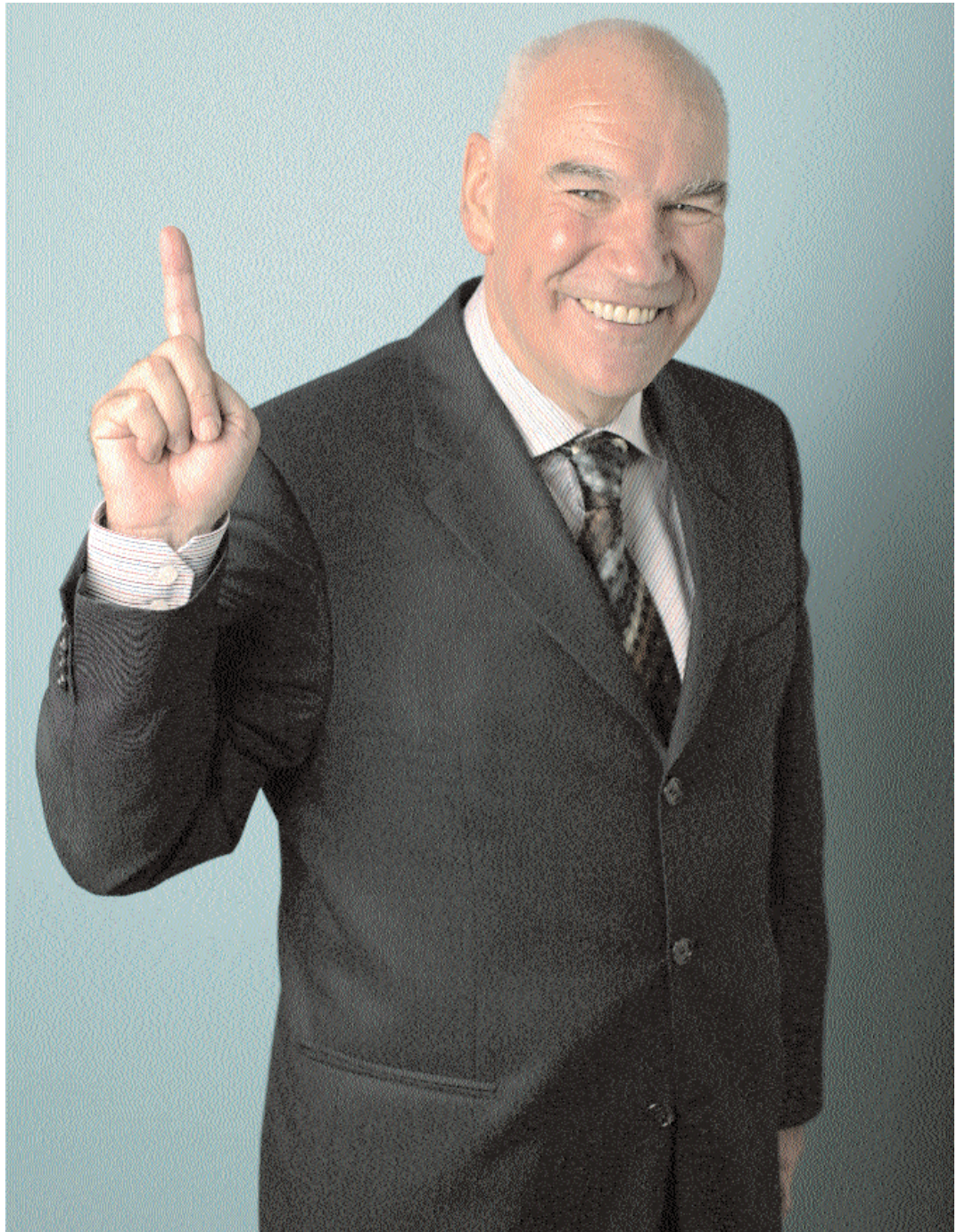
Medienrhetorik: Analogien und Beispiele können komplizierte Zusammenhänge klar machen. Nationalrat und Unternehmer Otto Ineichen verstand es, im Tagesgespräch DRS1 vom 6. Juni 2006 das Spiel mit Beispielen zu "spielen". Den Effekt, dass vor allem Bilder und Beispiele Verhaltensänderungen bewirken und Überzeugungsprozesse beschleunigen, nutzt die Werbe- und Kommunikationsbranche schon seit langem.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

Selbst in der Bibel wirken Gleichnisse als Verständlichkeitshelfer. Geschichten und Beispiele sind eindringlicher als abstrakte Aussagen, weil sie im Langzeitgedächtnis ankern. Die Bildrhetorik macht heute Führungskräften bewusst, dass leider bei Sitzungen und Gesprächen das "Spiel mit den Beispielen" verloren gegangen ist und in Seminaren wieder neu erlernt werden müsste. Die Kunst, komplexe Sachverhalte mit einem passenden Beispiel zu veranschaulichen, ist im Grunde genommen einfach. Sie besteht darin, einen abstrakten Sachverhalt oder eine allgemeine Äusserung mit nur einem passenden konkreten Beispiel zu erklären. Das Abstrakte wird mit dem anschaulichen Beispiel gekoppelt. Das Reden mit einleuchtenden, treffenden Vergleichen, Bildern oder Beispielen hat den enormen Vorteil, dass abstrakte, schwierige Sachverhalte (über die Ohren!) "gesehen" werden können. Das konkrete Bild, das vor dem geistigen Auge entsteht, wird dank des Beispiels vorstellbar und dadurch greifbar, begreifbar, fassbar.

Zum Radiointerview: Unternehmer und Nationalrat Ineichen möchte Arbeitsplätze für Jugendliche mit Lerndefizit und sozialen Schwierigkeiten vermitteln. Er hat das Projekt – das so genannte Projekt Speranza 2000 – bereits in Angriff genommen.

Der Politiker wurde im Radio über dieses Projekt von Regula Saner befragt:



Otto Ineichen: "Ich möchte etwas bewegen."

SEQUENZ

Regula Saner: “Wie wollen Sie den Hebel ansetzen?”

Otto Ineichen: “Ich glaube, wir sind gefordert. Wir haben vielfach ein Vorurteil bei Unternehmern oder bei Ausländern. Es ist sehr wichtig, dass man da integrativ wirkt.”

Saner: “Wie wollen Sie konkret einen Bäcker oder Metzger auf dem Lande überzeugen, dass er diese Vorurteile nicht hat?”

Ineichen: “Vor allem über die Praktika. Wenn er einen Jungen über ein Jahr lang hat. Ich kann Ihnen ein Beispiel geben: Wir haben bereits einen Fall, bei dem bereits einer so in einem Praktikum ist und der ist mit dem so zufrieden gewesen, dass er sagt, er könne im Herbst mit der Lehre beginnen. Es geht darum, das gegenseitige Vertrauen aufzubauen.”

Saner: “Unternehmertum hat wenig mit Politik zu tun. Es gibt so ein Parlamentarierranking, da sind Sie irgend auf einem 95sten Platz – nicht unter den Top five – ist das etwas Frustrierendes? Wenn man sieht, dass man offenbar keinen Einfluss hat, trotz der guten Ideen?”

Ineichen: “Da muss ich Ihnen sagen: Das interessiert mich eigentlich nicht. Ich möchte etwas bewegen. Wenn es ums Bewegen geht im Parlament, da könnte ich Ihnen fünf Leute sagen, die haben etwas bewegt. Die sind alle im gleichen Ranking wie ich oder sogar hinter mir. Ich denke an Hannes Schneider-Ammann, an Peter Spuhler. Das sind Unternehmer, die haben extrem viel bewegt. Wir konzentrieren uns auf jene Bereiche, wo wir etwas bewegen können.”

Saner: “Sie haben einmal im Zusammenhang mit Ihrer Wahl in einem Interview gesagt, dass Sie allenfalls auch bereit wären – wenn Sie es merken würden, dass Sie nichts bewegen können, in der Hälfte der Legislaturperiode zurückzutreten. Was ist heute die Bilanz?”

Ineichen: “Nein – ich glaube, dass ich äh – die Bilanz ist für mich – wirklich positiv. Ich konnte sehr viel bewegen. Ich mache Ihnen wieder ein Beispiel: Das ganze Bürgschaftswesen, das jetzt verabschiedet worden ist und nun in Kraft tritt, das ist durch Unternehmer entstanden! Indem man einfach auch Grenzen gesprengt hat. Also das heutige Bürgschaftsgesetz ist eigentlich entstanden mit – ich darf das hier ruhig sagen: dank dem CEO der Raiffeisenbank, der bereit war, mit einzubeziehen mit einem sozialdemokratischen Nationalrat – mit dem heutigen Preisüberwacher, und gesagt hat: Jetzt bewegen wir Grenzen! Jetzt werden wir das Projekt mit einbeziehen. Wir haben es in die Kommissionen hineingebracht und das hat dann letztlich zum Durchbruch gebracht.

Zum Durchbruch, nachdem sich sechs bis acht Jahre nichts bewegt hat. Also: Wir brauchen einfach innovative Ideen, und zwar über alle Parteigrenzen hinweg. Wo man sich miteinander eint: Jetzt wollen wir etwas durchsetzen!”

ANALYSE

Die Journalistin möchte wissen, wie ein Bäckermeister auf dem Land überzeugt werden könnte, Vorurteile Schülern gegenüber abzubauen. Obschon ein Beispiel nicht auf alle Fälle übertragen werden kann, überzeugt die Schilderung eines konkreten Falles aus der Praxis. Die These, man müsse Anwärter in Praktika kennen lernen, leuchtet ein, zumal die Zeugnisnoten wenig aussagen über Persönlichkeitsmerkmale, wie Zuverlässigkeit, Leistungswille, Umgang mit Stress, Durchstehvermögen, selbstständiges Arbeiten.

Den Einwand, er liege im Parlamentarierranking weit zurück, entkräftet der Interviewte, indem er Namen von Unternehmern nennt, die im Ranking ebenfalls weit zurückliegen und dennoch viel bewegen konnten. Damit wird das Schwergewicht des Rankings auf jene Bereiche verlagert, in denen ein Politiker etwas bewegen kann. Wichtig ist somit nicht der Bekanntheitsgrad, sondern der Leistungsausweis: Wer hat was bewegt? Mit den Beispielen konnte Ineichen die Unterstellung der Frage umdeuten.

Auch das Beispiel mit dem Bürgschaftsgesetz leuchtet ein und überzeugt, obgleich die Antwort zu langfädig ist. Die Gedankenkonstruktionen basieren zwar auf einem vorbildlichen Sprechenden (Gedanken werden logisch gekettet), jedoch sind die Gedankenbogen zu lang. Das Beispiel dürfte noch konkreter sein. Die Verständlichkeit leidet, weil Ineichens Detailwissen den Zuhörern stellenweise vor-enthalten bleibt. Was der Redner im Kopf hat, wird weder gehört noch verstanden. Beim Radiohören können wir nicht “zurückblättern” wie bei einem Buch oder wie beim Zeitungslernen und einen Abschnitt nochmals lesen. Wenn Otto Ineichen in der Antwort ein Projekt erwähnt, das er in die Kommissionen eingebracht hat, ist es den Hörern nicht auf Anhieb klar, um welches Projekt es sich gehandelt hat. (Bürgschaftsgesetz oder Projekt “Speranza”?)

Es lohnt sich deshalb, wichtige Sachverhalte zu konkretisieren oder bewusst zu wiederholen. Die Zuhörer schätzen es, wenn Aussagen eindeutig sind. Wiederholungen erleichtern das Verstehen.

ERKENNTNIS

Wer es versteht, bei Präsentationen, beim Antworten oder Argumentieren passende Beispiele einzubauen, handelt sich verschiedene Vorteile ein:

- Die Aussage wird automatisch konkret.
- Die Journalisten schätzen Interviewer, die konkret, bildhaft reden. Denn die Medienkonsumenten zappen nicht weg, und der Journalist muss nicht ständig nachhaken und fragen: “Was heisst dies konkret?”

FAZIT

“Worte haben keine Energie, solange sie nicht ein Bild auslösen. Das Wort an sich bedeutet nichts, rein gar nichts. Etwas, was ich immer im Auge behalte, ist: Welche Worte lösen bei den Menschen Bilder aus? Denn die Menschen folgen dem Gefühl des Bildes.”

Dieses Zitat von Virginia Satir ist ein Kerngedanke, der uns im Umgang mit Medien weiterbringt, denn nicht nur die Werbung, die Suggestopädie, das autogene Training oder die

Hypnose beeinflussen unser Verhalten vor allem mit Bildern, Geschichten und Beispielen. Wichtig ist: sich vorher zu den einzelnen Aussagen (Argumenten, Voten, Beiträgen) klare, ansprechende, möglichst unterhaltende Beispiele zu überlegen, mit denen der Kerngedanke “verbildlicht” werden kann, die aber auch ein Gespräch auflockern können. ■

KRAFTVOLLE STIMME – VAGE AUSSAGEN

1. August-Rede: Die neue Bundesrätin Doris Leuthard trat mit einer 1. August-Rede im Walliser Dorf Eischoll auf. In ihrer gewohnt fröhlichen, frischen Art gelang es ihr, die Herzen des Publikums zu gewinnen. Doch die Technik, zu laute Lautsprecher und zu hohes Rednerpult, machten ihr einen Strich durch die Rechnung. Ihre Rede war bundesrätlich, doch inhaltlich unverbindlich. Das Hauptthema fiel unter den Tisch.

Text: **Marcus Knill** Foto: **Keystone**

Bei der Zusage als 1.-August-Rednerin wusste Doris Leuthard noch nicht, dass diese Rede im Walliser 500-Seelen-Dorf ihr erster öffentlicher Auftritt nach der Amtsübernahme werden könnte. Das Medieninteresse und der Publikumsandrang waren denn auch am 1. August in Eischoll enorm. Auch mich interessierte dieser erste Auftritt. Es ging mir weniger um ihre Wirkung auf dem Bildschirm oder um eine medienrhetorische Analyse, ich wollte die bekannte Bundesrätin bei ihrer ersten Rede hautnah erleben und die Stimmung in Eischoll mitverfolgen. Bei der Einführung stahl Gemeindepräsident Hermann Brunner der neuen Volkswirtschaftsministerin beinahe die Show. In seinen äusserst witzig formulierten Begrüßungsworten verstand er es, den Versprecher “Sehr geehrte Frau Bundespräsidentin” gekonnt aufzufangen, sodass im Saal innert weniger Minuten eine gelöste Atmosphäre herrschte. Leider setzte eine Stunde vor der Feier Regen ein und zwang die Organisatoren, die vor der Mehrzweckhalle geplante Veranstaltung, in den Saal zu verlegen. Der Raum war bereits vor acht Uhr zum Bersten voll. Die Menschen standen dicht gedrängt. Mit einer spontanen Sympathiekundgebung wurde die neue Magistratin begrüßt. In ihrer gewohnt fröhlichen, frischen Art gelang es Doris Leuthard, die Herzen des Publikums zu gewinnen. Da nicht alle Zuhörer Platz fanden, winkte die neue Bundesrätin bei der Begrüßung auch den Zaungästen herzlich zu, die draussen vor den Fenstern standen. Leider kam es durch die Umstellung zu einigen Unzulänglichkeiten:

DIE VERFLIXTE TECHNIK

1. Die Lautsprecheranlage wurde viel zu laut eingestellt (bewusst, da die Zuhörer draussen



Doris Leuthard.

die Rede auch noch mitbekommen sollten?). Jedenfalls wurde die Lautstärke nicht mehr reduziert. Dazu kam, dass Doris Leuthard mit lauter, kraftvoller Stimme (ständig “mit Power” – ohne Variationen) sprach. Die Lautsprecher standen vor der Rednerin, gegen das Publikum gerichtet, sodass sie die viel zu laute Beschallung im Raum nicht mitbekam. Dies machte uns einmal mehr bewusst: Es lohnt sich immer, die Lautsprecheranlagen vorgängig zu überprüfen.

“Mikrofon Sprechen” muss erlernt werden. Die meisten Referenten sprechen in einem grossen

Saal – mit vielen Leuten – zu laut. “Mikrofonreden” heisst: im Kammerton sprechen. Redner sind Organisatoren ausgeliefert.

2. Der Bundesrätin wurde zudem ein viel zu hohes Rednerpult hingestellt. Doris Leuthard ist nicht klein, dennoch verschwand sie beinahe hinter dem Pult; Gestik, das heisst Arme und Hände, waren nicht mehr sichtbar. Dies war nur für die Fernsehkameras kein Problem, sie konnten von oben filmen. Für die Zuhörer

waren nur Kopf und Kragen ihrer weissen Bluse erkennbar. Weil die Höhe nicht stimmte, musste die Rednerin zu Beginn das Mikrofon von der Stirn- auf Mundhöhe herunterziehen, was natürlich nicht ihr anzulasten ist. Obwohl ich auf eine ausführliche Analyse der Augustrede verzichten möchte, ist doch noch etwas zum Inhalt erwähnenswert:

DIE REDE WAR BUNDESRÄTLICH

Mit Ausnahme einiger Passagen war der Vortrag – nach Aussage eines Tischnachbarn in der Mehrzweckhalle – “bundesrätlich”. Damit stellte dieser Zuhörer treffend fest, dass die neue Bundesrätin bereits so sprach, wie es langjährige Mitglieder der Landesregierung tun: Sie pflegen eine sogenannte “Politikerrhetorik”, bei der “über vieles wenig gesagt” wird. Das vorgetragene Referat der neuen Bundesrätin war tatsächlich auch zu allgemein, zu vage formuliert. Das angekündigte Thema “Die Schweiz ohne Mauern” wurde nur gestreift und die zahlreichen aktuellen Themen, wie Probleme der Agrarpolitik oder Abstimmungsvorlagen, zu oft mit allgemeingültigen, plausibel klingenden Phrasen beantwortet, wie beispielsweise: “Wir müssen Spielräume schaffen.” “Wir müssen für die Menschen investieren!” “Wir dür-

fen keine Mauern bauen, wenn ein schärferer Wind weht.” Die Bundesrätin sprach den Bürgern bei einigen Fragen ins Gewissen. So waren mahnende Worte zu hören, wie: “Seid solidarisch. Kauft nicht im Ausland ein!” Diese Appelle wurden jedoch in der gleichen Lautstärke vorgetragen und konnten nicht als wichtige Botschaft erkannt werden. Ob die Eischoller bei diesem Appell die richtigen Adressaten waren? Sie werden wohl kaum im Ausland einkaufen. Die Ermahnung war vielleicht eher für die zahlreichen Journalisten gedacht, damit sie diese Ermahnung publizieren. Bei der Rhetorik gilt übrigens der Grundsatz: Wichtiges muss bewusst hervorgehoben, betont werden, und das Wesentliche ist zusätzlich mit einer Geschichte oder einem Beispiel zu veranschaulichen. Dies war leider bei der Rede von Doris Leuthard nicht der Fall.

DIE NEUE BUNDESRÄTIN SPRACH BEWUSST VAGE

Im Walliser Lokalradio verriet Doris Leuthard in einem Interview nach der Rede, weshalb sie keine Pflöcke eingeschlagen hat. Sie sagte, sie habe absichtlich so allgemein formuliert. Sie wollte sich als frisch gebackene Bun-

desrätin bewusst zurückhalten und habe deshalb noch keine Visionen aufgezeigt. Wir vertreten die Meinung: Auch als neue Bundesrätin hätte sie ohne weiteres das Bild der Mauer verdeutlichen dürfen. Für eine junge Magistratin wäre es tatsächlich unklug gewesen, so wie Micheline

“Seid solidarisch.
Kauft nicht im Ausland ein!”

Calmy-Rey in ihrer August-Ansprache beim Ausländergesetz, gegen den eigenen Bundesrat zu reden. Doch hätte Doris Leuthard durchaus – auch als neue Volkswirtschaftsministerin – einen persönlichen Kerngedanken konkret, bildhaft, erzählend vertiefen dürfen. Auch Visionen dürfen formuliert werden. Weshalb nicht? Uns fehlte in Eischoll das konkrete, nachhaltige Bild. Doris Leuthard schlug am 1. August keinen Pflock ein. Der Inhalt des Referats glich eher einer Pflichtübung. Die allgemeingültigen Gedanken wurden zwar kraftvoll vorgelesen, doch mangelte es an konkreten Kernbotschaften. Das Selbstmarketing gelang hingegen recht gut.

Zusammenfassend darf festgestellt werden: Es sprach eine sympathische, gewinnende Person. Die Rede war laut und kraftvoll, jedoch viel zu vage in der Aussage. ■

INSERAT 1/2 quer RA
SHOPPING TIPP
235 X 149

WESHALB POLARISIERT DIESE FRAU?

Umstrittene Politikerin: Die siebenfache Mutter und deutsche Familienministerin Ursula von der Leyen polarisiert vor allem nach ihren Medienauftritten. Dies machten Kommentare und Leserbriefe deutlich. Wir möchten hier diesem Phänomen nachgehen. Welches sind die Gründe für diese Reaktionen? Verunsichert ihr engelhaftes Aussehen gegenüber ihrer unbeugsamen Zielstrebigkeit? Oder irritiert die rhetorische Perfektion?

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

Ursula von der Leyen scheint alles in sich zu vereinen: Medienrhetorische Kommunikationsfähigkeit, Vereinbarkeit von Kindern und Karriere sowie aussergewöhnliche Intelligenz. Die Senkrechtstarterin trat 1996 in die CDU ein. Sie ist ausgebildete Ärztin. Zur Übermutter geworden, forderte sie als Politikerin Kindergartenplätze zum Nulltarif. Während ihrer Bilderbuchkarriere trat sie immer wieder in Fettnäpfchen, ohne jedoch je Schaden zu nehmen. So wurde ihr Vorschlag des Steuerabzuges bei den Kinderbetreuungskosten von der SPD zerpfückt. Mit ihrem "christlichen" Kreuzzug – gemeinsam mit der evangelischen und katholischen Kirche – empörte sie die SPD und FDP, aber auch die Grünen.

Zuletzt begab sich Ursula von der Leyen als "irritierende Rollenbrecherin" ins Schussfeld der Kritik. Mit den staatlich subventionierten Vätermönaten (bezahlt wird nur, wenn auch der Vater zu Hause bleibt) erboste sie viele CDU Politiker, welche den Eltern nicht vorschreiben wollten, welcher Ehepartner zu Hause bleiben soll. Auch diesen Ärger hinsichtlich Zwang zum "Wickel-Volontariat" der Väter überstand die Familienministerin unbeschadet, sicherlich auch dank der Unterstützung der Bundeskanzlerin. In der Schweiz erlebten wir eine analoge Situation bei Bundesrätin Micheline Calmy-Rey. Sie änderte unerwartet die Spielregeln bei der Rekrutierung ihres diplomatischen Personals und lehnte von 14 Kandidaten 6 nur deshalb ab, weil sie Männer waren. Dieses willkürliche Vorgehen (Zwang zur Annäherung an die Frauenquote. Geschlecht zählt mehr als Qua-



Spaltet das ganze Land: die deutsche Familienministerin Ursula von der Leyen.

lififikation.) führte bei der engagierten Bundesrätin, ähnlich wie bei Ursula von der Leyen zu Protesten. Doch perlte auch in diesem Fall die Kritik an der beliebten Bundesrätin ab. Beide Frauen haben einen Bonus in der Medienwelt.

VERHALTEN VOR DER KAMERA

Ursula von der Leyen wirkt immer freundlich, ist stets gepflegt und situationsgerecht gekleidet. Sie verliert nie die Nerven. Ob diese Perfektion zu penetrant wirkt? Ein Fernsehkonsument liess verlauten: "Ich möchte mal ihre Haarklammerchen klauen und ihre Frisur verwuscheln." Sogar der Name "von der Leyen" passe eher zu einer Heldin aus einem Rosamunde Pilcher Roman. Möglicherweise irritieren von der Leyens Medienauftritte, weil tatsächlich alles zu perfekt zu sein scheint.

Wir haben es bei Bundesrat Furgler vor Jahren erlebt: Für die Bevölkerung waren seine fehlerlosen Formulierungen suspekt. Es wurde damals behauptet, Bundesrat Furgler habe Fehler einbauen müssen, um Akzeptanz beim Volk zu gewinnen. Böse Zungen behaupteten: Nachdem der makellose Rhetoriker gewisse "Schwächen" bewusst gezeigt habe, sei er viel glaubwürdiger geworden. Bei seinen brillanten Auftritten habe er vorher viel zu abgehoben gewirkt. Er wirkte als Perfektionist wie ein Heiliger, ein Übermensch. Erst durch die kleinen Patzer sei er ein normalsterblicher Mensch – das heisst ein Politiker "zum Anfassen" – geworden.

ZUR RHETORIK DER FAMILIENMINISTERIN

Guido Westerwelle sagte in Rostock über von der Leyen: "Wenn man sie reden hört, gewinnt

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Spiegel: Sie nehmen auch die Irritation wahr, die Sie auslösen?</p> <p>Von der Leyen: "Wenn ich jemanden verärgere, dann tut mir das immer leid. Inhaltliche Reibung schafft übrigens wie jede Reibung Wärme."</p> <p>Spiegel: Sie haben Ihre Biografie, Ihre Lebensumstände als Mutter von sieben Kindern sehr demonstrativ ausgestellt, auch das wurde Ihnen zwischenzeitlich zum Vorwurf gemacht. Würden Sie heute sagen, da wäre mehr Zurückhaltung besser gewesen.</p> <p>Von der Leyen: Unter meinen Kritikern gibt es auch ein wenig widersprüchliche Journalisten. Die fragen mich nichts häufiger und intensiver als nach meinen Lebensumständen. Und gleichzeitig kritisieren sie, ich redete zu oft darüber. Ich habe daraus gelernt und versuche, mich zu diesen Fragen so zurückhaltend wie möglich zu äussern.</p> <p>Spiegel: Warum ist es Aufgabe des Staates, sich darum zu kümmern, wer zu Hause die Wiege schaukelt?</p> <p>Von der Leyen: "Kinder haben ein Recht auf Vater und Mutter, das ist bis in die Verfassung hinein verankert. Wenn wir Erziehung wirklich ernst nehmen, dann sollte man beiden gleichermassen finanziell den Rücken stärken."</p> <p>Spiegel: Die Frage ist, warum Sie die Leute nicht selbst entscheiden lassen, wer zu Hause bleibt?</p> <p>Von der Leyen: "Es ist ein Angebot an beide, an Vater und Mutter, sich jeweils für ihre Elternrolle Zeit zu nehmen. Die Eigenheimzulage sollte den Hausbau fördern, aber auch die konnte nur in Anspruch nehmen, wer ein Haus baut."</p>	<p>Die Frage, ob die Irritation wahrgenommen wird, beantwortet von der Leyen nicht. Sie versteht es geschickt, den "Reibungsprozess mit den Kontrahenten" positiv zu deuten. Reibung schafft Wärme! Bei dieser cleveren Argumentation erinnere ich mich an jenen Psychologen, der behauptet hat, eine Therapie bewirke nur dann etwas, wenn der Prozess Schmerzen bereite. Der Journalist goutiert erstaunlicherweise die ausweichende, beschönigende Antwort der Ministerin und geht leider nicht weiter auf die Analogie mit der Reibungswärme ein. Denn zu viel Reibung könnte auch zu viel Wärme erzeugen. Und zuviel Wärme ist bekanntlich gefährlich. Sie könnte zu einem Brand führen. Weshalb sich der Staat darum kümmern soll, wer zu Hause bleibt, wird im zweiten Teil des Dialoges damit begründet, dass das Kind gemäss Verfassung ein Recht auf Vater und Mutter hat. Damit hätten aber auch die sieben Kinder der Gesundheitsministerin ein Recht auf Ihre Eltern, die durch die Berufstätigkeit abwesend sind. Von der Leyen verlagert im zweiten Teil der Antwort den Anspruch der Kinder auf die finanzielle Verteilung auf beide Elternteile. Der Journalist greift zwar nach, doch erkennt er nicht, dass die Familienministerin erneut seiner konkreten Frage ausgewichen ist. Die Politikerin nutzt eine Analogie. Sie vergleicht die Präsenz des Vaters mit den Zahlungen bei der Eigenheimzulage. Sie glaubt, damit einleuchtend begründen zu können, dass nur dasjenige Elternteil Geld bekommen darf, das zu Hause bleibt. Der Journalist akzeptiert diesen Vergleich, obwohl die Analogie mit der Eigenheimzulage hinkt.</p>

man den Eindruck, dass der Bundesadler demnächst durch einen Storch ersetzt werden soll."

Tatsächlich versteht es die Familienministerin, ihre Anliegen, ihre Kernbotschaften so zu wiederholen, dass niemand ihre Argumentation zu Familie, Kindern und Rollenteilung überhören kann.

Die Botschaften werden stets rhetorisch perfekt vorgetragen. Gestik und Mimik stimmen mit den Aussagen überein. Alles scheint wie von einer Computersoftware berechnet. Vielleicht stören sich deshalb viele an dieser makellosen Rhetorik. Wenige scheinen dieses ständig "penetrant Positive" auszuhalten. Wir zitieren aus einem Kommentar in der Sendung Mona Lisa (ZDF): "Ihre Reformansätze beeindruckten. Ihre Performance auch. Von der Leyen verordnet uns "von der Leyen" und das mit einem Kekslächeln, das so manche bittere Pille versüsst." (Ihr Vater war einst Chef einer "Keksfabrik".) Möglicherweise irritieren auch die knallharten gesellschaftspolitischen Inhalte, die nicht zur lieblichen Erscheinung der Politikerin passen. So wie früher die militanten Feministinnen die Gebärverweigerung forderten, so vehement verlangt die Familienministerin die berufstätige Mutterschaft. Frauen, die sich freiwillig dem Erziehungsauftrag und dem Haushalt widmen, finden bei ihr kein Gehör. Die Formel "Kinder, Küche" lautet für

die Familienministerin neu und unmissverständlich: "Kinder und Karriere!"

Für weite Bevölkerungskreise ist dies aber nicht für jedermann nachvollziehbar. Ursula von der Leyen scheint es auch nicht zu gelingen, den deutschen Frauen das Bild der Rabenmutter in den Köpfen zu verdammen. Wer die Familie vernachlässigt und zu wenig Zeit hat für die Kinder, scheint vom schlechten Gewissen nicht so leicht los zu kommen. Frauen, die sich bewusst der Familie widmen, fühlen sich bei der Mutter aller Mütter viel zu wenig ernst genommen. "Nur" Hausfrauenarbeit wird eher belächelt.

Dennoch brachte es die Familienministerin fertig, die wichtigsten Entscheidungsträger hinter ihre kompromisslosen Forderungen zu scharen.

ES GIBT HEUTE ZWEI LAGER

Die eine Bevölkerungsgruppe respektiert die konsequente Beharrlichkeit der ungewöhnlichen Politikerin und ihren grossen Einsatz für die berufstätigen Frauen (für von der Leyen ist Hausfrau kein Beruf). Andere regen sich schon auf, wenn sie die Ministerin am Bildschirm hören und sehen. Von der Leyen wurde möglicherweise auch deshalb zur Reizfigur, weil es kaum vorstellbar ist, dass eine siebenfache Mutter, die vehement die Präsenz der Eltern fordert, persönlich ein Amt ausübt, das

unmöglich mit dieser Forderung vereinbar ist. Wenn die Präsenz der Eltern für die Politikerin Priorität hätte, müsste entweder ihr Ehemann diese geforderte Präsenz garantieren oder das Ehepaar von der Leyen müsste Ersatzeltern engagieren das heisst bezahlen, was für eine durchschnittliche Familie selten möglich ist. Wenn die Familienministerin zudem verlangt: "Unseren Kindern müssen Werte vermittelt werden", so klingt dies ebenfalls unglaubwürdig, weil die Ministerin in der eigenen Familie diese Wertvermittlung ebenfalls delegiert.

ERKENNTNIS

"Es scheint am deutschen Wesen zu liegen. Vor einigen Jahrhunderten gab es schon einmal eine Frau mit gleichem Zuschnitt: Hildegard von Bingen. Beide streng christlich, beide Medizinerinnen, beide von sich höchst überzeugt, beide vom Drang besessen, die Menschen nach ihrem Gutdünken zu führen und zu bessern. Hildegard von Bingen wurde überstanden, man wird auch die doktrinäre Ursula von der Leyen überstehen."

Menschen irritieren und polarisieren vor allem dann, wenn das "Wie" und das "Was" oder das, was "gesagt" und was "vorgelebt" wird, nicht übereinstimmen. ■

(K) EINE KUNST, ANTWORTEN AUF DEN PUNKT ZU BRINGEN?

Swissair-Klagen: Hans-Jacob Heitz, der “Robin Hood der Kleinaktionäre”, nahm in der “Samstags-rundschau” vom 1. April 2006 Stellung zu den Swissair-Klagen. Uns interessierte es, wie der künftige Richter am neu geschaffenen Bundesverwaltungsgericht auf die Fragen von Urs Siegrist antwortete. Heitz gelang, was vielen Politikern leider nur selten glückt: Er brachte die meisten Antworten auf den Punkt.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

1. SEQUENZ	1. ANALYSE
<p>Journalist: “Wenn es um das Grounding der Swissair geht oder Lohnexzesse bei den Grossen oder Managern, die zu viel verdienen und zu wenig leisten, da ist Hans-Jacob Heitz dabei, und so natürlich auch gestern, als der Zürcher Staatsanwalt seine Anklage gegen die ganze Spitze der Swissair vorgestellt hatte. Hans-Jacob Heitz ist ganz offiziell der Präsident von seiner Schutzvereinigung der Schweizer Anleger. Herr Heitz, die Anklagen gegen die Swissair-Spitzen, die haben Sie, so wie sie jetzt gestern gekommen sind, auch überrascht?”</p> <p>Heitz: “Wir sind sehr positiv überrascht, dass die Staatsanwaltschaft in dieser Breite ermittelt hat. Dass sie eine umfassende Anklageschrift geschrieben hat – bezogen auf die Organpersonen, das heisst den ganzen Verwaltungsrat miteinbezogen hat, für die Zeitphase, die zur Diskussion steht.”</p> <p>Journalist: “Sie sagen eigentlich, Staatsanwaltschaft, Respekt. Respekt für das, was gelaufen ist?”</p> <p>Heitz: “Ich billige der Staatsanwaltschaft eine fundierte und seriöse Arbeit zu.”</p> <p>Journalist: “Etwas, was sie nicht immer gemacht haben. Sie hatten eine Aufsichtsbeschwerde gemacht und hatten der Staatsanwaltschaft gesagt: So, jetzt macht endlich vorwärts!”</p> <p>Heitz: “Das ist richtig. Wir haben aber immer gesagt: Wir stellen nicht die Qualität der Arbeit in Frage, sondern den Faktor Zeit, wegen dem Risiko der Verjährung. Das mussten wir hinterfragen. Das ist sicher legitim. Und haben drum letzten Endes wegen einer Aussage aus der Staatsanwaltschaft – vom Grounding-Film – sie würden nicht mehr informieren – haben wir dann die Aufsichtsbeschwerde platziert.”</p> <p>Journalist: “Eine immense Arbeit – 4000 Bundesordner – um ein wenig die Grösse der Untersuchung zu zeigen – das braucht Zeit, viel Zeit. Haben Sie da nicht fast zu viel verlangt? Ein zu schnelles Tempo?”</p> <p>Heitz: (Pause) “Das ist schwer zu beurteilen. Denn: Diese Art eines Falles, die wir jetzt auf dem Tisch haben, das ist absolut neu für die Schweiz – in dieser Dimension. Und auch da muss ich sagen: Die Staatsanwaltschaft hat EDV-mässig die ganze Sache ausgezeichnet aufgearbeitet. Man hat eigentlich implizit über die EDV den Zugriff zu jedem Dokument, sofern man dies will.”</p>	<p>Der Journalist – Urs Siegrist – stellt in der Einführung den “Robin Hood der Kleinaktionäre” wohlwollend vor. Die erste Frage ist noch unverfänglich, Siegrist will nur wissen, ob Hans-Jacob Heitz nach der Medienkonferenz der Oberstaatsanwaltschaft überrascht gewesen sei. Auf die Antwort, er sei durch die umfassende Anklageschrift unter Einbezug des ganzen Verwaltungsrates sehr positiv überrascht gewesen, versucht nun der Journalist sein Gegenüber in einen Widerspruch zu verwickeln. Er verweist auf seine zurückliegende Aufsichtsbeschwerde, mit der er der Staatsanwaltschaft Beine machte. Der Anwalt der Kleinaktionäre musste seine Haltung geändert haben. Heitz antwortet kurz und eindeutig. Er bestätigt: Das ist richtig, und er begründete den angeblichen Widerspruch konkret:</p> <p>“Wir stellten nie die Qualität in Frage, wir mussten das Risiko der Verjährung hinterfragen.”</p> <p>Der Journalist spielt hierauf den Anwalt der Staatsanwaltschaft und macht mit dem Bild der Aktenordner bewusst: Als Beschwerdeführer hätten Sie doch wissen müssen, dass so eine grosse Untersuchung Zeit, enorm viel Zeit braucht (Vorwurf: Das “Beinemachen” wäre nicht notwendig gewesen).</p> <p>Diese Logik zwingt Heitz zum Umdenken. Dies wird auch durch die längere Denkpause deutlich. Er findet innert Sekunden ein Argument, das bewusst macht, dass sein früheres Verhalten nicht unbedacht war.</p> <p>Heitz greift zur bewährten Differenzierungstechnik: In diesem Fall unterscheidet er zwischen “alt und neu”.</p> <p>Die Art des Falles war neu, und die Untersuchung musste EDV-mässig aufgearbeitet werden. Heitz führt diesen Punkt weiter aus und macht ihn dadurch fassbarer: Der Fall hat eine völlig neue Dimension, er kann nicht mit anderen Fällen verglichen werden.</p> <p>Während der ersten Sequenz waren wir überzeugt, dass die meisten Zuhörer das Gefühl hatten, Hans-Jacob Heitz sei sich seiner Sache sicher. Sein Sprechtempo und die Stimme verstärkten diesen Eindruck.</p>



Hans-Jacob Heitz, Robin Hood der Kleinaktionäre.

2. SEQUENZ

Journalist: “Wenn man vergleicht; den Film ‘Grounding’, den unsere Leute auch gesehen haben – Mario Corti ist der letzte Kämpfer – und der kommt jetzt dran, und das kann man ihm also zum Vorwurf machen?”

Heitz: “Schauen Sie. Jeder kleine Gewerbetreibende, der ein Unternehmen hat mit ein paar wenigen Angestellten – Lieferanten und Kunden – der genau dasselbe macht – den Überblick verliert, plötzlich kein Geld mehr hat, Rechnungen nicht mehr zahlen kann, der kommt sehr schnell dran. Und wenn wir das in den Relationen betrachten: Es darf nicht sein, dass in kleinen Fällen Leute verfolgt werden und beim grossen Fall gehen sie dann gewissermassen durch die Maschen. Das wäre nicht in Ordnung. Damit würde unser Rechtsstaat ausgespielt. Und dies ist eigentlich die Kernmotivation unserer Aktivität.”

Journalist: “Auf diese Aktivität kommen wir sicher noch zurück. Sie haben früher den Namen Moritz Suter erwähnt, der in dieser Anklageschrift gar nicht erwähnt wird. Eric Honegger – auch eine wichtige Figur in der Swissair-Geschichte – wird in einem Punkt erwähnt, bei dieser Anklageschrift. Hannes Goetz, jemand, der auch wichtig war in der früheren Phase, wird gar nicht erwähnt. Was kommt da noch? Was erwarten Sie da noch?”

Heitz: “Die Staatsanwaltschaft spricht von einem zweiten Paket. Das ist ein wenig Kaffeesatzlesen. Das mache ich nicht gern. Will nicht mutmassen. Sondern ich werde mich an die Fakten halten, an das, was jetzt eigentlich auf dem Tisch liegt. Für uns jetzt – aus unserer Sicht – weil, das haben wir in der Generalversammlung damals im April 2001 ja moniert und auch einen entsprechenden Antrag auf Ablehnung von der Bilanz und Rechnung gestellt, weil wir immer gesagt haben: Die Rechnung 2000 ist falsch! Möglicherweise war schon die Rechnung 1999 falsch gewesen. Das ist ja immer die Eröffnungsbilanz – die alte Rechnung für die neue.”

2. ANALYSE

In diesem Dialog spielt der Journalist zuerst den Anwalt des Angeklagten Corti. Als Verantwortlicher hatte der sich bekanntlich am Schluss wacker für die Swissair ins Zeug gelegt (siehe Film “Grounding”). Warum wird Corti dennoch so stark belastet? Heitz bedient sich bei der Begründung von Cortis Verfehlungen einer geschickten Analogie. Er schildert detailliert, wie es einem kleinen Gewerbetreibenden ergeht, der das Gleiche macht wie Corti. Mit dem bildhaften Vergleich bringt Heitz den komplexen Sachverhalt auf das Kernproblem. Die Analogie ist nachvollziehbar und überzeugt die Zuhörer. Dank des konkreten Beispiels bedarf es keiner weiteren Begründung. Zudem versteht es Heitz, diese Analogie als Link zur Grundmotivation seiner Arbeit bei der Schutzvereinigung für die Kleinanleger zu nutzen. Er platziert so ganz nebenbei gleichsam einen Werbespot in eigener Sache.

Die Frage, weshalb gewisse Leute nicht erwähnt werden, ist für Heitz Kaffeesatzlesen. Heitz ist glaubwürdig, weil er Vermutungen nicht als Tatsachen verkauft. Er hält sich konsequent an die Angaben der Oberstaatsanwaltschaft. Diese liess verlauten, dass die Anklage in verschiedenen Etappen erfolge. Heitz schloss deshalb die Möglichkeit nicht aus, dass in einer weiteren Phase durchaus noch weitere Personen über die Klinge springen müssen.

Sich nur an die Fakten zu halten, finden wir richtig. Es ist erfreulich, wie “strassengängig” ein Jurist reden kann, beispielsweise: “Kaffeesatzlesen”, “was auf dem Tisch liegt”, “verschiedene Pakete” ...

Die Verlagerung der Antworten auf konkrete Fakten überzeugt, zumal Heitz mit Zahlen und Daten nachweisen kann, dass er schon 2001 gemerkt hat, dass etwas nicht stimmen kann. Obschon die Gedankenbögen des Juristen nicht immer einfach konstruiert werden, sind sie dennoch auch für Laien verständlich.

Heitz bringt die Antwort immer auf einen Punkt. Die Kernaussage der letzten Sequenz lautete: Die Rechnung war falsch!

3. SEQUENZ

Journalist: “Die Angeklagten, inklusive Verwaltungsrat, zeigen eigentlich unisono keine Einsicht. Sie haben in ihren Reaktionen gesagt, sie wären sich keiner Schuld bewusst. Alle sind nicht geständig, nach Staatsanwaltschaft. Ist das auch Taktik?”

Heitz: “Es ist sicher auch Taktik dabei. Ich bin ja Anwalt. Ich weiss, wie man die Klienten auf so etwas vorbereitet. Und ich mache diesen Anwälten gar keinen Vorwurf. Dass sie alles versuchen, die Interessen ihrer Klienten optimal zu erwirken. Dass sie auch versuchen, allenfalls eine Verjährung zu erwirken, das ist legitim. Das ist sogar an sich deren Aufgabe. Sie müssen ja ganz einseitig das Interesse ihres Klienten wahrnehmen. Und da muss man fair bleiben in dieser Auseinandersetzung. Ob es gelingt oder nicht – ich hoffe nicht, dass es gelingt – ich hoffe, dass das Gericht jetzt rasch arbeitet – dass es zu einem Urteil kommt, zu einem ersten – das ist für mich entscheidend und wichtig. Und das glaube ich auch. Und da werden wir auch ein Auge drauf werfen, dass das so bleibt. Und was ich nicht verstehe in der Reaktion, die wir gehabt hatten, gestern und heute: Es gibt ja den Ernst&Young-Bericht mit 5000 Seiten. Den kennen die alle auch. Wenn Sie den lesen, dann ist es eine grosse Ernüchterung. Was da passiert ist. Wie die Verwaltungsräte ihre Sitzungen teilweise geschwänzt haben, hinausgelaufen und fortgelaufen sind – bei ganz wichtigen Entscheiden. Und das ist die Unkultur, die eben dort geherrscht hat.”

Journalist: “Aber so eine Unkultur kann man natürlich nicht anklagen. Das ist im Prinzip, äh, das sind Vorwürfe, das ist nicht optimal gelaufen. Es ist eine Unkultur. Aber das kann man nicht anklagen.”

Heitz: “Das ist völlig klar. Das ist in einem ganz anderen Bereiche. Da kann man Lehren daraus ziehen. Im Fokus steht nach wie vor die Frage: Sind die Zahlen, die publiziert worden sind zuhanden der Anleger, der Öffentlichkeit, richtig gewesen? Ja oder nein? Wenn sie falsch gewesen sind, hat der Verwaltungsrat, der dies den Aktionären beantragt hat an der Generalversammlung – die Rechnung abzunehmen – bis hin zur Revisionsgesellschaft, die das auch abgesehnet hat, jetzt die Verantwortung zu tragen.”

Journalist (etwas später): “Warum ist es so schwierig fürs Gericht, den Vorsatz nachweisen zu können? Bei den Anklagepunkten braucht es ja den Vorsatz. Mario Corti und alle andern müssen es ja mit Vorsatz gemacht haben. Warum ist dies eigentlich diesen Personen so schwierig, dies nachweisen zu können?”

Heitz (Denkpause): “Es ist natürlich immer ausgesprochen schwer, den Willen eines Menschen nachzuweisen, Wenn man das nicht schriftlich hat, hat man dies nicht in der Hand – als Beweis.

Dann müssen sie einen Indizienbeweis oder was immer erbringen. Aber für mich liegt hier der Fall doch etwas anders. Der Verwaltungsrat hat mit Wissen eine Bilanz und eine Jahresrechnung verabschiedet zuhanden der Generalversammlung und der Aktionäre. Und hat dies faktisch – im Prinzip – unterschrieben. Also das Gütesiegel abgegeben. Und ein Eric Honegger hat am 16. Dezember im Jahre 2000 am Fernsehen kommuniziert (auf die Frage, wie das Jahresergebnis 2000 sei). Er sagte: ‘Wir sind innerhalb vom Budget (...)’”

3. ANALYSE

Hans-Jacob Heitz beginnt seine Gedanken zu oft mit “und”. Ein Gedanke wird zu oft mit “und” mit dem zurückliegenden Gedanken verbunden, ohne dass es Sinn macht. Besser ist es, die Gedanken sauber zu portionieren. Diese “Marotte” ist noch nicht störend, Heitz müsste aber auf diese Kleinigkeit achten.

Der Umstand, dass sich die Angeschuldigten keiner Schuld bewusst sind, ist angeblich eine legale Taktik, Heitz – selbst Anwalt – zeigt Verständnis für seine Kollegen, die alle Register ziehen “müssen”, um eine Verjährung zu erwirken. Es sei ihre Pflicht, für die Klienten das Beste herauszuholen.

Heitz geht es nur darum, dass das Gericht nichts versäumt und “vorwärts macht”. Die Antwort bündelt er auf die offensichtlichen, nachweisbaren Verfehlungen, die im Bericht von Ernst & Young nachgelesen werden können. Doch der Journalist zweifelt daran, dass die geschilderte Unkultur eines Verwaltungsrates angeklagt werden kann.

Heitz widerspricht nicht. Er fokussiert die Frage wiederum auf Fakten und Zahlen, die publiziert worden waren. Denn: Die Verfehlungen geben genügend Anlass zu einer Anklage.

Im zweiten Teil bezweifelt der Journalist die Möglichkeit des Nachweises des Vorsatzes der Täuschung. Auch in dieser Antwort weicht Heitz nicht aus. Er bestätigt, dass es immerschwierig ist, die Absicht eines Menschen nachzuweisen, doch gelingt es ihm erneut, Zahlen und Fakten auf den Tisch zu legen. Er zitiert Eric Honegger und veranschaulicht an diesem konkreten Beispiel, dass der Verwaltungsrat die Generalversammlung getäuscht hat.

Wer das Spiel mit Beispielen beherrscht, hat bei Argumentationen stets einen Vorteil. Ein Beispiel erspart oft komplizierte Beweisführungen. Mit einem Beispiel lässt sich die Antwort besser auf den Punkt bringen. Der Punkt (das Argument) wird sichtbarer und damit auch fassbarer, das heisst nachvollziehbarer, verständlicher. Das abstrakte Argument überzeugt.

ERKENNTNIS

Es genügt nicht, bei Antworten, Begründungen und Argumenten einen Gedanken nur auf einen Punkt zu bringen. Es ist auch wichtig, diesen Punkt mit einer Geschichte, einer

Analogie, einem Beispiel oder einem Erlebnis fassbar (begreifbar) zu machen.

Diese Technik veranschaulicht uns das Neue Testament mit den vielen meisterhaften Gleichnissen. Hans-Jacob Heitz beherrschte

jedenfalls in diesem Gespräch die Kunst des Spielens mit Beispielen. Dank dieser Technik brachte er die meisten Antworten auf den Punkt. ■

MEDIENRHETORIK À LA ACKERMANN – BEI FRANK A. MEYER

Medienrhetorik: In der Sendung “Vis à Vis” vom 20. Februar 2006 befragte (SF 1) Frank A. Meyer Josef Ackermann, den Vorsitzenden der Deutschen Bank. Wir verglichen Meyers Gesprächsführung mit zurückliegenden Analysen (als er beispielsweise den Fussballkönig Blatter erstaunlich zurückhaltend interviewte). Uns interessierte aber vor allem Ackermanns Medienrhetorik. Wegen seiner auffallend freundlichen Grundhaltung war das Gespräch sehr ergiebig.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **SF DRS**

Um es vorwegzunehmen: Frank A. Meyer hielt sich bei der Ackermann-Befragung stark zurück. Bei wichtigen Kritikpunkten hakte er nie nach. Im ersten Teil des Gesprächs mit dem prominenten Gast hatten die Zuschauer sogar das Gefühl, Journalist Meyer sei vom Strahlmann Ackermann sehr angetan. Wir befürchteten, der sonst eindeutig links orientierte Journalist verschone den viel geschmähten Buhmann der Deutschen Bank von jeglichen kritischen Fragen. Meyer wollte bestimmt den aussergewöhnlichen Gesprächspartner für “sein” Sendegefäss gewinnen, und es wäre des-

halb durchaus verständlich, wenn Konzessionen gemacht werden mussten – damit der “Chef der Deutschen Bank” überhaupt mitmachte.

Was uns beim Interview auch noch auffiel: Frank A. Meyer liess sein Gegenüber immer ausführlich zu Wort kommen. Der Interviewer bemühte sich, besonders gut zuzuhören. Erfreulich war zudem, dass Frank A. Meyer viel weniger Frageketten stellte als bei früheren Sendungen. Er brachte es fertig, den Gesprächspartner zum Reden zu bringen, was den guten Interviewer auszeichnet. In der zweiten Hälfte sprach dann Frank A. Meyer doch noch

einige der heiklen Bruchstellen aus dem Leben Ackermanns an, jedoch ohne hartes Nachhaken. Dank der auffallend freundlichen Grundhaltung erfuhren wir vielleicht vom “Strahlmann” Ackermann mehr, als wenn er aggressiv “verhört” worden wäre. Bei einem giftigen Gesprächspartner hätte der gewiefte Banker bestimmt defensiver und viel vorsichtiger geantwortet. Wir analysieren nur einige Antworten. Es geht um gewisse “Bruchstellen” im Leben Ackermanns, die der wohlwollende Interviewer im zweiten Teil doch noch angesprochen hatte.

1. SEQUENZ	1. ANALYSE
<p>Journalist: Kommen wir zu Ihrer zweiten grossen Bruchstelle. Das ist ja – äh – das sind die Folgen dieser Abfindungen, die Sie auch mitbewilligt haben im – äh – Mannesmann-Geschäft. Sie haben dort – ich glaube – es waren 60 Millionen Euro – waren es insgesamt dann – Abfindungen. Davon glaube ich 30 Millionen – denk ich – für den Obersten, den CEO von Mannesmann. Und das stiess nun in Deutschland total auf Unverständnis. Es hat zu einem Prozess geführt. Der ja wiederkommt. Der wieder auf Sie – auf Sie zukommt. Haben Sie da die Sensibilitäten Deutschlands nicht richtig eingeschätzt? Oder haben Sie gar nicht daran gedacht? – Ich meine, – äh – Sie haben Ihr Geschäft gemacht und Dinge gemacht, die – von denen Sie ja sagen, es ist Usus – in dieser – äh – Wirtschaftswelt.</p> <p>Ackermann: “Gut – Das eine muss man natürlich sagen. Ich muss ja ganz ... (Worte werden verschluckt – Schluss des Gedankens ist unverständlich – es wurde auch viel zu schnell gesprochen). Ich war erst seit kurzem in Deutschland, als ich damals in diesen – äh – Ausschuss – äh – bei Mannesmann kam – äh. Zweitens war das eine ganz schwierige Situation. Weil ja diese Übertreibungen dieses E-Business mit zu hohen Bewertungen – äh – die Normalität darstellte. Aber: Ja, das hab ich eindeutig unterschätzt. Das war eigentlich für uns – auch in der Schweiz – wie auch weltweit – eine Selbstver-</p>	<p>Die erste Frage des Journalisten ist eine lange Einführung – statt nur einer, werden zwei unterschiedliche Fragen aneinander gereiht. Den Fragen wird zudem eine unnötige Zusatzbemerkung angehängt, die dem Befragten Zeit gibt, seine Antwort ruhig zu bedenken. Ackermann antwortet mit einer konkreten Struktur (Strukturierung ist seine Stärke). Er gliedert seine Antworten meist in zwei bis drei Punkte. Was hier überzeugt: Das unmissverständliche Eingeständnis, die Situation habe er eindeutig unterschätzt. Die Zuhörer erfahren trotz des zögerlichen Startes der Antwort: Ich – Jo Ackermann – war damals frisch im Amt, und die Situation war recht schwierig. Dank des Eingeständnisses, sie nicht richtig eingeschätzt zu haben, muss Ackermann gar nicht mehr auf die zahlreichen Zusatzbemerkungen des Journalisten eingehen.</p> <p>Er weist geschickt auf die exorbitanten Leistungen hin. Damit gelingt es ihm, die unverständlich hohen Zahlungen zu relativieren. Das Wort “verflüchtigt”, das Meyer einwirft, korrigiert der Bankchef elegant – nur so nebenbei.</p> <p>Der grösste Teil der überaus langen und ausführlichen Antwort Ackermanns soll eigentlich nur bewusst machen, dass, wer urteilt, die Zusammenhänge kennen sollte. Mit konkreten Beispielen (narrative Rhetorik) gelingt es Ackermann, den Eindruck zu vermitteln: Ich weiss</p>



Josef Ackermann, Chef der Deutschen Bank.

1. SEQUENZ (FORTSETZUNG)

ständigkeit, dass man – solche – exorbitanten Leistungen – da wurden ja – glaub ich 180 Milliarden an Wert geschaffen für die Aktionäre – äh – auch entsprechend honoriere ...”

Journalist: “Dieser Wert hat sich inzwischen auch wieder verflüchtigt.”

Ackermann: “Also – nicht verflüchtigt – aber es ist ja auch wieder etwas zurückgekommen. Nur: Die meisten haben damals – ich erlebe das oft, wenn ich in Düsseldorf bin. Da sagt mein Taxifahrer ‘Ich konnte mir nur so einen tollen Wagen leisten, weil die Aktien...’ Aber – die meisten haben damals realisiert – und haben auch den Gewinn genommen – äh – Das gilt zwar für die ganze Bewertung, aber nicht so sehr für die einzelnen – Aktionäre. Aber das hab ich eindeutig – äh – unterschätzt. Dazu kommt noch etwa anderes – und das weiss man eigentlich in der Schweiz in der Regel nicht: Es gibt fundamentale philosophische Unterschiede im Rechtsdenken zwischen dem angelsächsischen System und dem schweizerischen und dem deutschen. Das Deutsche ist – ich würde sagen: Drei Dinge sind ganz entscheidend. Erstens einmal diese – diese Checks and Balances. Man versucht mit allen Mitteln – das mag historische Erfahrung sein –, dass Menschen, Persönlichkeiten, die etwas herausragen, möglichst rasch wieder zurückbringt und integriert in das Gesamte. Das ist in der Politik so. Das ist in der Wirtschaft so. Zum Beispiel gibt es keine CEOs im amerikanischen Sinne, wie wir es auch in der Schweiz kennen. Sondern der Vorstand ist insgesamt verantwortlich. Jeder ist für alles verantwortlich. Dann hat man immer diese gegenseitige Kontrolle. Das haben wir in der Politik. Das haben wir in Deutschland ganz extrem. Also der Bundeskanzler ist nicht der Chef. Er hat Richtlinienkompetenz. Er ist nicht dieser starke Mann.

1. ANALYSE (FORTSETZUNG)

Bescheid, ich kenne die Zusammenhänge. Den Zuhörern leuchtet wahrscheinlich ein: Wer nicht alle komplexen Sachverhalte kennt, sollte nicht – kann eigentlich nicht – kritisieren.

Ackermann argumentiert mit einer geschickten Differenzierungstaktik. Für die Öffentlichkeit ist es schwierig, seine langen Gedankengänge richtig einzuordnen, geschweige zu verstehen. Obschon die Antwort zu lang ist, erfüllt sie ihren Zweck. Wir vermuten: Ackermann geht es gar nicht ums Verstehen seiner Antwort. Das lange Votum soll in erster Linie bewusst machen: Hört ihr Leute! Es ist immer einfach zu reklamieren, wenn man von der Sache nichts versteht! Nach unserem Dafürhalten wurde dieses Ziel vor allem deshalb erreicht, weil der Bankchef am Schluss zugesteht, die komplexe Thematik sei den Deutschen nicht klar, weil die Sachverhalte besser konkretisiert werden müssten. Damit beschuldigt er nicht das “dumme” Publikum, sondern er sagt indirekt, die Bank müsste die Öffentlichkeit besser informieren. Dies ist ihr leider bis jetzt noch nicht so gut gelungen. Josef Ackermann blieb während des ganzen Auftritts stets ruhig, bedacht, lächelte öfters recht freundlich, Auf dieses Lächeln werden wir später noch zurückkommen. Jedenfalls konnte der Vorsitzende der Deutschen Bank das Publikum mit seinem Charme gewinnen, obschon er für viele Linke zu den verabscheuungswürdigen Paradekapitalisten (zu den Heuschrecken) zählt. Für sie ist der “Bankboss” eine “Bestie im Nadelstreif”. Es gelang Ackermann immerhin, etwas vom Image “Buhmann Ackermann” abzustreifen.

2. SEQUENZ

Journalist: “Es gibt ja eine Aufnahme, ein Bild von Ihnen, das – man kann fast sagen – durch die Weltpresse ging. Sie sitzen da in diesem Gericht und Sie machen das Victory-Zeichen. Sie machen das Victory-Zeichen, das berühmte von Churchill – und da hat man da gesagt: Da sitzt nun dieser Schweizer, dieser Weltkapitalist und amüsiert sich noch über das Gericht. Mich nimmt wunder, wie es zu diesem Victory-Zeichen kam.”

Ackermann: “Also, ich glaube es ist ein Teil meiner Lebensabschnittsgeschichte in Deutschland und – äh – ich glaub jetzt, das bringe ich nicht mehr weg. Wie kam das – äh – äh? Aus Sicherheitsmassnahmen ist damals das Gericht zu spät gekommen und äh – weil – weil so viele Menschen Einlass haben wollten – und äh – hat sich dreiviertel Stunden verzögert. Ah – die – die Fotografen mussten dann auch den Raum verlassen, sodass wir eigentlich unter uns waren, das heisst die Verteidiger und die – die Beschuldigten und, und die Menschen, die dann schon Eintritt gehabt haben. Ah – man hat uns – äh – sehr geraten, locker zu sein und ja nicht den Eindruck äh, dass man jetzt da reumütig äh dasitzt äh zu geben, sodass einer der Professoren – Rechtsprofessoren – dann so spasseshalber gesagt hat – um uns etwas aufzulockern – denn so angenehm ist es nicht, wenn man es zum ersten Mal erlebt, in einem Gerichtssaal zu stehen – äh – dass – äh – hier das Gericht zu spät kommt, während in den USA Michael Jackson – es war gerade Tage zuvor – zu spät kommt. Und ich würde sagen, ich habe fast als Spontanreaktion – ich erinnere mich gar nicht mehr – innerhalb von Hundertstel Sekunden – weil Michael Jackson damals dieses Victory-Zeichen gemacht hat, wahrscheinlich gesagt: Und dann hat er zusätzlich noch das gemacht. Ah, das ist dann total vergessen gegangen. Niemand hat daran gedacht. Ich bin dann am selben Tag nach Davos gefahren ins Forum. Ich komme dann im Hotel an, da erfahre ich: Es ist unglaublich, was da abläuft in den Medien und so. Ich frage. Was und so? Dann hat irgendeiner – ein Fotograf, der inzwischen viel Geld gemacht hat, hat den Raum, die ganze Zeit.”

Journalist: “Das wollen Sie ihm gönnen?”

Ackermann: “Ja. Das gönne ich ihm herzlich. Ah.”

Journalist: “Vielleicht hat er ja Aktien bei Ihnen gekauft.”

Ackermann: “Vielleicht hat er Aktien gekauft. Ich weiss nicht, was er Gutes damit tut. Er hat das Bild gehabt und rausgeschnitten und hat das Zeitungen verkauft. Und dann hat einer – äh – einen Artikel geschrieben – äh – und als mangelnden Respekt und als Ungeheuerlichkeit usw. bezeichnet. Seither ist das – obwohl es jeder Journalist, jeder weiss, wie das zu Stande gekommen ist. Also es ist so schön und passt so gut oftmals in die Geschichte rein. Ich glaub, mit dem muss ich – muss ich – leben. Aber es zeigt auch, die, die Manipulation, die möglich ist – äh – von den Medien und zeigt natürlich auch, wie man durch Bilder Menschen darstellen kann – äh – und dann in eine gewisse Ecke stellen kann. Also das weiss ...”

Journalist: “Es gibt ja Artikel – jetzt über einige Jahre – immer mal wieder, die zum Teil titeln ‘Buhmann Ackermann’. Klingt ja auch gut. Buhmann-Ackermann – passt nicht wahr? Und äh. Wie, wie, wie nehmen Sie das – derart unter Druck auch der Medien – zum Teil?”

Ackermann: “Ah – Ich zeige einmal die Geschichte von Maggie Thatcher – die sie erzählt hat und Berlusconi hat das auch wiederholt. Ah. Die sagen beide: Sagen Sie Ihren Assistenten. Ich will nur die guten Dinge wissen und nicht die schlechten. Und Berlusconi hat dann gelacht und gesagt: Und sechs Monate muss ich nichts mehr lesen. Und ich mach das genau so. Ich lese es wirklich einfach nicht.”

2. ANALYSE

Als Frank A. Meyer dem Interviewten anbot, den Hergang “Victory-Zeichen” aus der Sicht des Betroffenen zu schildern, spitzten wir die Ohren. Wir hatten nämlich seine Aussagen bei früheren Medienauftritten schon einmal protokolliert und diese Darstellung im Internet festgehalten. Es geht um den Fernsehauftritt vom 16. Juni 2005 bei Maybrit Illner in “Berlin Mitte”. Wir stellten damals fest, dass Ackermann die Geschichte bei Illner auch verschönert und aufpoliert hatte. Die neue Beschönigungsgeschichte bei Frank A. Meyer stimmt nicht mit Ackermanns früherer Version überein. Wir gehen davon aus, dass er inzwischen von einem Reputationsmanager gecoachert worden ist. Falls dies der Fall war, hätte dieser Manager bedenken sollen, dass die alten Aussagen gespeichert sind und deshalb keine neue Version aufgetischt werden darf. Bei Frank A. Meyer verlor Ackermann vor allem deshalb an Glaubwürdigkeit, weil er ein zu plumpes falsches Spiel gespielt hat. Er spricht so, als ob er tatsächlich dem Fotografen den Erlös (aus der berühmten Aufnahme) von Herzen gönne, ihm diese Geschichte gefalle und er sie sooo schön finde. Dies ist unrealistisch und damit völlig unglaubhaft. Ackermann macht damit sein gut inszeniertes Konzept zunichte. Die Freude an der Geschichte wäre auch als ironische Bemerkung deplatziert gewesen. Ganz schlimm finden wir jedoch Ackermanns Haltung bei der Thatcher-Geschichte. Kritik völlig auszublenden und sich nur noch an den positiven Rückmeldungen des eigenen Umfeldes zu orientieren (dies sind keine Hofnarren, sondern Interessenvertreter), ist völlig unverständlich. Unglaublich, wenn selbst der oberste Chef das Prinzip Feedback-Kultur einer Firma nicht kennt. Persönlichkeitsschulung heisst nie, nur Kritik oder nur das Gute entgegenzunehmen. Wir müssen beides kennen, unsere Stärken und unsere Schwächen. Der Medienspiegel ist ein nicht zu unterschätzender Anteil innerhalb der Feedback-Kultur. Ein Manager, der sich nur noch einseitig beleuchten lässt, lernt seine Verbesserungspunkte gar nicht kennen, das heisst er würde letztlich stehen bleiben und nichts mehr lernen.

Medienauftritte wären so einfach, wenn man keine billigen Spielchen inszenieren würde. Das Einfache ist deshalb oft nicht einfach, weil sich die Akteure nicht auf das Wesentliche konzentrieren. Das Wesentliche ist bei jedem Auftritt die Vorbereitung, das Antizipieren der Argumente und, wenn es dann ernst wird, die 100-prozentige Präsenz! Der bewährteste Grundsatz lautet auch für Jo Ackermann: Sei du selbst! Hier besteht grosser Nachholbedarf bei ihm.

Noch ein Wort zu Ackermanns Lächeln

Während aller Gespräche dominiert auf Ackermanns Gesicht stets ein Lächeln. Lachfalten rahmen die aufmerksamen, braunen Augen ein. Ein Mann, der viel lacht? Ein Mann, der sich dieses Lachgesicht angewöhnt hat, so wie es sich Unterhaltungsmusiker angewöhnt haben? Ackermanns Zähne sind meist gut sichtbar, doch öffnen sie sich kaum. Uns signalisiert (die gespielte?) Freundlichkeit: Ich stehe über der Sache und habe Verständnis für alle Fragen. Die Wirkung seines Lächelns pendelt aber zwischen Überheblichkeit, Selbstbewusstheit und gewisser Verbissenheit.

Erkenntnis

Es ist unwahrscheinlich, dass weder dieses Victory-Zeichen im Gerichtssaal je vergessen wird noch die verschiedensten Erklärungen Ackermanns, wie es dazu kam. Deshalb sollte er künftig jede Stellungnahme dazu ablehnen. Mit freundlichen Worten und einem Lächeln.

VON HAHNENKÄMPFEN UND EINEM, DER KEIN HAHN SEIN MÖCHTE

Selbstbewusster Magistrat: Von Bundesrat Pascal Couchepin sind wir es gewohnt, dass er sehr selbstbewusst auftritt. Dabei wirkt er von sich selbst sehr eingenommen. Obwohl es sich bei diesem Gespräch nicht um ein spontanes Livegespräch handelt sondern um ein Interview in der NZZ am Sonntag, sagen die gedruckten Antworten viel mehr über die Persönlichkeit Couchepins aus, als ihm vermutlich bewusst ist.

Text: **Marcus Knill**

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Laut einer vor kurzem veröffentlichten Umfrage sind Sie der unbeliebteste Bundesrat. Macht Ihnen das Sorgen?”</p> <p>Couchepin: “Unser System hat nur einen Gradmesser für Politiker: Wahlen. Nachdem ich es in meinem Leben bestimmt schon 20 oder 25 Mal erlebt habe, kann ich sagen: Ich bin es gewohnt, wiedergewählt zu werden. Insofern beunruhigt mich meine angebliche Unpopularität nicht sonderlich stark. Sorgen macht mir bei dieser Umfrage etwas anderes.”</p> <p>Journalist: “Was denn?”</p> <p>Couchepin: “Dass man Politiker beurteilt, wie ein Preisrichter in einer Geflügelschau tut: Wer ist der schönste Gockel auf dem Miststock? Wer ist der liberalste Freisinnige? Wer ist der beste Bundesrat, wer der beste Parteipräsident? Mittlerweile gibt es in den Medien fast täglich Ratings und Umfragen...”</p> <p>Journalist: “In einer Demokratie wird es wohl noch erlaubt sein, nach den Qualitäten des politischen Personals zu fragen?”</p> <p>Couchepin: “Ja, aber der permanente Druck, sich als den Besten, Klügsten und Intelligentesten darzustellen, hat uns in eine ziemlich lächerliche Lage manövriert. Denken Sie daran, was sich seit dem Swisscom-Beschluss des Bundesrates abspielt: Seit Wochen drängeln sich die Exponenten der Parteien vor die Kameras und Mikrofone. Eine Idee jagt die andere, jeder will in die Zeitung. Ich habe den Eindruck, dass den Parteien die Medienpräsenz wichtiger ist als politische Resultate.” (Nachdem Couchepin sich auch noch gegen die Gleichmacherei wehrt und betont: Jeder wolle das gleiche Ansehen geniessen wie sein Konkurrent, sagte er: “Das ist eine gefährliche Tendenz, denn in der Konsequenz läuft sie auf den Kampf aller gegen alle hinaus. Dies führt zu einer unglaublichen Aggressivität.”)</p> <p>Journalist: “Woher kommt diese Tendenz?”</p> <p>Couchepin: “Sie ist eine Entwicklung unserer Gesellschaft. Und weil die politischen Inhalte immer mehr in den Hintergrund treten, spielt eben der mediale Schönheitswettbewerb eine wichtigere Rolle. Irgendwann wird man die Politiker wohl daran messen, welche Kleider sie tragen. Dann ist die Frage in der Tat, wer der schönste Hahn auf dem Miststock ist.”</p>	<p>Bundesrat Pascal Couchepin beginnt mit einer Lenkungstechnik. Er verlagert die angesprochene Sorge um seine Popularität geschickt auf eine andere Sorge, die er nur antönt und damit den Journalisten reizt, nachzufragen. Zur schlechten Beurteilung nimmt er (bewusst?) keine Stellung. Dafür kann er seine Bedenken zu den Ratings loswerden. Couchepin scheint sich an die Unpopularität gewöhnt zu haben, zumal für ihn nur die Wahl entscheidend ist und seine Beurteilung durch Journalisten völlig ignoriert werden kann. Die “angebliche Unpopularität” (mit dem Wort “angeblich” sagt Couchepin, dass die Unpopularität möglicherweise gar nicht existiert) scheint den Magistraten nicht sonderlich stark zu beunruhigen. Indirekt gibt er dennoch zu, dass es ihn beunruhigt – mit der Formulierung “nicht sonderlich stark”. Möchte er damit sagen: Es hat mich “ein wenig stark” getroffen?</p> <p>Couchepin bringt den Vergleich mit der “Geflügelschau” selbst ins Spiel. Es ist nicht der Journalist, der das Bild vom “schönsten Gockel auf dem Miststock” einfließen lässt. Der Magistrat muss sich deshalb nicht wundern, wenn seine Metapher das ganze Interview dominiert und sogar die Redaktion dazu bringt, über das gross aufgemachte Interview mit Couchepin den Titel zu setzen: “Ich war nie der Hahn auf dem Mist” (mit dem Untertitel: Bundesrat Pascal Couchepin sieht das politische System durch lächerliche Hahnenkämpfe gefährdet...).</p> <p>Aus den Antworten wird klar: Couchepin schätzt den Druck der Medien nicht. Ob er jedoch die Sucht nach Medienpräsenz ebenfalls dermassen geisseln würde, wie er es bei den Exponenten der Parteien tut, wenn er persönlich von den Medien als der grösste, der schönste und der intelligenteste aller Gockel gesehen worden wäre? Überhaupt ist es erstaunlich, wie lange Couchepin bei der Thematik “Schönheitswettbewerb” kleben bleibt. Könnte es sein, dass die negative öffentliche Beurteilung seiner Person trotz seines Negierens ein wunder Punkt ist? Er greift erneut das Bild auf: “Wer ist der schönste Hahn auf dem Miststock?” Es ist uns unerklärbar, dass ein Bundesrat selbst von “Hahnenkämpfen” spricht. Selbst will er jedoch bei den Auseinandersetzungen nicht zu den “Hähnen” gezählt werden. Weshalb will ausgerechnet jener “Hahn”, der bei den “Hahnenkämpfen” am aktivsten kämpft, nicht zu den Streithähnen gehören?</p>

2. SEQUENZ

Couchevin: "Ein Freund hat mir erzählt, dass man sich auch in der Werbung Sorgen darüber macht, dass die Leute nicht mehr über die Produkte, sondern über die Werbespots sprechen. An einem Kongress in Cannes haben Werbefachleute vereinbart, die Aggressionsspirale in der Werbung zu stoppen. Das muss man auch in der Politik tun."

Journalist: "Sie haben auch schon Dinge gesagt, die andere als aggressiv empfanden."

Couchevin: "Welche?"

Journalist: "Zum Beispiel, dass Blochers Haltung gefährlich für die Demokratie sei."

Couchevin: "Dazu stehe ich immer noch. Es ging damals darum, dass Blocher die Volkssouveränität über alle anderen Werte gestellt hat. Eine solche Haltung ist in der Tat gefährlich für die Demokratie. Ich habe mit Blocher über diese Frage gesprochen und kann sagen, dass er mittlerweile mit mir einverstanden ist."

Journalist: "Will heissen, Sie hatten Recht?"

Couchevin: "Das wäre zu hahnenkämpferisch, wenn ich das so formulieren würde. Es war jedenfalls eine interessante Diskussion, in deren Verlauf es sich erwiesen hat, dass sogar in der schweizerischen Demokratie das Volk zwar die Quelle der Souveränität ist, es aber dennoch Dinge gibt, die über einem Mehrheitsentscheid liegen."

Journalist: "Apropos Blocher: Hat Ihre Umfrageskepsis vielleicht auch damit zu tun, dass sie Ihre eigene Stellung als Hahn auf dem bundesrätlichen Misthaufen gefährdet sehen?"

Couchevin: "Ich war nie Hahn auf dem Misthaufen und werde es auch nie sein! Mein Argument ist grundsätzlich und nicht persönlich. Es geht darum, dass die gesamte Öffentlichkeit mittlerweile so organisiert ist, dass jede politische Auseinandersetzung als Hahnenkampf aufgefasst wird. Das reicht von der 'Arena' bis zu den Kampagnen des Blicks."

Journalist: "Gibt es im Bundesrat keine Hahnenkämpfe?"

Couchevin: "Bis jetzt geht es. Und es geht sogar besser (...)."

ANALYSE

Der Vergleich mit der Werbung ist raffiniert. Tatsächlich ist Werbung sinnlos, wenn der Werbespot im Zentrum steht und das Produkt zum Nebenprodukt verkommt. Die Analogie zur Politik leuchtet ein. Inhalte dürfen nicht wichtiger sein als Äusserlichkeiten. Der unangenehmen Anspielung des Journalisten auf frühere verletzende Aussagen Couchevins in der Öffentlichkeit begegnet der Minister mit einer raffinierten Gegenfrage: "Welche?" In der Hoffnung, Vergangenes sei vergessen, möchte Couchevin dieses unangenehme Thema elegant übergehen. Doch der Journalist lässt durchblicken, dass er verschiedene konkrete Beispiele aufzählen könnte. Er erinnert konkret an die Aussage über Blocher.

Nach gewohnter Manier rückt Blochers Kontrahent nicht von seiner Position ab. Er stehe immer noch zu seiner Meinung und behauptet, Blocher sei mittlerweile auch mit ihm einverstanden. Diese Aussage nehmen wir Couchevin nicht ab. Wir können uns kaum vorstellen, dass Blocher tatsächlich damit einverstanden gewesen ist, dass seine Haltung die Demokratie gefährde. Es ist denkbar, dass es zwischen Blocher und Couchevin eine fachspezifische Gemeinsamkeit gab. Die Argumentation Couchevins ist deshalb bei dieser Frage aus unserer Sicht unglaubwürdig. Sie ist ein geschickter Versuch, weitere Vorwürfe abzufangen. Auf die Nachfrage: "Das heisst, Sie hatten Recht?", greift Couchevin einmal mehr die Analogie "Hahnenkampf" auf. Er weiss zwar, dass er Recht hatte, doch möchte er es nicht noch einmal bestätigen, sonst wäre es nach seinem Dafürhalten zu "hahnenkämpferisch". Als habe es der Journalist gemerkt, dass Couchevin auf den Vergleich mit den Hähnen im Bundeshaus ungehalten reagiert (ausgerechnet auf das Bild, das der Bundesrat zu Beginn des Gesprächs selbst gemalt hat), hakt er provozierend nach: Könnte es nicht sein, dass Sie durch Blocher Ihre Stellung als Hahn auf dem Misthaufen gefährdet sehen? Es erstaunt die vehemente Negation: Ich war nie Hahn auf dem Misthaufen und werde es nie sein! Durch die negative Wiederholung nistet sich dieses Bild aber erst recht ein.

ERKENNTNIS

Wer interviewt wird, sollte sich stets bewusst machen: Mit der Antwort (mit den eigenen Worten) pflastert der Interviewte den Weg des Gesprächs selbst. Auch ein Bundesrat müsste im Grunde genommen wissen, dass seine Aussagen vom Journalisten im Gespräch ange-

sprochen werden können. Ist es nicht erstaunlich, dass ein erfahrener Bundesrat nicht merkt, dass er sich selbst in die Thematik "Hahnenkampf – Hahn auf dem Miststock" hineinmanövriert hat? Aus unserer Sicht liess sich Bundesrat Couchevin viel zu lange in der eigenen Methapher verstricken. Erkenntnis:

Wer fragt, führt – aber auch derjenige, der antwortet, kann mit seinen Antworten das Gespräch lenken. Viele Interviewte stellen sich leider selbst ein Bein und beschuldigen nachträglich die Medien, wenn sie schlecht weggekommen sind. ■

INSERAT 1/4 quer RA
SEARCH.CH
235 X 80

KONJUNKTIV-RHETORIK: WARUM HANS WYSS NICHT ÜBERZEUGTE

Eindeutige Antworten überzeugen: Wie konkret sollte eine Aussage sein? “Sehr konkret”, meint Kommunikationsberater Marcus Knill und wehrt sich damit gegen die “Konjunktiv-Rhetorik”.

Anhand eines Interviews mit Hans Wyss, Direktor des Bundesamtes für Veterinärwesen, zeigt er auf, welche Fallstricke warten, wenn die Aussagen zu wenig eindeutig und präzise sind. Thema des Gesprächs: das geplante Kampfhundeverbot.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Bei der Vogelgrippe hatten die Leute Panik, haben Angst gehabt, bei den Kampfunden – das ist ja unser Thema – ist es ähnlich. Sind die Fälle vergleichbar?”</p> <p>Wyss: “Sie sind – nicht einfach so – vergleichbar. Aber es hat Aspekte darin, die vergleichbar sind.”</p> <p>Journalist: “... was politisch abgeht?”</p> <p>Wyss: “Nicht unbedingt das – mir – ist eigentlich ein Aspekt, der sicher vergleichbar ist, ist, dass in der Bevölkerung eine grosse Angst entsteht – und dass – die Gesellschaft, der Bürger erwartet, dass man jetzt Massnahmen treffen kann, um diese Angst beseitigen zu können. Das heisst: Dass man sich wieder sicher fühlt. Sicher vor einer Tierseuche oder sicher hier vor Hunden, die ein Gefährdungspotenzial für den Menschen haben.”</p> <p>Journalist: “Es gibt eine Petition eines Verbotes von bestimmten Rassen (Pitbulls). Kann man damit wirklich etwas erreichen, oder ist dies nur eine Beruhigungsmassnahme?”</p> <p>Wyss: “(Pause) Für was wir uns eigentlich einsetzen – und ich persönlich – ist, dass wenn man Massnahmen trifft, dass diese wirklich eine Verbesserung bringen. So gesehen, ein alleiniges Verbot z.B. von Pitbulls löst das Problem sicher nicht. Da sind sich alle Fachleute einig. Also wenigstens müsste man noch weitere Rassen dazunehmen. Was ist mit den Kreuzungsprodukten? Was ist mit den Rassen, die das gleiche Potenzial haben, aber vielleicht eine grössere Akzeptanz haben? Also: Ein alleiniges Verbot löst das Problem sicher nicht. Dass es möglicherweise in einer Palette von Massnahmen am Schluss – auch – braucht, dass man gewisse Rassen ganz verbietet, das ist wieder etwas – wenn die Gesellschaft da will – dann – dann setzt man das um.”</p> <p>Journalist: “Sie sagen, ein Verbot allein nützt nichts. Vor rund einer Woche hat Ihr Chef, Bundesrat Deiss, den Vorfall in Zürich bedauert und gesagt, er fordere Massnahmen für das ganze Land. Was gibt es für Massnahmen, die etwas brächten?”</p> <p>Wyss: “Also ich bin froh, dass – dass dies Bundesrat Deiss auch so – äh – klar formuliert hat – und – er hat – auch – auf ein Problem hingewiesen, und und das ist – für mich etwas, das, das sicher – äh – ein wesentlicher Aspekt ist (...).”</p>	<p>In dieser ersten Antwort ist ein Hans Wyss zu hören, der die Ängste der Bevölkerung ernst nimmt und alles tun will, um diese Ängste beruhigen zu können. Man wolle Massnahmen treffen, damit sich die Bevölkerung wieder sicher fühlen könne. Solche Worte waren leider vor der Intervention von Bundesrat Deiss nie zu hören. Auf die Frage, ob ein Verbot nur eine Beruhigungsmassnahme sei, geht Wyss nicht ein (Ausweichtaktik?). Bei den konkreten Massnahmen (Verbot bestimmter Rassen) stützt sich Wyss wiederum auf Fachleute, die davon nichts halten. Das Problem würde damit sicher nicht gelöst. Wir stellten im Laufe des Interviews fest, dass Wyss nur dann handeln möchte, wenn das Problem ganz gelöst werden kann. Mit der Forderung nach umfassenden Massnahmen, die auch umgesetzt werden können, ist es ihm möglich, alle konkreten Vorschläge infrage zu stellen, denn jede Anordnung könnte umgangen werden. Sie wären nie zu 100 Prozent durchsetzbar. Dank dieser Voraussetzung kann er nun alle Vorschläge infrage stellen. Heute scheint zwar Wyss bereit, die bittere Pille (Verbot) zu schlucken, falls es die Bevölkerung wünscht. Wir entnehmen der Antwort die Haltung: Wenn es mein Chef, Bundesrat Deiss, so wünscht, dann mache ich es schon.</p> <p>Der Journalist hakt nach und fragt den Direktor des Veterinärwesens, welche wirksamen konkreten Massnahmen er denn persönlich vorschläge. Wyss ist sich bewusst, dass ihm vorgeworfen wurde, jahrelang nichts getan zu haben. Er ist deshalb darauf bedacht, jede Gelegenheit zu nutzen, sein negatives Bild (auch alte Kritik anlässlich des Kommunikationschaos bei den Vogelgrippe-massnahmen) zu korrigieren. Nachdem der Journalist den Entscheid des Bundesrates ins Spiel gebracht hat, verdeutlicht uns die Art und Weise des Sprechers: Es ist wohl für den Chefbeamten doch nicht alles so klar. Das signalisieren die Satzbrüche, Stockungen. Der rhythmische Akzent stimmt nicht. Generell fallen die zahlreichen abschwächenden, vagen Formulierungen auf, wie: also, eigentlich, allfällig, möglicherweise, vielleicht, eventuell, gewisse.</p> <p>Wyss liebt Leerformeln, ohne konkret zu werden, wie: “Ein wesentlicher Aspekt”. Welcher? Gibt es ein Beispiel? Wyss spricht meist in einem etwas ungehaltenen Ton. Zu schnell, mit vielen Wortwiederholungen, Satzbrüchen. Die Modulation ist dürrig (generell zu laut).</p>



Hans Wyss.



Zankapfel Kampfhund.

2. SEQUENZ

Journalist: “Haben dann die Kantone geschlafen?”

Wyss: “Es ist nicht meine Rolle, dass ich jetzt da hier den schwarzen Peter –äh – hin- und herschiebe.”

Journalist: “Er ist genug verteilt, der schwarze Peter, jetzt, ja?”

Wyss: “Oder, was, was, was sicher eine gewisse Frustration ist – äh – ist, dass wir – äh in dem, was abgemacht wurde – was der Bund machen sollte – nämlich ‘Kennzeichnung und Registrierung von Hunden’ – zu regeln – das haben wir gemacht – das tritt jetzt in Kraft – jeder Hund muss ‘gechipt’ sein ab 1. Januar 2006 und muss registriert sein. Aber beispielsweise hat es das Parlament schon abgelehnt, dass man eine zentrale Datenbank machen würde. Wir erreichen es jetzt zusammen mit den Kantonen, dass praktisch eine zentrale Datenbank entsteht. Und das Zweite, was der Bund hätte machen sollen, ist – im Tierschutzgesetz, letztlich die Voraussetzungen schaffen, dass man – drakonische Massnahmen treffen kann, wenn, wenn – wenn Tiere – jetzt Hunde im Speziellen äh – klar sind – entartet sind – also – so vom Mensch – genutzt werden, dass es, dass es wirklich – einfach – nicht sein darf.”

Journalist: “Auf einzelne Massnahmen kommen wir noch zurück. Wir wollen hier nicht billige schwarze Peter zuweisen. Jetzt habe ich doch den Eindruck: Jetzt wird es billig, wenn wir sagen: ‘Die Kantone!’ Wir hatten schon im Jahr 2000 Unfälle gehabt mit Kampfhunden. Ein Knabe wurde im Kanton Thurgau attackiert. Sie haben damals gesagt: Jetzt braucht es eine Bundeslösung. Jetzt muss etwas geschehen. Die Leute fragen sich: Welche Massnahmen hatte man gemacht? Haben Sie Empfehlungen abgegeben an die Kantone, und diese haben es einfach nicht umgesetzt?”

Wyss: “Also (Pause) – es sind – wirklich Empfehlungen gemacht worden. Immer aber unter der Prämisse, dass man sagt – es ist – und das ist auch die Abmachung mit den Kantonen. Kantone haben Wert darauf gelegt, dass dies ihre Kompetenz ist. Es geht wirklich nicht um das Schwarz-Peter-Zuschieben, sondern die Erkenntnis, dass man, äh – dass der Bund letztlich dafür sorgen muss, dass, dass es an allen Orten gleich geregelt ist – das ist ja nicht der einzige Bereich, wo wir auf derartige Probleme stossen. Und das ist etwas, was immer mehr sichtbar wird, das ich als ehemaliger Kantonsvertreter – äh – ganz klar sagen muss: Das ist – wirklich – notwendig, dass wir Vorschriften haben, die nachher überall gleich umgesetzt werden. Aber genau hier – war es eigentlich – schwierig gewesen. Ich muss sagen, es ist mehr persönlich ‘verrückt’, dass es jetzt so einen dramatischen Fall braucht, dass wir – genügend Unterstützung bekommen. Dass man sagt: ‘Jetzt muss es wirklich eine Lösung geben, die bundesweit gilt.’”

ANALYSE

Wyss bringt das Wort “schwarzer Peter” selbst ins Spiel und merkt nicht, dass der Journalist dieses Bild dankbar aufnimmt, um es gegen ihn zu verwenden. Ob er nicht richtig zugehört hat? Nach dem Vorwurf schwadroniert Wyss jedenfalls unstrukturiert drauflos mit Wortwiederholungen, unpassenden Pausen, mit Bandwurmformulierungen und zu vielen Einschüben. Dies verdeutlicht, wie frustriert Wyss tatsächlich gewesen sein muss. Im Grunde verteidigt und rechtfertigt er sich, indem er in seiner Antwort selbst dem Bund den “schwarzen Peter” zuschiebt. Er sagt, was dieser hätte machen sollen. Diese erste lange Antwort ist kein rhetorisches Meisterstück. Wyss hätte die ganze Sequenz auf wenige – in sich abgeschlossene Gedankenbogen – reduzieren können. Bei der Frage, ob die Kantone die Vorschläge nicht umgesetzt haben, greift Wyss erneut den “schwarzen Peter” auf. Durch diese Wiederholungen wird allen Zuhörern klar: Das Zuschieben von Fehlern ist das Problem, das Wyss beschäftigt haben muss. Den Versuch, es zu bagatellisieren, indem er es in weitere Probleme des Bundes einbettet (und es damit nur noch zu einem Problem unter vielen anderen Problemen wird), finden wir geschickt.

Die Stimme von Hans Wyss wird ständig schärfer, metalliger – giftiger? Eine Nuance Beleidigung schwingt mit. Auf den Vorwurf, warum nicht schon früher auf die Kantone Druck ausgeübt worden sei, geht er gar nicht ein. Es folgt dafür eine lange “Ersatzgeschichte” über die eigene Tätigkeit beim Kanton. Der Journalist muss als Profi nachhaken: “Haben Sie als BVET-Chef nicht Druck gemacht?”

Dass Wyss als Direktor eines Bundesamtes lieber etwas praktisch umsetzt, als im Büro zu sitzen, gibt uns zu denken. Der oberste Chef gehört nicht an die Front. Sein Job ist nämlich ausgerechnet das Umsetzen am Schreibtisch oder bei Verhandlungen. Hoffentlich war diese Bemerkung nicht so gemeint, wie sie gesagt wurde.

3. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Zum Verbot der Kampfhunde: Ein Zuhälter, der heute einen Pitbull hat (...).”</p> <p>Wyss: (ruft dazwischen) “Der hat morgen einen Rottweiler.”</p> <p>Journalist: “Dann verbieten wir auch den Rottweiler.”</p> <p>Wyss: “Gut, dann hat er übermorgen einen Schäfer.”</p> <p>Journalist: “Der kommt kaum mit einem Pekinesen ins Milieu.”</p> <p>Wyss: “Nochmals, der kommt übermorgen mit einem Schäfer. Also ich sage nicht.”</p> <p>Journalist: “Hat der Schäfer das gleiche Statussymbol wie der Pitbull – den gleichen Imagetransfer? Findet der statt – wirklich?”</p> <p>Wyss: “Glücklicherweise nicht. Ich kenne die Szene gar nicht. Ich will damit nur etwas sagen und nochmals betonen: Es kann sein, dass am Schluss einfach gewisse – aus den Gründen, die Sie vorher genannt haben – gewisse Rassen verbieten muss. Aber. Was fatal wäre, wenn wir sagen würden, damit sei das Problem gelöst.”</p> <p>Journalist: “Importverbot, macht dies Sinn?”</p> <p>Wyss: “Da stelle ich eine Gegenfrage. Wir haben immer mehr offene Grenzen. Wir bauen die Grenzkontrolle ab auf ein Prozent. Physische Kontrolle. Autos fahren an Grenzstellen durch. Jetzt muss ich Sie fragen. Wir können das Importverbot erlassen. Aber es wäre unehrlich, wenn ich Ihnen hier sagen würde, wir könnten dies unter Kontrolle haben – den Import. Wir können ihn verbieten, aber wir müssen ganz klar sagen, das können wir nicht einfach so unter Kontrolle haben. Das wäre unehrlich.”</p> <p>Journalist: “Deutschland und Frankreich, die das haben, machen die etwas falsch?”</p> <p>Wyss: “Nein – es wird – schauen Sie – Frankreich. Ich sage Ihnen ein Beispiel. Im Kanton Neuenburg, die Pitbull, die dort registriert sind, die kommen praktisch alle aus Frankreich. Frankreich hat zwar die Pitbull verboten. Also ich will damit einfach sagen: Wenn wir offene Grenzen haben, kann man Verbote erlassen, aber man darf die Bevölkerung nicht im Glauben lassen, damit sei das Problem gelöst.” (Bei den Massnahmen befürwortet Wyss, die Ausbildung und Bewilligungen für Hundehalter. Der Direktor des BVET war der Meinung, wenn Hunde draussen immer an der Leine sein müssen und den Maulkorb tragen müssen, müsste man lieber keine Hunde haben.)</p> <p>Journalist: “Hans Wyss, nachdem ich Ihnen zugehört habe bei der Liste von Massnahmen, stellte ich fest, dass sie häufig den Konjunktiv brauchen – die Möglichkeitsform. Es hängt von den Kantonen ab. Von der föderalistischen Struktur, von der Gesetzgebung, es hängt ab vom Parlament, von Politikern, die sparen wollen. (Das Ganze braucht Geld, wenn man Massnahmen umsetzen will.) Sie glauben nicht mehr recht daran, dass eine dieser Massnahmen wirklich kommt, dass es scheitert.”</p> <p>Wyss (Ruft dazwischen, wird nicht verstanden, dann ist zu hören): “Ich glaube schon dran. Ich, Ich glaube darum daran. Weil: Es gibt Kantone, die Massnahmen getroffen haben. Äh ... Basel beispielsweise und, und was mein Ziel eigentlich ist.”</p> <p>Journalist: “Die haben es aber vor dem Unfall getroffen – Basel! Also Im Nachgang von 2000?”</p> <p>Wyss: “Wir haben einfach ... Die Empfehlungen haben die relativ weit umgesetzt und, und sind sogar einen Schritt weiter gegangen (...).”</p>	<p>In der ersten Passage wird die Argumentationskette des Chefs des BVET ersichtlich.</p> <p>Er will dank eines Gedankenspiels aufzeigen, dass Verbote stets durchlöchert werden können.</p> <p>Diese Logik hat einen Haken. So wie Wyss auch bei den Einführungsbeschränkungen mit der grünen Grenze operiert und ständig darauf hinweist, dass trotz Einfuhrverbot die Reglemente umgangen werden können, so will er im Grunde genommen zeigen, dass Verbote nichts bringen.</p> <p>Der Journalist durchbricht die Argumentationskette mit einer Fragetechnik. Die Wirkung der Fragen ist enorm. (Wer fragt, führt.) Er muss zugeben, dass der Imagetransfer vom Kampf- zum Schäferhund nicht funktioniert. Peinlicher: Mit der Aussage, er kenne die Szene gar nicht, ist seine Beurteilung über die Hundehaltung in ihr unglaublich.</p> <p>Im Gegensatz zu den früheren Hinweisen, dass Experten Verbote ablehnen, negiert Wyss das Verbot gewisser Tierrassen nicht. Wiederum mahnt er: Glaubt nicht, dass damit das Problem gelöst sei. Wir wissen alle, dass es keine völlige Sicherheit geben wird, aber mit griffigen Massnahmen können Vorfälle reduziert werden.</p> <p>Beim Importverbot kündigt Wyss eine Gegenfrage an. Er stellt sie aber nicht. Nur rhetorisch: “Glauben Sie, dass bei offenen Grenzen eine Kontrolle etwas bringt?”</p> <p>Bedenklich wird es, als der Journalist die Schwachstelle trifft und den Konjunktiv anspricht, der bei allen Vorschlägen dominiert hatte. Hier überzeugt Hans Wyss gar nicht mehr. Er schwadroniert und bringt ein Beispiele das zurückliegt. Zu seinem Glück kann er sich wie ein Politiker in eine Plausibilitätsformulierung flüchten: Dank der positiven Erfahrungen werden wir Nägel mit Köpfen und die Erfahrungen der Kantone zu einem Ganzen machen, das für die ganze Schweiz gelten soll. Dank dieser Phrase konnte sich Wyss im letzten Moment noch auffangen. Doch überzeugt hat er nicht.</p>

ERKENNTNIS

Wer in elektronischen Medien spricht, muss sich stets bewusst sein: Frühere Aussagen bleiben gespeichert und sind jederzeit abrufbar.

Deshalb: Widersprüchliche Gedanken vermeiden. Das Publikum wünscht keine Konjunktiv-Rhetorik. Nur eindeutige, konkrete Aussagen überzeugen.

Durch vorher gut überlegte, knappe Formulierungen und Antworten können wir den “Angriffen” der Journalisten viel von ihrer Wirkung nehmen! ■

KLUG ZU FRAGEN IST OFT SCHWIERIGER, ALS KLUG ZU ANTWORTEN

Klug fragen: In unseren bisherigen Beiträgen analysierten wir das Antwortverhalten vor Mikrofon und Kamera. Es lohnt sich, auch einmal die Art des Fragens von Moderatoren unter die Lupe zu nehmen. So beleuchten wir die Gesprächsführung des bekannten Moderators Wieland Backes (“Nachtcafé”, ARD), der sich als “sanfter Polarisierer mit Tiefgang” einen Namen gemacht hat. Weiter unterhält sich Ursula Bringolf (Schaffhauser Fernsehen) mit Rundschau-Moderator Reto Brennwald.

Text: **Marcus Knill*** Fotos: **SF DRS**

1. SEQUENZ

Backes zu Bibi Johns: “Wo ist er Ihnen über den Weg gelaufen?”

Bibi Johns: “Wir waren zusammen engagiert auf der MS Europa. Ich als Sängerin. Er als klassischer Pianist. Im Restaurant sass er zufällig – wenn es Zufälle gibt – neben mir. Als ich ihn zum ersten Mal sah, fragte ich mich, was macht dieser junge Mann – er sah viel jünger aus als ich – in den blauen Jeans hier bei den Künstlern? Dann hatte ich einmal Probe im grossen Salon. Da ist er vorbeigegangen und hat meine Musik gehört. Das fand er sehr interessant. Er setzte sich hin und hat die ganze Probe mitgehört. Später hat er mir erzählt, er hätte sich in meine Stimme verliebt.”

Backes: “Von wem ist die Initiative ausgegangen?”

Bibi Johns: “Wir waren da auf dem Schiff. Ich hatte meinen Begleiter, den Pianisten, dabei. Wir drei waren immer zusammen, gingen an Land zusammen und haben zusammen gegessen. Wir hatten sehr viel Spass. Und mir wurde ganz diskret und fein der Hof gemacht. Aber ich dachte: Das ist ein romantischer junger Mann. Das ist ein Strohhalm und das geht aus den Augen, aus dem Sinn. Das geht an mir vorbei. Dann fuhr ich nach Hause. Da bekam ich jeden Tag einen Brief, einen ganz lieben, süssen Brief.”

Backes (Zwischenbemerkung): “Das schätzt die Frau.”

Bibi Johns: “Dann hat er mich mal in München einen Tag besucht. Wir sind essen gegangen, haben gut geredet. Dann im Herbst dieses Jahres musste er nach Japan auf Tournee mit einem Wiener Orchester. Da hat er mich jeden Tag angerufen. Damals war das Telefonieren nicht so preiswert wie heute. Der hat wohl seine ganze Gage vertelefoniert.”

Backes: “Aber als lebenserfahrene Frau ist man doch eher vorsichtig.”

Bibi Johns: “Aber natürlich, natürlich. Aber ...”

Backes: “Aber Sie haben das ja nicht mehr geplant.”

Bibi Johns: “Ich hatte es nicht geplant, aber es war nicht so, dass ich da – plötzlich entschieden habe. Ich liess ... ich liess es wachsen.”

Backes: “Aber Sie haben ihn gewähren lassen.”

Bibi Johns: “Kann man sagen, ja” (lacht).

Backes: “Ich gucke die ganze Zeit zu Gerd Achenbach. Der guckt so skeptisch. Was sagen Sie dazu?”

1. ANALYSE

Wieland Backes ist kein lästiger Ausfrager. Seine Fragen sind einfach und klar. Er verzichtet auf Frageketten (mehrere Fragen, hintereinander gereiht). Die jeweiligen offenen Fragen führen das Gespräch weiter, die befragte Person spürt echtes Interesse und ist dadurch bereit, Persönliches preiszugeben. Bibi Johns erzählt den ganzen Werdegang ihrer Liebesgeschichte, und zwar erstaunlich ausführlich. Die Geschichte ist für die Zuhörer gut nachvollziehbar. Ohne Provokationen hört sich der Moderator die detaillierten Schilderungen an. Zum guten Befragen gehört vor allem das konzentrierte Zuhören! Erst am Schluss tangiert Backes einen heiklen Punkt: mit der Anspielung auf die Frau mit Lebenserfahrung. Seine Bemerkung “Eine lebenserfahrene Frau ist doch vorsichtig” ist zwar keine Frage. Doch stecken in dieser Aussage zahlreiche verborgene, unausgesprochene Fragen oder Bedenken:

Waren Sie nicht zu naiv?

Hatten Sie keine Angst, in der Verliebtheit ausgenützt zu werden?

Wer so erfahren ist wie Sie, sollte sich doch nicht auf einen 40 Jahre jüngeren Mann einlassen!

Erst nach der letzten provokativen Zwischenbemerkung stockt Bibi Johns’ Sprechfluss. Sie gibt bei diesem Denkanstoss ehrlich zu: Ich liess ihn gewähren. Dieses Eingeständnis nimmt sofort den Druck weg. Die Offenheit entlastet. Backes scheint zufrieden. Die ehrliche Antwort genügt fürs Erste.

Jetzt will Backes vom Philosophen wissen, was er zu dieser ungewöhnlichen Geschichte meint. Er fragt jetzt kurz und bündig: Was sagen Sie dazu?



Reto Brennwald: Der heisse Stuhl ist kein "Schandbänklein".

2. SEQUENZ

Bringolf zu Reto Brennwald: "Ist es eigentlich eine Ehre, auf dem heissen Stuhl zu sein? Oder ist es ein bisschen ein 'Schandbänklein'?"

Brennwald: "Nein – also. Ein Schandbänklein ist es ganz sicher nicht. Natürlich sind die Leute meist in einer kontroversen Situation. Und wir stellen auch viele kritische Fragen. Aber: Ich sage immer den Leuten: 'Es ist eine Chance.' Ich glaube, wir sind ein glaubwürdiger Rahmen, den unsere Zuschauerinnen und Zuschauer sehr ernst nehmen. Wenn jemand kommt und sich dieser Situation stellt, dann hat er eigentlich schon zur Hälfte gewonnen. Und wenn er dann die Fragen einigermaßen ehrlich beantwortet, dann kann das eigentlich sehr gut sein – für unsere Gäste. Die meisten – äh – sagen nicht so gern zu, sind aber nachher relativ zufrieden, und sie sagen, sie würden wieder kommen."

Bringolf: "Sie sagen, die Leute sagen nicht so gerne zu. Es ist aber auch wichtig, dass man die kontroversen Leute auf dem Stuhl hat. Wie weit machen Sie da einen Kompromiss, wenn beispielsweise ein Gast sagt: 'Also gut, ich komme, aber über das gebe ich keine Auskunft – aber über das – bitte nichts fragen.'?"

Brennwald: "Das ist immer auch eine Verhandlungssache. Was ich sage: Wir machen keine Abmachungen, welche in diesem Sinn geheim sind. Der Zuschauer soll wissen, dass jemand kommt, aber über ein gewisses Thema nicht reden möchte. Ich sage immer: Es ist – aber ich – ich möchte fragen können. Sie können immer sagen: Aus diesen oder jenen Gründen möchte ich dies nicht beantworten. Thomas Borer war beispielsweise so ein Fall. Er hat gesagt, ich komme – in der grossen Borer-Affäre, aber ich sage jetzt sicher nicht, ob in jener Nacht auf der Botschaft etwas gewesen ist oder nicht. Ich sagte: Das können Sie schon sagen. Aber ich frage dennoch, wie dies gewesen ist."

Bringolf: "Sie gelten als sehr bissig. Sie fragen auch nach."

Brennwald unterbricht: "Bissig?"

Bringolf: "Bissig, ja. Aber im Interview meine ich – bissig. Sie fragen nach! Sie wollen es wirklich genau wissen. Ich habe Sie in der Rundschau mit Alice Schwarzer – der Feministin schlechthin – am Tisch gesehen, und ich habe eher so ein wenig einen zahmen Reto Brennwald gesehen. Es ist mir auch aufgefallen, dass sie Sie manchmal auch nicht so recht ausreden liess – also Alice Schwarzer liess Sie nicht

2. ANALYSE

Ursula Bringolf beginnt mit einer Alternativfrage. Sie bringt dadurch den Profijournalisten in eine Entweder-oder-Situation. Brennwald verneint zuerst das "Schandbänklein". Im ersten Teil der Antwort scheint er zu akzeptieren, dass es eine Ehre sei, bei ihm auf dem Stuhl zu sitzen. Doch der Profijournalist weiss: Ich muss bei einer Alternativfrage differenzieren. Anstatt den ersten Teil der Frage zu bejahen, beschreibt er seine Arbeit: "Wir stellen viele kritische Fragen. Den Befragten wird gesagt, dass sie mit einem Auftritt eine Chance haben." Brennwalds Formulierung "Wir sind ein glaubwürdiger Rahmen" anstatt "Wir haben oder bilden einen glaubwürdigen Rahmen" stört mich nicht. Der Gedanke wurde verstanden. Dem Rundschau-Moderator gelingt es zudem, in seiner Antwort auch noch für sein Sendegerät zu werben, das heisst, er ermutigt künftige Gäste, auf seinem Rundschautuhl Platz zu nehmen. Reto Brennwald wünscht vom Gegenüber lediglich ehrliche Antworten. Was auffällt: In dieser Passage gibt es zu häufig "eigentlich". Eine Hohlformel, die in Gesprächen meist als Füller oder als Abschwächung gebraucht wird.

Ursula Bringolf unterbricht ihr Gegenüber nie. Sie hört gut zu ("Sie haben gesagt ..."). Sie versteht es, den letzten Teil der Aussage direkt in eine weiterführende Frage zu kleiden: "Wie weit machen Sie Kompromisse?" Laienmoderatoren erkennen wir meist an ihrem Fragenkatalog, den sie ablesen. Dialogisches Fragen ist nur möglich, wenn auf die Antworten eingegangen wird. Klug fragen bedeutet, das Gegenüber zum Reden zu bringen.

Bei der Antwort Brennwalds zum heiklen Thema "Fragen oder nicht, wenn jemand über ein Thema keine Auskunft geben will" macht der Sprechfluss bewusst: Brennwald muss die Antwort sorgfältig formulieren (Sprechrhythmus signalisiert: Stopp – genau überlegen – dann antworten!).

Mit dem Borer-Beispiel gelingt es ihm, die komplexe Thematik einfach, eindeutig und gut verständlich zu veranschaulichen. (In der Medienrhetorik lohnt es sich, das "Spiel mit Beispielen" wieder spielen zu lernen.)

Bei der Frage zu Alice Schwarzer ist Ursula Bringolf das erste Mal etwas zu lang und verspricht sich. Wir verzichten hier auf eine tiefenpsychologische Interpretation.

Bringolf hält sich an die bewährte Moderationsregel, stellt die provo-

2. SEQUENZ (FORTSETZUNG)

richtig ausreden. Ist man da ein wenig eingeschüchtert – also als Mann?”

Brennwald lacht erstaunlich lang und fügt an: “Aber ich muss sagen: Ich habe ja – bei Roger Schawinski gearbeitet – früher, und Roger Schawinski hatte keine Chance gehabt gegen Alice Schwarzer.”

Bringolf: “Das waren die grossen Highlights gewesen. Er – damals mit Alice Schwarzer. Er hatte wirklich – und das darf man jetzt schon sagen – die Zwei auf dem Rücken gehabt – oder?”

Brennwald: “Ja – da sage ich jetzt einmal: No comment” (und lacht nochmals – kurz, aber hörbar).

Bringolf: “Ist bei Ihnen nicht der Fall gewesen – möchte ich auch sagen. Eher. Sie waren einfach etwas zahmer – so.”

Brennwald: “Ich weiss nicht, ob sie nicht ein wenig ‘altersmild’ geworden ist. Aber ... Ich denke, wir haben eine gute Chemie gehabt. Und: Ich habe Respekt gehabt – selbstverständlich. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich besonders zahm gewesen bin. Die Begriffe zahm oder bissig sind in meinen Augen auch nicht ganz die richtigen. Es geht darum, ob jemand kommt, weil er effektiv Fehler gemacht hat und zu diesen Fehlern Stellung nehmen muss, wie beispielsweise ein Bundesrichter, der jemanden anspuckt und man ihn darüber befragt. Das ist alles geschehen in der Rundschau oder ob jemand einfach eine politische Meinung hat wie Alice Schwarzer. Dass sie etwas konservativer geworden ist und für Angela Merkel beispielsweise sehr grosse Sympathien hat – das ist ja nicht ein Fehler. Das ist einfach, das muss man einfach heraus – versuchen herauszuschälen.”

Bringolf: “Gibt es auch Leute, die unbedingt auf den heissen Stuhl möchten? Die anrufen und sagen: ‘Reto Brennwald, bitte, bitte lade mich ein!’?”

Brennwald: “Denken Sie, dass es dies gibt?”

Bringolf: “Ich denke jetzt einmal: Ja. Aber ich habe Sie gefragt! Sie fallen in die andere Rolle. Dass Sie gerne fragen – nicht wahr?”

Brennwald: “Das ist ein – das ist ein ganz alter Trick. Wenn man nicht antworten will, fragt man zurück.”

Bringolf: “Ja ja, ist gut.”

Brennwald fährt weiter: “Nein aber – ich sage es drum – weil – das macht natürlich niemand. Es wäre ein wenig peinlich fast. Aber so in einer etwas clevereren Art und Weise geschieht es doch. Es gibt schon Sprecher von Bundesräten, die durchblicken lassen, dass der Bundesrat so und so nicht abgeneigt wäre, zu diesem oder jenem Thema zu kommunizieren, einem Thema, das den Herren wichtig ist. Dann müssen wir schauen, ob dies auch in unserem Interesse ist. Das kann bei Abstimmungen der Fall sein.”

2. ANALYSE (FORTSETZUNG)

kative Frage erst am Schluss und verzichtet auf unnötige Zusatzbemerkungen. Die Frage zeigt dadurch Wirkung. Reto Brennwald gelingt es, bei der Schawinski-Geschichte dem Vorwurf zu begegnen, der sei Alice Schwarzer unterlegen gewesen. Er bejaht zwar die Frage – ob Schawinski eine Zwei auf dem Rücken gehabt habe – mit einem kurzen “Ja”. Doch schwächt er dann das “Ja” mit einem diplomatischen “No comment” ab und schwärzt seinen ehemaligen Chef nicht an. Spannend ist das Verhalten Brennwalds bei einer Frage, die er nicht gerne beantworten möchte.

Er nutzt die Technik der Gegenfrage, doch erkennt Ursula Bringolf den Rollenwechsel und spricht dies an. Brennwald verzichtet auf ein Versteckspiel und wirkt durch diese Ehrlichkeit noch souveräner.

Was er von seinen Gästen erwartet, nämlich offen und konkret zu antworten, lebt er selbst vor. Er erzählt von den Angeboten der Pressesprecher der Bundesräte und beantwortet die originelle Frage wiederum mit einem Beispiel.

Ursula Bringolfs Befragung zeichnet sich durch dialogisches Moderieren und klare, eindeutige Formulierungen aus. Reto Brennwald wirkt offen und ehrlich. In der Eröffnungssequenz, die wir nicht publiziert haben, verriet er Ursula Bringolf sogar, dass es ihm leichter falle zu fragen, als zu antworten. Zu fragen sei sein Job, und jetzt müsse er antworten, dies falle ihm schwerer. Wir sehen: Was ungewohnt ist, macht mehr Mühe. Eine wichtige Erkenntnis des Medienrhetoriktrainings!

Situationen, die uns fremd sind, gilt es im Training zu simulieren, nicht das, was wir bereits beherrschen!

Im zweiten Teil des Interviews geht dann Brennwald auf die Frage nach der neutralen Haltung der Journalisten ein. Brennwald betont, er sei verpflichtet nachzufragen und nachzuhaken, falls ausgewichen oder abgelenkt würde. Er müsse auch die Gegenposition eines Gastes einnehmen können, um herauszufinden, ob Sachverhalte begründet werden können.

Alles in allem dominiert die dialogische Haltung: Das gegenseitige Interesse an der Frage oder an der Antwort war offensichtlich.

FAZIT

Es gibt viele Moderatoren – nicht nur bei Lokalradios und Lokalfernsehstationen –, bei denen die Zuhörer schon bei der Fragestellung beinahe einschlafen, weil sie teilnahmslos einen Fragenkatalog herunterleiern. Wer in den Medien genau hinhört, merkt sofort, wer das ABC des gekonnten Fragens beherrscht. Leider dominieren Befrager, die sich mit ellenlangen Erklärungen profilieren möchten. “Fragen können” heisst in erster Linie “aktiv zuhören” und Interesse am Gegenüber haben. Es geht um Achtsamkeit. Das

ist mehr als Konzentration. Sigmund Freud sprach von “freischwebender Aufmerksamkeit”. Eine gute Moderation bringt das Gegenüber zum Reden.

Eindeutiges Fragen lohnt sich nicht nur für Journalisten. Auch Lehrkräfte, Dozenten, Ärzte, Juristen, Personalchefs und Führungskräfte profitieren, wenn sie sich genauer mit der Thematik auseinandersetzen. Klug fragen ist nicht einfach, jedoch lernbar. Kluge Fragen sollten aber auch klug beantwortet werden. ■

INTENSIVSEMINAR

“persönlich” präsentiert ein exklusives Intensivseminar “Medienrhetorik in Krisensituationen” für höhere Kader mit Medienerfahrung.

Anmeldung: kurs@persoenlich.com

Ort: Hotel Schwanen, Rapperswil

Datum: Freitag, 26. Mai 2006, 9 – 17 Uhr

Leitung: Marcus Knill und Dr. Matthias Ackeret

Preis: Fr. 1400.– inkl. Dokumentation (max. 8 Teilnehmer)

ERKENNTNISSE EINES MEDIENOPFERS

Medienopfer: In der NZZ am Sonntag Nr. 37/05 diskutierte Urs Rauber mit dem Journalisten Karl Lüönd und dem abgesetzten Schweizer Geheimdienstchef Peter Regli über Medienkampagnen. Für die NZZ am Sonntag stellte Urs Rauber die Fragen. Die Erkenntnisse des Medienopfers Regli wie auch der Blick von Lüönd hinter die Kulissen der Medien- und Journalistenwelt verdeutlichen, wie Medienkampagnen entstehen und machen bewusst, wie wir uns dagegen wappnen könnten.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

1. SEQUENZ

NZZ am Sonntag: "Herr Regli. Sie standen als Geheimdienstchef im Zentrum einer 'Affäre', die ab 1999 monatelang die Medien-Schlagzeilen beherrschte. Wie empfanden Sie die psychische Situation, in die Sie plötzlich geraten sind?"

Regli: "Beim 'Fall Regli' gibt es vier Eckpunkte. Der erste wurde ausgelöst durch eine blutrünstige Bundesanwältin, die die falschen Anschuldigungen des Betrügers Bellasi geglaubt und gehofft hat, es sei endlich ihr grosser Fall, der sie in die Geschichte bringe. Der zweite Eckpunkt war mein politischer Vorgesetzter, der nicht krisentauglich und extrem mediengesteuert war. Er hat die falschen Anschuldigungen des Täters und die Vorverurteilung der Bundesanwältin ebenfalls geglaubt und mich an jener Pressekonferenz vom 22. August 1999 vollständig den Medien zum Frass vorgeworfen. Ich bin primär ein Opfer des politischen Chefs, der nicht vor mich hin stand."

NZZ am Sonntag: "Sie meinen: von Bundesrat Ogi?"

Regli: "Sie nennen ihn. Drittens bin ich Mitglied einer Partei, die sich dadurch auszeichnet, dass sie abtaucht, wenn etwas passiert. Das haben auch Elisabeth Kopp, Botschafter Jagmetti, Thomas Borer und Regierungsrat Aliesch erfahren. Wir sind alle in der gleichen Partei! Schlimmer noch: Parlamentarier dieser Partei waren die Ersten, die mich verurteilten, bevor die Untersuchung überhaupt begonnen hatte. Dazu kamen – viertens – die Medien. Dass diese um den Scheiterhaufen tanzten, den die Politiker angezündet und in den engste Mitarbeiter des Vorgesetzten Öl gegossen hatten, ist verständlich."

NZZ am Sonntag: "Sie machen also nicht primär den Medien einen Vorwurf?"

Regli: "Hätte ich einen Vorgesetzten gehabt mit der Leadership eines Tony Blair, eines Schily oder Sarkozy, wäre dieser Fall anders verlaufen, und die Medien hätten anders reagiert."

NZZ am Sonntag (greift nach): "Nochmals die Frage: Wie hat sich dies psychisch auf Sie ausgewirkt?"

Regli: "Es war unheimlich. Es lastete ein enormer Druck auf mir, da ich nie wusste, was am nächsten Tag kommt. Plötzlich war ich in eine Welt katapultiert, in der ich nicht mehr schlafen konnte. Aber nicht nur ich war total verunsichert, meine Frau, die als Juristin arbeitet, verstand die Welt nicht mehr."

ANALYSE

Mit der ersten Frage spricht der Gesprächsleiter die Emotionen des Medienopfers an. Reglis Formulierungen lassen seinen tiefen Groll spüren. Er spricht von der "blutrünstigen" Bundesanwältin und nimmt gegenüber dem ehemaligen Chef kein Blatt vor den Mund: Er war "nicht krisentauglich" und "extrem mediengesteuert". Regli hält sich konsequent an die Struktur mit vier Eckpunkten. Die ersten beiden Punkte benennt er im ersten Teil der Antwort:

1. Bundesanwältin.
2. Politischer Vorgesetzter. Den Namen nennt er nicht (absichtlich). Auf die konkrete Nachfrage antwortet Regli mit der geschickten Formulierung: "Sie nennen ihn." Damit muss er selbst den Namen nicht aussprechen. Dennoch ist es offensichtlich: Es war Bundesrat Ogi. Hernach kehrt Regli konsequent zur angekündigten Vier-Eckpunkte-Struktur zurück und fährt fort:
3. Die Partei (dass es die FDP ist, wird durch die Namen der Betroffenen ersichtlich). Regli reiht sich dadurch in die Fälle Kopp, Borer, Aliesch ein und wir bekommen den Eindruck, als ob die genannten Persönlichkeiten vergleichbare Medienopfer gewesen wären. Unsere Analysen haben jedoch ergeben, dass bei den Fällen Kopp, Borer und Aliesch die Angeklagten selbst im Umgang mit Medien gravierende Fehler gemacht hatten (vor allem zu Beginn des Skandals). Beim Eckpunkt "Partei" kommt erneut tiefer Groll hoch. Regli klagt die FDP-Parlamentarier an, die in seinem Fall sogar mit der Vorverurteilung begonnen hatten. Es fällt auf: Regli klammerte keinen Eckpunkt aus (viele aufgebrachte Redner verlieren im Laufe ihrer längeren Ausführung die angekündigte Struktur). Regli erwähnt auch noch den vierten Eckpunkt:
4. Die Medien. Er argumentiert mit guten Bildern: Scheiterhaufen – Tanz ums Feuer – Öl ins Feuer giessen. Im ersten Teil der Antwort geht Regli auf die psychischen Auswirkungen nicht ein. Der Journalist hakt nach. Die psychischen Auswirkungen werden hierauf kurz – dennoch einleuchtend – geschildert. Regli veranschaulicht, welche Auswirkungen es haben kann, wenn man unverhofft – unverschuldet – angeklagt wird und den Medien ausgeliefert bleibt. "An den Pranger gestellt zu werden, hatte aber Auswirkungen auf Körper und Psyche."

2. SEQUENZ

Karl Lüönd: “Ich hatte auch einige Male den Vorzug, auf der anderen Seite stehen zu dürfen, indem über mich berichtet wurde. Dabei fielen mir zwei Dinge auf. Die unerhörte Naivität der meisten Kollegen und das Folgesyndrom, das Sie mit dem Tanz um den Scheiterhaufen beschreiben – ein erschreckender Mangel an Eigenständigkeit und Kritik. Das werfe ich meiner Branche am meisten vor: Der kritische Habitus, den die Medien für sich beanspruchen, findet häufig sein Ende dann, wenn es um die Fragen an die eigene Adresse geht.”

Regli: “Wann stand der Aufdecker-Journalist Karl Lüönd auf der anderen Seite?”

Lüönd: “Beim Fall Kopp 1984 waren Niklaus Meienberg und ich die einzigen, die mit der Geschichte um die ‘Füdlitätschaffäre’ öffentlich hingestanden sind. Wir wurden deswegen persönlich heftig attackiert. Aber ich habe ein robustes Nervenkostüm wie Sie und habe es deshalb überstanden.”

NZZ am Sonntag: “Was für ein Trieb leitet Journalisten, die kampagnenmässig vermeintlichen Missetäter zu jagen?”

Lüönd: “Von einer Jagd kann man nur sprechen, wenn sie sich nach waidgerechten Regeln abspielt, sonst geht es um Wilderei. Ganz wesentlich ist der Herdentrieb. Einige Leitmedien gehen voraus, und nach dem Bibelwort ‘Die Kamele folgten ihm’ rennen die andern hinterher.”

Regli: “Können Sie mir ein Psychogramm jenes Medienschaffenden geben, der wie ein Wilderer darauf aus ist, jeden Tag irgendwo Blut zu riechen, im Bewusstsein, Unrecht zu tun?”

Lüönd: “Ich stelle Bewusstsein und Vorsätzlichkeit in Frage. Wenn es eine Gemeinsamkeit gibt, sind es Leute, die auf Druck von oben empfindlich sind. Dazu kommt, dass wir Journalisten mit anarchistischen Genen zur Welt gekommen sind und Mühe haben mit Strukturen und Unterordnung. Da sind Sie als Freisinniger, Divisionär, hoher Chefbeamter und Geheimdienstmann halt ein gutes Feindbild.”

Regli: “Wenn Medien falsche Verdächtigungen verbreiten, fällt es ihnen oft schwer, diese später zurückzunehmen. Warum?”

Lüönd: “Es gibt in den Medien einen rechthaberischen Grundzug, weil sie, vor allem in der Schweiz, lange als Hofhunde der politischen Macht gehalten wurden – Parteiblätter als Plattform für politische Propaganda. Inzwischen sind die Medien eine Industrie, die aus wirtschaftlichen Gründen betrieben wird; sie stehen untereinander in Konkurrenz.”

Regli: “Aber dieses Geschäft erfolgt auf Kosten einer Person.”

Lüönd: “Widerspruch – es ist nicht das Prinzip, dass es auf jemandes Kosten gehen muss, sondern ein Risiko.”

ANALYSE

Karl Lüönd gelingt es, die eigene Arbeit als Journalist differenziert zu betrachten. Ohne seiner Berufsgruppe in den Rücken zu fallen, macht er den Lesern bewusst, dass Journalisten auch nur Menschen sind und als Kritiker Kritik am eigenen Tun nicht schätzen. Wir konnten in unseren Seminaren immer wieder beobachten: Wer viel kritisieren muss, hat vielfach ein Problem, wenn er selbst kritisiert wird.

Sämtliche Medien tendieren zur Boulevardisierung. Im Aufdecken von Skandalen – auch durch das “Fertigmachen” – kann ein Journalist mit “Killerinstinkt” Erfolge buchen. Diese Tendenz führt oft zu einer destruktiven Grundhaltung.

Im Zusammenhang mit der Medienopferproblematik gilt es ferner zu bedenken: Journalisten kennen Journalisten. Bei Skandalen ist bei Medien das so genannte “Trittbrettfahren” üblich. Journalisten schwelgen gleichsam “im eigenen Saft”. Man spricht unter Medienwissenschaftlern bei diesem Phänomen von der so genannten Selbstreflexion. Medien reflektieren sich an der eigenen Medienwirklichkeit. Dadurch kann es so weit kommen, dass ungeklärte Sachverhalte allmählich zur Tatsache zu mutieren scheinen. Vermehrte Selbstkritik der Medien wäre deshalb hilfreich.

Wer die Interaktion von Politik und Medien genauer verfolgt, stellt fest, dass es vielfach um das Spannungsfeld Nähe und Distanz geht.

– Wer benutzt wen?

– Wer instrumentalisiert wen?

– Wer braucht wen?

Journalisten haben eher anarchistische Gene, will heissen: Journalisten lieben die Unabhängigkeit und distanzieren sich in der Regel von hierarchischen Strukturen.

Journalisten haben eine Wächterfunktion und können mit scharfen Waffen hantieren, wenn sie fragwürdige Sachverhalte überprüfen müssen. Sie haben es mit verschiedensten Informanten zu tun. Die Schwierigkeit besteht darin, den Wahrheitsgehalt der “Zuträger” richtig einzuschätzen. Wir haben Verständnis dafür, wenn Journalisten Aussagen misstrauen. Ein bekannter Moderator verriet mir: Bei einem geschulten Manager, der ungezählte Medienseminare besucht hat und vor der Kamera mit blauen Augen treuherzig eine fragwürdige Geschichte auftritt, muss ein Journalist unter Umständen mit fragwürdigeren Mitteln irritieren oder destabilisieren, um herauszufinden, ob er tatsächlich die Wahrheit sagt. Lüönds Analyse der Positionierung der Journalisten hilft uns, die Situation der Medienwelt besser zu verstehen.



Ex-Geheimdienstchef Peter Regli.

3. SEQUENZ

NZZ am Sonntag: “Wie kann man sich gegen Medienkampagnen wehren?”

Regli: “Wer unter Politikern dient, sollte ein Tagebuch führen. So ist es möglich, nachzuweisen, was der Vorgesetzte wann zu wem gesagt hat. Weiter empfehle ich Leuten in einer Führungsposition ein Medientraining: Sie müssen die Tricks der Journalisten kennen. Drittens würde ich heute von Anfang an einen Medienjuristen beiziehen, der jede falsche Anschuldigung sofort einklagt und allenfalls mit Genugtuungszahlungen droht, welche die Verlage schmerzen.”

NZZ am Sonntag: “Was empfiehlt der Medien-Ombudsmann seinen Journalistenkollegen?”

Lüönd: “Die Geschichten müssen erstens stimmen, zweitens das Publikum interessieren. Im Übrigen heisst mein Mantra: Wir müssen in den Medien mehr an der Qualität arbeiten. Die Leute müssen besser aus- und weitergebildet werden.”

ANALYSE

“Ein Tagebuch führen” klingt nach Misstrauen. In schwierigen Situationen (bei sich anbahnenden Krisen- oder mobbingähnlichen Situationen ist aber das Festhalten von Fakten hilfreich). Noch wichtiger ist es, stets zu wissen, was gesagt wird und was nicht gesagt werden kann.

Regli weist auf einen der wichtigsten Punkte hin: das Training. Bei der Medienrhetorik genügt das Lesen von Fachbüchern allein nicht. Wir gehen davon aus, dass Regli verschiedene Medientrainings im “Mediensimulator” absolviert hat, so wie ein Pilot – der gut fliegen kann – ebenfalls die Arbeit im Simulator als etwas Selbstverständliches betrachtet. Erstaunlich, dass erfolgreiche Führungspersonlichkeiten das konstante Briefing als Selbstverständlichkeit betrachten, während manche Kadermitglieder glauben, eine Grundausbildung genüge bis ans Lebensende. Sie finden, Debriefings nach Auftritten oder regelmässige Checks im Mediensimulator wären unnötig.

Der “Beizug eines Juristen”, das “Drohen” oder “das Einreichen einer Klage” scheinen empfehlenswerte Mittel für Medienopfer zu sein (wie bei Schröder). Wir empfehlen immer erst das Gespräch mit dem betreffenden Journalisten oder der Chefredaktion zu suchen, bevor rechtliche Schritte eingeleitet werden. In gewissen Fällen kann eine provisorische Verfügung hilfreich sein.

FAZIT

Was können wir tun, wenn die Gefahr besteht, dass wir Medienopfer werden? Vorerst gilt zu bedenken, dass eine Person, die von sich aus mit “mediengeilem” Verhalten den Medien die Privatsphäre geöffnet hat, nicht als Medienopfer bezeichnet werden kann.

Es gibt vorbeugende Massnahmen: Zurückhaltung mit Homestorys. Sich bewusst machen: Wer Medien in guten Zeiten Tür und Tor öffnet, muss sich nicht wundern, wenn die Medien auch in schlechten Zeiten persönlich werden. Medientraining ist ein Muss. Vorwürfe antizipieren. Bei jeder Auskunft gilt:

warten – klären – Bedenkzeit gewinnen – (am Telefon wird die Telefonnummer erfragt und erst nach einigen Minuten zurückgerufen). Wissen, was gesagt werden kann und was nicht gesagt werden darf. Medienberichte, wenn immer möglich, vor der Veröffentlichung gegenlesen! Externe Beratung suchen. ■

WINKLER VERANSTALTUNGEN
1/3 QUER RA
235 X 107

WER SATTELFEST IST, KANN AUCH HARTE VORWÜRFE ENTKRÄFTEN

Antworten bei Krisen: Beim Güterverkehr mussten die SBB bereits vor zwei Jahren Stellen abbauen. Wegen der schlechten Bilanz dieses ersten Halbjahres stand Daniel Nordmann, Chef Güterverkehr, im Tagesgespräch (Radio DRS 1) dem routinierten Journalisten Emil Lehmann Rede und Antwort. Er war genötigt zu begründen, weshalb er weitere 300 Stellen abbauen muss. Er musste zudem erklären, wie er wieder in die schwarzen Zahlen kommen wird.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

1. SEQUENZ	ANALYSE
<p>Journalist: “Daniel Nordmann, Sie haben für SBB Cargo für dieses Jahr schwarze Zahlen versprochen und jetzt werden sie rot. Weshalb dies?”</p> <p>Nordmann: (Wartet) “Sie werden sehr rot werden dieses Jahr. Wir haben im Binnenverkehr seit Anfang dieses Jahres ein grosses Problem – also, das ist der innerschweizerische Verkehr, vor allem über den Wagenladungsverkehr, dort wo die einzelnen Wagen transportiert werden – da haben wir massive Verluste. Und weil die Kosten bleiben. – Zum grossen Teil haben wir über das ganze Unternehmen einen grossen Verlust.”</p> <p>Journalist: “Also Granit, auf den man beisst. Eben – der Wagenladungsverkehr. Was heisst das ganz genau? Was läuft denn da schief, dass es nicht mehr funktioniert?”</p> <p>Nordmann: “Der Wagenladungsverkehr ist eine schweizerische Spezialität, die gibt es nirgends so in Europa – vielleicht auch nicht auf der Welt – ein derart dichtes Netz, in dem wir Wagen holen, bei Kunden in Anschlussgleisen oder bei Gleisen in der Nähe von Bahnhöfen, im Freiverlad, wo wir Wagen zusammenstellen und diese über die Nacht – irgendwo in der Schweiz wieder hinstellen bis zum nächsten Morgen oder Mittag.”</p> <p>Journalist: “Bahn, wie im 19. Jahrhundert!”</p> <p>Nordmann: “Ja, das ist tatsächlich eine tradierte gute Sache und mit den veränderten Rahmenbedingungen, insbesondere mit der Strasse – mit den 40-Tönern und einer schwachen Kompensation LSVA – was die schweren Güter betrifft, kommen wir in Schwierigkeiten und Nöte. Gleichzeitig streicht der Bund Subventionen, die wir beim Wagenladungsverkehr gehabt oder vorgesehen gehabt haben. Dies führt zu diesem Resultat.”</p> <p>Journalist: “Also: Die ändern sind schuld?”</p> <p>Nordmann: “Nein, die ändern sind nicht schuld. Ich meine, wir müssen sehen, dass man sagen kann: Warum hat man das nicht früher angepasst? Wir hätten das dichte Netz schon vor Jahren in Angriff nehmen können. Vor zwei Jahren machten wir eine Optimierung, haben intelligenter produziert und haben 30 Millionen gespart. Jetzt aber: Die Wirkung der 40-Töner, die Wirkung dieser Entwicklung haben wir unterschätzt. Wir hätten nie gedacht, dass die Preise so stark sinken.”</p>	<p>Daniel Nordmann beschönigt nichts. Die Verluste sind enorm, vor allem beim Wagenverladungsverkehr. Auf die Frage, wie gross der Verlust konkret ist, sagt der Leiter Güterverkehr nichts. Gross wird dafür unterstrichen: grosses Problem, zum grossen Teil, grosse Verluste. Doch begründet er seine Zurückhaltung mit detaillierten Angaben: Halbjahresresultate publizieren wir noch nicht. Emil Lehmann ist ein gewiefter Journalist und in der Explorationstechnik geschult. Er versucht trotz der Begründung Zahlen zu erhalten. Er geht von einer zweistelligen Zahl aus und hofft, doch noch fündig zu werden. Nordmann muss der Umzingelung entkommen. Dass es ihm während dieser Frage nicht ganz wohl ist, machen die abgehobenen Formulierungen bewusst – auch unnötige Wiederholungen, dass “nicht spekuliert werden sollte” und man nun “Probleme lösen” müsse.</p> <p>“Wir wollen uns den Problemlösungen zuwenden und ich glaube es bringt in diesem Moment nichts, wenn man spekuliert.” Ein Satz hätte genügt: “Nun gilt es Probleme zu lösen!” Immerhin: Nordmann bleibt hart. Er gibt keine Zahlen preis. Uns gefällt diese Konsequenz. Dies veranschaulicht die Bemerkung des Journalisten: “Also Granit, auf den man beisst.”</p> <p>Nordmann versteht es, den Wagenladungsverkehr so konkret und bildhaft zu schildern, dass sich die Zuhörer dieses bewährte System vorstellen können. Die abwertende Bemerkung “noch wie im 19. Jahrhundert” (der Journalist impliziert mit diesen Worten: Das System ist veraltet, und die SBB hat sich nicht angepasst) federt der Leiter Division Güterverkehr geschickt ab, indem er zum System steht. Dass die Einführung der 40-Töner und die Streichung der Subventionen zu Problemen geführt hat, ist verständlich und nachvollziehbar. Die Begründung hingegen mit der “schwachen Kompensation der LSVA” wird von Otto Normalverbraucher weniger begriffen. Dies hätte Daniel Nordmann zusätzlich verdeutlichen müssen. Andererseits steht der Chef zu den Fehlern und reicht den schwarzen Peter nicht weiter. Die Frage: “Die ändern sind schuld?” hätte Nordmann nicht wiederholen müssen. Ein “Nein” hätte genügt. Ferner: Wir fragen uns, wie viele Zuhörer das Fremdwort – “tradierte” Sache – auch als – bewährte Sache – verstanden haben. Vor Mikrofon und Kamera lohnt es sich immer, sich die Ansprechpersonen – die Menschen im Alltag – vorzustellen.</p>



SBB Cargo-Direktor Daniel Nordmann zeigt einen Frachtschein an einem Güterwagen in Chiasso.

2. SEQUENZ

Journalist: „Auf einer Schweizerkarte, die man im Radio nicht so gut zeigen kann, hat es 650 Punkte (örtliche oder Sammelstellen). Dort kann man einzelne Bahnwagen vollgefüllt abgeben. Sie sagen: Wir holen sie dort ab – Wir kommen dort hin. Es ist zum Teil wie eine Perlenkette, die bewegt sich durch die Alpentäler. Man hat das Gefühl, alle paar Kilometer kann man das machen. Das kann ja gar nicht rentieren. Das hätte man schon lange merken müssen, dass hier etwas getan werden muss. Wieso hat man das nicht gemacht?“

Nordmann: „Ja, wie haben einiges gemacht. Wir haben – wie gesagt – vor zwei Jahren grosse Optimierungen gemacht, mit dem Konzept neuer Wagenladungsverkehr. Wir haben die verschiedenen Punkte zum Teil nicht mehr täglich angefahren, nur ein- oder zweimal in der Woche. Wir wollten das Optimum herausholen.“

Journalist: „Konkret: Von den 650 Sammelplätzen wurden 400 überprüft, ob sie längerfristig noch haltbar sind oder nicht. Dort legt man heute ganz klar drauf. Wie funktioniert das, rein rechnerisch?“

Nordmann: „Rein rechnerisch. Wenn man von den 650 ausgeht, so kann man sagen: Es gibt 250 Punkte in der Schweiz, die sind positiv, die rentieren. 400 sind mehr oder weniger kritisch, und dort gibt es eine Vielzahl von Zustellungen, bei denen wir – wie Sie sagen – Geld drauflegen, also wo man quasi mit der Zustellung dem Kunden Geld mitgibt. Und: Dies hat sich nun verschärft – in dieser Situation – mit der produktiven besseren Strasse und dies schlägt sich dann im Defizit nieder bei der SBB.“

Journalist: „Es sind weniger Wagen, die verschoben werden – aber fahren müssen sie trotzdem, und die Kosten bleiben praktisch gleich.“

Nordmann: „Ja. Die Kosten: Das ist ein Phänomen beim Wagenladungsverkehr. Das ist ein Netzwerk. Das ist wie wenn sie ein Spinnweben betrachten. Wenn sie das Gewebe gewoben haben, können sie dies nicht mehr verändern. Sonst fällt es zusammen. Der Wagenladungsverkehr kann mit einem Spinnweben verglichen werden. Es ist ganz. Und wenn man etwas daran macht, fällt es zusammen. Wenn wir also weniger fahren auf dem Netz, bleibt dieses System trotzdem. Und 75 Prozent der Kosten bleiben fix. Wir müssen das Netz, das Netzwerk neu gestalten auf einem tieferen Niveau.“

ANALYSE

Der Radiojournalist versteht es, in der Plattform seiner ersten Frage die unbefriedigende Situation plastisch zu schildern (Analogie: Perlenkette, 650 Abholpunkte. Der Vorwurf sitzt. Emil Lehmann ist Profijournalist. Dies erkennen wir an der kurzen kritischen Frage: Warum habt ihr nicht schon längst etwas getan?

In der Antwort gelingt es Daniel Nordmann – ruhig, mit verständlicher Formulierung – die heutige Situation darzulegen und einleuchtend zu begründen, weshalb die SBB nicht geschlafen hat. Das Hauptargument – wir haben einen Leistungsauftrag vom Bund – überzeugt. Dann folgen konkrete Angaben, sogar mit einem Zugeständnis: Vielleicht müssen wir den Service dem Strassenverkehr überlassen. Es hat lediglich einige vage Formulierungen, die einer Konkretisierung bedürfen:

Gewisse Regionen – Welche?

Gewisse Bedienungen – Welche?

Ein Beispiel wäre an dieser Stelle hilfreich gewesen.

Die Begründung des wachsenden Defizites – durch die Verlagerung von Transporten auf die Strasse – scheint auch dem Journalisten einleuchtend. Er fasst jedenfalls diese verständliche Begründung korrekt zusammen.

Hernach gelingt Nordmann eine rhetorische Meisterleistung: Er nutzt die Analogie mit dem Spinnweben, um den komplexen Sachverhalt zu veranschaulichen. Oft ist es nicht einfach, bei komplizierten Themen passende Vergleiche zu finden. Wir sind überzeugt, dass der Leiter der Division Cargo diese geschickte Analogie schon früher antizipiert hatte. Es lohnt sich, wenn Spezialisten gut überlegen, welches Bild, welche Analogie dem Publikum einen komplexen Sachverhalt begreifbar macht. Die „Spinnwebengeschichte“ ist so stark, dass gewiss der blinde Fleck (rhetorischer Schwachpunkt) von den Zuhörern kaum erkannt wurde: Daniel Nordmann beginnt zu viele Gedanken mit „und“.

Wir gehen davon aus, dass sich Nordmann professionell beraten lässt und ihm sein „Hofnarr“ diesen rhetorischen Schönheitsfehler bewusst macht. Nur Persönlichkeiten, die ihre „blinden Flecken“ erkennen, optimieren ihre Auftritte.

FAZIT

Begründungen überzeugen dann, wenn das Kernargument herausgeschält wird und dieser Gedanke mit einem Bild, einer Analogie, ei-

ner Geschichte fassbar, erfassbar gemacht wird. Daniel Nordmanns Begründungen überzeugten, weil er nicht auswich, nichts beschönigte, sondern die unerfreuliche Situation ein-

leuchtend schildern konnte und gleichzeitig detaillierte Informationen erzählend zu vermitteln verstand. Er sprach einfach, zuhörer-gerecht. ■

DER VERGLEICH

Merkel vs. Schröder: Der Wahlkampf ist entschieden. Was lernen wir aus dem Duell Merkel gegen Schröder? Politik entwickelt sich über die Inszenierung durch die Medien. Die persönlichen Auftritte verlangen deshalb in erster Linie Glaubwürdigkeit und Authentizität. Kompetenz gewinnen Politiker erst dann, wenn sie das Zusammenspiel von nonverbaler Wirkung, Körpersprache, Persönlichkeit und Verhaltensmustern unter einen Hut bringen. Sie wirken durch persönliche Haltung.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **ex-press**

WIRKUNG	ANGELA MERKEL	GERHARD SCHRÖDER
<p>Obwohl sie stets gut vorbereitet ist, vermissen wir bei Angela Merkel die Wärme.</p> <p>Ihr fehlt generell die "wärmende Rhetorik". Wir zweifeln daran, dass ihre noch so gut vorbereiteten Auftritte die Herzen des Publikums gewinnen können, weil bei den meisten das "feu sacré" fehlt. Es mangelt der Kanzlerkandidatin am gewissen Etwas.</p> <p>Ihre Aussagen sind meist vage – andererseits ist dies vielleicht ein Zeichen ihres Machtinstinktes. Die Praxis bestätigt jedenfalls: Politiker mit vagen Aussagen haben mit dieser Taktik Erfolg.</p> <p>Der Wandel von der Pfarrerstochter zur Kanzlerin wäre kein Bruch. Merkel ist eine Frau mit Köpfchen.</p> <p>Ihr fehlt jedoch die Routine auf der grossen Bühne, das Quäntchen Gelassenheit. Vielleicht ist sie zu ambitiös und deshalb bei Auftritten zu verkrampft.</p>	<p>Trotz rhetorischen Talentes blieb der Vollblutpolitiker Schröder leider zu konzeptlos. Schröder versteht es sehr gut, sich zu verkaufen, er gibt sich jovial und kommt meist gut an. Er ist Menschenfänger im positiven Sinn. Als Selbstdarsteller ist er Sympathieträger für seine Person. Sein Auftreten ist staatsmännisch, er ist und bleibt aber ein Machtmensch. Nach Niederlagen wirkt er oft nervös, gereizt, abge-spannt und ist dann sichtbar bemüht zu werben. Er bewegt sich heute nicht mehr so wie früher, er schreitet und lächelt dabei gönnerhaft. Der Schritt zum Übergang von der Souveränität zur Arroganz ist beinahe getan (Platzhirschgebaren). Der "Gute-Laune-Kanzler" wurde schon "Staatsschauspieler, Flirter, Lächler" genannt. Er regierte nach dem Motto: "Führen heisst überraschen." Damit punktete er oft. (Bei sieben Rücktrittsdrohungen hatte er Erfolg, vor allem mit der Vertrauensfrage überraschte er alle – sogar die eigene Partei.) Schröder wurde deshalb auch "Droh- und Ruckkanzler" genannt (Spiegel). Er kann bei jeder Gelegenheit "schön" reden und dabei nichts sagen.</p>	

ÄUSSERLICHKEITEN	ANGELA MERKEL	GERHARD SCHRÖDER
<p>Äusserlichkeiten spielen bei Medienauftritten eine sehr grosse Rolle. Parallel zum Erfolg wurde Angela Merkel attestiert, sie sei zunehmend hübscher geworden.</p> <p>Dass der Kanzlerkandidatin Äusserlichkeiten wichtig sind, bestätigen die Bilder Merkels: Ein Schweissfleck unter den Armen wurde wegretouchiert. So wie bei den Herren die Krawattenfarbe und die Farbe des Anzuges angeblich wahlentscheidend sein können (bei den Präsidentschaftswahlen in den USA wurde festgestellt, dass die Sieger meist rote Kravatten und dunkle neutrale Anzüge getragen hatten, weshalb Gore und Bush in einer Fernsehdebatte mit analogem Outfit auftraten), werden auch Frauen hinsichtlich Kleidern und Farben beraten und suchen eine Aufmachung, die von der Mehrheit positiv aufgenommen wird. Wer die Auftritte Merkels verfolgt, stellt fest: Im Laufe der Jahre nimmt sie die Wirkung ihrer Person und der Äusserlichkeiten beim Publikum ernster. Heute ist beispielsweise der alte Haarschnitt Merkels kein Thema mehr.</p>	<p>Der Diskussion, ob die unterschiedlich dunklen Haare des Kanzlers gefärbt sind, trat Schröder mit einer Klage entgegen. Das Thema wurde dennoch hinter vorgehaltener Hand weiter diskutiert. Im letzten Wahlkampf wurde die haarige Geschichte lange ausgeschlachtet. Bundeskanzler Schröder hatte in der ersten Gerichtsstanz in der Auseinandersetzung um seine gefärbten Haare gewonnen. Die Nachrichtenagentur ddp durfte nicht mehr schreiben, dass Bundeskanzler Schröder seine Haare gefärbt habe. Mit der eidesstattlichen Erklärung seines Frisörs konnte der Bundeskanzler belegen, dass die Aussage einer Stilberaterin unzulässig war. Sie hatte geschrieben, dass die grauen Schläfen dem Kanzler viel besser stehen würden, wenn sie nicht gefärbt wären.</p>	



Angela Merkel.



Gerhard Schröder.

UMGANG MIT MEDIEN

ANGELA MERKEL

Sie ist manchmal mit anderen noch nicht auf Augenhöhe. Im Vergleich zu früher ist sie zwar routinierter geworden. Sie bemüht sich sehr, kämpferisch zu wirken. Das "Sichbemühen" ist jedoch zu offenkundig. Auch die Stimme verrät dieses "Zu-bewusste-Auftreten", sie klingt zu hart! Die heutigen Auftritte sind etwas selbstverständlicher, doch mangelt es immer noch an der Überzeugungskraft. Merkel ist ehrgeizig, sicher sehr intelligent. Dies kommt leider zu wenig zur Geltung. Vielleicht, weil sie zu perfekt sein will. Sie wirkt nicht immer überzeugend, weder sachlich noch persönlich. In den Medien startete Merkel frisch, für uns leider zu vorschnell (Mehrwertsteuerentscheid). Im Interview "Berlin Mitte" (11. August) fanden wir Angela Merkel erstaunlich gut. Obwohl sie von Maybrit Illner immer wieder in heikle Situationen hineinmanövriert wurde, verstand sie es, ihre Kernbotschaften geschickt zu platzieren.

GERHARD SCHRÖDER

Er spricht frei, am liebsten ohne Manuskript. Er liebt das grosse Publikum. Er registriert sehr schnell, wie es um die Stimmung im Saal bestellt ist. Er kann dank seiner Selbstironie politische Gegner verunsichern. Er spricht meist ruhig. Er strahlt Sicherheit aus. Seine Stimme tönt angenehm, sie hat eine gute Resonanzebene. Gesamteindruck: kompetent, sympathisch, routiniert. Wenn er Texte ablesen muss, wirkt er langweilig. Er stellt sich den Gegnern gerne in den Medien. Im Duell demonstrierte Schröder, wie gefährlich er sein kann. Er hat bei Sabine Christiansen bewiesen, dass er sich nicht "grillieren" lässt. Er agierte entschlossen gegen alle, war schlagfertig, mit Kernbegriffen wie Verpflichtung, Freude, Kampf. Er schien gut gelaunt, souverän, präsentierte sich lässig-elegant, wenngleich zu selbstgefällig. Vorwürfe prallten an ihm ab. Das Phänomen Schröder: Er kann Banalem besonderes Gewicht geben.

VORBEREITUNG

ANGELA MERKEL

Für die Rede anlässlich der Wahl zur Vorsitzenden der CDU haben wir Angela Merkel gelobt, weil sie sich sehr gut vorbereitet hatte. Merkel hatte es damals nicht einfach. Ihre Rede musste mehrere Aufgaben erfüllen: Sie musste mitreissend sein. Gleichzeitig sollte sie für die eigene Anhängerschaft visionär sein. Zweifel an ihrer Führungsfähigkeit mussten zerstreut werden. Als Signal an die politischen Gegner hatte die Rede zudem kämpferisch zu sein. Kernaussagen wurden gesucht: Der Zwist ist beigelegt. Wir schaffen Vertrauen. Irritationen sind beseitigt. Ende Oktober begann sie ein klassisches Brainstorming mit all ihren Mitarbeitern. Die Eckpunkte wurden fixiert: Der Schwesternstreit ist vorbei. Es gilt zu betonen, dass der Zwist auch fruchtbar gewesen war. Die CDU ist die Reformpartei, die die CSU voranbrachte. Der Reformprozess steht erst am Anfang. Überhöhte Vokabeln zu Nation und Patriotismus und Formulierungen, wie "Schicksalsgemeinschaft von 80 Millionen Menschen" oder "Liebe zum eigenen Land" wurden eingebaut. Mit den patriotischen Tönen sollte den Parteivorständen die Möglichkeit geboten werden, Einigkeit zu zeigen.

GERHARD SCHRÖDER

Seine Auftritte sind gut vorbereitet, obschon er meist frei spricht. Vor seinem ersten Fernsehduell mit Edmund Stoiber (August 2002) wurde er von einem Journalisten gefragt, wie er sich vorbereitet habe. Locker vom Hocker behauptete Schröder damals, er habe sich nicht vorbereitet, er nehme es so, wie es komme. Wir bezweifelten diese Behauptung. Damals wurde ich von einer Presse-Agentur gefragt, was ich als Coach den beiden Kontrahenten raten würde. Zu Schröder bemerkte ich: Er müsste sich unbedingt besser vorbereiten, falls er die Auftritte tatsächlich dem Zufall überlasse. Das Antizipieren der Gegenargumente ist auch für einen Medienkanzler ein Muss. Heute darf behauptet werden: Wenn Schröder locker – gleichsam improvisierend – spricht, ist er sehr wahrscheinlich am besten vorbereitet. Inzwischen ist erwiesen, dass Doris Schröder – als ehemalige Journalistin – ihren Ehemann intensiv berät und ihm als "Hofnarrin" sagt, wie er sich gegenüber den Medien zu verhalten hat.

FETTNÄPFCHEN**ANGELA MERKEL**

Bei ihrer Antrittsrede als Parteivorsitzende unterlief Angela Merkel ein Lapsus. Obschon ihre lange Rede Schwung hatte, passierte es: Merkel stolperte über eine Wendung in ihrem Manuskript, brach kurz ein, verstummte und sagte im Anflug von Verzweiflung irgendetwas. Es klang nach "Pulla-pulla". Es war französisch und hätte "L'art pour l'art" lauten sollen. Das Fernsehen ist bei Pannen unbarmherzig. Es speichert alles. Für Witzbolde ist dies eine herrliche Fundgrube. In dieser Branche ist eine der führenden Firmen "Brainpool". Emsige Sichter verbringen die Arbeitstage damit, Pannen in Sendungen zu sammeln. Auch das "Pulla-pulla" von Frau Merkel wurde entdeckt und an Stefan Raab weitergereicht. Raab selbst bezeichnet sich als Kaiser der Witzhierarchie und fand: "Wenn jemand auf neunmalklug machen will, darf mans eben nicht verwuppeln."

Frau Merkels Floskel war für ihn ein gefundenes Fressen. Er zeigte hernach in TV-Total einen ironischen Kommentar zum entsprechenden grotesken Filmausschnitt und grinste dazu in gewohnt überheblicher Manier. In der Debatte zur Vertrauensfrage hat Unions-Kanzlerkandidatin Merkel einmal mehr mit Versprechern für Heiterkeit gesorgt. Sie sagte im Bundestag: "Rot-Grün kann unser Land nicht mehr regieren, die PDS darf unser Land nicht regieren, CDU/CSU gemeinsam mit der SPD ...".

Unter dem Gelächter von Rot-Grün korrigierte Merkel den Satz: "CDU/CSU gemeinsam mit der FDP!". Sie fügte, nunmehr gequält lächelnd hinzu: "Ich sage es nochmals, für alle verständlich." Das tat sie dann auch unter richtiger Bezeichnung der Liberalen und mit der Betonung, dass beide Oppositionsparteien zur Übernahme der Verantwortung bereitstünden.

Für die Fernsehzuschauer wirkten diese Szenen peinlich. Es klang so, als würde Merkel ausgelacht. SPD-Parteichef Franz Müntefering nahm die Vorlage Merkels an. Er forderte Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) schmunzelnd auf, beim Gegenlesen des Bundestagsprotokolls den Versprecher zu korrigieren: "Das vermässelt mir sonst den ganzen Wahlkampf", fügte er hinzu. Heiterkeit löste Merkel auch mit einem weiteren Versprecher aus. Sie bescheinigte Rot-Grün versehentlich "Handlungsfähigkeit" was sie sofort korrigierte und verbesserte in "Handlungsunfähigkeit".

Angela Merkel verwechselte jüngst brutto und netto. Für Spott musste sie hernach nicht mehr sorgen. Die Kleinigkeit wurde unverzüglich in den Medien breitgeschlagen.

Die vielen Versprecher bestätigen, dass Angela Merkel beim Auftritt viel zu wenig locker ist. Nahaufnahmen signalisieren auch in der Mimik: Sie geht zu verbissen ins verbale Gefecht.

Auch bei ihrem kurzen Statement nach der Köhler-Entscheidung wirkte Merkel erstaunlich aufgeregt. Mit zittriger Stimme erklärte sie, der "Weg für einen Neuanfang" sei nun frei. Merkel scheint nicht stressresistent zu sein. Sie wirkt nicht souverän, wenn ganz Deutschland auf sie schaut. Lösen bei ihr Kameras allergische Reaktionen aus?

Merkel kommt immer mehr unter Druck. Kann sich jemand keine Fehler mehr leisten, folgen sie auf der Ferse. Obschon sich Merkel im Wahlkampf keine Versprecher mehr leisten konnte, folgte am 10. August der Patzer. Es ging um eine Null. Die Studiengebühren betrogen für Merkel 5000 Euro statt 500 Euro!

GERHARD SCHRÖDER

Immer wieder diente der Kanzler als Zielscheibe. Im November 2002 wurde Schröder zur Lachnummer: Während sich die Sorgen um die Wirtschaftslage in Deutschland mehrten, feierte die politische Satire Hochkonjunktur. Kanzler Schröder kam innert weniger Wochen in die Top Ten. Der "Steuersong" stand sogar an der Spitze der Hitparade. Elmar Brandt sang darin: "Ich erhöh euch die Steuern – gewählt ist gewählt – ihr könnt mich jetzt nicht mehr feuern."

Elmar Brandt, ein Stimmenimitator, in der Rolle des Bundeskanzlers, machte sich zynisch über die neuen Steuererhöhungen lustig. Mit Erfolg. In den Medien dominierten Schröder-Karikaturen.

Der geballte Liebesentzug traf überraschend einen Kanzler, der die Medienshow bisher meisterhaft beherrschte.

Am 18. Mai 2004 wurde Bundeskanzler Gerhard Schröder in Mannheim angegriffen. Bei einem Empfang für rund 200 SPD-Neumitglieder näherte sich dem Regierungschef ein Mann mit rotem Bändchen am Handgelenk, streckte ihm die Hand hin und verpasste ihm dann eine Ohrfeige. Schröder, mit rötlich gefärbter Wange, blieb unverletzt. Der Angreifer, ein 52 Jahre alter arbeitsloser Lehrer, wurde festgenommen und abgeführt, später aber wieder auf freien Fuss gesetzt.

23. August 2004, Kanzler Schröder wurde in Wittenberg mit Eiern, sein Auto mit Steinen beworfen.

Früher parierte Schröder alle Angriffe locker mit links. Viele haben noch den lachenden Kanzler mit Cohiba-Zigarre und Brioni-Anzug auf der Couch in "Wetten dass ...?" in Erinnerung. Gerhard Schröder schien nach den humoristischen Attacken die Lust auf Scherze auch deshalb vergangen zu sein, weil für Rot-Grün die Lage ernst geworden war.

Aus rhetorischer Sicht war der heikle Auftritt an der Medienkonferenz vom 2. Dezember 2002 gelungen. Die Emotionen stimmten mit der Botschaft überein. Dies unterstrich die Glaubwürdigkeit. Der Text wurde abgelesen, vielleicht wollte er bewusst jedes Wort korrekt wiedergeben. Wir vertreten die Meinung, Schröder habe zu lange gewartet mit dem proaktiven Verhalten. Erst in der erwähnten Medienkonferenz ging Gerhard Schröder in die Offensive, griff erstmals ins politische Geschehen ein und machte aus seiner Seele keine Mördergrube. Er sprach deutliche Worte. Gerichtet an die eigene Koalition betonte er, die "Kakophonie in den eigenen Reihen müsse endlich aufhören". Dies sei für die Regierungspolitik "absolut unerträglich". Der Zuschauer merkte, dass dem Kanzler der Kragen geplatzt war.

Mit der Opposition ging Schröder ebenfalls unzimerlich um. Er wies die Kritik der Union vehement zurück. Alles sei nur Klaumauk, und man nutze bewusst ein Kriegsvokabular. Auch schon vor seinem Auftritt klagte der Kanzler in Gesprächen über die "Hetze" gegen ihn. Die Grünen warfen Schröder nach der Rede Profilierungssucht vor.

Im Bundestag dominierten wie beim zweiten Duell die Emotionen. Schröder geisselte die Opposition mit ungewöhnlicher Härte. Er fühlte sich persönlich angegriffen und verwendete folgende scharfen Formulierungen gegen seine Kritiker: dümmliche Sprüche, das Niveau zeige, dass die Opposition keine Ahnung habe von der Sache, alles sei nur noch eine persönliche Attacke und Klamauk, die Opposition könne nur noch persönlich diffamieren, aber inhaltlich nichts beitragen, die Scharfmacher müssten zurückgepfiffen werden! Angela Merkel war ebenso wenig zimperlich: "Die Beleidigungen überschritten zum Teil die üblichen Grenzen: Wenn der Kanzler so brüllt, zeigt dies, dass der Mann mit dem Rücken zur Wand steht!"

WAS WIR RATEN WÜRDEN**ANGELA MERKEL**

Generell: Weniger Verbissenheit wäre wohltuend. Verbesserungsmöglichkeiten bei Medienauftritten: Uns fehlen die Visionen. Im Parteiprogramm müsste sie konkrete Vorschläge, auch über die Auswirkungen und die Finanzierung, auf den Tisch legen, die von den Wählenden verstanden und akzeptiert werden. Die CDU müsste Fehlleistungen der SPD deutlich herausstellen: Zurück zum Bankgeheimnis! Verzicht auf Schenkungs- und Erbschaftsteuer! Konsequentes Sparprogramm! (Wo? Wie?) Konkrete Massnahmen nennen, wie die Wirtschaft angekurbelt werden soll. Die Belastungen müssten alle Bevölkerungsteile – wenigstens scheinbar – gleich und gerecht treffen.

Angela Merkel musste sich für das Fernsehduell gut coachen lassen, damit sie dann ihre Botschaften ebenso gut vermitteln konnte wie beim erfreulichen Interview in "Berlin Mitte". Wir gehen davon aus, dass Merkel für dieses gelungene Interview mit Maybrit Illner im Mediensimulator trainiert worden war.

GERHARD SCHRÖDER

Es würde ihm gut anstehen, begangene Fehler zuzugeben. Es besteht die Gefahr – durch die zu krasse medienrhetorische Überlegenheit – dass er beim Publikum überheblich wirkt. Es könnte bei der "Gegnerin" zum so genannten Mitleideffekt kommen. Verbesserungsmöglichkeiten bei Medienauftritten: Obschon der Kanzler gut mit den Medien umgehen kann, natürlich wirkt und Sympathie ausstrahlt, hätte er einiges zu verbessern: Er müsste darauf bedacht sein, das Platzhirschgebaren abzulegen. Bei den Botschaften muss er konkreter werden und Fakten nennen. Immer wieder bringt er vage Formulierungen, Sprüche und allgemeingültige Aussagen. Hohle Politiker-sprüche überzeugen langfristig nicht. Deshalb: konkrete Details, Zahlen und Fakten! Immer wieder verwendet Schröder die Formel "Ehrlich gesagt". Damit haben die Zuhörer das Gefühl, bei anderen Aussagen sei es nicht sicher, ob es ehrlich gemeint ist. Die Floskel "Keine Frage" müsste er sich ebenfalls abgewöhnen. Bei vielen Politikern stimmt das, was sie gesagt haben, nicht mit dem überein, wie sie im Amt handeln. Gerhard Schröder hat früher den Kopf weit aus dem Fenster gehalten. Er muss mit seinen unbedachten Aussagen aufpassen. So wird in einer Werbeaktion Bundeskanzler Schröder mit seinen eigenen Worten geschlagen.

Er wird immer wieder aus seiner Rede (1998) zitiert: "Ich hab immer gesagt, ich will mich messen lassen an der signifikanten Reduktion der Arbeitslosigkeit. Und ich füge hinzu, wenn wir das in der nächsten Legislaturperiode nicht schaffen, die Arbeitslosigkeit zurückzuführen und das Ausbildungsplatzproblem zu lösen, dann haben wir es nicht verdient wiedergewählt zu werden." Bei Diskussionen und in Interviews beschönigt Schröder zu oft beweisbare Vorwürfe, statt die Fehler offen zuzugeben (z.B. die hohen Arbeitslosenzahlen). Nach so vielen Jahren im Amt können seine Fehler nicht mehr Kohl in die Schuhe geschoben werden. Schröder ist ein Medienprofi. Er bewegt sich vor der Kamera wie ein Fisch im Wasser. Es besteht dennoch die Gefahr, dass er zu selbstsicher auftritt und damit fahrlässig wird. Ein Coach müsste ihm laufend eine vernünftige Prise Lampenfieber verabreichen, damit er im EU-Stress wach und präsent bleibt.

KÖRPERSPRACHE	ANGELA MERKEL	GERHARD SCHRÖDER
<p>Die Gangart zum Rednerpult und ihre Gestik signalisieren Dominanz und Willensstärke. Wenn sie spricht, wirkt Angela Merkel meist gespannt, zu verbissen. Dies vermittelt ein zu ehrgeiziges, zu bewusstes "Gut-sein-Wollen". An den Fingern und Handmuskeln ist die Anspannung gut sichtbar. Nur wer locker und entspannt ist, kann flexibel reagieren und hat dann, wenn es gilt, weniger Versprecher. Wird Angela Merkel mit einer "versteckten Kamera" aufgenommen, ist vielfach Müdigkeit sichtbar. Im Bundestag agiert sie zu oft mit dem ausgestreckten Zeigefinger, was zu belehrend wirkt.</p>		<p>Der Medienkanzler wirkt bei Auftritten dominant, zielgerichtet. Er will stets die erste Geige spielen und ist darauf bedacht, das Zepter nicht aus der Hand geben zu müssen. Auch wenn er liest oder isst – stets kontrolliert er mit den Augen seine Umgebung. Er spürt intuitiv, wenn er gefilmt wird. Die Haltung ist aufrecht (Kopf und Körper gerade), die Hände sind offen. So wie sich der amerikanische Präsident eine typische Texas-Cowboy-Ganghaltung angeeignet hat – die Arme beim Gehen vom Oberkörper abgewinkelt –, hat Schröder ebenfalls eine besondere Art des Schreitens. Er geht immer in gemessenen Schritten.</p>
RHETORISCHES	ANGELA MERKEL	GERHARD SCHRÖDER
<p>Die Opposition verstand es immer wieder, mit rhetorischen Mitteln zu kontern. Die CDU-Chefin Angela Merkel sprach vom "Kennedy-Verschnitt aus Hannover" und bezichtigte die Regierung des "grössten Betrugs am Wähler in der Geschichte der Bundesrepublik". Angela Merkel nahm sogar das Wort Lüge in den Mund. Merkels soundbitefähigste Sätze, wofür sie Beifall erntete, lauteten: "Rot-Grün macht arm", "Mein Reich ist nicht von dieser Welt" und "Genau so ist Ihre Regierungserklärung – nicht von dieser Welt."</p>		<p>In seiner ersten und besonders wichtigen Regierungserklärung nach der Wahl gebrauchte Bundeskanzler Schröder Worte, die auf ein berühmtes Zitat des einstigen US-Präsidenten John F. Kennedy zurückgehen. "Hören Sie auf, immer nur zu fragen, was nicht geht. Fragen wir uns, was jeder Einzelne von uns dazu beitragen kann, dass es geht." Kennedy (zum Vergleich): "Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, frage, was du für dein Land tun kannst." Er machte sich mit folgendem Satz über die Union lustig: "Sie sassen da, Sie sitzen da, Sie werden da sitzen bleiben" und "Lebensqualität hat mit Freiheit zu tun. Freiheit, das heisst: Freiheit von Angst und Not."</p>
KANDIDATEN UND PARTEIFARBE	ANGELA MERKEL	GERHARD SCHRÖDER
<p>Gemäss Spiegel online versuchte die CDU, nach den rückläufigen Prognosen das Heft wieder in die Hand zu bekommen. Die Farbe Orange taucht überall in der "Arena 05" auf. Das ist seit einigen Jahren die Parteifarbe der CDU, die nicht auf die orangefarbene Revolution in der Ukraine zurückzuführen ist. Orange ist eine "optimistische Farbe", sie steht für "Perspektive, Aufbruch und Zuversicht". Im Wahlkampf wurden Bilder von Männern und Frauen in orangefarbenen Polohemden gezeigt, die rhythmisch zuckend über Grossbildwände jagen. Der Kaffeeverkäufer im Foyer hatte orangefarbene Becher und verteilt dazu die farblich passenden Zuckersäckchen. Daneben standen junge Hostessen, die orangefarbene Kostüme tragen. Auch Angela Merkel trug die christdemokratische Modefarbe, strahlend, lächelnd, zuversichtlich eben, eine orangefarbene Jacke.</p>		<p>Die SPD kommt durch die neue Linkspartei in Bedrängnis. Die Parteispitze hatte zuerst diese neue Linke leichtfertig belächelt und sie zu wenig ernst genommen. Nach dem ersten Schock versuchte die SPD, das Steuer wieder in die Hand zu nehmen. Die "rote" Partei stellte – vor der CDU – mehrere Wahlkampfseiten ins Netz. Sie richtete die Wahlkampfzentrale "Rotes Telefon" ein und wechselte die Farbe ihrer Wahlkampfmaterialien in den Ockerton "Umbra". Die neue Linke blieb beim eindeutigen Rot. Wäre die Farbensprache ausschlaggebend, müsste man vermuten, dass SPD und CDU im neuen Wahlkampf farbloser politisieren werden, d.h. die SPD müsste von der klaren eindeutigen roten Position abrücken und die CDU würde sich ebenfalls neu positionieren, Orange und Umbra sind nämlich weniger gegensätzlich als Schwarz und Rot.</p>

DURCHHALTEN, DURCHHALTEN, DURCHHALTEN

Race Across America: Das Team IWC Schaffhausen erreichte mit vier Schweizer Radrennfahrern am härtesten Radrennen der Welt den zweiten Platz, trotz unerwarteter Zwischenfälle. Einer der Radrennfahrer war der Kommunikationsprofi Matthias Knill. Er schreibt, was man von Grenzerfahrungen dieser Art fürs Geschäftsleben lernen kann. Wie bewältigte man kritische Situationen? Welche Rolle spielte das Team?

Text: **Matthias Knill***

Im Gegensatz zu anderen grossen Rundfahrten wird das RAAM im Non-Stop-Modus ausgetragen. Sieger ist, wer auf einer vorgegebenen Strecke als Schnellster die USA von West nach Ost durchquert. Nach dem Start in San Diego führt das Rennen über die Rocky Mountains und Appalachen quer durch Amerika bis nach Atlantic City. Gestartet wird in verschiedenen Kategorien: Einzelfahrer, Zvier-, Vierer- und Achter-Teams. Die Rennfahrer brauchen die kontinuierliche Unterstützung ihrer Begleitcrew. Logistische Abläufe müssen einwandfrei funktionieren, um bei Wechseln keine Zeit zu verlieren, auf der richtigen Route zu bleiben oder die Versorgung der Mannschaft sicherzustellen. Ein perfekt abgestimmtes Team bildet die Basis für einen reibungslosen Ablauf.

ES LÄUFT NICHT NACH PLAN

Das Rennen der Schweizer Mannschaft im Juni 2005 verläuft alles andere als planmässig. Mehrere Zwischenfälle führen das Team an die Grenzen der Belastbarkeit. Bereits am zweiten Renntag wird einer der vier Radfahrer von einem Automobilisten angefahren. Kurz darauf fällt das Wohnmobil aus, die Küche, die medizinische und physiotherapeutische Betreuung gehen verloren. Die Erholungsmöglichkeiten für die gesamte Crew

entfallen, da die spontan organisierten Ersatzfahrzeuge kaum Platz zum Schlafen bieten. Die sorgfältig im Wohnmobil installierte Infrastruktur wird ausgebaut und ungeordnet in einem Anhänger verstaut. Fliegende Wechsel bei den Ablösungen sind nicht mehr möglich – das Team verliert bei jedem Wechsel wertvolle Minuten. Zwei zusätzliche Fahrzeuge müssen gefahren und navigiert werden. Während zwei Tagen lebt die Crew von der Hand in den Mund. Dann die nächste Panne: Ein Begleitfahrzeug erleidet Schaden und muss repariert werden. Erst nach mehr als zwei Tagen stösst die Crew des Wohnmobils wieder zu den Fahrern. Allen Widrigkeiten zum Trotz schafft es die Mannschaft, diese schwierige Phase zu überstehen. Erst im letzten Drittel des Rennens stabilisiert sich die Lage, Improvisation und Flexibilität sind aber weiterhin gefragt. Die Mannschaft liegt auf dem dritten Zwischenrang. Eine Feldküche wird aufgebaut, mobile Schlafmöglichkeiten in den Fahrzeugen geschaffen. In einer Krisensitzung setzt sich das Team ein neues, klares Ziel: den zweiten Platz. Die Mannschaft greift in den Appalachen an und erreicht Atlantic City tatsächlich auf Rang zwei. Was hat dazu beigetragen, dass trotz dieser widrigen Umstände das unerwartet gute Resultat erzielt wurde?

ZIELSETZUNGEN DEFINIEREN

Alles beginnt mit einer Vision. So auch das Projekt RAAM 2005. Bereits ein Jahr vor der

Veranstaltung hatte ein Kernteam aus vier Fahrern und zwei Helfern die Analyse für das Projekt "RAAM 2005" abgeschlossen und abgeleitete Ziele offen kommuniziert: ein Podestplatz und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 33 Stundenkilometern. Damit konnte das Team gegenüber den Sponsoren eine klare Aussage machen und der künftigen Crew eine anspruchsvolle Erwartungshaltung vorgeben. Die persönlichen Trainingspläne und Leistungsmerkmale wurden auf diese Zielsetzung abgestimmt, der notwendige Druck im Vorfeld aufgebaut.

MINUTIÖSE VORBEREITUNG

"Beim Race Across America müssen bereits in der Vorbereitungsphase unterschiedlichste Aspekte der Logistik, Kommunikation oder Renntaktik aufeinander abgestimmt werden", so der Teammanager Günter Wagner. Das Schweizer Team bereitete sich während 18 Monaten intensiv auf das Rennen vor. Während sich die Fahrer in verschiedenen Trainingslagern in Form bringen, arbeiten die Begleiter in den jeweiligen Ressorts an der Fahrzeugtechnik, Navigation, Kommunikation, Logistik, Verpflegung oder medizinischen Betreuung. Die gesamte Crew simulierte die Abläufe in 24- und 48-Stunden-Tests.

Gefragt waren Spezialisten mit Generalistenqualitäten. Grundlegende Aufgaben, wie das Navigieren der Fahrzeuge, mussten von allen Crewmitgliedern beherrscht werden. Erst im

* Matthias Knill war Kommunikationschef der SIG Schaffhausen und wird ab 1. Oktober neu Partner der Agentur Hirzel.Neef.Schmid.Konsulenten. Er nahm auch zweimal am Ironman Hawaii teil.



Rennen sollte sich zeigen, wie wichtig die technischen Vorbereitungsarbeiten waren. Drei Satellitentelefone ermöglichten beispielsweise die Kommunikation zwischen den Fahrzeugen auch nach dem Ausfall des Wohnmobils. Es ist nicht die Summe der Einzelleistungen, die ein starkes Team auszeichnet. Gemeinsame Veranstaltungen fördern das Gruppendenken und Wir-Gefühl.

DIE KRISE BEWÄLTIGEN

Im Vorfeld wurden auch Krisenszenarien beurteilt und das Vorgehen bei Notfällen definiert. Wie aber sah der Krisenplan beim Ausfall des Wohnmobils aus? Das Szenario wurde in einer der 14-tägig durchgeführten Teamsitzungen angesprochen. "Das können und wollen wir nicht annehmen, weil dadurch das Projekt RAAM vermutlich zum Scheitern verurteilt wäre" – so die einstimmige Beurteilung im Vorfeld.

Am zweiten Renntag ereignet sich, was niemand richtig diskutieren wollte. Das Wohnmobil mit der gesamten wichtigen Infrastruktur fällt in Flagstaff mit einem Defekt aus. Ein Ersatz-Wohnmobil lässt sich kurzfristig nicht auftreiben, das Team wird auseinander gerissen.

Die detaillierten Ablaufpläne werden nichtig. Die ersten Stunden nach dem Ausfall hilft nur Improvisation. Die Gesamtplanung weicht einer rollenden Planung. An Stelle von Tagen denkt die ganze Crew in Stunden. Vorwärts, einfach nur vorwärts ist die Devise. Jede zurückgelegte Meile ist eine gute Meile. Die definierten Zielvorgaben bleiben im Vordergrund. Die individuellen Bedürfnisse werden dem gemeinsamen Ziel untergeordnet. Das Team muss die Einsätze der Rennfahrer neu festlegen. Zwei Fahrer wechseln sich während rund fünf Stunden in halbstündigen Fahrzyklen ab, die anderen beiden Fahrer versuchen, während dieser Zeit im Fahrzeug zu schlafen. Die Mannschaft beginnt, in 100-Meilen-Ab schnitten zu denken. 100 Meilen, wieder 100

Meilen, nochmals 100 Meilen. Die Abläufe beginnen sich einzuspielen, die absehbaren Zeitabschnitte treiben das Team vorwärts.

HÖCHSTLEISTUNG NUR IM TEAM

Das RAAM gewinnen nicht die besten Fahrer, sondern es gewinnt das beste Team.

Während eines Jahres werden elf Begleiter aus dem Umfeld der Fahrer rekrutiert. Jedes einzelne Teammitglied investiert in den Monaten vor dem Rennen ungezählte Arbeitsstunden: kostenlos, freiwillig, motiviert.

Der Ausfall eines einzigen Crewmitglieds während des Rennens kann das Projekt ernsthaft gefährden. Nur dank des ausgezeichneten Zusammenhaltens und der Bereitschaft aller, sich voll und ganz für das gemeinsam gesteckte Ziel zu engagieren, gelingt es dem Schaffhauser Team, das Rennen trotz aller Schwierigkeiten fortzusetzen. Der Schlaf wird auf ein Minimum reduziert, die Verpflegung notgedrungen auf Fastfood umgestellt. Doch alle haben ein gewisses Unbehagen: Die menschlichen Grundbedürfnisse lassen sich zeitlich nur beschränkt unterdrücken. In der letzten Rennphase spielen sich die Abläufe ein. Das Team schliesst zu der an zweiter Stelle liegenden Mannschaft auf. In den Appalachen erfolgt der Angriff. In wenigen Stunden kann das amerikanische Team überholt und ein sicherer Vorsprung herausgefahren werden. In den letzten Stunden des Rennens wächst das Team über sich hinaus und belegt mit einem komfortablen Vorsprung den unerwarteten zweiten Platz.

ERKENNTNISSE FÜR DAS MANAGEMENT

Die Frage nach der sinnvollen Übertragbarkeit von Erkenntnissen aus dem Sport auf das Management ist berechtigt. Teamprozesse laufen im Sport und Berufsleben ähnlich ab. Eine ausserordentlich grosse Teamleistung lässt sich auch in einem Unternehmen nur mit Motivation und Identifikation erzielen. Es sind also die

weichen Faktoren, die gerade in schwierigen Situationen bewirken, dass Personen Überdurchschnittliches leisten.

Zum Erfolg trugen bei:

Im Vorfeld:

- Klare Zielvorgaben: Entwicklung und Kommunikation einer Vision.
 - Selektion von engagierten Crewmitgliedern.
 - Verantwortlichkeiten sind klar festgelegt und im Team aufgeteilt.
 - Standards und Routineabläufe sind definiert.
- Während der Veranstaltung:
- Die Zielsetzung wird im Auge behalten.
 - Kurzfristig werden Zwischenziele definiert.
 - Routine bietet Platz für Unerwartetes.

Auch im Management sollten wir Visionen im Team entwickeln, klare Ziele vereinbaren und daran festhalten. In schwierigen Situationen hilft die Definition von Zwischenzielen, die in überschaubaren Zeiträumen erreicht werden können. Damit leisten wir in Unternehmen wie im Sport einen wesentlichen Beitrag zur Erreichung unserer angestrebten Resultate. ■

RACE ACROSS AMERICA

Distanz: 4800 Kilometer

Höhenmeter: 33 500

Start: San Diego

Ziel: Atlantic City

Das Team IWC Schaffhausen

Anzahl Fahrer: 4

Anzahl Betreuer: 11

(Teamchef, Arzt, Physiotherapeut, Koch, Mechaniker, Allrounder)

Budget: CHF 100 000

Vorbereitungszeit: 18 Monate

Renndauer Team IWC Schaffhausen:

5 Tage 22 Stunden 56 Minuten

Durchschnittsgeschwindigkeit:

34,4 km/Stunde

Weitere Informationen: www.raam2005.ch

**INSERAT 1/4 quer RA
XXX
235 X 80**

WIE POLITIKER NACH NIEDERLAGEN ABLENKEN ODER ATTACKIEREN

Alles eine Frage der Rhetorik: Nach der eklatanten Wahlniederlage der SPD in Nordrhein-Westfalen im Frühsommer war es erstaunlich, wie unterlegene Politiker ihre Antworten rasch umzufunktionieren verstanden. Sie klammerten einfach das Negative aus, beleuchteten das eigene Handeln positiv und rückten sogar den Gegner in ein schlechtes Licht, attackierten ihn gezielt. Die Gefahr bei Ablenkungsmanövern besteht indes darin, dass man sie übertreibt.

Text: **Marcus Knill** Foto: **Keystone**

1. SEQUENZ

Müntefering (nach der Serie von Wahlniederlagen und dem überraschenden Kanzlerentscheid, die Vertrauensfrage zu stellen):

“Wir müssen nach vorne schauen. Wir müssen klarstellen, dass wir die Auseinandersetzung suchen, um die richtige Richtung in der Politik in Deutschland. Und dafür ist so ein Tag in Deutschland ganz besonders geeignet. Ich wusste, wir kommen in eine Situation, wo man eine ganz wichtige Entscheidung treffen muss. Das fällt einem nicht leicht als Parteivorsitzender. Trifft man die richtige Entscheidung mit seinem Vorstoss? Ich bin sicher: Es ist richtig.”

Münteferings Fähigkeit, eine peinliche Niederlage in eine Freudenbotschaft umzukleiden, ist einmalig. So verkündete er – nachdem die SPD das Vorgehen Schröders gebilligt hatte (am 25. Mai) – im Westdeutschen Rundfunk lauthals: “Zuerst gab es eine Schrecksekunde – keine Frage. Doch nun habe ich Lust auf Revanche. Jetzt beginnen die Glocken zu klingen. Da macht der Wahlkampf wieder Spass!” Später sagte er sogar noch: “Es wird ein schöner Streit. Wir werden mit offenem Visier fechten.”

Journalist (zu Müntefering in der ARD): “Ist die SPD in einer Krise?”

Müntefering: “Nicht anders, als es bei Helmut Kohl 1982 gewesen ist. Und 1972 hatten wir das auch schon mal; hier wird mit offenen Karten gespielt. Wir vertuschen nichts und sagen, es soll in diesem Herbst klargestellt werden, wer in Deutschland regiert. Soll es die Bundesregierung sein, gewählterweise der Bundestag und die Bundesregierung, oder soll der Bundesrat im Hintergrund mit seinen Möglichkeiten im Dunkeln das Tempo in unserem Land bestimmen?”

Journalist: “Es ist schon ein bisschen anders als 1982. Ihnen ist nicht der Koalitionspartner abhanden gekommen. Und Ihnen ist auch im Bund nicht die Mehrheit abhanden gekommen.”

Müntefering: “Ja, aber trotzdem ist es schon wichtig, dass man nach den Nied – Wahlniederlagen, die es in den Ländern gegeben hat, für eine klare Situation in Deutschland sorgt. Die Wähler sollen sagen können, was sie wollen. Die Unterstellung war ja gestern, als die Wahlniederlage da war, dass diese Koalition am Ende ist. Und wenn wir nicht reagiert hätten, wären sicher heute die Fähigsten, die gesagt hätten, das kann ja nicht so weitergehen.”

ANALYSE

Müntefering versteht es, mit sonorer Stimme Selbstsicherheit zu signalisieren. Doch wirkt seine gespielte Freude nach der Schlappe unehrlich und ist eine Farce. Die Schrecksekunde (War sie tatsächlich nur eine Sekunde lang?), die Lust und den Spass an der Revanche können wir ihm nicht abnehmen. Diese autosuggestiven Äusserungen sind zu plump und unglaubwürdig. Sie erinnern uns an fragwürdige Motivationstrainer, die Arbeitslose bitten, sich tagtäglich vor den Spiegel zu stellen und sich mutig zuzurufen: “Mir geht es gut. Ich habe Erfolg.” Münteferings Zweckoptimismus mit der aufgesetzten Freude an der kommenden Wahlkampagne ist kontraproduktiv. Wir trafen niemanden, der diese unglaubwürdige Begeisterung ernst genommen hätte. Es stimmt sicher nicht, dass es ein “schöner” Streit werden wird. Auch der Parteivorsitzende ist sich dessen bewusst. Die Korrektur Nied – Wahlniederlage erfolgte bewusst. Müntefering wollte zuerst Niederlage sagen, was ein Eingeständnis gewesen wäre. Deshalb korrigierte er das Wort. Für Müntefering war es lediglich eine Wahlniederlage.

Rhetorisch puffert Müntefering heikle Fragen mit den bei Politikern verbreiteten Plausibilitätsformulierungen. Diese Allgemeinplätze stimmen immer. Beispielsweise: “Wir schauen in die richtige Richtung.” (In welche Richtung, wird nie gesagt.) Auch Münteferings Formulierung: “Es wird Situationen geben, wo man wichtige Entscheidungen treffen muss”, ist trivial.

Müntefering beherrscht die Lenkungs- respektive Ablenkungstechnik hervorragend. Es gelingt ihm, von der Wahlniederlage abzulenken, und er kann bereits am Tag nach der unrühmlichen Niederlage die Position der Gegner brandmarken: Sie wollen keine Arbeitnehmerrechte mehr! Wenn man die Union wählt, gibt es keine Bürgerversicherung. Mit den Wahlkampfspots übertrieb Müntefering dermassen, dass der Journalist eingreifen musste.

Die Neuwahlankündigung des Kanzlers galt als Überraschungscoup. Schröder entschied sich, ohne die Rückendeckung der Grünen oder der Parteibasis einzuholen. Begreiflicherweise setzte der Journalist bei dieser heiklen Problematik an. Bei den Grünen, aber auch parteiintern wurde Schröders Alleingang in den Medien immer wieder thematisiert.



Franz Müntefering versteht es, mit sonorer Stimme Selbstsicherheit zu signalisieren.

2. SEQUENZ

Journalist: “Wurden die Koalitionspartner und die SPD-Linken im Entschluss berücksichtigt?”

Müntefering: “Das entscheidet der Bundeskanzler. Das ist nicht meine Sache, dies anzusprechen. Aber wir werden rechtzeitig – vor dem Sommer – die Situation herbeiführen und so bewirken, dass – denke ich im September – die Wahl stattfinden kann.”

Journalist: “Sie sagten gestern, Sie wollten die Pattsituation (Bundesrat – Bundestag) aufbrechen. Aber das stimmt doch faktisch nicht. Auch wenn Sie im September einen vollen Wahlerfolg hätten, so wäre es immer noch eine Bundesratsmehrheit für die CDU/CSU.”

Müntefering: “Nein! Ich hab gesagt, man muss das Patt, das es tatsächlich gibt, beantworten und klarstellen, wer in diesem Land als Bundesregierung regieren soll. Das ist ganz wichtig. Das ist auch wichtig für die Demokratie. Diejenigen, die legitimiert sind, die sollen auch als Bundesregierung dieses Land regieren. Und ich glaube, das wäre schon etwas ganz Besonderes. Wenn es uns in diesem Herbst gelingt – wenn wir das Vertrauen der Menschen dafür gewinnen, dann ist es auch mal wieder klar. Nicht der Bundesrat ist die heimliche Regierung im Hintergrund, sondern das ist Gerd Schröder und das sind die, die dann die Mehrheit stellen.”

ANALYSE

Auf die heikle Frage nach dem einsamen, folgenschweren Entscheid geht Müntefering gar nicht ein. Mit der Formulierung “Dies ist nicht meine Sache” fegt er die Frage vom Tisch. Mit der Formulierung: “WIR werden ...” signalisiert Müntefering, die Partei werde den einsamen Entscheid Schröders mittragen.

Die Frage mit der Pattsituation, die gar nicht aufgebrochen werden kann, muss Müntefering getroffen haben. Denn er kann sie nicht widerlegen. Deshalb bejaht Müntefering diese Pattsituation – auch nach einer Neuwahl. Er nutzt jedoch einen altbewährten Politikertrick. Er tut so, als habe er die Aussage nicht so formuliert, wie es der Journalist gesagt hat. Er behauptet, er habe nur die Situation bei der Regierung klarstellen wollen.

Die letzte Antwort sagt nichts Konkretes aus. Es sind alles Plausibilitätsformulierungen, “Füller”, die immer stimmen, z.B.: Das ist wichtig – ist für die Demokratie ganz wichtig. Es ist etwas ganz Besonderes. Wie müssen das Vertrauen gewinnen.

SEQUENZ

Wir analysieren nun auch noch die Antworten des Grünen-Landesvorsitzenden Reinhard Bütikofer nach der Wahlniederlage in der ARD:

Journalist: “Herr Bütikofer, gerade jetzt, in den Tagen nach der NRW-Wahlniederlage, gibt es nicht wenige der SPD-Genossen, die auch den Grünen die Schuld am Desaster zuschieben. Der Kanzler hat Neuwahlen ausgerufen ohne interne Diskussion, und nicht wenige spekulieren auf eine grosse Koalition. Lassen Sie sich das alles so gefallen? Warum lassen Sie sich das gefallen?”

Bütikofer (auffallend ruhig): “Ich glaube, Sie zeichnen ein etwas einseitiges Bild. Auch Ihr Bericht war bestenfalls eine Einzelstimme. Wir haben heute eine sehr ausführliche Beratung mit unseren Landesverbänden. Und was ich mitkriege, ist, dass ich dort, im Unterschied zu dem Bild, das Sie versucht haben zu zeichnen – durchaus auch Entschlossenheit gibt. Bei uns auf Bundesebene sind in den ersten Tagen nach der Entscheidung für die Neuwahl mehrere hundert Anmeldungen gekommen für Mitgliedschaften. Und Ähnliches höre ich auch aus Landesverbänden.”

Journalist: “Aber Herr Bütikofer! Die Frage war: Warum lassen Sie sich das gefallen? Von der SPD so gefallen, was sich in den letzten Tagen abgespielt hat? Das war ja ein Schlag nach dem andern. Selbst Frau Künast sagte davon, das sei ein ‘Schwarzer-Peter-Spiel’, und wir sollen den ‘schwarzen Peter’ bekommen. Warum lässt man sich das alles gefallen?”

Bütikofer (wartet – vier Sekunden lang!): “Ich lasse mir auch von Ihnen Fragen gefallen. Aber ich habe meine Antwort. Die Antwort heisst: Wir lassen und von der SPD nicht zum schwarzen Mann machen und lassen uns nicht den ‘schwarzen Peter’ zuschieben. Wir haben gesagt: Das ist in Ordnung, dass jetzt der Bundeskanzler diese Entscheidung getroffen hat. Das spart jetzt ein Jahr Blockade, die die Union noch ein Jahr gemacht hat. Es ist interessant zu beobachten, dass sie in der Diskussion plötzlich feststellt, dass sie nicht weiss, was sie will. Aber ich lass mir nicht einreden, dass meine Hauptaufgabe darin bestünde, unter der SPD zu leiden.”

Der Journalist hakt nach: “Also es geht bei dieser Frage auch ums politische Überleben der Grünen. Sind sie auch regierungsfähig? Kommt jetzt nicht ein bisschen Panik auf in der Partei auf?”

Bütikofer: “Sie sagen hier ohne jegliche sachliche Begründung, dass es hier um Existenzfragen geht. Sie machen Stimmung mit der Art, wie Sie Fragen stellen. Aber dem entsprechen keine Fakten.”

Journalist: “Wenn die SPD möglicherweise mit der Union zusammengeht, dann sitzen Sie nicht mehr in der Regierung. Es geht doch ums politische Überleben, wenn man nicht mehr in der Regierung sitzt.”

Bütikofer: “Das ist eine merkwürdige Theorie, die Sie da vertreten. Dann müsste die FDP längst ausgestorben sein. So gehts ja nicht! Die Frage, ob die Partei etwas beizutragen hat, das ist die Frage.”

ANALYSE

Die erstaunlich lange Denkpause zahlt sich aus. Bütikofer versteht es, auf ruhige, freundliche Art die Aussage des Journalisten als einseitig gezeichnetes Bild hinzustellen und kann als Landesvorsitzender darlegen: Wir erlebten das Gegenteil. Wir wollen mit der SPD mitmachen. Wir haben viele neue Mitglieder bekommen. Wir lassen uns nicht in eine Ecke stellen!

Nachdem der Journalist hartnäckig zur Frage zurückkehrt, die nicht beantwortet worden ist, und die Karte mit der Aussage von Renate Künast gezogen wurde, sah sich Bütikofer bedrängt. Er entzieht sich der heiklen Situation, indem er durchblicken lässt: “Muss ich mir diese Fragerei überhaupt gefallen lassen? Hören Sie, ich gebe die Antwort, die ich will!”

Dabei macht Bütikofer jedoch einen Fehler. Er wiederholt das “Schwarzer-Peter-Spiel” und den “schwarzen Peter” (Worte, die der Journalist eingebracht hat). Durch die Wiederholung “schwarzer Mann”, “schwarzer Peter” wird der Vorwurf unnötigerweise im Langzeitgedächtnis des Publikums verankert.

Andererseits versteht es Bütikofer, die Union anzuschwärzen, indem er sagt, sie würde ein Jahr lang die rotgrüne Politik blockieren. Wie Müntefering unterstreicht er die Ratlosigkeit der Union. Die Frage nach der Uneinigkeit zwischen Rot und Grün in der Regierung scheint ihn genervt zu haben. Dies macht die Bemerkung bewusst: Ich lass mir das nicht einreden! Die ungehaltene Reaktion lässt vermuten: Der Journalist muss mit seinen Fragen ein unangenehmes Problem angesprochen haben. Bütikofer kann sich retten, indem er die Aussage des Journalisten wörtlich nimmt und eine Ungenauigkeit aufdeckt. Tatsächlich geht es nicht ums politische Überleben, sondern ums Überleben der Grünen in der Regierung. Bütikofer greift wieder die Fragen des Journalisten an, und es gelingt ihm vor Mikrofon und Kamera zu sagen, was gefragt werden müsste. Er formuliert selbst Fragen, die beantwortet werden müssten, und beantwortet die selbst gestellten Fragen auch selbst (Lenkungstechnik).

ERKENNTNIS

Wir stellen fest: Es gibt rhetorische Möglichkeiten, bei unangenehmen Befragungen vom “Kriegsschauplatz” wegzukommen.

Es gibt wenige Politiker, die offensichtliche Fehler eingestehen können.

Statt “Mea culpa” fokussieren sie nach Niederlagen auf die Mängel der Gegner und pflegen gezielte “Selbst-PR”.

Müntefering und Bütikofer verstanden es gut, das Thema Wahlniederlage auszuklammern

und vorbereitete “PR-Antworten” zu geben.

Die rhetorischen Werkzeuge waren simpel:

- Stoppen, zurückweisen.
- Die Frage beanstanden, überhören.
- Die eigene Sicht der Dinge schildern.
- Betonen: Wir müssen nach vorne schauen.
- Eigene Mängel klein reden.
- Dafür die eigenen Verdienste betonen.
- Andererseits Fehler und Probleme der Gegenseite hervorheben, übertreiben und wiederholen.

War bei den erwähnten Beispielen der Angriff tatsächlich die beste Verteidigung?

Die Gefahr bei den raffinierten Lenkungstechniken besteht darin zu übertreiben. Werden die Aussagen bezweifelt, nützen die besten rhetorischen Tricks nichts. Glaubwürdigkeit erwerben Politiker nur dadurch, dass Worte und Taten übereinstimmen. ■

IST NATÜRLICHES KOMMUNIZIEREN LERNBAR?

Willkommen im Simulator: Natürlich kommunizieren? Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, doch für Kommunikationsexperte und “persönlich“-Autor Marcus Knill etwas vom Schwierigsten. Seine Erfahrung aus unzähligen Medienseminarien: Viele Teilnehmer schätzen ihre rhetorischen Fähigkeiten komplett anders ein als das Umfeld. Im nachstehenden Artikel plädiert Marcus Knill für aktives Learning by doing, theoretisches Wissen allein genügt leider nicht.

Text: **Marcus Knill** Illustration: **Claude Martin**

Eine prominente Persönlichkeit – nennen wir sie Hans Müller – behauptete: Medientraining ist unnötig. Denn: Wer sich nicht trainieren lasse, kommuniziere natürlich. Ausschlaggebend sei lediglich, dass man im Beruf Erfolg habe. Rhetorische Grundsätze dürften problemlos missachtet werden. Wer sich coachen lasse, wirke künstlich. Jeder könne so reden, wie ihm beliebt. Das sei natürliche Rhetorik. Während des Sprechens hing Müller in seinen Stuhl zurückgelehnt – als liege er in einer Hängematte –, den Blick zur Decke, die Stimme kraftlos, monoton und unbeteiligt. Ich nahm seine sonderbare These entgegen und gab sie als Diskussionsthema in die Runde. Die anwesenden Teilnehmer fanden, Hans Müller rede sonst nicht so kraftlos. Nach der Wirkung des Beitrages befragt, fanden acht von zehn Teilnehmenden, Müller habe langweilig gewirkt und würde niemanden überzeugen, wenn er im Alltag oder vor Mikrofon und Kamera so teilnahmslos reden würde. Ich machte darauf aufmerksam, dass bei Auftritten immer die Adressaten massgebend seien. Nicht der Seminarleiter, sondern das Publikum entscheide darüber, ob eine Person überzeuge oder nicht. Nach kurzer Diskussion wurde allen bewusst, dass beim Reden zwei Dinge ausschlaggebend sind: Ich muss mich immer der jeweiligen Situation anpassen. Das heisst: Ich kann nicht so reden, wie es mir beliebt. Andererseits darf ich kein Theater spielen. Es gilt stets der Kernsatz: Sei du

selbst! Wer den angeblichen Gegensatz: “Situation berücksichtigen” – “Man selber sein” unter einen Hut zu bringen versteht, kommuniziert besser, und es gibt weniger Missverständnisse. Wenn Gestik, Mimik, Stimme und Aussage übereinstimmen, sind wir nahe am Ziel. Unbeteiligtes, monotones, druckloses Sprechen wird ein Gegenüber nie beeindrucken. Niemand kann ein Feuer entflammen, wenn es in ihm nicht brennt (feu sacré). Ferner sind sich viele nicht bewusst, dass jeder Auftritt auf das Gegenüber wirkt – auch dann, wenn nicht gesprochen wird.

OPTIMIEREN IM SIMULATOR

Übrigens erkannte Hans Müller – dank des Spiegels Video – sehr schnell, dass natürliche Rhetorik nichts zu tun hat mit der egozentri-

schon Haltung: Ich verhalte mich, wie es mir beliebt. Ich bin wichtiger als du. Dank fachgerechtem Videofeedback (Müller merkte in der Pause nicht, dass er gefilmt wurde) konnten wir allen bewusst machen, dass Hans Müller im Pausengespräch viel wacher, präsenter und ausdrucksstärker (natürlicher) redete. Jedenfalls staunte er, als wir ihm zeigen konnten, dass er bei seinem ersten Beitrag alles andere als natürlich gesprochen hatte. Hans Müller erkannte: Natürliches Verhalten muss erworben werden, weil wir in Stress-Situationen (vor Kamera und Mikrofon oder vor grossem Publikum) unnatürlich – mit reduziertem Verhalten – kommunizieren.

Obwohl ein Pilot gut fliegen kann, verbessert und optimiert er laufend sein Können im Simulator. Permanentes Training ist für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Kein noch so musikalisch begabtes Kind kann Konzertpianist werden ohne permanentes, hartes Üben. Training ist selbst für Berufsmusiker eine Selbstverständlichkeit.

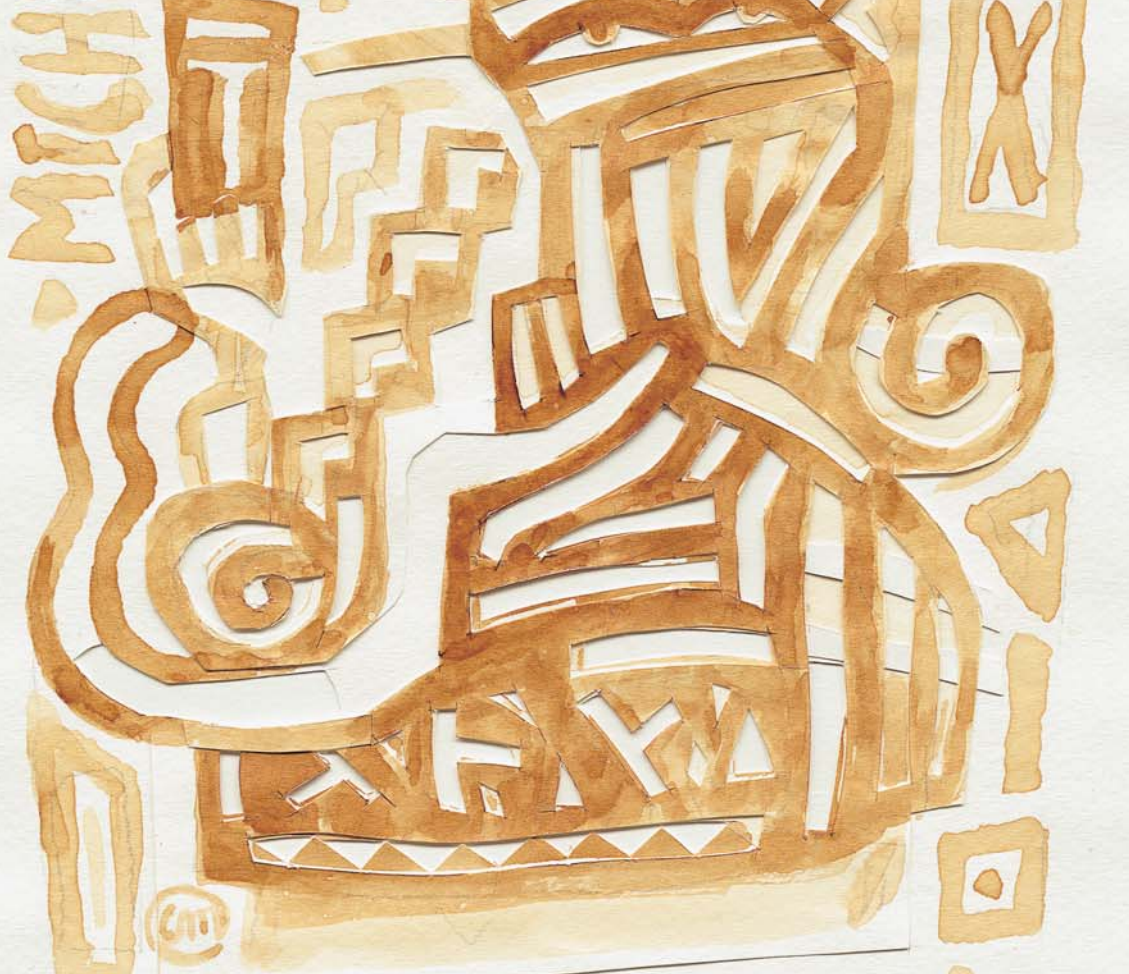
Und bei Kommunikationsprozessen? Viele glauben, die Begabung allein genüge, um sich in der Öffentlichkeit oder vor grösserem Publikum frei und verständlich ausdrücken zu können. Tatsächlich gilt auch hier: Bei noch so grosser Begabung bedarf es bei Überzeugungsprozessen ebenfalls eines permanenten Trainings. Stillstand wird auch bei der Alltagskommunikation zum Rückschritt. Interessant ist, dass mittlere Kader kaum Kenntnis haben

ZUR PERSON



Marcus Knill ist Experte für Medienrhetorik und Autor verschiedener Fachbücher wie “Natürlich, aussagezentriert, inhaltszentriert reden” (Hölstein 1991). Knill gibt Medientrainings im In- und Ausland und schreibt regelmässig für “persönlich”. (www.knill.com)

MEINEN LIEBEN FREUNDEN
UND BEKANNTEN GE-
WIDMET. FÜR ALLES
WAS SIE IN DIESEM
ZEITRAUM FÜR



GETAN → HABEN
MIT NESSCAFÉ GOLD GEMALT.

von den zahlreichen individuellen Coachings ihrer Vorgesetzten. Wir alle möchten natürlich echt und glaubwürdig kommunizieren. Viele glauben, das eigene Verhalten sei bei den Alltagsauftritten stets natürlich. Zusätzliches Training verfremde höchstens das eigene Verhalten, und sie denken dabei an die Kommunikationsschulung (an antiquiertes, schlechtes Verkaufstraining), an jene Trainings und Rollenspiele, bei denen durch Videoaufnahmen Fehler zusätzlich verstärkt worden sind (Aufzählung aller Mängel durch den Trainer), oder sie erinnern sich an fragwürdige Präsentationsabrickungskurse, bei denen Rezepte eingetrichtert wurden. (Kommunikationsschulung nach dem Kosmetikprinzip: "Wichtig ist vor allem, dass wir gut aussehen.")

LEARNING BY DOING

Professionelle Kommunikationsseminare verfremden das persönliche, natürliche Verhalten nie. Im Gegenteil: Echtes, authentisches Kommunizieren wird angestrebt. Tatsächlich können wir in der Praxis tagtäglich sehen, dass das angeblich natürliche Verhalten bei Auftritten oder an Sitzungen – vor allem dann, wenn es

ernst ist – alles andere als natürlich ist. Die Spannung der Erwartungshaltung ("Ich muss gut sein"), auch der Stress reduzieren unser Ausdrucksvermögen. Durch den Druck von aussen wird der Ausdruck meist reduziert. Gestik, Mimik, Stimmkraft und die Modulation werden eingeschränkt. Mitunter wird zudem die Formulierung komplizierter. Die Sprechenden klammern sich an ein vorformuliertes Manuskript. Vergleichsaufnahmen bestätigen diese Phänomene. Natürliches Kommunizieren müssen wir lernen, weil wir uns im Alltag erst dann natürlich verhalten, wenn wir gelernt haben, in ungewöhnlichen Situationen frei und selbstsicher zu reden. Fachgerechtes, individuelles Coaching wird die Redner nie verfremden. Bei professionellen Intensivseminaren werden Mittel und Wege zum persönlichen, individuellen, situationsgerechten Verhalten – selbst in heiklen Situationen – gefunden. Theoretisches Wissen allein genügt leider nicht. Erst beim Tun stellen wir fest, dass wir das theoretische Wissen gar nicht umsetzen. Gute Kommunikationsseminare basieren deshalb auf prozessorientiertem Lernen (Learning by doing). Durch Erfahrung lernen

heisst: handelnd lernen. Im Wort Erfahrung ist das Verb fahren enthalten. Fahren = Bewegung. Bewegung = Tun. Bei fachgerechten Seminaren werden die eigenen Stärken den einzelnen Persönlichkeiten nicht nur bewusst gemacht; sie werden zusätzlich verstärkt. Umgekehrt wird dank bewährter Feedbackverfahren (basierend auf Erkenntnissen der Lernpsychologie) dem Teilnehmer jener blinde Fleck bewusst gemacht, der verbessert werden sollte. Der Coach entscheidet, welcher "Lernpunkt" langfristig beachtet oder geübt werden muss.

ZIEL: NATÜRLICHES VERHALTEN

Teilziel jedes fachgerechten Coachings muss sein, die Stärken und blinden Flecken bewusst zu machen. Wer es beim Coaching zu Stande bringt, Menschen zu befähigen, natürlich, verständlich und situationsgerecht zu reden, zu argumentieren, zu überzeugen, hat gut gearbeitet. Wird das Ziel des "natürlichen Verhaltens" nicht erreicht, können wir auf Coachings verzichten, auch wenn sie noch so teuer sind. Einstudierte Gesten wirken nicht – es sei denn lächerlich. ■

ANZEIGE

**Weit über 100
Stellen auf
"persoenlich.com"**

ÜBERLEGTES FRAGEN, ÜBERLEGTES ANTWORTEN

Medienrhetorik: In der “Sternstunde Philosophie” auf SF DRS vom Samstag, 30. April 2005, befragte Roger de Weck den Grandseigneur des Schweizer Freisinns, Ulrich Bremi, zur heutigen Situation der Schweiz. Es kommt selten vor, dass beide, Fragender wie Antwortender, medienrhetorisch gut geschult sind. Es gibt aber auch vorbildliche Beiträge in der Medienlandschaft – Sendungen, bei denen das Denken dominiert.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **SF DRS**

1. SEQUENZ

De Weck: “Ihre unternehmerischen Verdienste sind unbestritten – und auch Ihre politischen. Wenn man in Bern spricht, dann sagen bis heute viele Leute: Mit Ulrich Bremi, da habe ich gerne zusammengearbeitet. Aber könnte es Ihre Schwäche gewesen sein – etwas fehlende Menschenkenntnis? Sie galten als Königsmacher und waren Königsmacher von Bundesrätin Elisabeth Kopp oder von Lukas Mühleman an der Spitze der Credit Suisse oder von Eric Honnegger an der Spitze der Swissair. Ist das eventuell Ihre Schwäche gewesen, wenn Sie zurückblicken?”

Bremi: (Lange Pause – überlegt) “Ihre Feststellung, dass man das sagt, ist sicher richtig. Ich habe dies auch schon gehört – Ich muss aber gleich sagen, das trifft – im – für die genannten Personen, wirklich nur teilweise zu – teilweise gar nicht. Aber ich habe dies selbstverständlich auch gehört. – Vielleicht – also das sind – das müssen die andern Leute sagen. In meinen Positionen war ich immer wieder darauf angewiesen und habe die Chance – äh – Leute auszuwählen für bestimmte Positionen – Das gehörte zu meinen Aufgaben. – Und das ist im Allgemeinen auch sehr erfolgreich gewesen. Wissen Sie: Wenn Sie Leuten – viel Vertrauen geben – das hab ich versucht zu tun –, dann geht das gelegentlich gut, gelegentlich auch nicht. – Aber es ist ... – Ich würde das eigentlich wieder tun. – Es ist – sehr viel weniger für mich – Ärger entstanden – durch das, dass ich zu viel Vertrauen gegeben habe. – Schwierig wird es erst, wenn man es nicht mehr tut oder nicht mehr tun kann.”

De Weck: “Haben Sie Situationen gehabt, wo Ihr – Ihre Methode des grossen Vertrauensvorschusses enttäuscht wurde?”

Bremi: “Wo es mich enttäuscht hat – selbstverständlich – das gibt es. Aber das würde mich nicht daran hindern –, wieder – sorgfältig auszuwählen – aber dann – nach dem Entscheid, uneingeschränkt Vertrauen zu geben.”

De Weck: “Wenn man über Menschen entscheiden muss und Menschen auswählen muss – ist es schon gut, wenn man in 51 Prozent der Fälle richtig trifft?”

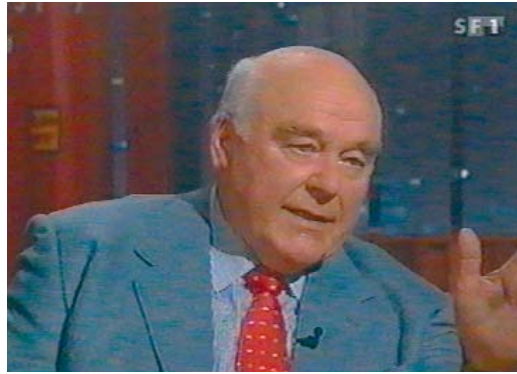
Bremi: (Wir hören das Atmen) – “Nein! – Gott sei Dank gibt es nicht nur ganz gute und ganz schlechte Menschen.”

ANALYSE

Journalist de Weck fragt kurz, klar und bringt die Kritik auf den Punkt. Er schont sein Gegenüber nicht. Nach einer Plattform (Lob, Verdienste) folgen konkrete Fakten (Namen) zur Frage: “War fehlende Menschenkenntnis Ihre Schwäche?”. De Weck stellt nur diese Frage und hört konzentriert zu. Leider beherrschen angebliche Profimoderatoren die Interviewtechnik nicht. Anstatt nach einem Hinweis nur eine Frage zu stellen, folgen unterschiedliche Fragen auf einmal (so genannte Fragenketten). Wir haben dies im letzten Beitrag “Standpunkte” bei Frank A. Meyer erläutert. Anstatt unmissverständlich und “hart” zu fragen, versuchen gewisse Interviewer den Gesprächspartner lediglich mit billigen Tricks, zum Beispiel mit der Unterbrechungstaktik, zu destabilisieren.

Bremi beginnt mit seiner Antwort vorbildlich. Die unangenehme kritische Frage überdenkt er vorerst ruhig, wartet ausgesprochen lang, nimmt sich Bedenkzeit und beginnt damit, beim vorgebrachten Vorwurf lediglich zu bestätigen, dass er das auch gehört habe. Er gibt dann zu, dass der Vorwurf teilweise zutrefte (aber nur teilweise!). Bremi differenziert den Sachverhalt deutlich und präzisiert: Teilweise gar nicht! Wir erfahren ferner: Ulrich Bremi hat früher viele Leute ausgewählt und war bei der Wahl in der Regel ÄUSSERST ERFOLGREICH. Damit versteht es der Denker Bremi, in ruhigem Ton, den Vorwurf schlicht und überzeugend ins richtige Licht zu rücken. Dies wirkt sehr glaubwürdig! Bremi spricht in der Regel in kurzen Gedankenbogen ohne falsche rhythmische Akzente. Wir registrieren lediglich an einigen Stellen deutliche Satzbrüche (die erstaunlicherweise noch nicht stören). Wir schliessen daraus, dass dem Profi die unangenehme Thematik doch unter die Haut geht. Im zweiten Teil der Antwort rückt Bremi das VERTRAUEN in den Mittelpunkt. Das Argument: Wer zu wenig Vertrauen hat, bekommt mehr Ärger, als wer zu viel Vertrauen entgegenbringt. Diese Erfahrung ist unumstritten und nachvollziehbar.

De Weck stellt kurze prägnante Fragen und bringt sein Gegenüber zum Reden und zu konkreten Antworten (was bei Politikern leider nicht immer der Fall ist).



2. SEQUENZ

De Weck: “Ist es überhaupt heute noch möglich, unter dem Erfolgsdruck politische Verantwortung zu übernehmen – so wie Sie es taten? Ist dies – Sie unterstrichen die Notwendigkeit des Milizdenkens in der Schweiz – überhaupt noch möglich?”

Bremi: “Es ist nicht nur möglich, sondern es ist sogar – überhaupt Voraussetzung. Ich meine, dass – wenn ich einen Liberalen definieren müsste, gehört nach all den offensichtlichen Qualifikationen dazu, dass er sich FÜR DIE GEMEINSCHAFT interessiert und mit ihr identifiziert. Er wird damit nicht ein besserer Mensch. Wenn ein Unternehmer oder Manager auf irgendeiner Stufe – Kadermitglied – sich für eine Gemeinschaft – eine gemeinschaftliche Tätigkeit engagiert, wird er damit nicht vor allem ein besserer Mensch, sondern ein besserer Manager, ein besseres Kadermitglied, ein besserer Unternehmer!”

De Weck: “Das greift Ihnen zu kurz?”

Bremi: (Bremi geht auf diese Zwischenfrage nicht ein – er fährt nahtlos weiter) “Und dann –, wenn er diese Qualifikation miterfüllt – also, wenn er sich für den Rest der Welt interessiert, wenn er eher zuhört – als predigt – als doziert. Wenn ein Unternehmer sich mit Politikern unterhält – nicht um Politiker zu werden, sondern – er muss auch nicht in den Nationalrat – irgendwie – sondern, um sie zu VERSTEHEN. Wenn auch Konfessionen sich gegenseitig vor allem VERSTEHEN möchten – nicht sich gegenseitig missionieren, dann gibt das wieder ein anderes gemeinschaftliches Empfinden.

Und im Übrigen – ich wiederhole dies jetzt oder ich komme darauf zurück – Das macht ... das kann sich ein Unternehmer nicht allenfalls leisten oder auch nicht. Das muss er tun, um ein guter Unternehmer zu werden!”

De Weck: “Wenn ich Sie richtig höre, schwingt da die Kritik mit, dass mancher Manager heute autistisch ist. Zu sehr an sein Unternehmen denkt und im Grunde genommen, das, was um sein Unternehmen herum geschieht, als Belästigung empfindet.”

Bremi: – (Denkpause) – “Das ist sehr scharf ausgedrückt. Aber Sie verstehen mich richtig.”

De Weck: “Könnte man ein aktuelles Beispiel nehmen? Ist der Nestlé-Chef Peter Brabeck – in Ihrem Sinne – ein ‘Autist’ in Anführungszeichen? Weil er im Grunde genommen die Kritik auf seinem Aktionariat neulich nicht ernst nahm, sondern mit einer Drohung antwortete. Nämlich: Er würde zurücktreten, wenn kritische Geister in seinem Aktionariat sich durchsetzen würden.”

Bremi: “Meine Antwort ist ganz klar – Nein! Ich möchte sie ganz kurz begründen: Erstens – werde ich hier nicht eine Person qualifizieren, die jetzt nicht mitsprechen kann. Zweitens – kenne ich diesen Vorgang nur zum Teil aus der Presse.”

ANALYSE

Bremi verdeutlicht in der ersten Antwort die Forderung nach Unternehmern, die zuhören können und sich für den Rest der Welt – nicht nur für den eigenen Betrieb – interessieren. Zudem bricht er eine Lanze für gegenseitiges VERSTEHEN (anstatt zu dozieren und zu missionieren).

Darauf wollte de Weck wissen, ob Bremi damit sagen wolle, dass manche Manager heute Autisten sind und das Geschehen ausserhalb des Unternehmens als Belästigung empfinden.

Das Wort Autist hat der Journalist eingebracht, und er hat auch Bremis Antwort (bewusst?) zugespitzt. Die darauf folgende Reaktion Bremis zeugt von grossem rhetorischem Können. Er entgegnet dem Journalisten nicht in schulmeisterlicher Manier: “Autist habe ich nicht gesagt!” Oder: “Sie haben meine Ausführungen nicht richtig wiedergegeben! Ich sagte ...”

Bremi gibt eine kluge, kurze, prägnante, wohl bedachte Antwort: “Das ist sehr scharf ausgedrückt” (damit macht Bremi deutlich: Ich habe gut zugehört und die Verschärfung registriert). “Aber Sie verstehen mich richtig.”

Beim konkreten Beispiel “Autist Brabeck” wird veranschaulicht, was einen guten Interviewer ausmacht. Er hört vor allem aktiv zu und geht auf das Gehörte ein. In dieser Sequenz nimmt de Weck die Zustimmung (Autist wurde von Bremi nicht zurückgewiesen) als Ball auf und spielt ihn unverzüglich zurück. Bremi muss diesen heiklen “Schuss” parieren, ohne Brabeck zu be- oder verurteilen. Denn er hatte sich im Gespräch an einer anderen Stelle darauf festgelegt, aktuelle Fälle nicht zu beurteilen. Bremis Taktik ist geschickt: Er gibt eine konkrete Antwort (Er verneint!), hierauf folgt eine übersichtliche Struktur.

1. Ich urteile nicht über Personen, die nicht anwesend sind.
2. Ich kenne den Vorgang nur aus der Presse und kann deshalb den Sachverhalt nicht beurteilen.

Dann fügt er an: Ich habe Herrn Brabeck nicht so kennen gelernt, wie er in den Medien dargestellt wurde, deshalb wäre ich vorsichtig bei einem Urteil.

Obwohl Bremi ankündigte, er antworte nur kurz, wird die Antwort recht lang. Zum Teil werden einzelne Worte auch zu schnell, zu undeutlich ausgesprochen und das dreimalige Wiederholen von “Ich kann es nicht beurteilen” lässt vermuten: Bremi musste auf der Hut sein, in der Öffentlichkeit ja nichts Negatives verlauten zu lassen. Zwar ist ihm dies gelungen. Doch die Zuhörer werden sich fragen: Weshalb war die Antwort so ausführlich (das heisst doch lang)? War die Antwort eher eine Selbstschutzbehauptung?

3. SEQUENZ

De Weck: (Zur Thematik FDP)

“Vor der Prognose die Diagnose: Was ist eigentlich geschehen mit der Schweizer Mitte? Was ist schief gelaufen, dass sie dermassen an Kraft verloren hat?”

Bremi: – (Denkpause) – “Wissen Sie, die – ich bin gar nicht so sicher, ob ich den Begriff der Mitte so richtig verstehe. Ich mache Ihnen ein Beispiel: Mitte heisst oft, nicht so ganz links, nicht so ganz rechts – und Kompromiss – und ist etwas unklar. Der, der Begriff der Mitte wird mit etwas Unklarem – vielleicht Populärem – verbunden.

In den Dreissigerjahren – hat – wurde ein Friedensabkommen geschlossen. – Nicht von Leuten der Mitte, obwohl dies – ein ganz historischer Kompromiss war, der das Land entschieden weitergebracht hat. Aber es war nicht ein Kompromiss der Mitte! Sondern – es war ein Kompromiss zwischen Leuten, die GANZ KLARE Positionen bezogen hatte. Damals, Sozialdemokraten und Wirtschaftsleute, Freisinnige. Die haben – damals – etwas getan, – an das wir uns erinnern sollten. Sie haben Prioritäten gesetzt. Also, die haben zwar ihre eigenen Positionen ganz klar gemacht – aber in ganz entscheidenden Fällen – nicht nur damals – auch später noch – ist es nötig, dass man über Parteigrenzen hinweg – für dieses Land PRIORITÄTEN setzt. Und – damals: Das war eine solche Priorität. Damals in der Krisenzeit haben Leute von diesen beiden widersprüchlichen Lagern gesagt: Jetzt steht das Wohlergehen dieses Landes im Vordergrund – und jetzt werden wir gemeinsam – nicht aus einer Position der Mitte, sondern aus starken Positionen – über unsere Interessen ausnahmsweise – unter diesem Druck vielleicht, in dieser Hoffnung auch, dieser Perspektive – eine gemeinsame Aktion planen und durchführen. Das ist ja grossartig, was die damals gemacht haben. Wenn man diese Personen ansieht, die das getan haben ...”

De Weck: (Unterbricht die verhältnismässig langen Ausführungen)
“Wenn wir dies auf HEUTE zuwenden: Ist das Problem der so genannten Mitte – wenn Sie den Begriff relativieren – eben –, dass sie Mitte sein will, statt klare Positionen zu beziehen?”

Bremi: “Ich glaube auch. Also – die – Mitte an sich – kann wahrscheinlich kein Ziel sein. Es ist eine Frage der Prioritäten, nicht der Mitte.”

De Weck: “Welche Prioritäten sollte jetzt die Mitte setzen?”

Bremi: “Ich – äh – mache beispielsweise heute – also – meiner Meinung nach – ist – äh – ist jetzt die – das Wiedergewinnen einer wirtschaftlichen Dynamik in unserem Land – eine ganz gewaltige Priorität. Wir leben von unseren Reserven. Wir haben unsere Positionen – ist schwächer als sie früher war. Nicht die einer Partei, sondern unseres Landes. Wir leiden darunter, dass alle Gruppierungen, die ich vorher aufgezählt habe – eigentlich ihre Zielsetzung, ihre Position eher über die Positionen des Land ... des gesamten Landes stellen. Ich glaube, wenn heute – die Landesregierung, die Präsidenten der grossen Parteien auch die Fraktionspräsidenten – äh – gelegentlich jedes Jahr zusammenkommen und sich mit dieser Frage konfrontieren würden: Was ist – was sind die wirklich entscheidenden Fragen für diese Land in unserer Gegenwart – jetzt?”

ANALYSE

De Wecks Frage nach den Ursachen des Wählerverlustes der Mitte trifft ins Schwarze. Bei Bremi kommt in dieser Sequenz der Denker zum Tragen. Er überlegt konzentriert, bevor er spricht. Er präzisiert während des Formulierens. Wir finden diese Bedachtsamkeit gut, obschon es viele “falsch platzierte” Denkpausen hat.

Der Inhalt ist trotz der ungewohnten Pausen gut nachvollziehbar. Jeder kennt den “Durchlauferhitzer”. Das Wasser fliesst durch eine Spirale und wird laufend erwärmt. Bremi besitzt gleichsam eine “Durchdenktechnik”. Er überlegt und kontrolliert während des Sprechens alle geäusserten Worte, so als ob er die Formulierungen nochmals zusätzlich über den Kanal Ohr aufnahme und in den Gehirnwindungen überprüfte. Ungenauigkeiten registriert er dank dieses Verfahrens unmittelbar nach dem Aussprechen und kann seine Gedanken unverzüglich präzisieren. Dies hat den Nachteil, dass es manchmal zu den erwähnten ungewöhnlichen Gedankenstopps und Berichtigungen kommt. Dies wird aber bei Ulrich Bremi nie als störend empfunden. Im Gegenteil: Es veranschaulicht, der Sprechende überlegt stets sehr gut, er ist immer präsent. (Er denkt vor dem Sprechen, während des Sprechens und auch nach dem Sprechen.) Dieses wohl bedachte Reden macht sich immer bezahlt. Vor allem in heiklen Situationen. Es kommt nie zu unbedachten Äusserungen.

Obwohl der Sprechrhythmus dank dieses Überdenkungsprozesses “gestört” wird, bleibt die Aussage dennoch gut verständlich. Vor allem deshalb, weil es Ulrich Bremi hervorragend versteht, stets nur bei einem Kerngedanken zu verweilen und diesen mit konkreten Zusatzertäuterungen zu vertiefen.

Der Gedanke, dass die MITTE nicht als Ziel anzustreben ist, sondern die Parteien klare Positionen zu vertreten haben – dann aber gemeinsam bei prioritären Fragen einen Kompromiss aushandeln sollten –, dieser Gedanke wird ausführlich begründet.

De Weck wiederum überzeugt uns als Interviewer. Er lässt das Gegenüber den Gedankengang zu Ende bringen, blockt aber dann den Denker Bremi richtigerweise ab, als die Gefahr besteht, dass die Kernaussage zu breit gewalzt werden könnte. Professionalität bewies der Journalist, weil er gut zuhörte und feststellte, dass die Gefahr des Verharrens im historischen Beispiel bestand. De Weck zwang Bremi mit einem kurzen Einschub zu einer Stellungnahme zur aktuellen politischen Situation.

ERKENNTNIS

Ein Moderator, der gut vorbereitet ist und gut zuhört, kann auch “harte” anspruchsvolle Fragen stellen.

Ein guter Interviewer bringt sein Gegenüber zum Reden. Wer “hart” befragt wird, muss nichts befürchten, wenn er vor dem Gespräch Vorwürfe, die in der Luft liegen, antizipiert

und bei überraschenden Fragen stets bedacht und überlegt antwortet. Denkpausen sind nichts Schlechtes. Im Gegenteil: Nur wer überlegt, ist überlegen. ■

STANDPUNKTE VERTRETEN – ABER WIE?

Positionsfragen: In der Sendung “Standpunkte” (PTV des SonntagsBlick in SF 2 vom 9. April) diskutierte Gesprächsleiter Frank A. Meyer nach dem Tod des Papstes mit vier Gästen die Thematik “Reformation der katholischen Kirche”. Er ging Fragen nach wie: Wohin steuert die Weltmacht Vatikan mit dem neuen Papst? Gelingt nun die innere Reform? Wie steht es künftig mit der Stellung der Frau? Bleibt die katholische Kirche gegenüber dem “Ökonomismus” weiterhin kritisch eingestellt?

Text: **Marcus Knill** Fotos: **SF DRS**

Die Gesprächsteilnehmer: Al Imfeld, Schriftsteller; Werner de Schepper, Chefredaktor Blick; Regula Strobel, katholische Theologin; Roland-Bernhard Trauffer, Generalvikar Bistum Basel. Im ersten Teil wandte sich Frank A. Meyer an den Schriftsteller Imfeld: “Wer in den

Medien ist, kann beinahe darin umkommen. Ist eigentlich jetzt nicht der Moment angebrochen, Herr Imfeld, wo wir uns fragen müssen: Was haben die Medien aus dem Papst gemacht? Was ist die mediale Botschaft? – Der Grösste! Niemand würde sich wundern, wenn

heute ein Wunder geschehen wäre. Weil alles so eine grosse Dimension angenommen hat. Man hat ihm unterstellt, zugeschrieben, den ganzen Kommunismus zu Fall gebracht zu haben. Er hat sicher mitgeholfen, aber das entbehrt jeder Realität: Was ist er dann wirklich gewesen?”

STANDPUNKT IMFELD

Imfeld antwortete, bevor der Moderator seinen “Kurzvortrag” beendet hatte und formulierte seinen Standpunkt wie folgt:

Ich habe zugehört. Da ein Gedanke und da ein Gedanke und so weiter. Ich würde sagen. Nicht er hat das vor allem gemacht. Die Medien haben ihn aufstilisiert. Und wie geht das wieder zurück? Es ist ein Bedürfnis in der Welt nach irgendeiner Botschaft. Ich habe während dieser Zeit an den verschiedenen Fernsehen – deutsches – französisches – ob BBC – ob italienisches usw. die Bischöfe gesehen. Das “huere” Blablabla. Niemand war nur fähig – eine Botschaft. Das war ein “Geschnörr”. Da muss man schon sagen. Die Bischöfe hätten einen solchen Moment auch viel besser nutzen können. Aber sie selbst haben nur so etwas Pastorales gedacht – von so theologischen Sachen und sind eingestiegen in das. Sie haben auch sofort gesagt: Das ist so ein Zeichen, wie man sterben sollte usw., sterben könnte. Wie man dies ertragen könnte. Also, da ist noch viel, das später analysiert werden muss – eigentlich herausgearbeitet werden muss. Dass der Papst eigentlich davon gar keine Ahnung mehr gehabt hatte. Und dann kommt dazu. Die Medien sind natürlich heute so miteinander verschränkt. Sie beobachten einander. Eine Fernsehstation weiss, was die andere gemacht. Medial, d.h. fürs Fernsehen, ist natürlich so ein Ereignis und Rom – bis hin in die Symbolik immer – das hast du bereits gesagt (zeigt zum Gegenüber) – aufgreifen können.

Hier wird Imfeld von Regula Strobel unterbrochen. Sie ergreift das Wort.

ANALYSE IMFELD

Anstatt nur eine Frage zu stellen, hielt der Moderator einen “Minivortrag” mit einer Fragenkette (drei Fragen auf einmal). Obschon beim Moderieren die Regel gilt: Es wird nur eine Frage gestellt!

Frank A. Meyer wirkte während der ganzen Sendung als “Hochdrucktyp”. Er presste meist mit seiner “halsigen” Stimme die überlangen Zwischenbemerkungen. Gesprächsteilnehmer Imfeld, der mit seinen emotionalen Beiträgen ebenfalls ausdrucksstarkes Engagement zeigte, liess sich gleichsam anstecken und erhöhte sein Sprechtempo (Denktempo?). Er wirkte ungehalten, wenn er den Moderator unterbrach. Nach wenigen Sätzen verwirrten uns generell die bruchstückhaften Gedanken. Imfeld sprach während der ganzen Sequenz zu laut (nicht mikrofondgerecht), zu gehetzt – oft in vorwurfsvollem Ton. Der rote Faden war nicht erkennbar. “Sprich in den Medien einfach, so wie auf der Strasse!” Dies ist zwar ein bewährter Ratschlag, doch ging Imhof bei diesem Grundsatz zu weit. “Huere Blabla” und “Gschnörr” waren deplatzierte Formulierungen. Sie störten. Die psychische Befindlichkeit des enervierten Sprechers war sicht- und hörbar: Imfeld regte sich zu stark auf. Die Sündenböcke waren für ihn die Bischöfe, die keine Ahnung hatten von allem. Der vorgetragene Standpunkt war vor allem des wirren Satzbaus und der Satzbrüche wegen schwer verständlich. Es fehlte das überlegte “Sprechdenken”. Imfelds Gedanken rannten ihm gleichsam davon, und er folgte ihnen mit seinen bruchstückhaften Formulierungen. Die angedeuteten Assoziationen vermochte Imfeld nicht in einfache Aussagen umzusetzen.

Es fehlte die notwendige Klarheit, Einfachheit. Der Standpunkt Imfelds wurde durch zu viele Nebengedanken überdeckt.



Der Moderator schildert die Situation, bei der Präsident Bush als Irak-Krieger vor dem Gegner des Irak-Krieges auf die Knie ging.**STANDPUNKT REGULA STROBEL**

Regula Strobel ergreift unaufgefordert das Wort: Ich möchte auf einen Punkt zurückkommen im Zusammenhang mit der Situation der evangelikalischen Bewegungen in Lateinamerika. (Zwischenruf: "Gibt es auch bei uns ein wenig.") Gibt es auch bei uns ein wenig. Den Zusammenhang dort finde ich einen anderen. Ich finde, es ist ganz eine verheerende Zusammenarbeit. Einerseits von den politischen Interessen, die von den USA – gebraucht werden – die Bewegungen – um die Befreiungstheologie in Lateinamerika zu unterbinden. Eine Befreiungstheologie, die eine klare Option hat – äh – im Dienste der Armen steht, der Ausgeschlossenen und deren Lebensgrundlagen (Moderator ruft dazwischen: Die hatte auch der Papst unterbunden!).

Genau! Und das finde ich genau die verhängnisvolle Zusammenarbeit – oder. Äh – auf einer – ich sage, auf einer ideologischen Ebene sind sie abgesagt worden von Rom – im Regen stehen gelassen worden. Angefangen von Romero bis hin zu Helder Camara. Es sind Institutionen geschlossen worden, welche die Menschen ausgebildet hatten, um auf soziale Probleme und theologische Probleme Antworten zu geben – in Lateinamerika und ich denke. Für diesen Dolchstoß ... Wie es jetzt der Kirche in Lateinamerika geht, und zwar einer Kirche, die sich um Menschen kümmert und nicht einfach "Hautparleur" ist – von – den Weisungen oder einer Theologie, die exportiert worden ist. Für diesen Dolchstoß sind nicht nur die evangelikalischen Bewegungen, sondern auch Rom verantwortlich.

ANALYSE STROBEL

Regula Strobel ergriff ohne Aufforderung das Wort und begann mit (bewusst?) sonorer, ruhiger Stimme, mit angemessenem Sprechtempo und angenehmer Pausentechnik. Sie liess sich nicht von dem Druck des Moderators beirren respektive beeinflussen. Den ersten Zwischenruf nutzte sie sofort, um den Unterschied Lateinamerika – Europa zu präzisieren. Die Struktur der Aussage war eindeutig und klar: einerseits (USA) – andererseits (Kirche). Dass Strobel die feministische Theologie unterstützen würde, war zu erwarten. Sie vertrat denn auch den Standpunkt der Befreiungstheologie ebenso konsequent, wie ihre Haltung gegenüber der Frauenfrage an anderer Stelle eindeutig war.

Den zweiten Einwurf des Moderators fing sie geschickt auf, ohne den roten Faden zu verlieren. Im Gegensatz zu Al Imfeld hatte Strobel einen solchen Faden. Viele Redner behaupten, sie hätten den Faden verloren, doch konnten sie ihn gar nicht verlieren, weil sie nie einen gehabt hatten.

Die Umgangssprache dominierte bei Regula Strobel. "Die Befreiungstheologen wurden im Regen stehen gelassen", "Dolchstoß" (wird sogar wiederholt). Die Namen (Romero, Camara) wurden konkret genannt. Dies wirkte kompetent.

Doch gab es zu viele verbale Einschübe und zu viele unfertige Gedanken. Dennoch erkannten wir die Kernaussage der katholischen Theologin: Beide, die katholische Kirche und die evangelikalischen Amerikaner (wie Bush sie verkörpert), sorgen gemeinsam dafür, dass sich die Befreiungstheologie nicht entfalten kann.

Nachdem das Kondomverbot des Papstes angesprochen worden war, meldete sich der Generalvikar zu Wort.**STANDPUNKT ROLAND B. TRAUFFER**

Also gut. Dies ist ja absolut klar. Und: Ich möchte bei dieser Stelle auch sagen. Ich finde es unerhört, wie in gewissen Kreisen oder von gewissen Leuten in der Öffentlichkeit einfach sagen – kann gesagt werden, wie wenn der Papst verantwortlich gemacht werden könnte für x Millionen von Toten von dieser furchtbaren Krankheit her.

Zwei Sachen: Erstens einmal kann man aus Afrika selbst und weil Herr Imfeld sicher ebenfalls so viel Bischöfen begegnet ist wie ich – wir sind einigen begegnet – und haben sehr, sehr unterschiedliche – von afrikanischen Bischöfen unterschiedliche Positionsbezüge diesbezüglich gehört. Zweitens: Von aktiven Leuten, die in der Aids-Hilfe aktiv engagiert sind – ob das in Uganda ist, in Tschad ist, ob es in Südafrika ist, ob es in Simbabwe ist – ich habe all diese Kontakte auch – höre ich ebenfalls wieder sehr unterschiedliche – äh – Rückmeldungen über – zü – Möglichkeiten der Verhütung, über die Möglichkeiten zum Eindämmen dieser furchtbaren Krankheit, von dieser Epidemie. Aber – ich muss sagen: Diese Stimmen, die – man kann das nicht abstreiten – es gibt sie sicher – die immer noch die Irrlehre verkünden möchten. Als ob dies eine Folge wäre von einfach Sünde. Es ist sicher eine Folge von Mangel an Loyalität auf der einen Seite. Aber die Frauen, die betroffen sind, weil ihr Mann untreu ist, kann man sicher nicht stigmatisieren. Das ist absolut klar. Wir sind doch vernünftig begabte Menschen, wir wollen doch nichts Absurdes erzählen. Und – wir setzen uns ein als Kirche – und wir müssen uns einsetzen – wir sind in die Pflicht genommen, alles vorzukehren, auch über die Geburtenkontrolle.

ANALYSE TRAUFFER

Zuerst sagte der Generalvikar, dass die Angelegenheit absolut klar sei, doch scheint die Sache gar nicht so klar zu sein, denn wir vermissten eine überzeugende Begründung. Den engagierten Standpunkt, dass der Papst nicht für die Aids-Toten verantwortlich gemacht werden könne, versuchte Trauffer energisch zu verteidigen. Die Struktur der Antworten war erkennbar (Aufgliederung: erstens, zweitens). Uns fehlten jedoch einleuchtende Argumente.

Abgeschwächt wurde Trauffers Votum, weil er keinen Blickkontakt aufnahm. Die Brücke "Blick zum Du" fehlte. Die schnellen, etwas hektischen Formulierungen verloren damit an Glaubwürdigkeit. Andererseits stimmten Gestik und Inhalt gut überein. Die Stimme war eindringlich, mit einer ausgesprochen guten Artikulation.

Die Thematik "Kondome/Aids" scheint Roland Trauffer getroffen zu haben, sprach er doch gegenüber anderen Voten noch schneller, mit noch längeren Gedankenkonstruktionen und mit erstaunlich vielen Einschüben. Das Ganze wirkte generell pausen- respektive atemlos. Der Hinweis, dass er die Situation in Afrika selbst begutachtet habe, machte die Begründung etwas glaubwürdiger. Doch ging Trauffer nicht auf das Kondomverbot des Papstes ein (bewusst?). Er sprach von anderen Verhütungsmöglichkeiten und geisselte lediglich jene Kirchenvertreter, die Aids angeblich immer noch stigmatisieren. Im letzten Teil blieb offen, was mit "verschiedenen Botschaften" gemeint war ... Ausser Enthaltensamkeit und Treue gibt es wohl kaum weitere konkrete Möglichkeiten zur Geburtenregelung und keine Massnahmen zur Aidsbekämpfung.

Frank A. Meyer: Ich möchte zu einem Thema kommen, das Werner de Schepper angesprochen hat. Das ist die Kapitalismuskritik, die der Papst gemacht hat. Es war keine prinzipielle Kapitalismuskritik, sondern es ist eine an dem Kapitalismus, den wir in dieser Globalisierung erleben. Und äh – mir scheint – äh –, im Grunde genommen ist der Kapitalismus –

wie es der Kommunismus gewesen ist – eigentlich für eine Kirche nur wahrnehmbar als eine Art Gegenreligion. Das hat etwas Religiöses bekommen. Der Neoliberalismus ist beinahe eine Erlösungsreligion geworden. Der Markt straft – es gibt die unsichtbare Hand des Marktes – das ist eben der liebe Gott – die unsichtbare Hand. Er straft norma-

lerweise. Es gibt sehr viele religiöse Elemente darin. Es gibt auch die Messen im Kapitalismus – wenn ihr eine Aktionärsversammlung habt. Das ist gleichsam eine Messe, die zelebriert wird. Ich spitze dies bewusst ein wenig zu. Ist nicht das auch die Problematik, bei der die Kirche in den Widerstand gehen müsste – und zwar noch viel schärfer als bis jetzt.

STANDPUNKT DE SCHEPPER

Also – ich denke – zumindest hat er probiert, gewisse Sachen – einmal durch Johannes Paul II. aufzuzeigen und zumindest zu thematisieren. Und der Konsumismus ist natürlich ein grosses Thema. Ich sehe das auch bei unseren Leserinnen und Lesern (Meyer unterbricht und korrigiert: Konsumismus ist mir zu ... Es geht um die kapitalistische Machtausübung und nicht vom Konsumenten!).

Ja natürlich – aber ich meine – es ist beides. Das – was beschrieben worden ist – also nur schon wie die Banken – eine Bank ausgestaltet worden ist – zum Teil natürlich wie ein Kirche – oder. Das ist ganz klar. Kapital ist eine Gegenreligion. Es ist ein Götze und ein Kult drumherum – all das – ums Geld, ums Geldverdienen und die totale Verdinglichung von allem. Das ist – oder – das ist völlig klar! Und dies – denke ich – das ist etwas – und da muss man nicht ein – ein Linker oder was auch immer sein – aber etwas, was Leserinnen und Leser zunehmend bewegt und Leute darunter leiden (Stimme hebt sich) und der ganz konkrete Alltag, in dem sie sich befinden – der Kampf um – um – um jeden Franken – äh – dass man muss jederzeit beweglich – flexibel sein muss – immer bereit sein muss, um schlussendlich äh – äh – Geld verdienen.

ANALYSE DE SCHEPPER

Der Moderator war während der ganzen Sendung zu dominant. Ein Moderator darf gewiss provozieren oder eine Gegenposition, eine pointierte Meinung in den Raum stellen. Doch Frank A. Meyer moderiert nicht nach dem bewährten Modus: "Ein Moderator spricht möglichst wenig, er bringt aber die anderen zum Reden." Meyer diskutierte zu oft mit, indem er immer wieder seinen Standpunkt einbrachte. ("Ich finde ...")

Als de Schepper von Konsumismus sprach, liess dies der Moderator nicht gelten. Meyer korrigierte ihn: Es geht um die kapitalistische Machtausübung. Damit bestimmte der Moderator, was der Diskutant zu sagen hat. De Schepper blieb standfest und machte deutlich: Es geht nicht nur um den Kapitalismus, es geht auch um den Konsumismus! Andererseits akzeptierte er beim Kapital den Begriff Gegenreligion. Er unterstrich dies deutlich mit der Bemerkung: Dies ist ganz klar!

Obschon dem Chefredaktor das mündliche Formulieren nicht so gut gelang, weil seine Gedanken selten abgeschlossen wurden und es zu viele Satzbrüche gab, wurde der Standpunkt de Scheppers für alle Zuhörer deutlich. Sein Standpunkt war unmissverständlich:

– Gegen den Konsumismus, gegen Ökonomismus

– Kapital und Banken sind gleichsam eine Gegenreligion

Wer die ganze Sendung verfolgte, konnte feststellen, dass die Thematik Anti-Ökonomismus, auch die Analogie Ökonomismus – Kommunismus übermässig viel Raum einnahm.

FAZIT

Einen Standpunkt vertreten, heisst:

- zu seinem Standpunkt stehen (standfest bleiben)
- den Kern (einen Punkt) ins Zentrum rücken
- diesen Standpunkt begreifbar machen – mit

Details, einer Geschichte, einer Analogie, einem Erlebnis

- sich nicht von Nebengedanken leiten lassen (zum Beispiel in Form von Assoziationen – diesen dürfen wir nicht nachgehen, sonst kommt es zu einem wirren "Gedankengewebe").

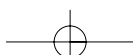
Gute Moderatoren nehmen sich zurück, stellen keine Fragenketten und verschweigen den eigenen Standpunkt. ■

ANZEIGE

HSW Brand Symposium

1/4 quer RA

235x80



SELBSTSCHUTZ-BEHAUPTUNGEN UND BESCHÖNIGUNGEN

Argumentieren: Jeder neigt dazu, seine Position in ein gutes Licht zu rücken. Wird jemand bei einem fragwürdigen, inkonsequenten Verhalten ertappt, liegt die Versuchung nahe, dem festgestellten Mangel mit einer Beschönigungs- oder Ablenkungstaktik zu begegnen. Leider werden diese Selbstschutzbehauptungen im Interview von Journalisten zu wenig hinterfragt oder entlarvt. Denn talentierte Rhetoriker gehen oft allzu locker mit der Wahrheit um.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

WIE UDO JÜRGENS SEINEN VERBALEN FEHLTRITT BESCHÖNIGT

Seine leichtfertig geplapperte Aussage über ältere Frauen wird der bekannte Profimusiker heute sicherlich bereuen. Udo Jürgens war bislang nie mit unbedachten Äusserungen aufgefallen. Auf die Frage, ob er sich vorstellen könne, mit einer gleichaltrigen Frau zusammen zu sein, sagte Udo Jürgens gemäss einem Interview in Bild am Sonntag: "Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Nichts gegen ältere Frauen. Ich habe wunderbare Freundschaften mit älteren Frauen. Das sind aber eher Beziehungen wie zwischen Mutter und Sohn – mehr eben nicht." Ausserdem ist Udo Jürgens davon überzeugt, dass Frauen ab 40 auf Sex keine Lust mehr haben.

Der Entertainer sagte wörtlich: "Das sexuelle Leben entwickelt sich im Alter auseinander. Das müssen wir akzeptieren. Mann und Frau sind viel unterschiedlicher, als die Gesellschaft es wahrhaben will. Frauen können eigentlich nur bis Ende 30 Kinder bekommen. Danach ebbt auch ihr Interesse an Sexualität merklich ab. Das ist wissenschaftlich nun mal erwiesen."

Bei vielen älteren Frauen kam es zu einem Sturm der Entrüstung. Auch bei Frauen, die bisher zu Jürgens' Fan-Gemeinde zählten.

Es ist unverständlich, dass ein Entertainer so unbedacht seine "Kunden" verärgert.

Stünde er tatsächlich zu der geäusserten Meinung über ältere Frauen, wäre "Schweigen Gold gewesen".

Durch dieses Interview bekam Udo grossen Ärger. Vor allem von Damen über 40, die ihm seine Worte mächtig übel genommen haben. Bild machte sofort eine Umfrage bei Frauen: Wie ist die Liebe jenseits von Kinder- und Karriere-Stress? Einhelliges Ergebnis: "Wir sind über 40 und haben den besten Sex unseres Lebens!"

Dank Plappermaul Udo Jürgens hatte nun die Boulevardpresse genügend Stoff für einige Ausgaben. Denn: An attraktiven Frauen, die zu dieser Thematik Stellung nahmen, mangelte es nicht.

Jürgens erkannte sofort, welche Auswirkungen sein unbedachtes Plappern über reifere Frauen und ihre Sexualität hatte. Am 9. März rechtfertigte sich der grosse Jürgens folgendermassen:

"Ich hatte Stress, war nicht richtig konzentriert bei dem Interview. Ich habe all das in Hamburg vor einem für mich wichtigen Konzert geäussert – vor 1200 Medienleuten, was mich besonders nervös gemacht hat. Ich hatte grosses Lampenfieber. Und ich befürchte, ich habe mich an dieser Stelle absolut falsch ausgedrückt. Dafür entschuldige ich mich. Bei all jenen Frauen, deren Gefühle ich verletzt habe. Ich bedaure das zutiefst."

Udo Jürgens versuchte mit dieser Rechtfertigung – verbunden mit einem Mea Culpa –, seinen guten Ruf zu retten. Und es war notwen-

dig – nur wegen einer unüberlegten Bemerkung, die Millionen Frauen tief gekränkt hatte.

Nach einer Agenturmeldung vom 9. März beschuldigte Jürgens Bild am Sonntag, er habe etwas anderes gesagt, als damals geschrieben worden sei. Laut Bild hat der Musiker wortwörtlich gesagt: "Das sexuelle Leben entwickelt sich im Alter auseinander. Das müssen wir akzeptieren. Mann und Frau sind viel unterschiedlicher, als die Gesellschaft es wahrhaben will. Frauen können eigentlich nur bis Ende 30 Kinder bekommen. Danach ebbt auch ihr Interesse an Sexualität merklich ab. Das ist wissenschaftlich nun mal erwiesen."

Jürgens erster Versuch, die erste Aussage zu beschönigen, ist begreiflich. Unbegreiflich ist jedoch das Hin und Her hinsichtlich der gemachten oder nicht gemachten Aussagen.

Udo Jürgens stellte nachträglich fest: "Ich werde jetzt mit meinen 70 Jahren als alter Sack gesehen, der nicht den geringsten Respekt vor Frauen hat. So ein Schwachsinn. So habe ich das nie gemeint. Mir tut es unendlich Leid, wenn ich falsch verstanden wurde."

Auf die Frage, was er denn sagen wollte mit dem Sex der Frauen, versucht Jürgens, sich wiederum zu rechtfertigen: "Ich habe vor mich hin philosophiert. Ich bin überzeugt, dass die biologischen Uhren von Männern und Frauen tatsächlich anders ticken. Das ist wissenschaftlich erwiesen! Aber das heisst nicht, dass die Sexualität ab Ende 30 für Frauen endet. Ich meinte, dass sowohl Frauen als auch Män-

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.



ner beginnen, bewusster und behutsamer mit Sexualität umzugehen. Wir gehen ab einem bestimmten Alter nicht mehr so leichtfertig Affären ein. Wir werden reifer, erwachsener, sorgfältiger in unserer Auswahl der Sexpartner. Besonders schlimm für mich ist, dass all die Damen, die ich angeblich angegriffen haben soll, völlig entspannt reagieren – aber ihre Männer nicht. Sie beschimpfen mich nun und verletzen mich.“

Wir finden: Philosophieren heisst, denkend sprechen. Jürgens hat nicht philosophiert, sondern einfach schwadroniert. Als Profi und mediengewandter Mann muss er wissen, dass jedes Wort – öffentlich ausgesprochen – Folgen haben kann. Einem Udo Jürgens dürfte so ein Fauxpas (es war im Grunde genommen eine Publikumsbeschimpfung) nicht unterlaufen.

Die Selbstschutzbehauptung, er sei nervös gewesen – wegen der vielen Medienleute – ist eine plumpe “faule Ausrede”. Wenn jemand wissen müsste, wie man mit Lampenfieber umgeht, dann Udo Jürgens.

Wir hoffen nicht, dass der beliebte Künstler bereits an Gedächtnisschwund leidet. Denn er scheint nicht mehr zu wissen, was er tatsächlich gesagt hat.

Es wäre besser gewesen, sich auf ein öffentliches Statement festzulegen und die unverständlichen Ping-Pong-Spielchen einzustellen. Das hätte seine Glaubwürdigkeit gefördert. Auch bei Frauen über 40.

WIE MARIE-THERES NADIG DIE MISSERFOLGE DES FRAUEN-SKI-TEAMS BESCHÖNIGTE

Der Zischtigsclub vom 22. Februar 2005 thematisierte das Ski-Debakel der Schweizer Skifahrerinnen und Skifahrer. Mit in der Runde sass die Cheftrainerin der Schweizer Skiabfahrerinnen, Marie-Theres “Maite” Nadig. Sie stellte sich den Vorwürfen und wusste sicherlich, dass Fragen in der Luft liegen wie: Warum haben die Athletinnen versagt? Sind die Sportlerinnen verwöhnt? Trainieren sie falsch? Wen trifft die Schuld?

Uns interessierte das Verhalten einer Trainerin, die nach den Misserfolgen von den Medien nicht mehr geschont wurde. Beispielsweise mit dem Titel: “Was geht noch im Skisport? – Nadig!”

Wir beleuchten einige Antworten der Cheftrainerin, die sich der Kritik stellte.

Moderator (Ueli Heiniger): “Können Sie nicht mehr schlafen?”

Nadig: “Ich kann noch sehr gut schlafen. Das ist nicht das Problem das Schlafens. Es ist gewiss ein Druck – aber wir haben den Druck eigentlich – schon vorher gespürt. Wir haben gewusst, was auf uns zukommt. Wir haben auch – äh – unsere Fahrerinnen und Fahrer – kennen wir ja und wissen ungefähr, was wir fähig

sind. Wir haben auch gewusst, dass wir sehr viel Glück brauchen, dass wir ein Medaille machen können.”

Moderator: “Wenn wir eine Analyse machen: Die Presse hat – wie gesagt – von Katastrophe, Fiasko und Jammern, Schande und ‘Sturz ins Bodenlose’ gesprochen. Was sagt Ihr dazu?”

Nadig: “Ja – es ist sich – bedrückt die Fahrerinnen sehr. Es sind nicht alle im gleichen Boot. Das muss man schon sehen. Es sind einige, die eigentlich besser fahren und eher an ihre Leistungen herankommen als andere – das ist einmal das eine – also reagieren diese nicht gleich, und es hat natürlich Fahrerinnen, die wussten, dass sie aufs Podest hätten fahren können – wenn alles in allem gestimmt hätte oder alles in allem gut gelaufen wäre. Aber ich glaube, man muss nicht suchen WAS und WIE, sondern muss jetzt – handeln und anpacken, und das Handeln ist an uns – dass wir – äh – wissen, wo wir ansetzen müssen und was wir machen müssen.”

Moderator: “Aber trotzdem: Wie stuft Ihr alles ein? Findet Ihr, die Presse übertreibt mit diesen Begriffen?”

Nadig: “Ja – das ist – äh – wie soll ich sagen. Das ist klar, wenn man enttäuscht ist, wenn man die Leistung nicht bringt. Wenn das Volk und alle sagen, es ist schlecht gewesen, dann wird das einem natürlich noch mehr bewusst. Im Moment, wo man es macht, ist man einmal enttäuscht über sich selbst und hat das Gefühl, man ist nicht gut gefahren. Man hat nicht das erreicht, was man eigentlich gern möchte ...” Das Argumentationsgerüst der Cheftrainerin war:

- Wir wissen selbst, dass wir schlecht waren.
- Doch jetzt können wir nichts machen – lassen wir die Saison zu Ende gehen.
- Tiefs müssen wir in Kauf nehmen. Lasst uns über den Schatten springen.
- Suchen wir nicht nach dem WIE und WAS.
- Lasst uns handeln und anpacken.
- Wir wissen schon, wo wir ansetzen müssen. Damit versuchte Marie Theres Nadig, die Bedenken an ihrer Verantwortung und die Kritik an der Trainerarbeit vom Tisch zu wischen. Dass ihr im Zischtigsclub unwohl war, bestätigten uns nicht nur die Stimme, die verhaltene Körpersprache und der Blick. Die Art und Weise des Formulierens war ungewöhnlich: Sie sprach (bewusst) leise und ruhig – zu ruhig – zu drucklos. Allen ist folgendes Phänomen bekannt: Wer im dunklen Wald Angst hat, pfeift laut. Menschen, die aufgeregt sind, geben sich andererseits vielfach übertrieben ruhig. Übertriebenes Verhalten macht immer stutzig. Es lohnt sich, hellhörig zu werden, wenn sich jemand ungewohnt verhält. Maite mied beispielsweise den Blickkontakt. Sprachlich dominieren Bandwurmfomulie-

rungen. Die Gedanken wurden nicht abgeschlossen (assoziatives Formulieren). Sie verwendete zu viele vage, schwammige, nichts sagende Worte wie: eher, eigentlich, natürlich, irgendwo, gewisse Sachen, ein wenig.

WIE BUNDESWIRTSCHAFTSMINISTER WOLFGANG CLEMENT BESCHÖNIGTE

Anfang Februar 2005 wurde die Rekordarbeitslosigkeit in Deutschland bekannt – alles war viel schlimmer als vermutet! Seit dem 2. Februar ist nun klar: In Deutschland sind insgesamt sogar 6,5 Millionen Menschen arbeitslos (offiziell fünf Millionen). Und in Berlin erklärt Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement allen Ernstes, das sei kein Grund zur Panik! Schon seit Jahren redet Clement die steigende Arbeitslosigkeit schön. Was er alles sagte:

- “Ich gehe davon aus, dass es uns gelingen kann, die Arbeitslosigkeit in Deutschland in diesem Jahr unter vier Millionen zu bringen.” (2. Januar 2003, Deutschlandfunk)
- “Die Arbeitslosigkeit wird sich 2004 auch im Jahresdurchschnitt langsam, aber sicher nach unten bewegen.” (31. Oktober 2003, FAZ)
- “Wir haben die Talsohle durchschritten.” (9. Januar 2004, FAZ)
- “Ich bin überzeugt, dass wir die Arbeitslosigkeit in geraumer Zeit halbieren können.” (1. September 2004, n-tv) Am 2. Februar folgte das bittere Eingeständnis des Superministers:
- “Fünf Millionen warten darauf, dass sie eine vernünftige Arbeit bekommen.”

Und dies ist nicht einmal die ganze Wahrheit! Zu den inoffiziellen 6,5 Millionen kommt noch die so genannte “stille Reserve” hinzu. Wirtschaftsexperte Professor Wolfgang Franz sagt dazu: “Dabei handelt es sich um Personen, die keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld haben und sich nicht arbeitslos gemeldet haben, weil sie es als aussichtslos ansehen, vermittelt zu werden.”

Trotzdem erging sich Clement in Zweckoptimismus. Er ging in die Offensive und beschwor die Öffentlichkeit: “Ich warne davor, jetzt in eine Art Schockstarre zu verfallen.” Würden alle Politiker an ihren früher gemachten Äusserungen gemessen, könnten wir bei den prominentesten Staatschefs ähnlich gravierende Unterschiede feststellen. Jeder Mensch kann sich irren und darf seine Meinung ändern, wenn sich die Situation geändert hat oder falls jemand einsichtiger (gescheiter) geworden ist.

Doch sind die Beschönigungen des Superministers in diesem Fall viel zu krass. Wir störten uns daran, dass er jede Kritik unterbinden

wollte, indem er alle, die auf Fehler hinweisen wollten, in die Ecke von Quertreibern stellte. Clemens bat, jetzt nach vorne zu schauen. Alle, die Opposition, die Regierung und die Wirtschaft, müssten sich gemeinsam an die Arbeit machen, und es müssten nun Arbeitsplätze geschaffen werden. Niemand dürfe mit dem Finger auf andere zeigen.

Jetzt habe man die richtigen Zahlen auf den Tisch gelegt. Und nun könne man künftig den Erfolg an diesen (richtigen?) Zahlen messen. Dass er damit indirekt zugegeben hatte, dass früher mit falschen Zahlen operiert worden sei, war ihm gewiss nicht bewusst.

PETER BODENMANN'S BESCHÖNIGUNGEN

Peter Bodenmann, ehemaliger SP-Präsident, ist uns als gewiefter Rhetoriker bekannt. Ihm wurde stets eine gewisse Schlitzohrigkeit attestiert. Um die Polizeistunde zu umgehen, richtete er vor Jahren in seinem Hotel in Brig ein Massenlager ein. Wer einen kleinen Beitrag für seine Liege entrichtet hatte, durfte als Hotelgast durchziehen. Rechtlich konnte der clevere Jurist und Hotelier Bodenmann die Polizeistundenverordnung elegant umgehen. Am SP-Parteitag 2004 hatte Bodenmann wieder einmal einen grossen Auftritt und wurde in der Samstagsrundschau vom 23. Oktober kreuzverhörmässig befragt. Hier eine Passage, die zeigt, wie es Bodenmann verstand, sich geschickt aus der Schusslinie zu stellen.

Journalistin: "Sie sind ein Mann der Wirtschaft. Sie sind Hotelier. Wir sind in Brig aus dem Zug gestiegen und haben im Bahnhof ein grosses Plakat gesehen. Sie offerieren in Ihrem Hotel ein Doppelzimmer für 99 Franken. Ein Günstigangebot, – wahrscheinlich – EU-konkurrenzfähig. Wie viel können Sie Ihren Angestellten noch zahlen – zum Beispiel dem Zimmermädchen – für diesen Preis?"

Bodenmann: "Zehn Prozent mehr, als es der GAV vorsieht – für diese Branche."

Journalistin: "Wenn wir in Ihrem Restaurant die Speisekarte anschauen, so ist die Ökologie nicht mehr überall so wichtig. Es hat Poulets, unter anderem aus Brasilien."

Bodenmann: "Jo richtig – ich tue – im – meine Kunden sind im Wesentlichen – sie kommen aus Deutschland – sind deutsche Rentnerinnen und Rentner – deutsche Lohnabhängige ..."

Journalistin: "Diesen kann man schon brasilianische Poulet vorsetzen?"

Bodenmann: "Ja, das wäre doch viel intelligenter, wenn Länder wie Brasilien die Möglichkeit hätten, landwirtschaftliche Produkte zu exportieren, anstatt dass wir in der Schweiz eine halbe Million Kühe zu viel haben, die Gewässer und Luft belasten."

Journalistin: "Der Transport fällt nicht ins Gewicht?"

Bodenmann: "Der Transport fällt gar nicht ins Gewicht, wenn man schaut, wie gross die Bilanz an Dünger und Energie der Schweiz für die Landwirtschaft ist. Es gehört zur Schweiz, dass wir die Märkte gegenüber der Dritten Welt öffnen und uns nicht abschotten und dass wir nicht viel Geld nutzlos ausgeben für eine Landwirtschaft, die Luft und Boden zu stark belastet."

Die erste Antwort war kurz und kann möglicherweise stimmen. Doch erfahren wir nicht, wie hoch der Ansatz des Gesamtarbeitvertrages ist. Angenommen, der Arbeitslohn beträgt bescheidene 20 Franken, so würde Bodenmann 22 Franken bezahlen. Dank der Relation zum GAV muss Bodenmann keine konkreten Zahlen nennen.

Bei der Antwort zu den brasilianischen Poulets wurde Bodenmann zuerst etwas irritiert und musste hörbar ("Ähs", Satzbruch) Tritt fassen.

Die Begründung, er habe viele deutsche Rentner als Gäste, ist kein glaubwürdiges Argument. Indirekt sagte damit Bodenmann: Hätte er Schweizer Gäste, so würde er teure Schweizer Poulets offerieren. Dann überspielte der Hotelier die peinliche Situation mit dem Hinweis auf einen anderen Nachteil (Problem der schweizerischen Landwirtschaft). Der Nachteil bei unserer Landwirtschaft kann gewiss nicht bestritten werden, doch hat dies gar nichts mit dem Import seiner Poulets zu tun.

Dass Bodenmann die "Übersee-Poulets" offeriert, ist gewiss nur eine Preisfrage. Übrigens: Wenn brasilianische Poulets eingeführt werden, geht dies zulasten der Schweizer Poulets, und bestimmt wird mit dem Kauf der Poulets aus Brasilien die Umweltverschmutzung durch Schweizer Kühe nicht verringert. Bodenmann gelang es, sich dank dieser einfachen Ablenkungstaktik aus der peinlichen Situation hinauszustehlen.

Selbstverständlich braucht die Landwirtschaft viel Energie für Dünger. Doch wird mit dem Atlantikflug die Umweltbelastung nicht reduziert. Wir finden Bodenmanns Argumentation raffiniert. Sie leuchtete ein, obwohl Bodenmann Äpfel mit Birnen verglich.

BESCHÖNIGUNG BEI DER ARBEITSLOSENZAHL

Peter Bodenmann musste im gleichen Gespräch auch noch eingestehen, dass es bei einem EU-Beitritt zusätzlich hohe 300 000 Arbeitslose geben würde. Immer wieder wurde er darauf angesprochen, ob die Schweiz diesen Nachteil einfach in Kauf nehmen müsse. In dieser Situation lernten wir einmal mehr eine seiner geschickten Beschönigungstaktiken kennen. Bodenmann vertrat die Ansicht, die Schweiz sei bei der Europafrage zwölf Jahre

verspätet, deshalb müssten wir Schweizer nun für den nachträglichen Strukturwandel Opfer bringen. Gewisse Arbeitsplätze würden leider zwangsläufig verschwinden. Doch werde es dank Flexibilität wieder neue Arbeitsplätze geben. Falls wir bei der EU mitmachten, würden die Preise sinken und die Leute hätten hernach mehr Kaufkraft. Wenn wir uns jetzt verschulden, würden dann diese Schulden über ein höheres Wachstum weggefressen. Dank verkürzter Arbeitszeit sinke zudem die Arbeitslosigkeit. Die Arbeit könnte auf mehrere Köpfe verteilt werden.

Die Argumentation klingt logisch. Doch sind darin verschiedene Ungereimtheiten versteckt. Denn: Wenn die Preise sinken, sinken damit zwangsläufig auch die Löhne (sie müssten ebenfalls angepasst werden). Das Argument der erhöhten Kaufkraft geht damit nicht auf.

Falls die Arbeitszeit verkürzt wird, müssten die Produkte ebenfalls verteuert werden. Die Preise würden somit steigen. Zur These "Schulden machen": Müssten wir die Steuereinnahmen für weitere Schuldzinsen aufbringen, so wäre der Aufschwung gewiss nicht garantiert und das angebliche Wachstum könnte den Schuldenberg kaum "wegfressen". Bodenmanns Argumentation klingt zwar einfach und leuchtet auf Anhieb ein.

Es ist erstaunlich, dass die Journalisten bei dieser Argumentation keine kritischen Fragen mehr nachreichten.

Chapeau, Herr Bodenmann! Die Beschönigungen und die raffinierte Argumentationskette schien selbst die beiden kritischen Journalisten überzeugt zu haben.

Wer im Umgang mit Medien vergisst, dass Journalisten nicht immer mit Ausflüchten oder Ausweichtaktiken abgespeist werden können, stolpert langfristig. Beschönigen, unglückliche Rechtfertigungsformulierungen und das Abstreiten von Sachverhalten helfen vielleicht kurzfristig.

Dennoch raten wir: Verzichten Sie auf plumpe Beschönigungen und Rechtfertigungen! Unglaubwürdige Selbstschutzbehauptungen haben kurze Beine. ■

COMMUNICATION SUMMIT '05: WIE DAS FERNSEHEN POLITIKER MACHT

Public Relations: Die elektronischen Medien werden in der politischen Meinungsbildung immer wichtiger. Nicht mehr die klassischen Printmedien bestimmen, wer die Führungsfunktion übernimmt. Ersetzen also Polit-Talkshows die Parlaments-Debatten? Am Communication Summit '05 diskutierten Rundschau-Moderator Reto Brennwald, Politjournalistin Esther Girsberger, SVP-Ständerat Maximilian Reimann, Christian König von Farner PR sowie Stocks-Chefredaktor Reto Lipp über die Macht des Fernsehens.

Interview: **David Vonplon** Fotos: **tilllate**



Politjournalistin Esther Girsberger, SVP-Ständerat Maximilian Reimann, Stocks-Chefredaktor Reto Lipp, Christian König von Farner PR sowie Rundschau-Moderator Reto Brennwald (im Uhrzeigersinn).

Lipp: "Herr König, der Gründer Ihrer Firma, Rudolf Farner, hat einmal das gesagt: 'Gebt mir eine Million, und ich mache aus jedem Kartoffelsack einen Bundesrat.' Kann man aus Geld einen Politiker machen?"

König: "Farner hat nicht gesagt, dass er aus jedem, sondern dass er aus einem Kartoffelsack einen Bundesrat machen könne. Es kommt also auf die Sorte an. Die Frage ist aber, ob man mit Geld Politik machen könne. Es gibt ein berühmtes Beispiel: Das billigste Referendum, das mir bekannt ist, war das

ETH-Referendum. Das Budget betrug nicht mehr als 10 000 Franken, weil Studenten selbst die nötigen Unterschriften sammelten. Sie gewannen die Abstimmung. Es könnte in der Politik also auch um Argumente gehen."

Lipp: "Frau Girsberger, wie oft haben Sie mit PR-Beratern zu tun, wenn Sie Politiker interviewen?"

Girsberger: "Gott sei Dank sind Politiker nicht Wirtschaftsführer. Denn wenn ich Manager interviewe, habe ich nicht nur hinter den Ku-

lissen, sondern auch während des Gesprächs mit Kommunikationsberatern zu tun. Da könnte ich oft aus der Haut fahren. Die Sprecher sind völlig überflüssig und sitzen nur da. Bei den Politikern ist diese Entwicklung noch nicht so offensichtlich. Gerade bei jüngeren, unerfahrenen Exponenten jedoch merkt man, dass sie Spindoctors besitzen, die ihnen erklären, wie sie sich am besten verkaufen."

Lipp: "Dies ist vielleicht auch gar nicht so falsch. Denn wer ohne Spindocor und vorgängiges Coaching bei Ihnen, Reto Brenn-

wald, auf Ihrem 'heissen Stuhl' sitzt, begehrt fast schon Selbstmord."

Brennwald: "Es gibt zweierlei Beispiele: Personen, die es wenig gewohnt sind, in der Öffentlichkeit zu stehen, haben in der Tat grossen Respekt vor dem roten Licht. Bevor das Interview losgeht, rutschen sie dann nervös auf ihrem Stuhl hin und her. Es gibt aber immer auch Naturtalente, die ganz bestimmt nie einen Berater hinzuziehen."

Lipp: "Herr Reimann, wie viele PR-Berater haben Sie in Ihrer Politikkarriere schon beschäftigt?"

Reimann: "Ich besass immer bloss einen Berater:

mich selbst. Ich wüsste auch nicht, was ein professioneller Berater mir beibringen könnte. Meine Wahl ins Parlament hat man immer darauf zurückgeführt, dass ich zuvor beim Schweizer Fernsehen als Moderator gearbeitet habe. Dabei hat man gerade immer vergessen, dass ich schon zuvor in der Politik stark verankert war. Ich war zuvor Gemeinderat und Vizepräsident der Bezirkspartei Laufenburg und habe seit 1980 jede Woche eine Kolumne über Geld und Vermögen geschrieben. So hat mich das Aargauer Volk persönlich kennen gelernt. Natürlich hat mir auch geholfen, dass man mein Gesicht aus dem Fernsehen gekannt hat."

Lipp: "Herr Reimann ist also eines dieser Naturtalente, von denen Herr Brennwald zuvor gesprochen hat. Aber abgesehen vom Fall Reimann, der die Ausnahme ist, welche die Regel bestätigt: Wie gross ist der Anteil der Parlamentarier, die sich einen Berater leisten? Und wie viel kostet es, sich einen zu leisten?"

König: "Das Phänomen des Beraters ist offensichtlich ein Exotikum. Wer aber heute professionell Politik betreiben will, kann auf Berater nicht verzichten. Diese Aufgabe kann von einer Partei oder einer beliebigen Infrastruktur verrichtet werden oder aber auch ausdifferenziert von Spezialisten. PR-Beratung unterscheidet sich dabei substantiell nicht von der Beratung in der Wirtschaft und ist weder gut noch schlecht. Vielmehr stehen im Zentrum des Polit-PR der Know-how-Transfer und die Ressourcenerweiterung."

Lipp: "Was kostet ein Wahlkampf?"

König: "Es wird sehr oft der Fehler gemacht, dass die Systeme der einzelnen Länder verwechselt werden. Um es klarzustellen: Es gibt

in der Schweiz auf nationaler Ebene keine Wahlkämpfe, sondern nur auf kantonaler. Deshalb kommt es vor allem darauf an, wie gross der Kanton ist. Je nachdem variieren die Kosten für einen Wahlkampf von ein paar zehntausend Franken bis hin zu ein paar hunderttausend."

Lipp: "Herr Reimann, wie wichtig ist es für Sie, im Fernsehen Präsenz zu markieren? Nehmen Sie sich jeweils vor, wie oft sie jährlich in der

Rundschau oder in der Arena einen Auftritt haben wollen?"

Reimann: "Nein, natürlich nicht. Letztlich bestimmen die Sendeverantwortlichen, wer ins Fernsehen eingeladen

wird. Ich hatte bisher lediglich einmal die Gelegenheit, in der Rundschau Gast zu sein. Damals aber musste ich absagen, weil ich an einer Session in Lugano war. Für die Sendung nach Zürich und danach wieder zurück ins Tessin zu reisen, hätte einen zu grossen Aufwand bedeutet. Damit will ich jedoch nicht bestreiten, dass es mir als Politiker etwas bringt, auf dem Rundschau-Stuhl zu sitzen oder, besser noch, in der Arena."

Brennwald: "Herr Reimann sagt, dieser Auftritt war ihm zu wenig wichtig. Die Plattform Rundschau wird seinen Stimmenanteil nur geringfügig anheben. Mein Eindruck ist jedoch, dass viele Personen, die wir einladen, eigentlich gerne in die Sendung kommen würden, aber kalte Füsse bekommen, weil die Situation auf dem heissen Stuhl nicht sehr angenehm ist."

Lipp: "Es soll auch Politiker geben, die für eine Einladung zu einer TV-Sendung lobbyieren. Können Politiker sich selbst einladen?"

Brennwald: "Die Politiker selbst tun dies nicht. Wer sich aufdrängt, kommt bei den Journalisten schlecht an. Bei Bundesräten kommt es jedoch ab und zu schon vor, dass im Hintergrund signalisiert wird, dass eine Teilnahme erwünscht wäre. Bundessprecher etwa machen bisweilen diskret darauf aufmerksam, dass der Bundesrat nun gewillt wäre, ein Thema zu kommunizieren. Wir begrüssen diese Hinweise, denn es ist meist schwierig, einen Bundesrat für die Sendung zu bekommen."

Lipp: "Herr König, gehört es zu Ihrer Aufgabe, Ihre Mandanten in eine Sendung zu bringen?"

König: "Ich finde es bezeichnend, was Herr Brennwald eben geäussert hat. Das ist genau das Spiel, welches die persönlichen Mitarbeiter, also die Pressesprecher der einzelnen Departemente, pflegen. Eines der wichtigsten Elemente der Partnerschaft zwischen dem Politiker und den Medien ist die Availability.

Wenn Herr Reimann Franz Jäger wäre, dann wäre er von Lugano nach Zürich zu Herrn Brennwald gefahren. So hat Jäger seine Karriere aufgebaut, nämlich dass er zu jeder Tages- und Nachtzeit, zu jedem Thema Stellung nahm. Wenn ein Politiker auf dieser Ebene zu spielen beginnt, wird er zu einem brauchbaren Medienpartner."

Lipp: "Wie kompromissbereit ist man als Journalist? Geht man darauf ein, wenn ein PR-Berater eines Politikers oder eines Wirtschaftsführers im Voraus gewisse Themen in einem Interview ausklammert?"

Girsberger: "Seien wir ehrlich: Der Konkurrenzkampf lässt eine absolute Purität nicht zu. Wenn aber ein ganzer Fragenkomplex ausgeklammert wird, geht es zu weit. Die Sonntagszeitung hätte beispielsweise ein Interview mit Alex Frei machen können. Der Fussballer war aber nur unter der Bedingung, dass die Spuckaffäre ausgeklammert bleibe, zum Gespräch bereit. In diesem Falle hat die Sonntagszeitung auf das Interview verzichtet, weil es für sie nicht mehr interessant war. Ich mache jedoch Konzessionen, indem ich versuche, zusammen mit dem Gesprächspartner einen Weg zu finden, wie man über ein heikles Thema reden könnte. Wir Journalisten sind also nicht päpstlicher als der Papst."

Brennwald: "Bei der Rundschau liegt die Kompromisschwelle hoch. Grundsätzlich aber geht es mir ein wenig wie Esther Girsberger. Es gibt den Manager, der nicht über seinen Lohn sprechen will. Ich sage dann, dass wir das Thema nicht einfach weglassen können und schlage dem Gesprächspartner vor, das heikle Thema auf das erste Drittel des Interviews zu begrenzen. Dies gibt mir dann die Möglichkeit, im letzten Drittel noch einmal nachzuhaken ... (lacht)."

Lipp: "Der Vorteil des Fernsehens ist, dass gilt: 'Gseit isch gseit'. In den Printmedien jedoch kann der Leser weniger sicher sein, dass dieser Grundsatz gilt. Kommt es oft vor, dass der PR-Berater eines Wirtschaftsführers oder eines Politikers nach dem Gegenlesen ein Interview zurücksendet, welches nicht mehr wiederzuerkennen ist?"

Maximilian Reimann: "Ich besass immer bloss einen Berater: mich selbst. Ich wüsste nicht, was ein professioneller Berater mir beibringen könnte."

Reto Brennwald: "Wer sich aufdrängt, kommt bei den Journalisten schlecht an."

BRAUCHT ES ÜBERHAUPT BERATER?



MARCUS KNILL

Selbstberatung: Ständerat Maximilian Reimann stellte sich auf den Standpunkt, dass er keine externen Berater benötige. Kommunikationsexperte Marcus Knill gibt ihm Antwort.

“Liessen Sie sich oder lassen Sie sich als Politiker auch beraten?”, so die Frage an Ständerat Reimann. Seine Antwort war eindeutig: “Sicher keine Berater! Ich will so sein, wie ich bin. Ich habe nur einen Berater, und dieser bin ich selbst. Ich wüsste nicht, was mir ein Berater beibringen sollte.”

Persönlichkeiten arbeiten mit Hofnarren

Als während der Diskussion Christian König zurief: “Reimann hört nie auf, wenn er spricht und macht zu lange Sätze”, fragte ich mich, wie es denn Ständerat Reimann fertig bringt, von sich aus die eigenen Mängel – in diesem Fall das “zu lange Reden” – zu erkennen, wenn ihm keine externe Person dies mitteilt. Während der Diskussion war es Christian König, der gleichsam als “Gratisberater” dem Politiker als “Hofnar” den Spiegel vorhielt. Ein Profi-Berater sorgt dafür, dass Persönlichkeiten mit Hofnarren arbeiten. Diese sagen offen unter vier Augen, was sie gestört hat. Der Hofnar muss kein Profi sein. Es kann die eigene Frau, ein Kollege sein oder sonst eine Person, die diese Rolle übernimmt. Doch muss sie ungeschminkt die eigene Wahrnehmung auf den Tisch legen. Hofnarren hatten schon bei Königen das Privileg, nach dem Kritisieren nicht umgebracht zu werden.

Alle Menschen haben “blinde Flecken”

Davon ausgehend, dass alle Menschen “blinde Flecken” haben – d.h. Mängel, deren man sich nicht bewusst ist – und damit Feedbacks von aussen unumgänglich sind, musste ich

zwangsläufig Ständerat Reimann bitten, seine Aussage zu klären. Ich stellte deshalb dem Politiker am Schluss im Plenum folgende Frage: “Sie haben wortwörtlich gesagt, Sie würden sich als Politiker nicht beraten lassen und haben betont, sie hätten nur einen Berater: sich selbst! Herr Reimann, wie schaffen Sie es, selbst jene Defizite (sprich: blinde Flecken) zu beheben, die Sie selbst gar nicht kennen?” Maximilian Reimann gab mir auf diese Frage keine konkrete Antwort. Er wich aus: “Ich will natürlich bleiben und nicht verfremdet werden. Deshalb brauche ich keine Beratung.”

Feedbackkultur in aller Munde

Mit dieser Antwort wollte ich mich nicht zufrieden geben und doppelte nach: “Gewiss ist das Ziel jedes fachgerechten Coachings, Menschen nicht zu verfremden. Nochmals: Wie schaffen Sie es, Herr Reimann, Ihre blinde Flecken ohne externe Hinweise zu erkennen?”

Ich persönlich bin für hilfreiche Hinweise von aussen äusserst dankbar. Wer sich verbessern will, muss doch erfahren, was zu verbessern ist (Feedbackkultur ist heute in aller Munde). Berater sind als Hofnarren dazu da, diese blinde Flecken (eingeschlichene Mängel usw.) auszuleuchten.”

Es ist denkbar, dass während dieses Dialoges Ständerat Maximilian Reimann erkannte, dass er sich mit seiner Grundsatzthese in eine unangenehme Situation hineinmanövriert hatte. (Mit der These: Ich berate mich immer selbst und will keine fremde Hilfe). Reimann griff in dieser heiklen Situation zu einem klassischen Politikertrick, der in der Praxis oft Erfolg hat: Er tat nämlich so, als habe er eine andere Aussage gemacht. Er setzte einfach voraus, er habe mit seinem vehementen Verzicht auf Beratung nur die professionellen Berater gemeint. Locker vom Hocker bog er – rhetorisch gekonnt – die alte Aussage zurecht und erklärte nun mit grösster Selbstverständlichkeit, dass er natürlich “schon ab und zu Leute frage oder selbst das Videoband anschau”. Dank dieser “zurechtgebogenen” Antwort konnte sich der gewiefte Politiker aus der Schlinge ziehen. Er rechnete vielleicht damit, dass das Publikum den verbalen “Schwenker” gar nicht erkannt hatte. Wer erinnerte sich schon daran, dass er nur einen Berater hat, sich selbst? Lassen wir die Antwort so stehen.

Es wäre jedenfalls erstaunlich gewesen, wenn ein argauischer Ständerat über eine Fähigkeit verfügt, die sonst kein Mensch besitzt. Wir hätten es nicht verstanden, wenn ein Politiker behaupten würde, selbst all das wahrnehmen zu können, was er ohne Hinweise gar nicht bemerken könnte. Möglicherweise erkannte Politiker Reimann im letzten

Augenblick, dass seine These vom Selbstcoaching bei den eigenen “blinde Flecken” nicht so funktionieren kann, wie er es am Anfang gesagt hatte.

Lebenlanges Lernen ist ein Muss

Dass es bei Kommunikationsprozessen ohne fachgerechtes Feedback zu keinen Verbesserungen kommt, ist hinlänglich bekannt. Ob schon Piloten jahrelang ausgebildet worden sind und sehr gut fliegen können, machen sie nach wichtigen Einsätzen ein Debriefing. Erstaunlich – nicht wahr, Herr Reimann? Wir kennen viele hervorragende Politiker, die sich regelmässig im “Mediensimulator” überprüfen lassen, um unter kundiger Leitung festzustellen, ob sie sich bei öffentlichen Auftritten Marotten angewöhnt haben. Vielleicht sind sie deshalb hervorragend und werden immer noch besser. Blinde Flecken können nur dann reduziert werden, wenn wir die vorhandenen Defizite kennen. Ohne Rückmeldungen – ohne Beratung, ohne “Hofnarren” – keine Verbesserung. Leider hatte ich nach der Veranstaltung an der ETH keine Gelegenheit mehr, mich beim “Selbstcoacher” Reimann zu erkundigen, ob er seine blinde Flecken – während der Diskussion im Podium – ebenfalls erkannt hat.

- Hat er tatsächlich – ohne den Hofnarren Christian König – selbst gemerkt, dass er meist zu lange und zu unstrukturiert geredet und oft zu lange Sätze gemacht hat?
- Hat er selbst erkannt, dass er mit dem Finger immer wieder schulmeisterhaft auf Redner gezeigt hat? Diese störende Geste fiel einer externen “Beraterin” aus dem Publikum auf.
- Hat er selbst erkannt, dass er viele schriftsprachliche Fragmente in seine Mundartformulierungen eingeflochten hat?
- Hat er selbst gespürt, dass er auf viele Teilnehmer etwas überheblich gewirkt hat? (Diese Kritik hörte ich von einem Journalisten.)

Was ist Ständerat Reimann zu raten?

Ein professioneller Berater würde dem Politiker nicht alle Störfelder in der Kommunikationslandschaft ausleuchten und auflisten. Er würde Maximilian Reimann für die nächste Lernetappe nur einen einzigen Lernpunkt mit auf den Weg geben – dafür aber den wichtigsten. Ein Lernpunkt, der jedoch auf der nächsten Lernetappe umgesetzt werden muss genügt. Und an diesem Punkt muss dann tatsächlich gearbeitet werden.

Maximilian Reimann könnte empfohlen werden: “Nutzen Sie – ab sofort – konsequent externe Rückmeldungen!”

Girsberger: “Ich erachte dies als eines der grössten Probleme des heutigen Journalismus. Es kommt oft vor, dass ich nach dem geführten Interview völlig langweilige, entstellte Antworten vom Kommunikationsberater des Gesprächspartners zurückerhalte. Der Berater oder Interviewte hat dabei oft das Gefühl, er könne einschalten und walten, wie er wolle. Als Journalistin bin ich da ziemlich aufgeschmissen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es in der Regel wenig hilft, vor dem Gespräch auf die ‘Gseit isch gseit’-Regel hinzuweisen. Wenn der Interviewpartner im Nachhinein findet, der Artikel stelle ihn in ein negatives Licht, wird er seine Antworten zurechtbiegen. Immer häufiger setzen sich die Zeitungen jedoch gegen diese Praxis zur Wehr, indem sie sie transparent machen. Als weitere Alternative kann die Redaktion entscheiden, das Interview nicht zu publizieren, was allerdings auch sehr unbefriedigend ist.”

König: “Einspruch. Ich habe schon Interview-Texte gelesen, in welchen man nicht wiedererkennen konnte, was gesagt worden war. Es ist doch überhaupt nicht im Interesse des PR-Be-

raters, den Inhalt des Gesagten zu verwischen. Vielmehr haben Medien und der Interviewte das gemeinsame Interesse, dass etwas entsteht, was alle lesen wollen.”

Girsberger: “Das ist doch reine Theorie. Wenn ein Interview seines Mandanten nicht gut ausfällt, dann wird auch ein Christian König ganz stark intervenieren, damit das Interview korrigiert oder verschoben wird. Du bist doch der Letzte, der in so einem Fall sagen würde, toll, das ist doch gut, das Interview wird ein grosses Echo auslösen etc.”

Lipp: “Herr Reimann, werden Interviews mit Ihnen gemeinhin korrekt wiedergegeben?”

Reimann: “Im Allgemeinen herrscht bei uns ein korrekter Journalismus. Dennoch wünsche ich immer, dass mir Zitate vorgelegt werden. Und ich behalte mir vor, diese zu redigieren – und sei es nur aus rein stilistischen Gründen. Wenn man etwa morgens um halb acht am Telefon zu einem Thema Stellung nehmen muss, dann ist es doch nicht mehr als normal, dass man es

noch einmal durchsehen kann, bevor es erscheint. Anders liegen die Dinge freilich, wenn vor dem Gespräch die ‘Gseit isch gseit’-Regel abgemacht wird. Insgesamt habe ich jedoch die Erfahrung gemacht, dass es hier zu Lande einen korrekten Journalismus gibt.” ■

Esther Girsberger: “Seien wir ehrlich: Der Konkurrenzkampf lässt im Journalismus eine absolute Purität nicht zu.”

Inserat
Orell Füssli
1/2 quer
235x149

DER SCHIEDSRICHTERSKANDAL UND DIE MEDIEN

Kommunikation: Im heutigen Beitrag geht es um den Manipulationsskandal im deutschen Fussball. Schiedsrichter Robert Hoyzer gab letztendlich zu, dass er sich korrumpieren liess. Wir beleuchten das Medienverhalten der Verantwortlichen des deutschen Fussballbundes in der Anfangsphase des Skandals. Die Antworten machen uns bewusst, dass der Umgang mit Überraschungen trainiert werden muss.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

Ein Geständnis erschütterte den deutschen Fussball. Titel wie

- Der gekaufte Fussball
- Der Fussball hat seine Unschuld verloren
- Schiedsrichterskandal usw.

machten deutlich, wie gross der Medienwirbel rund um die Manipulationsvorwürfe im Königreich Fussball war.

Schiedsrichter Robert Hoyzer hat die ihm vorgeworfenen Manipulationen zugegeben, nachdem er zunächst alles abgestritten hatte. Der 25-Jährige gab unter Tränen seinen Anwälten gegenüber zu, für einen fünfstelligen Betrag Fussballspiele manipuliert zu haben. Er bot sich nach dem Eingeständnis als Kronzeuge an, damit der grösste Skandal im deutschen Fussball seit 1971 aufgeklärt werden könne.

Hoyzer liess am Donnerstag, 27. Januar 2005, über seinen Anwalt verlauten: “Die in der Öffentlichkeit erhobenen Anschuldigungen gegen mich sind im Kern zutreffend. Ich bedauere mein Verhalten zutiefst und entschuldige mich gegenüber dem DFB, meinen Schiedsrichterkollegen und allen Fussballfans. Ich habe heute vollständig und schonungslos mein Verhalten und mein gesamtes umfangreiches Wissen über alle mir in diesem Zusammenhang bekannten Sachverhalte und Personen dokumentiert und stehe der Staatsanwaltschaft und dem DFB zur vollumfänglichen Aufklärung zur Verfügung.”

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Die Öffentlichkeit beschäftigte hierauf Fragen wie:

Sind noch mehr Leute in den Fall verstrickt? (Wie viele? Wer?)

Gab es Kontakte zur Wett-Mafia?

Bei wie vielen Spielen wurden wir an der Nase herumgeführt?

Werden die “gezinkten” Spiele wiederholt?

Es kam zu einer Schwemme von Vermutungen, die sich später zum Teil bewahrheiteten. Offensichtlich geht die Geschichte weiter und zieht noch weitere Kreise

Hoyzer sagte in einem Interview mit dem Fernsehsender TV.Berlin, dass in den Fall noch “viele andere Leute” verstrickt seien. Hoyzer liess offen, ob es sich dabei um Schiedsrichter, Spieler, Funktionäre oder Ausstehende handle. Der Sportmanagement-Student glaubt, dass der Skandal den deutschen Fussballsport schwer beschädigen werde. Er selbst habe für die Manipulation von Spielen einen fünfstelligen Betrag erhalten, so Hoyzer, dem Kontakte zu einer kroatischen Wett-Mafia nachgesagt werden.

VON VERDÄCHTIGUNGEN UND MUTMASSUNGEN

Das Schuldeingeständnis sollte weitere negative Auswirkungen auf das Ansehen des deutschen Fussballs stoppen. Doch neue Enthüllungen machten diese Hoffnung zunichte.

Der Vorsitzende des Schiedsrichterausschusses befürchtete, dass das Vertrauen in die Unparteiischen “über Jahre” gestört sein werde. “Wir müssen da durch, wir haben an die

Schiedsrichter appelliert, jetzt nicht zu überreagieren”, beschwichtigte Roth. In der weiteren Bewältigung der Affäre kündigte er an, “gnadenlos und ohne Rücksicht auf Personen aufzuräumen”.

DER GESCHÄFTSTÜCHTIGE ANWALT

Dass ein Politiker oder ein Sportler ein offensichtliches Fehlverhalten nach anfänglichem Leugnen eingesteht, ist nicht neu. Durch das sofortige Eingeständnis kann Druck weggenommen werden. Das “Mea culpa” hat sich in verschiedensten Fällen gelohnt (beim Fussballer nach der Spuckaffäre – in diesem Fall leider etwas zu spät – oder bei Friedman nach seiner Kokaingeschichte).

Beim Schiedsrichterskandal erhält aber die Reue Hoyzers einen bitteren Beigeschmack. Der Anwalt Hoyzers verriet nach dem Eingeständnis, dass man mit einem Fernsehsender einen Exklusivvertrag abgeschlossen habe. Nur diesem Sender werde sein Mandant Interviews geben. Wir finden dieses Verhalten recht fragwürdig.



DFB-BOSS THEO ZWANZIGER Spiegel online, 29. Januar 2005**ANALYSE**

Spiegel online: Herr Zwanziger, haben Sie zuletzt gut geschlafen?

Zwanziger: “Ich habe gut geschlafen, weil ich immer gut schlafe. Aber wir haben selbstverständlich gerade ungewöhnliche Zeiten, harte Zeiten, die einen alten Fussballfan wie mich tief betroffen machen.”

Spiegel online: Der Wettanbieter Oddset hat Auszüge aus dem Schreiben vorgelegt, das man am 23. August an den DFB geschickt haben will. Darin soll schon von möglichen Manipulationen die Rede sein. Ist Ihnen der Inhalt bekannt?

Zwanziger: “Der Inhalt eines Schreibens von Oddset ist mir seit vorletztem Freitag bekannt. Es ist vom Kontrollausschuss bearbeitet worden.”

Spiegel online: Ist in dem Schreiben von einem Manipulationsverdacht die Rede?

Zwanziger: “Ich sehe dies nicht so und will mich keinesfalls zum Richter über den Kontrollausschuss aufschwingen. Dort sitzen sehr erfahrene Leute. Und es ist doch so, dass der Kontrollausschuss den Inhalt des Schreibens sehr ernst genommen hat, ihm auch nachgegangen ist und Ermittlungen eingeleitet hat – nur ist er offenbar nicht zu einem Ergebnis gekommen. Und zum Zeitraum, um den es geht (August bis Dezember, Anm. d. Red.) und für den jetzt der Vorwurf erhoben wird, der DFB habe etwas verschlafen: Gerhard Mayer-Vorfelder und ich haben von diesem Vorgang überhaupt nichts gewusst. Seit vorigem Samstag wissen wir Bescheid und sind der Ansicht, dass der Kontrollausschuss im Rahmen seiner Möglichkeiten ermittelt hat. Damit ist der Vorgang für mich abgeschlossen. Wir müssen jetzt in die Zukunft schauen.”

Spiegel online: Wie wird die aussehen? Gibt es ein Wettverbot für Schiedsrichter?

Zwanziger: “Wir werden alles aufrufen, was man im Zusammenhang mit einer möglichst starken Absicherung tun kann. Ich habe das Thema mit Gerhard Mayer-Vorfelder besprochen. Er steht der Idee sehr nahe, ich halte sie für denkbar. Doch Verbote dämmen Kriminalität nicht unbedingt ein, das ist eine alte Erfahrung.”

Spiegel online: Kommt im Zuge der Ermittlungen auch das umstrittene Zweitligaspiel Aue-Oberhausen zur Wiedervorlage?

Zwanziger: “Wir werden alle Spiele überprüfen, sobald wir die notwendigen Erkenntnisquellen haben und die Beweise gesichert haben. Deshalb ist die Zeugenaussage von Robert Hoyzer so eminent wichtig. Dann muss aber auch die Glaubwürdigkeit dieser Aussagen überprüft werden, denn nicht alles, was er sagt, ist ja von vornherein wahr.”

Spiegel online: Kritik gab es zuletzt auch von ganz oben. FIFA-Präsident Joseph Blatter hat dem DFB indirekt unterstellt, geschlampt zu haben.

Zwanziger: “Ich freue mich eher über die Unterstützung der UEFA. UEFA-Sprecher William Gaillard hat den DFB für sein Vorgehen im Fall Hoyzer gelobt. Zu Herrn Blatter sage ich nichts.”

Spiegel online: Sie hätten sich als geschäftsführender DFB-Präsident sicher auch einen besseren Start gewünscht?

Zwanziger: “Ich habe dieses Amt übernommen, weil es mir liegt. Wenn es, wie im Fall Hoyzer, zu Fehlentwicklungen kommt, dann ist es meine Aufgabe, diese zu korrigieren –, und das mache ich transparent und öffentlich. Und ich denke, dass die Entscheidungen, die ich in der vergangenen Woche getroffen habe, nicht falsch waren. Durch unsere hohe Reputation haben wir Fussballer viele Vorteile – aber der Fussball steht mitten in der Gesellschaft.” ■

Dieses Interview konnte Theo Zwanziger gewiss gegenlesen und nachträglich korrigieren. Er verschanzte sich in seinen Antworten hinter typischen, allgemeingültigen Aussagen. Es sind nichts sagende Formulierungen, die nicht angegriffen werden können. Dank dieser “Airbagmethode” (Schutz dank plausibler allgemeingültiger Aussagen, das heisst dank “warmer Luft”) kam er recht gut über die Runden: “Es waren ungewöhnliche Zeiten, harte Zeiten, die mich tief betroffen machten.”

Angesprochen auf mögliche Manipulationen, beschreibt er lediglich Sachverhalte wie

– das Schreiben ist mir bekannt;

– der Kontrollausschuss bearbeitet es.

Sehr wahrscheinlich ist dieses Antwortverhalten Taktik und hatte zunächst Erfolg. Es erinnert uns an die geschickten Antworten Sepp Blatters, der mit seiner legendären “Fussballrhetorik” alle Medienstürme erfolgreich überstand. Die Kunst bestand damals darin, auf keinen Fall Aussagen zu machen, an denen man ihn später “aufhängen” könnte, weil sie nicht stimmten.

Auf weitere Verdächtigungen geht Zwanziger (bewusst?) nicht ein. Mit dem Hinweis: “Im Kontrollausschuss sitzen erfahrene Leute und die haben nichts Weiteres festgestellt”, fällt er dieser Instanz nicht in den Rücken und lässt gleichzeitig durchblicken: Im Übrigen haben wir eine saubere Weste.

Doch nachträglich wurde ihm diese Antwort zum Fallstrick. (Sie konnte widerlegt werden.)

Am Schluss signalisiert Zwanziger: “Schauen wir in die Zukunft.” Er macht damit die implizite Aussage: “Ihr von den Boulevardmedien: Hört doch auf, ständig wieder im selben Sumpf zu wühlen!”

Wir hatten den Eindruck: Zwanziger begibt sich nie aufs Glatteis. Immer wieder betont er selbstsicher: “Wir werden alles überprüfen. Solange die Resultate nicht vorliegen, können wir gar nichts sagen.” Heikel wird es für ihn erst, als Joseph Blatter ins Spiel gebracht wird, der dem DFB angeblich vorgeworfen hatte, es sei geschlampt worden.

Übrigens hatten wir in der ersten Phase des Skandals vom FIFA-Boss in den Medien nie etwas gehört.

Gab er tatsächlich keine Interviews? Wir haben jedenfalls keine gefunden. (War dies ein bewusstes, geschicktes Sich-aus-dem-Schussfeld-Halten?) Auf die heikle Bemerkung Blatters über den DFB macht Zwanziger einen raffinierten dialektischen Schachzug: Er hebt hervor, dass der UEFA-Sprecher den deutschen Fussballbund gelobt habe, und geht bei der heiklen Thematik Blatter mit keinem Wort auf dessen Vorwurf ein. In dieser Situation war nach unserem Dafürhalten das Nicht-Stellung-Nehmen klug. Zwanziger platzierte noch clevere Eigen-PR. Er lobt sich selbst, das heisst seine Entscheidungen. Ganz am Schluss stellt er noch den Fussball in die reale Alltagswelt. Dies ist ebenfalls geschickt: Der Fussball gehört damit zu unserer normalen Gesellschaft, und bekanntlich ist diese Welt alles andere als heil. Damit werden alle aufgedeckten oder noch nicht ermittelten Verfehlungen – als zum Leben gehörig – bagatellisiert. Analog dem, was Politiker gerne tun, wenn in den Medien Fehler entlarvt worden sind.

Sie sagen: “Wo man arbeitet, gibt es Fehler.” (Nur wer nichts tut, macht keine Fehler) oder mit anderen Worten: “Wo gehobelt wird, fallen Späne.”

Übrigens war es Zwanziger, der sich auch später professionell verhalten hatte. ■

GERHARD MEYER-VORFELDER Sabine Christiansen, 30. Januar 2005

ANALYSE

Mayer-Vorfelder: “Sie werden unterrichtet werden über das, was die Kriminalpolizei da ermittelt. Die Kriminalpolizei hat mitgeteilt, sie hat keinerlei Verdachtsmomente – äh – gefunden. Also – insofern waren dann uns die Hände schon gebunden. Muss mal – äh – sagen – auch – gerade – zu Herrn Minister Schily, – äh – äh, der hier unter uns ist: Die Möglichkeiten der Sportgerichtsbarkeit und des Kontrollausschusses sind ja begrenzt. Also – wir...” (Will ausholen – Christiansen unterbricht.)

Christiansen: “Sind Sie mit der Sportkriminalität überfordert – mittlerweile?”

Mayer-Vorfelder: “Das ist – das hat nichts mit überfordern zu tun, sondern hat damit zu tun, welche Möglichkeiten wir haben.

Wir haben nicht die Möglichkeit, – äh – jemand zu verhaften und Untersuchungen an – äh – zuordnen, Beschlagnahmungen anzuordnen, sondern wir können nur – Leute, die der Gerichtsbarkeit unterstehen – sie müssen Mitglieder im Verband sein – können wir – zu einem – äh – Verhör bitten. Ob sie dann kommen oder nicht, ist dann eine ganz andere Frage. Wir haben keinerlei Zwangsmittel. Deshalb können wir eigentlich erst richtig tätig werden, wenn ein Grundtatbestand – äh – über die Staatsanwaltschaft ermittelt ist. Deshalb haben wir auch Anzeige erstattet gegenüber – der Staatsanwaltschaft. Wir haben aber bislang keinerlei Akteneinsicht – äh – bekommen. Das brauchen wir unbedingt, um unsere Ermittlungen fortführen zu können. Das ist auch interessant, Herr Trachsler (Bild-Redaktor), dass Sie mehr wissen – als wir – derzeit – äh – wissen – weil wir – nichts von zehn Spielern – äh – äh – gehört haben – äh – und dies – nur – und zwar auf indirektem Weg gesagt worden sei – drei Schiedsrichternamen – äh – genannt worden.”

(Christiansen wollte unterbrechen – MV wehrt sich aber:)

“Ich sag nochmals: Was wir – äh – tun konnten – haben wir – getan. Wir haben auch mit dem Schiedsrichterausschuss – am Montag – sehr intensive Besprechungen geführt. Es sind auch Massnahmen, Sofortmassnahmen – äh – äh – ergriffen worden. Ich meine – äh – äh Hoyzer ist – äh.” (Nun greift Schily erfolgreich ein.)

Schily: “Wäre es nicht ganz gut, wenn es – wie es der FC Nürnberg macht – den Spielern vertraglich abfordert, sich nicht an Wetten zu beteiligen? Oder dass auch die Schiedsrichter in ihren Verträgen die Verpflichtung übernehmen, dass sie ...” (Nun reden alle plötzlich durcheinander.)

(Christiansen hat Mühe sich durchzusetzen ... Doch Mayer-Vorfelder dominiert am Schluss:)

Mayer-Vorfelder: “Natürlich muss über Massnahmen nachgedacht werden. Jetzt werden auch nicht mehr Schiedsrichter vier Tage, sondern zwei Tage vor ...”

(Christiansen übernimmt das Szepter und unterbricht Mayer-Vorfelder:)

“Lassen wir doch jetzt die Massnahmen noch ein Stück zurückstellen, sonst bringen wir alles durcheinander. Wir waren soeben bei der Frage eben nach den Ermittlungen. (Mayer-Vorfelder versucht verschiedentlich, sich trotzdem nochmals einzubringen) Der DFB war wenn wir in die Zeitungslandschaft blicken – der Kritik ausgesetzt, zu ...”

(Jetzt unterbricht Mayer-Vorfelder vehement:)

“Wir haben – ich sag nur – wir haben dann ...”

Christiansen: “Langsam! Deutlich aufgeklärt. Ich fang jetzt nochmals mit ...”

Mayer-Vorfelder: “Ja aber. Das gehört – es gehört – Frau. ■

Den Vorwurf, dass der deutsche Fussballbund untätig geblieben sei, wälzt Mayer-Vorfelder auf die Aussagen der Kriminalpolizei ab: “Sie hatten keinerlei Verdachtsmomente gefunden.”

Beim Fernsehauftritt machen Redefluss und Sprechtempo von Mayer-Vorfelder bewusst, dass es dem Redner gar nicht mehr so wohl ist.

Die Argumentationskette ist andererseits recht stark:

– Wir haben keine rechtlichen Mittel.

– Uns sind die Hände gebunden.

– Solange keine Beweise vorliegen, können und dürfen wir nichts tun.

– Wir können auch keine Anzeige erstatten. Solange wir keine Akteneinsicht haben, werden wir auch nichts tun. Und diese fehlt derzeit noch.

Die Formulierung ist uns eindeutig zu breit – zu lang – zu kompliziert. Das unablässige, pausenlose “Drauflosreden” schwächt die Argumentation ab. Es fehlen zwischen den Gedanken jegliche Pausen, vor allem die bedachte, überlegte Art des Redens. Der unregelmässige Sprechfluss wie auch die Satzbrüche und die vielen Ähs machen uns stutzig.

Auch der indirekte “Vorwurf” an das Boulevardmedium Bild: “Ihr wisst mehr als ich!” lässt vermuten: Hier ist eine Schwachstelle. Vermutlich weiss Mayer-Vorfelder tatsächlich mehr, als er behauptet. (Konkret: Über die Frage, wer noch alles involviert ist, wie weit Schiedsrichter oder sogar noch andere Spieler vor den Spielen bezahlt worden sind.)

Im zweiten Teil wurde deutlich: Mayer-Vorfelder will mit allen Mitteln von den Vorwürfen, die in den Medien gegen den DFB geäussert worden waren, wekommen. Er möchte belegen: Wir haben die Sache untersucht und haben korrekterweise Sofortmassnahmen eingeleitet.

Im Duell mit der Moderatorin setzte sich Mayer-Vorfelder mehrmals durch. Andererseits büsste er wiederum an Glaubwürdigkeit ein.

Die Zuschauer fragten sich nämlich:

– Weshalb so nervös?

– Weshalb diese Hektik?

– Weshalb das dauernde Sich-Rechtfertigen?

– Weshalb das viele Dreinreden?

(Waren es Selbstschutzbehauptungen, weil er etwas zu verbergen hatte?)

Schilys “Vorschlag mit den Verträgen” war gewiss die einzige konkrete Botschaft, die beim Publikum eine nachhaltige Wirkung hatte, obschon Sabine Christiansen auf die Massnahmen noch nicht eingehen wollte.

Am Schluss glückte Sabine Christiansen eine gute Taktik, den erregten Kontrahenten zum Schweigen zu bringen. Sie sagte: “Sie haben jetzt gerade etwas Interessantes gesagt.”

Damit gewann sie vom erregten Gesprächspartner sofort dessen Aufmerksamkeit.

Sabine Christiansen schaffte es damit, das Gespräch an die anderen Gesprächsteilnehmer weiterzureichen und sich vom Zweikampf mit Mayer-Vorfelder zu lösen. ■

ERKENNTNIS

Erstaunlicherweise bestätigte sich nachträglich: Unsere Beobachtungen wurden gleichsam zu einem Hellsehen (Wahr-Sehen?) und Hellhören (Wahr-Hören?). Es wurde offenkundig, dass viel mehr schief gelaufen ist, als allgemein angenommen wurde.

Beim Chef des Fussballbundes muss sich ein enormer Druck angestaut haben. Wir können davon ausgehen, dass ihm der ganze Skandal über den Kopf gewachsen war. Denn: Es waren noch weitere Schiedsrichter involviert. Spieler erhielten ebenfalls vor den Matches Geld. Nach Recherchen der Boulevardzeitung Bild waren die Aussagen Mayer-Vorfelders bei Christiansen belegtermassen falsch. Die Medien forderten deshalb nach diesem Interview: "Im grössten Skandal des deutschen Fussballs seit 34 Jahren muss nun alles auf den Tisch!"

Auch die Antworten auf die Fragen:

– Hat der DFB versagt?

– Wurden sogar deutliche Hinweise auf Manipulationen ignoriert?

Die DFB-Präsidenten Gerhard Mayer-Vorfelder und Theo Zwanziger haben dies von sich gewiesen. Noch Sonntagabend erklärte Mayer-Vorfelder in der ARD-Talksendung von Sabine Christiansen, der DFB sei nach dem Pokalspiel vom 21. August – Paderborn

gegen HSV(4:2) – von Wettanbieter Oddset über hohe Einsätze informiert worden, aber Hinweise auf mögliche Manipulation seien nicht erfolgt.

"Dass Oddset uns gewarnt hat, das stimmt nicht", sagte Mayer-Vorfelder wortwörtlich und unterstützte damit Zwanziger.

Nachträglich liegt nun der Text eines Schreibens von Bayerns Lotterie-Gesellschaft (federführend bei Oddset) an den DFB vom 23. August in vollem Wortlaut vor. Bei sogar zwei Spielen, so wurde der DFB gewarnt, "könnte es zu Unregelmässigkeiten gekommen sein"!

Erst fünf Monate nach den ersten Hinweisen auf einen mittlerweile gewaltigen Skandal setzte also der DFB eine "Sonderkommission Wett- und Spielmanipulation" ein.

Damit konnte nachgewiesen werden, dass der DFB die verschiedenen Hinweise nicht ernst genommen hatte.

Diese Ungereimtheiten hatten wir schon mit unseren Analysen erahnt. Möglicherweise ist Zwanziger krisentauglicher als Mayer-Vorfelder. Als Fussballfunktionär hat Letzterer wie kaum ein anderer Negativschlagzeilen geprägt – und bisher seine Ämter stets überlebt: die Toto-Lotto-Affäre, den Steuerskandal um Steffi Graf, den Kokainfall um Christoph Daum. Das Versagen vor der Öffentlichkeit so

kurz vor der WM im eigenen Lande könnte noch Folgen haben.

Mayer-Vorfelder bezog nachträglich Stellung zu seinen umstrittenen Äusserungen in der ARD-Talkshow von Sabine Christiansen, nachdem er vielleicht kalte Füsse bekommen hatte. Nach seiner Version sollen am Tag darauf von der Redaktion der Sendung seine Einlassungen teilweise falsch wiedergegeben worden sein. "Da wurden Aussagen weggelassen und verdreht", kritisierte der DFB-Präsident. Er habe nie bestritten, dass der Wettanbieter Oddset frühzeitig auf Unregelmässigkeiten beim DFB-Pokalspiel zwischen dem SC Paderborn und dem Hamburger SV hingewiesen habe. "Mir war es aber wichtig, auf den Unterschied zwischen Unregelmässigkeit und Manipulation hinzuweisen. Das wurde offenbar missverstanden." Mit dieser Behauptung verteidigte sich der angeschossene Fussballkönig.

FAZIT

Vor Kamera und Mikrophon ist ein "Versteckspiel" kaum möglich.

Bei Medienauftritten gilt immer:

1. Alles, was du sagst, muss wahr sein. Du musst aber nicht alles sagen, was du weisst.
2. Mit Stimme und Körpersprache ist es kaum möglich, "falsch" zu spielen. ■

Inserat

XXX

1/2 quer

235x149

WER REDEN MUSS, OHNE BESCHIED ZU WISSEN

Krisen-Kommunikation: Die überraschende Tsunami-Katastrophe stellte selbst mediengewandte Politiker vor grosse Probleme. Sie mussten über ein Ereignis berichten, von dem sie selbst nur wenig wussten. Was resultierte, waren Worthülsen. Medienexperte Marcus Knill zeigt anhand von drei Beispielen, wie man eine solche Extremsituation meistert, bei der sich die Faktenlage ständig ändert. Sprach man zuerst von 1000 Toten, weiss man heute von einer Viertelmillion.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

Medienkonferenz vom Mittwoch, 29. Dezember 2004, mit Bundeskanzler Schröder und Aussenminister Fischer:

SITUATION 1

Journalist: Haben Sie daran gedacht, dass sich jemand von der Bundesregierung vor Ort begibt, um zu koordinieren und zu helfen oder schlicht und einfach da zu sein?

Schröder: Ich glaube nicht, dass es sinnvoll und richtig wäre, wenn prominente Politikerinnen oder Politiker Reisen in diese Länder machen würden. Es würde Ressourcen in Anspruch nehmen, die sehr viel besser eingesetzt werden können und eingesetzt werden müssen, um Verletzten zu helfen, um betroffenen Menschen zu helfen. Ich glaube, es wäre ein falsches Signal – in der jetzigen Situation – wo alles, was es an Ressourcen gibt, die eigenen, wie fremde, zur Hilfe für die Betroffenen zur Verfügung stehen muss – Ressourcen abzuziehen, um – äh – äh – auch mit mit besten Absichten dort hinfliegende und hinreisende Politikern und Politiker – äh – betreuen zu müssen. Ich glaube nicht, dass das ein richtiges Verhalten wäre. Ich gehe davon aus, dass – äh – das Mitgefühl mit den Betroffenen in den Ländern auszudrücken, auch noch Zeit ist, wenn – äh – die Sofortmassnahmen – äh – beendet sind, die jetzt für alle von uns im Vordergrund stehen müssen.

Journalistin: Herr Bundeskanzler, um welche Summen handelt es sich bei dem Schulden-Moratorium, und haben Sie bereits mit anderen Regierungschefs des Pariser Clubs gesprochen, und welche Signale haben Sie zu diesem Thema empfangen?

Schröder: Ich habe noch nicht mit – über diese Frage gesprochen. Aber ich denke, es wird eine Beratung im Pariser Club sein müssen. Dazu ist – ich glaube, die Tagung findet am 20. Januar statt – noch Zeit. Äh. – Es geht da nicht – äh – was die Pariser Clubverpflichtung angeht, um gewaltige Summen. Aber – wir müssen uns natürlich auch – äh – überlegen, wie man – in den Ländern Ressourcen frei macht, damit sie dafür eingesetzt werden können. Ich denke, dass – äh – wir deswegen, was wir ohnehin vorhatten. Das, was wir 1999 an Entschuldigungsinitiativen eingeleitet haben für die ärmsten Länder der Welt, zu denen auch Anrainerstaaten des Indiens, des Indischen Ozeans gehören. Dass wir diese Initiativen fortführen werden ... ■

ANALYSE 1

Bundeskanzler Schröder liegt es in der ersten Antwort daran, ausführlich zu begründen, weshalb sich in der ersten Phase kein prominenter Politiker im Katastrophengebiet zeigen sollte. Er hatte erfahren, wie wichtig es sein kann, sich vor Ort zu zeigen. Wir erinnern an die letzte Flutkatastrophe in Deutschland. Dort stand Schröder mit Stiefeln an der Front. Dies schaffte Pluspunkte. Deshalb kam es zu seinem Entscheid, in Deutschland zu bleiben, zu einer langfädigen Begründung. Schröder weiss, er könnte später beschuldigt werden, er sei zu Hause geblieben. Bush wurde nämlich nach wenigen Tagen vorgeworfen, er habe im Garten Unkraut gejätet und habe allzulange zur Naturkatastrophe geschwiegen. Die Art des Formulierens macht bewusst: Schröder muss das Fernbleiben einleuchtend begründen: In der ersten Phase geht es um Verletzte und da sind Fachleute gefragt. Bei den ersten Rettungsaktionen wurde sogar in einem Land der Luftraum gesperrt, nur weil ein Regierungmitglied die Situation vor Ort begutachten wollte.

Schröder ringt merkbar um treffende Formulierungen. Mit den "Ähs" und den Verdoppelungen der weiblichen und männlichen Form (Politikerinnen und Politiker) schafft er sich Denkzeit. Er erwähnt sogar beim zweiten Mal die weibliche Form gar nicht mehr – die Floskel erfolgt gedankenlos, weil er bereits die Formulierung des nächsten Gedankens plant. Er verdoppelte mit "Politikern und Politiker" die männliche Form. Eine Marotte, die wir immer wieder antreffen.

Bei der zweiten Antwort kennt der Bundeskanzler verständlicherweise keine konkreten Zahlen. Er flüchtet sich in Floskeln: Wir werden das Problem gemeinsam angehen. Die Entschuldigung muss weitergehen. Konkrete Pläne oder Beschlüsse sind nicht bekannt. Schröder spricht über die altbekannten Entschuldigungsinitiativen. Dem nahe liegenden Vorwurf – Deutschland sollte zuerst die eigenen Probleme lösen, bevor es anderen Ländern Schulden erlässt – begegnet er mit einer Vorwegnahmetaktik. Er weist auf die vorhandenen Probleme im eigenen Land hin. ■



SITUATION 2

Journalist: Herr Bundeskanzler, wie geht es in den nächsten Tagen weiter? Werden Sie Ihren Weihnachtsurlaub wieder aufnehmen, oder wird es eine Sitzung des Kabinetts mit allen betroffenen Ministern in den nächsten Tagen geben?

Schröder: Das wird – äh – ich muss zunächst einmal sagen, dass – äh – durch die Urlaubsabwesenheit des einen oder anderen – aber wirklich nicht die geringste Verzögerung – äh – eingetreten ist. Alle beteiligten Kollegen waren – wie ich auch – ständig informiert. Der Krisenstab – äh – beim Bundesausserminister hat wirklich – hervorragend funktioniert – unter der Leitung des Bundesausserministers persönlich. Nicht eine einzige Massnahme ist unterblieben, weil Weihnachtszeit ist und naturgemäss die Kollegen – äh – teilweise nicht in Deutschland sind. Ich weiss immer. Wir werden am nächsten Mittwoch eine Sondersitzung des Kabinetts haben, um – äh – äh – zu analysieren, wie weit wir sind, und unter Umständen die Massnahmen auch gemeinsam zu beraten und zu beschliessen, die notwendig sind. Aber es bedarf um Effizienz der Massnahmen zu gewährleisten – keiner äh – keiner äh – weiteren, weiteren – äh – Folgerungen.

Journalist: Herr Bundeskanzler, Herr Aussenminister! Haben Sie einen Überblick, wann dieses Bundeswehrlazarettflugzeug zurückkehrt, und ob es dann anschliessend wieder ins Unglücksgebiet fliegt?

Fischer: Äh – Überblick – äh – über die genauen Flugzeiten – äh – das weiss ich nicht – sind auf jedenfalls so ausgestattet, dass sie – äh – sobald – äh – das Lazarettflugzeug – äh – äh – abflugbereit ist, abfliegen können, und – äh – äh – sie werden – äh – so oft zurückkehren – äh – mit den entsprechenden Crewwechseln – äh – wie es notwendig ist – äh – entsprechend der Bundeskanzler hat ja gesagt – in Absprache mit dem Bundesverteidigungsminister – äh – steht dann ein – äh – zweites Med Evac – wird umgerüstet – in Bereitschaft – äh – und der Bundeskanzler hat nochmals unterstrichen, dass – äh – dies für Schwerverletzte aller europäischen Nationen dann zur Verfügung steht. (Hier ergreift der Bundeskanzler das Wort und macht deutlich, dass er in einem Telefongespräch mit dem schwedischen Ministerpräsidenten deutlich gemacht habe, dass bei den Hilfsmassnahmen die Schwere der Verletzung das entscheidende Kriterium sei, wer mitgenommen würde.)

Journalist: Gibt es seitens der Reiseveranstalter konkrete Hilfeersuchen an die Bundesregierung? (Der Bundeskanzler reicht diese Frage Aussenminister Fischer weiter.)

Fischer: Äh – Die – Reiseveranstalter sind – äh – beständig – äh – vertreten im Krisenstab und – äh – und insofern – äh – äh – kann ich hier nur unterstreichen, dass die Zusammenarbeit – äh – äh – mit – äh – äh – den Reiseveranstaltern – äh – hervorragend – äh – gelaufen ist. Dies betrifft allerdings nur die – äh – Touristen, die – äh – den organisierten – äh – äh – Urlaub angetreten haben, die Individualtouristen – wie man sie nennt – äh – werden zwar auch – äh – wenn freie Plätze vorhanden sind – äh – bei den Privaten mitgenommen. Äh – dafür gibt es aber auch – äh – äh – extra – äh – gecharterte Flugzeuge, die zum Einsatz kommen – äh. Die Reiseveranstalter haben angeboten, dass – äh – ihre Fähigkeiten uns jederzeit, wenn es einen entsprechenden Aufwuchs geben sollte, gerne zur Verfügung gestellt werden. Ich möchte nochmals – danken – für die hervorragende Zusammenarbeit – äh – zwischen den privaten Reiseveranstaltern und unseren Leuten vor Ort, aber auch hier im Krisenstab. Das funktioniert reibungslos. ■

ANALYSE 2

Dass alles so reibungslos geklappt hat mit der Information während der Weihnachtstage, wird mit der zweimaligen Betonung – es gab WIRKLICH keine Verzögerungen, – der Krisenstab hat WIRKLICH hervorragend funktioniert sowie der sonderbaren Satzkonstruktion mit Wortfindungsproblemen enorm abgeschwächt. Das Funktionieren wird unbewusst infrage gestellt. Ob Fischer nicht von den Unzulänglichkeiten in den Botschaften Kenntnis hatte, dies jedoch verschweigen wollte? Mit dem Redebrocken: "Ich weiss immer" wollte Bundeskanzler Schröder gewiss sagen: "Ich weiss immer, wer was macht." (Wir informieren immer und alle sind informiert.) Trotz der fragwürdigen Formulierungen brachte es der Medienkanzler fertig, einen Werbespot für das reibungslose Funktionieren der Regierung zu entwerfen. Denn: Niemand kann ihm nachweisen, dass wichtige interne Massnahmen nicht doch unterblieben sind.

Die Antwort des Aussenministers auf die Frage zum Lazarettflugzeug gibt uns mehr zu denken. Fischer übertrifft Stoibers Äh-Marotte um ein Mehrfaches. Noch nie stockte er dermassen. Der Grund liegt nach unserem Dafürhalten darin: Fischer möchte antworten, obschon er nichts weiss. Nach der Devise: Ein Politiker glaubt immer etwas sagen zu müssen, auch wenn es nichts zu sagen gibt. Auf die Frage, ob Fischer einen Überblick habe, hätte ein kurzes "Nein" genügt. Die Aussage, dass das Flugzeug für Schwerverletzte aller europäischen Nationen zur Verfügung steht, hätte er dem Nein noch anfügen können. Das wäre eine präzise, treffende Antwort gewesen. Weitschweifiges Antwortverhalten erleben wir auch im Alltag. Jemand wird etwas gefragt. Der Befragte weiss es nicht, dennoch redet er endlos weiter. Wenige können unumwunden zugeben: Ich weiss es nicht.

Schade, dass Fischers Werbespot für die reibungslose Zusammenarbeit weniger glaubwürdig formuliert wurde. Wenn nichts gesagt werden kann oder soll, wird das nichts sagende Wort ENTSPRECHEND gerne benutzt. Es gehört zur so genannten Airbagrhetorik. Man sagt etwas Unverbindliches und kann Konkretes vermeiden. Der Redner polstert sich mit leeren Worthülsen. "Entsprechend" wie "relativ" oder "allenfalls" ist unverbindlich:

– entsprechende Massnahmen

– entsprechende Anfragen

Wahrscheinlich wollte er nicht eingestehen, dass ihm die Detailkenntnisse fehlten. Uns überzeugte jedenfalls der Aussenminister bei diesen vagen Antworten kaum. Er wirkte generell müde und ausgebrannt.

Fischers rhythmische Akzente stimmten ebenfalls nicht. Am Schluss der jeweiligen Gedanken fehlen Pausen. Dafür dominierten die Ähs. ■

Im Österreichischen Fernsehen musste am 29. Dezember Frau Aussenminister Ursula Plassnik Rede und Antwort stehen. Sie war ebenfalls genötigt, Auskunft zu geben, obschon nur wenig gesicherte Informationen vorhanden waren. Bei der Befragung gibt sie unverblümt zu, dass es am Sonntagabend zu Engpässen hinsichtlich Informationen gekommen sei, und bedauert dies ohne Wenn und Aber.

SITUATION 3

Journalistin: Wie ist das Aussenministerium vor Ort organisiert? Gibt es beispielsweise Stützpunkte auf den Flughäfen? Am Anfang hatte es sie offensichtlich nicht gegeben. Was passiert vor Ort?

Plassnik: Wir haben genau das – äh – gemacht. Wir haben an den Flughäfen gemeinsam mit der Au-Air Stützpunkte errichtet. Ich möchte aber auch erklären, wie schwierig es war, etwa nach Colombo überhaupt – äh – einen Beamten hinzubekommen – Äh. Wir haben keine eigene Botschaft in Sri Lanka. Es gibt insgesamt nur acht EU-Staaten, die dort überhaupt eine Vertretungsbehörde haben. Das heisst, wir mussten jemanden schicken über New Delhi über Tausende von Kilometern – Äh – Der Flug war am Anfang nicht möglich. Aber wir sind jetzt dort vor Ort seit Montagnacht, und wir haben auch an den Flughäfen Bangkok, in Phuket selbstverständlich österreichische Treffpunkte.

Journalistin: Kurze Frage noch. Ich bitte um eine kurze Antwort. 50 bis 60 Tote – vermutlich –, haben Sie gesagt. Was geht Ihnen dann persönlich durch den Kopf, wenn Sie die Bilder sehen, die aus den Krisengebieten kommen?

Plassnik: (Pause – überlegt lange) Im Grunde genommen ist es für mich unfassbar – und trotzdem – Wir müssen zusammenhalten und wir müssen zusammen helfen. ■

ANALYSE 3

Frau Aussenminister Plassnik hatte nicht mehr Informationen als Bundeskanzler Schröder oder Aussenminister Fischer. Die Medienkonferenzen fanden beide am 29. Dezember statt. Dennoch machte Plassnik viel konkretere Aussagen. Wir erfahren, ab wann welcher Stützpunkt eingerichtet worden ist und weshalb es nicht einfach war, die Stützpunkte sofort zu errichten. Plassniks Antworten haben uns überzeugt.

Auf die Frage nach der persönlichen Wahrnehmung macht sie genau das, was in Krisensituationen gemacht werden muss. Sie wartet, überlegt, macht eine Pause und gibt hierauf eine kurze, prägnante Antwort mit EINER Kernaussage: Wir haben ein GEMEINSAMES Problem, das alle angeht. Deshalb müssen wir zusammenhalten und GEMEINSAM helfen. Österreich allein kann die Situation nicht meistern. Dieses Antwortverhalten finden wir professioneller als das schnelle, pausenlose "Drauflosreden" mit unzähligen "Ähs".

Übrigens haben wir festgestellt, dass Aussenministerin Plassnik recht wenige Interviews gibt. Bei ihren seltenen öffentlichen Auftritten zeigte sich immer: Diese Frau ist besonnen, schlagfertig und verfügt über etwas, was in der Politik Mangelware ist: Sie hat Humor, zeigt es aber nur dort, wo es angebracht ist. ■

FAZIT

Wenn bei einer Krise oder Katastrophe wenig oder gar keine Informationen verfügbar sind, muss diese Tatsache bekannt gemacht werden. So zu tun, als wisse man viel, ist kontraproduktiv. Wer sich mit hohlen Phrasen und Belanglosigkeiten "abzufedern" versucht, hat höchstens kurzfristig Erfolg. Langfristig wird mit dem "So tun als ob" Vertrauen abgebaut. Bei Informationsdefiziten wollen Journalisten (als Anwälte der Öffentlichkeit) hören, wann gesi-

cherte Fakten vorhanden sind. Die Befragter sind in der Regel zufrieden, wenn konkret gesagt wird, welche Fakten bestätigt sind oder welche Informationen noch fehlen, das heisst, warum noch nichts gesagt werden kann. Das "No-comment"-Verhalten ist ebenso falsch wie das "Herunterleiern von Selbstverständlichkeiten".

**INSERAT
XXX XXX
157 X 70**

KASSENSTURZ-DIALEKTIK

Antizipieren: Wer sich auf ein Gespräch vorbereitet, wird auch reüssieren. Dies beweist das Kassensturz-Gespräch mit Migros-Marketingchef Urs Riedener. Thema des Gesprächs: der Preiskampf mit den deutschen Detailhändlern. Medienexperte Marcus Knill zeigt an diesem anschaulichen Beispiel, wie man auch in schwierigen Situationen bestehen kann, ohne dabei den Faden zu verlieren. Das Zauberwort heisst “antizipieren”.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **SF DRS**



Migros-Marketingchef Urs Riedener im Kassensturz-Gespräch mit Moderator Ueli Schmetzer.

Im Kassensturz vom 9. November 2004 (SF DRS) musste Urs Riedener, Marketingchef der Migros, begründen, weshalb an Stelle einer generellen Preisreduktion die Kunden mit Aktionen angelockt werden sollen. Ueli Schmetzer (Kassensturz) ging der Frage nach, weshalb die Kunden trotz Aktionismus für die Produkte zu viel bezahlen. Gemäss interner Untersuchungen sollen angeblich 17 von 20 Markenprodukten – trotz Aktionen – teurer sein als in Deutschland.

Allein für Aktionsinserate gibt die Migros jährlich 60 Millionen Franken aus. Nach Ökonomieprofessor Reiner Eichenberger (Universität Freiburg) kosten diese Aktionsstrategien viel mehr, als sie einbringen. Wir verfolgen in diesem Beitrag die Argumentationsstrategien des Migros-Marketingchefs während eines Teils der harten Befragung. Sein Auftreten kann sich sehen lassen.

1. SEQUENZ

Schmetzer: “Thema Aktionen. Die Leute sind immer mehr verwirrt. – Äh – Nach den paar Aktionen weiss man am Schluss nicht mehr

richtig, was etwas wirklich – wirklich wert ist.” Riedener: “Also Aktionen sind ein Mittel im Detailhandel, um zu zeigen, wie gut man sein kann auf den Preisen. – Äh – Es hat sicher auch etwas damit zu tun, dass man beweisen will, dass man günstiger sein kann als die Konkurrenz. Dies ist aber nur ein Mittel. Ein anderes Mittel ist ein günstiger Warenkorb. Und das ist ebenso wichtig – denken wir – äh –, wenn wir über die Preise reden, und dort ist die Migros 10 bis 15 Prozent günstiger als die Hauptkonkurrenz.”

Schmetzer: “Aber Aktionen haben unter anderem zur Wirkung – also zur Folge, dass die

Leute verwirrt sind. Einmal kostet es so viel, dann so viel. Am Samstag hat es schon wieder einen anderen Preis. Machen Sie das absichtlich?”

Riedener: “Nein, wir wollen sie sicher nicht verwirren. Wir wollen den Leuten an sich gute Angebote mit auf den Weg geben können. Und es ist natürlich so, dass die Angebote so gut sind, dass sie eben ausgerechnet dieser Angebote wegen in den Laden kommen. Und es ist auch klar, dass, wenn andere Aktionen machen, auch wir Aktionen machen müssen, dass wir die Leute entsprechend im Laden drin haben.”

Schmetzer: “Aber jetzt haben Sie kürzlich mit etwas angefangen – wie ich es richtig gesehen habe. Dort – normalerweise schreiben Sie ja, ist etwas 50 Prozent billiger. Also es kostet nur die Hälfte. Jetzt fangen Sie an – äh: Es ist 50 Prozent mehr drin. Dann kann ich ja gar nicht mehr rechnen. Dann weiss ich überhaupt nicht mehr. Ist dies viel günstiger? Ich kann es überhaupt nicht mehr vergleichen. Sie machen dies absichtlich?”

Riedener: “Ich glaube, das ist relativ einfach. Normalerweise steht auf der Packung nicht, was wirklich der Preisunterschied ist in Prozenten. Und auf diesen Packungen steht beispielsweise, dass es 50 Prozent mehr Inhalt drin hat – zu den gleichen Preisen. Das ist eine sehr einfache Form der Kommunikation. Ich glaube, die Kundinnen und Kunden haben dies auch entsprechend begriffen.”

ANALYSE: 1. SEQUENZ

Der Journalist baut sein Interview auf der These auf: “Aktionen verwirren die Kunden.” Der Marketingchef geht nicht auf diesen Vorwurf ein. Er macht deutlich, welche Mittel die Migros bei der Preispolitik einsetzt. Erstens: Aktionen. Zweitens: Wir wollen einen günstigen Warenkorb. Dazu nennt Riedener konkrete Vergleichszahlen. Die Antwort kommt uns jedoch zu hektisch vor. Nur vor dem zweiten Punkt setzt der Redner eine Zäsur, macht durch das pausenlose Reden die Sequenz ruhelos. Bei “Kassensturzverhören” stellen wir immer wieder fest. Die “Opfer” haben möglicherweise Angst, unterbrochen zu werden, und erhöhen dadurch zwangsläufig ihr Sprechtempo. Sie reden ohne Punkt und Komma. Vor der zweiten Frage schiebt Schmetzer nochmals (bewusst?) sein Schlüsselwort “Die Leute sind verwirrt” ein. Hierauf macht Riedener einen klassischen Fehler: Er wiederholt selbst das Wort “verwirren”. Obwohl er “verwirren” negiert, wird es doch ausgesprochen. Innert weniger Sekunden haben wir es drei Mal gehört. Aus der Werbung kennen wir dieses Phänomen: Diese Wiederholungsstaktik wird dort bewusst genutzt.

Pepsodent, Pepsodent, Pepsodent wird x-mal wiederholt, damit es im Gedächtnis verankert bleibt. Wer Vorwürfe wiederholt, trägt ebenfalls dazu bei, dass das Negative gefestigt wird. Viele kennen die Geschichte aus der Psychologie. Jemand befiehlt: “Sie dürfen sich auf keinen Fall einen weissen Elefanten vorstellen.” Was geschieht im Kopf? Alle sehen den weissen Elefanten – ob sie wollen oder nicht. Wenn Riedener sagt, “wir wollen nicht VERWIRREN”, so wird allen Zuschauern und Hörern das Bild des VERWIRRENS gezeichnet. Riedener stoppt den Vorwurf, die Migros wolle absichtlich verwirren.

Auch ist Riedener die Begründung zur Aufschrift der Produkte – bezogen auf die Menge – gut gelungen. Die Argumentation leuchtet ein: “Auf den Packungen steht: Es hat 50 Prozent mehr drin. Dies ist einfacher nachvollziehbar als ein Preisvergleich. Bei der letzten Antwort geht er geschickterweise auch nicht mehr auf die Provokation Schmetzers ein, die Migros “irritiere absichtlich”. Schade, dass der Marketingchef die gute Argumentation abschwächt. Selbstkritische Wortklaubereien lohnen sich beim Coaching immer. Zum Beispiel: Riedener sagt: “Relativ” einfach anstatt: Es ist einfacher! Oder: Die Leute haben dies “entsprechend” begriffen statt: Die Kunden haben begriffen.

Die beiden “Ich denke” am Satzanfang sind noch keine Sprechmarotten. Die verständlichkeitserschwerende, zeitraubende Verdopplungsmanie vieler Redner – mit der ständigen Wiederholung der männlichen und weiblichen Form (Kundinnen und Kunden) – hat Riedener noch nicht übernommen.

2. SEQUENZ

Schmetzer: “Warum machen Sie nicht – keine Aktionen? Und dafür einfach tiefere Preise? Dann weiss ich: Ich kann immer kommen. Man hat immer tiefe Preise.”

Riedener: “Es ist richtig. Es stellt sich die Frage: Wie viele Aktionen macht man grundsätzlich? Und da meinte ich auch, da sollte man nicht überborden. Deshalb schauen wir darauf, dass wir permanent tiefe Preisen im Sortiment haben. Das ist keine Frage.

Auf der anderen Seite – wenn wir gar keine Aktionen machen, so machen wir weniger Umsatz und haben höhere Kosten, und dadurch müssten wir auch mit den Preisen aufschlagen. Denner hat dies vor Jahren einmal versucht – Ende der Neunzigerjahre –, er kam relativ schnell wieder darauf zurückgekommen – auf die Aktivitäten (Aktionen), weil er einfach gesehen hatte, dass er keinen Absatz mehr gefunden hatte – sprich Umsatz verloren hatte.”

Schmetzer: “Jetzt haben wir vorher etwas ganz

Interessantes gehört von Professor Eichenberger. Nämlich, dass diese Aktionen teuer sind, was man vielleicht im ersten Moment nicht begreift. Sie brauchen viel Aufwand, Werbeaufwand, Preise müssen neu angeschrieben werden in den Läden usw. Irgendwo müssen Sie das Geld wieder hereinholen. Sie holen es vermutlich bei anderen Produkten herein, die teurer sind. Bei denen ich aber nicht weiss, warum sie teurer sind. Wo ich einmal Ihre Aktionen quer subventioniere, damit Sie die Leute in den Laden hinein bekommen.”

Riedener: “Also in erster Linie holen wir das Geld bei den Herstellern. Es ist so: Wenn Sie eine Preisaktion machen, dann haben Sie tiefere Einstandspreise. Das heisst beispielsweise: Sie kaufen ein Produkt 10 Prozent günstiger ein und können es entsprechend auch günstiger verkaufen. Und der Hersteller hat natürlich die Möglichkeit, dass er drei- oder viermal so viel produziert. Sprich: günstigere Herstellungskosten hat. Also. Es gibt günstigere Kosten dort. Die gibt er weiter und diese geben wir den Kunden weiter. Es ist aber auch so – und das haben Sie richtig gesagt –, dass wir beispielsweise auch circa 60 Millionen ausgeben für Preiswerbung. Das ist aber – notabene – ungefähr 0,4 Prozent ...”

Journalist unterbricht “könnte man sparen, um sie in die anderen Preise hineinzustecken ...”

Riedener fährt ruhig weiter: “Das ist 0,4 Prozent vom Umsatz. Nur damit wir dieses Verhältnis sehen. Und wegen 0,4 Prozent tieferen Preisen wechselt niemand den Kanal. Vor allem, wenn wir ohnehin schon 10 bis 15 Prozent günstiger sind.”

ANALYSE: 2. SEQUENZ

Die doppelte Negation Schmetzers “nicht – keine Aktionen” ist ein Lapsus des Journalisten, den wir so stehen lassen wollen (ergibt sinngemäss das Gegenteil).

Auf die Frage: Weshalb nicht immer tiefere Preise – dafür keine Aktionen, gibt Riedener keine Antwort. Er federt ab, mit den Worten “Das ist richtig.” Der Migrosvertreter verlagert die Antwort auf die Frage, man müsse sich überlegen, wie viele Aktionen sinnvoll sind. Die wenigsten Zuhörer werden gemerkt haben, dass der – sehr wahrscheinlich gut trainierte – Marketingchef gar nicht auf die Forderung nach ständigen tiefen Preisen eingegangen ist. Riedener gibt somit keine konkrete Antwort! Er stellt die Aktionen nicht infrage. Für ihn darf man bei den Aktionen lediglich “nicht überborden”. In der Antwort “verkauft” der Marketingchef seine (vorbereitete?) Botschaft: Wir haben immer tiefe Preise! Die Behauptung oder These – ohne Aktionen verlieren wir Kunden – untermauert

Riedener mit dem Beispiel "Denner". Auch diese Begründung leuchtet ein. Nochmals ein wenig Wortklauberei: Schon wieder hören wir das Wort "relativ", "relativ schnell". (War es schnell oder langsam?) Besser wäre: Denner kehrte bald wieder zum bewährten "Modell mit Aktionen" zurück. Im letzten Teil punktet Riedener enorm. Er bringt Fakten, Argumente, Zahlen und Vergleiche. Er beschönigt nicht. Er nennt selbst die Summe für die Werbung. Damit wirkt er offen und macht deutlich: Mit 0,4 Prozent zusätzlichem Aufwand gewinnen wir mehr Kunden. Riedener baut das Votum logisch und gut strukturiert auf. Er lässt sich nicht vom roten Faden abbringen. Die Unterbrechung destabilisiert ihn kaum. Er kehrt ruhig zum Thema zurück und beendet seine einleuchtende Argumentation. Damit entkräftet der Marketingchef die Einwände Eichenbergers.

3. SEQUENZ

Schmetzer: "Betrachten wir einmal zusammenfassend die Resultate des Testes an, den wir gemacht haben. Wir haben die Aktionspreise der Schweiz mit den Preisen Deutschlands verglichen. Äh – bis auf ganz ganz kleine Ausnahmen können die Schweizer – und das gilt nicht nur für Sie. Sie sind einfach derjenige, der heute zu uns gekommen ist. Dies gilt auch für den Coop und die anderen – die Schweizer können auch bei den Aktionspreisen nicht mithalten. Also – es ist ein trauriges Erlebnis."

Riedener: "Ich habe mich gefreut, dass wir mindestens bei einer Aktion noch günstiger sind (Journalist ruft: "Bei einer ja"). Immerhin eine. Es gibt andere, die haben gar keine gehabt. (Wiederum will Schmetzer unterbrechen. Doch er hat keine Chance. Riedener wartet und spricht ruhig weiter.) Das ist ein gutes Zeichen. Aber ich denke, man muss unterscheiden. Was führt eigentlich auch zu hohen Preisen in der Schweiz? Und in erster Linie ist es der Agrarschutz, der zu höheren Preisen führt. Wenn Sie zum Beispiel Nutella nehmen, so hat es für den Import in die Schweiz 65 Prozent Zoll drauf. Das haben Sie in Deutschland nicht, wenn Sie das Produkt entsprechend verkaufen. Das heisst, allein dort gibt es eine Preisdifferenz von 65 Rappen – zum Schutz der schweizerischen Landwirtschaft. Und das ist etwas, das wir immer vergessen. Das ist dasselbe beim Fleisch. Wenn Sie beispielsweise das Fleisch nehmen, so kann man sagen: Das Fleisch ist teurer. Aber das Futtermittel für den Bauern in der Schweiz kostet dreimal mehr als in der EU. Und eine Sau frisst eben gerne Gerste und Futtermittel. Und das hat wiederum einen Einfluss auf die Verkaufspreise, die man..."

Schmetzer unterbricht: "Das ist sicher ein Faktor. Das ist völlig klar. Ich glaube, es gibt noch ein paar andere Gründe, die wir in Ihrem Gärtchen suchen müssen. Man könnte über die Marge reden zum Beispiel, insbesondere bei den Markenprodukten, oder wir können über die Effizienz im Betrieb reden."

Riedener: "Über die Effizienz können wir gern reden. Da zeigen Studien, dass die beiden Grossen recht effizient sind. Aber Sie haben Recht. Die Preise sind relativ hoch..."

Schmetzer unterbricht: "Aber in den Preisen ist man nicht effizient. Oder da, da, oder da gibt es offenbar zu wenig Konkurrenz. Sonst wäre man tiefer in den Preisen. Man ist es sieht, im Ausland ist es offenbar möglich..."

(Nun ergreift Riedener das Szepter): "Wir leben eigentlich von der Differenz Einstandspreis-Verkaufspreis. Frage ist: Auf welchem Niveau sind die Einstandspreise? Und da haben Sie Recht. Und da stellen wir bei Markenartikeln fest, dass unsere Einstandspreise zum Teil höher sind als die Verkaufspreise in Deutschland. Da hat bei der Differenz irgendjemand abgeschöpft. Da kommen wir nicht zu besseren Preisen. Auch wenn wir uns wahnsinnig anstrengen. Wir können nicht in Deutschland kaufen. Wir müssen das Produkt XY in der Schweiz einkaufen. Also dort sind wir gebunden, zu entsprechenden Preisen auch höher einzukaufen. Und das zeigt sich auch in den Verkaufspreisen. In vielen dieser Produkte – das muss ich auch sagen – hat es einen Zoll drauf. Es nicht nur so, dass man sagen kann, es sind ein wenig höhere Preise..."

Schmetzer greift ein: "Was würdet ihr ändern, wenn Sie es ändern könnten, damit ihr von diesen Aspekten her die Preise hinunterbringen könnten?"

Riedener: "Ich denke, was sicher gut wäre, wenn Parallelimporte möglich würden. Das ist eine Sache der Politik. Ich denke, was die Landwirtschaft anbelangt, wäre es sinnvoll, wenn die Futtermittel nicht dreimal so teuer wären, sondern nur zweimal so teuer. Das würde dazu führen, dass das Schweinefleisch um 10 Prozent gesenkt werden könnte. Pouletpreise könnten um 17 Prozent gesenkt werden. Da gibt es verschiedene Massnahmen. Die Politik müsste vorwärts machen und entsprechend auch Konkurrenz zulassen und Import zulassen."

ANALYSE: 3. SEQUENZ

Raffiniert ist der Anfang der Antwort. Wenn gleich das Positive ein Einzelfall ist, so wird das Gute bewusst erwähnt und explizit betont. Dann versteht Riedener einmal mehr das "Spiel mit Beispielen zu spielen". Ob er dies in einem Medienseminar erlernt hat? Beispiel COOP. Beispiel NUTELLA. Beispiel

FLEISCH/ FUTTERMITTEL. Dank der Beispiele wird die Aussage konkret, die Zahlen und Fakten überzeugen Zuhörer und Zuschauer.

Schmetzer kann diese konkreten Beispiele nicht infrage stellen. Er versucht, die Argumentation abzuwerten, indem er sagt: "Ist völlig klar." In dieser Bemerkung steckt die Aussage: "Dies weiss ja jeder, es müsste gar nicht gesagt werden." Der Einwand "Es gibt noch ein paar andere Gründe" lässt vermuten, Schmetzer werfe dem Manager vor: "Man kann nicht mit einem Beispiel alles erklären." Schmetzer macht bei dieser Passage einen Fehler, den viele Journalisten machen. Er zählt in seiner Frage zu viele Punkte auf. Riedener findet dadurch ein Schlupfloch und wählt nur einen Punkt – die "Effizienz" – aus. Bei diesem Punkt kennt Riedener angeblich Studien. Hätte Schmetzer nur die Marge der Migros erwähnt, hätte der Marketingchef nicht so leicht ausweichen können. Schmetzer hätte auch bei der Antwort (mit dem Beweis einer angeblichen Studie) nachhaken müssen. Welche Studie? Wo? Wann? Von wem? Dass Schmetzer unsicher geworden ist, veranschaulichen seine Wortwiederholungen und Wortfindungsprobleme.

Riedener nutzt die Gunst des Augenblicks und erklärt, klärt den Sachverhalt mit der Preisdifferenz. Groteskerweise stellt er sich nun selbst eine Frage, die ihm gestellt werden müsste. Immer wieder versteht es Riedener, die kritische Haltung des Journalisten mit diplomatischen Formulierungen abzufedern, wie:

– Da muss ich Ihnen Recht geben.

– Sie haben Recht.

Die "Ich denke"-Formulierungen und das Füllwort "entsprechend" sind zu oft zu hören. In der Argumentation hat es aber der Migros-Marketingchef recht geschickt gemacht. Es fiel auf, dass sich in der Schlussphase die Hektik, das heisst das Tempo, dank etwas merkbarer Pausen erheblich beruhigt hatte.

Der Befragte wirkte viel überlegener und souveräner.

ERKENNTNIS

Ob sich das Fernsehen bewusst ist, dass dieses Interview im Grunde genommen die Schweizer noch mehr ermutigt, in Deutschland einzukaufen? In der Grenzregion geben schon heute Herr und Frau Schweizer jährlich 140 Millionen Euro in Deutschland aus. Medienrhetorisch darf sich das Interview Riedeners sehen lassen. Wir behaupten, er war gut vorbereitet. Das heisst, die Antworten hatte er antizipiert. Er liess sich weder irritieren noch destabilisieren. Wer Argumente mit konkreten Beispielen veranschaulichen kann, wird auch bei harten, kritischen Fragen bestehen. ■

WIE MAN WORTHÜLSEN VERMEIDET

Gegen Leerformeln: Wenige prominente Persönlichkeiten analysieren ihre Aussagen nachträglich kritisch. Viele nehmen sich nach einem Medienauftritt nicht mehr die notwendige Zeit zu einem Debriefing. Damit verpassen sie die Chance, "blinde Flecken" zu entdecken. Die nachträgliche Überprüfung des eigenen Auftrittes hilft, Leerformeln zu eliminieren. Es genügt, die Aufnahme einer aussen stehenden Person vorzuspielen. Besonders Jugendliche eignen sich als Hofnarren.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **SF DRS**

Wir haben einige Sendungen angehört und weisen in diesem Beitrag auf Marotten hin, die wir jüngst gesehen oder gehört haben. Wir beschränken uns auf die "Ich denke...", die "Ich-Aussage", die "Bandwurm"- oder "Und"-Marotten. Jeder Sportler weiss, dass er laufend überprüfen muss, ob sich nicht Gewohnheiten eingeschlichen haben, die seine Leistung beeinträchtigen. Das gilt auch für Redner. Wer viel auftreten muss, merkt kaum, dass plötzlich nichts sagende Standardformulierungen dominieren. Diese gilt es zu erkennen.

DIE "ICH DENKE"-MAROTTE

Im Zischtagsclub vom 28. September wurde das Thema Raser diskutiert. In der Diskussionsrunde waren Karin Keller-Sutter, Regierungsrätin FDP/SG, und Jacqueline Bächli-Biétry – Psychologin und Präsidentin der Vereinigung Verkehrspsychologie – vertreten. Sie fielen uns auf, weil sie ihre Sätze meist mit "Ich denke ..." eröffneten.

Im ersten Teil der Sendung war die "Ich denke"-Marotte ganz krass. Fast jeder Satz wurde in der Startphase mit "Ich denke" eingeleitet.

Wir betrachten nun eine Sequenz aus dem zweiten Teil der Diskussion.

Zum Vorschlag "Selbstverantwortung ist im Strassenverkehr gefragt" meinte die Justizdirektorin: "Ich denke, wenn wir sagen würden, wir drosseln alle Fahrzeuge ..." Im glei-

chen Votum fuhr sie fort: "Ich denke, man muss irgendwo aufpassen ..."

"... und ich denke, wir müssen Wege suchen, wie man die Mehrheit vor einer Minderheit schützen kann ..."

Bei der Sequenz "Ausländer als Sündenböcke", sagte die Regierungsrätin: "Ich möchte den Fall ..."

"Ich möchte Raser oder Nichtraser gar nicht gegeneinander ausspielen ..."

"Ich denke, dass man nicht deswegen etwas tabuisieren darf ..."

"Ich denke, das darf man nicht einfach auch sagen, dass diese, die das Gesetz vollziehen müssen, schuld sind ..."

"Ich denke, wir sind in einem Rechtsstaat ..."

"Ich habe eigentlich nicht wirklich Mitleid mit jemandem, der eine grobe Verkehrsverletzung begeht ..."

"Ich finde, bis anhin sind die Gerichte zurückhaltend gewesen in ihrer Praxis ..."

"Ich finde, eine Gerichtspraxis muss sich dem anpassen ..."

"Aber ich denke, dass die Justiz natürlich primär dem Recht verpflichtet ist ..."

"Ich denke, dass es auch da der Fall ist ..."

KOMMENTAR

Viele Sätze beginnen mit der Standardformel "Ich denke". Einige Male beginnt die Regierungsrätin mit "Ich finde" oder "Ich möchte". Das "Ich denke" wird zum Ritual. Ist es eine unbewusste Zeitgewinnungstechnik, um die Gedanken vorzubereiten? Die Sprachmarotte störte uns jedenfalls.

Dass jemand denkt, müssten wir im Grunde genommen voraussetzen können. Wir haben das Clubgespräch ohne Vorbemerkung Teilnehmerinnen eines Seminars gezeigt. Die "Ich denke"-Floskel wurde von den meisten sofort erkannt. Eine Gymnasiastin sagte dazu: Eine Rednerin, die atmet, sagt auch nicht ständig: "Ich atme ...". So müsste niemand unablässig wiederholen, dass er denkt.

Wer Sätze so oft mit der stereotypen Hülse "Ich denke ..." einleitet, müsste sich die Frage nach dem Warum gefallen lassen.

Die ständige Wiederholung wirkt so, als müsste daran gezweifelt werden, dass die Sprecherin denkt. Denn: Wer beispielsweise dauernd betont, seine Aussage sei ehrlich, lässt auch indirekt durchblicken, dass der Wahrheitsgehalt bei anderen Aussagen nicht garantiert werden kann.

NEBENBEI BEMERKT

Die Aussage "Ich habe eigentlich nicht wirklich Mitleid mit jemandem, der eine grobe Verkehrsverletzung begeht" gibt uns im Grunde genommen mehr zu denken als die "Ich denke"-Marotte. Das Wort "eigentlich" ist ein nichts sagender Füller. Das Wort kann meist weggelassen werden. Wenn die Regierungsrätin, laut eigener Formulierung, "nicht wirklich Mitleid hat", fragen wir uns, warum sie das dann nicht ganz simpel sagt. "Ich habe kein Mitleid."

Was auch noch gesagt werden muss: Kellers Auftritt wirkte für uns generell zu "aufgesetzt", so, als ob sie sich krampfhaft bemühen

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.



müsste, kompetent und ernst zu wirken (Blick, Tempo, Stimme). Die Beiträge waren uns zu verbissen – zu beflissen. Es fehlte eine selbstverständliche, natürliche Dialoghaltung.

DIE “ICH”-MAROTTE

Die “Ich denke”- Marotte wurde bei Jacqueline Bächli eher zu einer “Ich-Marotte”.

Nach dem Hinweis, es gebe auch Fiat-Panda-Fans, sagte die Psychologin: “Ich denke nicht, dass dies die Klientel ist, die bevorzugt ...”

“Ich glaube, die Fahrer sind gar nicht in der Lage zu antizipieren, wo ...”

“Ich glaube, das Verhalten der jungen Männer ist nicht pathologisch ...”

Zur Werbung: “Ich denke, die Autowerbung scheint nur mir eine problematische Sache zu sein, weil ...”

“Ich meine zur Frage ...”

“Ich finde ...”

Zu den Wiederholungstätern: “Bei mir – denke ich – sind rund die Hälfte der Raser, die ich begutachtet habe, aus dem ehemaligen Jugoslawien oder auch Italien oder Spanien ...”

“Von dem her – denke ich – ist eine Korrelation zwischen Nationalität und Rasern ...”

KOMMENTAR

Obschon Jacqueline Bächli mediengewandt sprach, dominierten bei ihr die Ich-Aussagen (am Anfang eines Satzes). Bei psychologisch Geschulten stellen wir immer wieder fest, dass sie bewusst mit einer “Ich-Aussage” beginnen, um unzulässige Zuschreibungen zu vermeiden. Von Jacqueline Bächli wurde zwar die Schablonenformulierung “Ich denke” nicht ständig angewendet. Sie gebrauchte aber zu

viele Ich-Formulierungen, wie “Ich finde ...”, “Ich glaube ...” oder “Ich meine ...”.

Wir haben nichts gegen Ich-Aussagen. Mit Ich-Aussagen werden Verallgemeinerungen vermieden. Die Ich-Formel lässt sich jedoch variieren. Zum Beispiel: “Aus meiner Sicht ...”, “Nach meiner Erfahrung ...”, “Ich bin der Meinung...”

Dadurch wirkt die Ich-Formulierung weder als Schablone noch als Worthülse. Wenn eine Formulierung zu oft wiederholt wird, lenkt diese von der Botschaft ab. Die Zuhörer beginnen, gleichsam Striche zu machen und zählen die Ichs, wie bei einem Redner, der ständig “Äh” sagt. Was bei Jacqueline Bächli angefügt werden muss: Sie überzeugte uns durch ihre verständliche Umgangssprache (Sprachebene) sowie durch ihre tragende, warme Stimme. Sie verstand es zudem, mit guten Vergleichen komplexe Sachverhalte zu veranschaulichen.

DIE “UND”-MAROTTE

(“Bandwurm”-Formulierung)

In der Arena-Sendung (SF DRS 1) vom 1. 10. 2004 zur Thematik “Bundesratskrise – Was tun mit Blocher?” war auch Ruth Genner, Präsidentin “Grüne”, mit dabei. Hier eines ihrer Voten, das uns veranschaulicht, dass die grüne Politikerin macht, was viele Redner tun, die unter Zeitdruck stehen: Es wird zu schnell gesprochen. Die Gedanken werden ohne Pausen – ohne Punkt und Komma – zu einem Bandwurm aneinander gereiht.

Aussagen von Ruth Genner: “Also, was mir jetzt vorher ganz stark zu denken gegeben hat, ist die Position von Herrn Maurer, der sagt, er sei im Justizdepartement versenkt worden

(ohne Pause, ohne Absenken der Stimme – im gleichen Atemzug weitergefahren) er hat ganz gewusst, für was er sich bewerben will, nämlich für eine Kollegialbehörde, bei der man untereinander ausmacht, wo man hinkommt, und er ist als Justizminister absolut der (der betont) Vertreter unseres Rechtsstaates (wiederum nahtlos daran angeschlossen) es ist eine hohe und eine wichtige Aufgabe, die eine grosse Glaubwürdigkeit braucht, und wenn er an einem Abstimmungssonntag die Roman die, die absolut eindeutig für eine Vorlage ist, und die deutsche Schweiz ist dagegen, dann denke ich – ist es ganz wichtig, im Sinne, wie es Herr Noser gesagt hat, dass man Brücken baut und dass man auch diese Bevölkerungsteile ernst nimmt, die da ja gesagt haben, weil es für die Schweiz eine ganz grosse Gefahr ist, dass wir uns in diesen Fragen auseinander dividieren – und als Justizminister hat er – wenn er für die Rechtssituation zuständig ist – auch klar darauf achten muss, dass auch die Informationen klar sind – im Vorfeld der Abstimmung (direkt angehängt – im gleichen Sprechfluss) er kann sich nicht auf eine Parteifunktion zurückziehen, die der SVP klar genützt hat (nahtlos im gleichen Ton weitergeredet) wenn er einfach geschwiegen hatte zu dem was alles passiert ist und darum finde ich, ist er nicht tragbar im Bundesrat, wenn er nicht wirklich die Rolle vom Kollegiali- vom Kollegialitätsprinzip von diesem Gremium übernimmt – dies glaubwürdig übernimmt und sich nicht immer distanziert und das Kollegium auch verhöhnt (Erste Zäsur) Weil das hat er gemacht.”

(Hier wird Frau Genner von Ueli Maurer unterbrochen mit dem Satz) “Ich nehme diese

Aussage der “Gutmenschen” zur Kenntnis ...” Er unterstellt damit, nur sie wisse, was gut und richtig ist. Mit einem Wort hatte Maurer das ganze Votum in eine bestimmte Ecke gestellt.

KOMMENTAR

Obschon Ruth Genner überzeugend dasteht und optisch Sicherheit ausstrahlt, verliert sie durch den permanenten hohen Lautstärkepegel, durch ihre Erregtheit – vor allem durch den vorwurfsvollen, etwas “hässigen” Ton (verbunden mit der Hektik und der “Bandwurmformulierung”) – viel an Glaubwürdigkeit. Ihre Aussage (sie dauerte sage und schreibe eine Minute und 22 Sekunden) hat beim Publikum keine grosse Nachhaltigkeit. (Wir testeten dies bei 32 Personen.) Die Rednerin koppelte die Gedankenreihe acht Mal mit einem “und”.

Die Gedankenbogen werden nicht abgeschlossen. Die Glieder des Bandwurmsatzes werden verbunden mit Übergängen wie nämlich ..., weil ..., wenn ..., denn ..., dann ..., die ja ...

Pausen fehlen völlig, wodurch die Verständlichkeit enorm leidet. Interessant ist auch, dass Ruth Genner vier Mal das Wort “klar” sagt. Bei anderen Voten war es bei ihr das Wort “absolut”. Damit schimmert durch: Sie glaubt zu wissen, was absolut klar ist. Weshalb muss dies so stark betont werden?

Mit diesen Aussagen hatten übrigens viele Zuhörer Mühe, was vielleicht der Auslöser für Maurers Stichelei war.

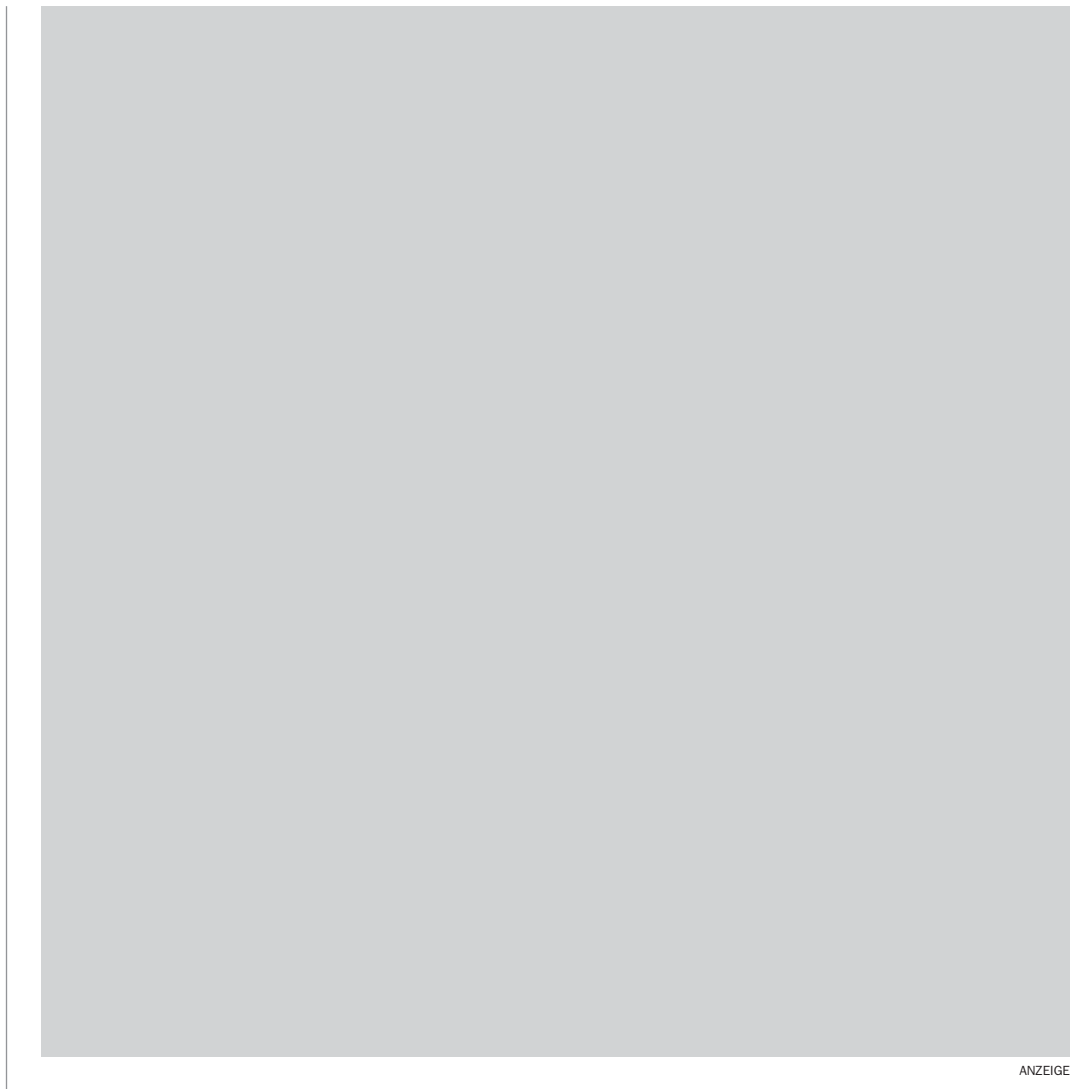
Das Wort “also” – am Anfang dieses Beitrages – ist für uns noch keine Marotte. Es sei denn, Ruth Genner beginne auch sonst damit. Das einmalige “Ich denke ...” ist ebenfalls keine Marotte.

Der Politikerin sind leider die grundsätzlichen Erkenntnisse der Medienrhetorik unbekannt. Zum Beispiel:

- Eine Antwort sollte nicht länger als 30 Sekunden dauern.
- Wer wenig Zeit hat, müsste ruhig, langsam sprechen (antizyklisches Verhalten).
- Ein Satz dürfte nicht länger als 3 Sekunden dauern, das heisst von Sprechpause zu Sprechpause.

Es kann kommunikationswissenschaftlich nachgewiesen werden, dass die Zuhörer in einem Gedankenbogen lediglich 13 Wörter erfassen können. (Bei Ruth Genner waren es 336 Wörter!) Sie hat damit gegen die beiden Verständlichkeitshelfer Kürze und Struktur verstossen.

Wir haben bereits in der Arena-Analyse im “persönlich” (November 2003) festgestellt, dass sie unfähig war, eine konkrete Aussage in der vorgeschriebenen Zeit unterzubringen. Kaum war sie dabei, ihren Bandwurmgedanken zu entwickeln, ertönte der Gong.



ANZEIGE

Der Berater der Parteipräsidentin wäre gefordert, zumal sich Ruth Genner als Regierungskandidatin bewirbt.

ERKENNTNIS

Redner merken in der Regel nicht, dass sie sich Floskeln angewöhnt haben. Sprechmarotten nisten sich unbewusst ein und festigen sich, sofern wir die Medienauftritte nicht regelmässig spiegeln lassen. Auch bei Hospitationen von Dozenten stellen wir immer wieder fest, dass sich die Sprechenden gar nicht bewusst sind, dauernd “eigentlich” oder “Ähm” zu sagen. Es ist erstaunlich, wie viele Redner mit “also” beginnen oder die Gedanken ständig mit “und” verknüpfen. Früher war es das “Nicht wahr?”, auch das “Oder”. Gewiss sind den Lesern auch schon abgegriffene Standardformulierungen (Formulierungen, die immer wieder gesagt werden) aufgefallen, wie:

- “Du weisst, was ich meine ...?”
- “Besonders wichtig ist ...”
- “Keine Frage ...”
- “So ist es.”
- “Jawohl ...”, “Richtig ...”, “Ja ...”, “Gut ...”
- “Super ...”
- “Und so ...”, “irgendwie ...” (ist vor allem bei Jugendlichen zu hören)

– “Ein wenig ...”

– “Sicherlich ...”

Nonverbale und paraverbale Marotten (wie das Verlegenheitslachen oder das Anheben der Stimme am Ende eines Satzes) haben wir in diesem Beitrag bewusst ausgeklammert. Diese zu besprechen, hätte zwar auch viel hergegeben, aber den Rahmen unserer Betrachtung gesprengt.

FAZIT

Wir alle haben gewisse Sprachmarotten. Leerformeln sind normal. Dennoch gilt es, störende Angewohnheiten rasch zu erkennen und zu eliminieren, bevor wir sie uns angewöhnt haben. Debriefings (nach Medienauftritten) sind deshalb ein Muss!

Wer glaubt, ein einmaliges Medientraining genüge, um vor Kamera und Mikrofon verständlich und überzeugend aufzutreten, der irrt. Profi-Sprecher überprüfen regelmässig ihre Sprachkompetenz. Sie wollen herausfinden, welche Marotten sich bei ihnen eingeschlichen haben. Persönlichkeiten, die ständig an sich arbeiten und sich bemühen, die “blinden Flecken” der Medienrhetorik zu erkennen, entledigen sich der Marotten erstaunlich rasch. ■

WIDERSPRÜCHLICHE AUSSAGEN BEI MEDIENAUFTRITTEN

Medienrhetorik: Es ist erstaunlich, wie oft Politiker, Wirtschaftskapitäne oder Prominente vor Journalisten unbedachte Aussagen machen, die sich widersprechen. Obschon jede Führungspersönlichkeit wissen sollte, dass sie durch gegensätzliche Aussagen sich, aber auch der betreffenden Institution schadet. Letztlich leidet bei Irritationen vor allem die Glaubwürdigkeit. Wir haben bei einigen Persönlichkeiten erlebt, wie sie sich widersprochen haben.

Text: **Marcus Knill** Fotos: **Keystone**

Wir erwähnen beispielsweise Bundesrat Schmid (er stand diesen Sommer lange im Trommelfeuer der Kritik) oder Anita Fetz (bei ihrer medienträchtigen Spendenaffäre). Auch nach dem Hiflyer-Drama, dem Blutbad in der ZKB-Filiale oder bei den Medienaussagen nach dem Tod der Herzpatientin im Unispital Zürich gab es widersprüchliche Aussagen.

Besonders gravierend waren die Informationen der Skyguide nach dem Flugzeugabsturz bei Überlingen. Die lange Liste gegensätzlicher Botschaften von Politikern (vor und nach Wahlen) klammern wir in diesem Beitrag aus. Zur Veranschaulichung möchten wir lediglich einige konkrete widersprüchliche Aussagen aus dem jüngsten Medienalltag herausgreifen.

HIFLYER-UNGLÜCK

Nach dem Fesselballonunglück im Verkehrshaus Luzern mit Verletzten und einem Todesfall (der Ballon wurde am 23. Juli um 14.35 Uhr durch eine Windböe an ein Gebäude geschleudert) fragten sich die Medien: Erteilte das Bazl (Bundesamt für Zivilluftfahrt) die Bewilligung für den Ballonbetrieb? Das Bazl verneinte dies nach dem Unglück. Der Bazl-Sprecher gab erst am 1. August zu, dass doch eine Bewilligung erteilt worden war und das Amt somit auch zur Kontrolle und Aufsicht verpflichtet gewesen wäre.

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagogin und Kommunikationsberaterin Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Was als Erstes den Medien gesagt wird, muss vorher geklärt werden.
- Berichtigungen oder das Eingeständnis von Fehlern (Mea culpa) müssen unmittelbar erfolgen.

FALL FETZ

Als die Spendenaffäre publik wurde (Ständerätin Anita Fetz erhielt Wahlspenden von abhängigen Personen), bestritt die Politikerin zuerst, von den Spenden Peter Ammanns (Pro Facile) gewusst zu haben. Fetz erklärte noch vor ihrem längeren "Abtauchen", sie habe den Betrag nicht von einer Privatperson, sondern von einer Firma bekommen. Nachdem sie von den Verflechtungen gehört habe, sei sie als Vizepräsidentin der Firma zurückgetreten und habe das Geld sofort deponiert. Anita Fetz verweigerte hierauf alle Interviews und verreiste. Doch die neue Phase des Schweigens brachte keine Beruhigung der Lage. Schritt für Schritt kamen laufend Ungereimtheiten an den Tag. Die Wochen des Schweigens waren für Fetz kontraproduktiv. Die Medien merkten bald, dass die Aussagen der Politikerin nicht stimmen konnten. Es kam zu einem wirren Zahlen Salat. Wer hatte tatsächlich wie viel gespendet? Das Schweigen musste gebrochen werden, nachdem die Medien immer mehr Fakten ans Licht bringen konnten. Peter Ammann gab bekannt, dass Anita Fetz seine Spende entgegengenommen habe. Anita Fetz musste hierauf zugeben, dass ihr die Spende Ammanns "natürlich" bekannt war. Die widersprüchlichen Aus-

sagen irritierten und zerFETZten das Image der engagierten Politikerin.

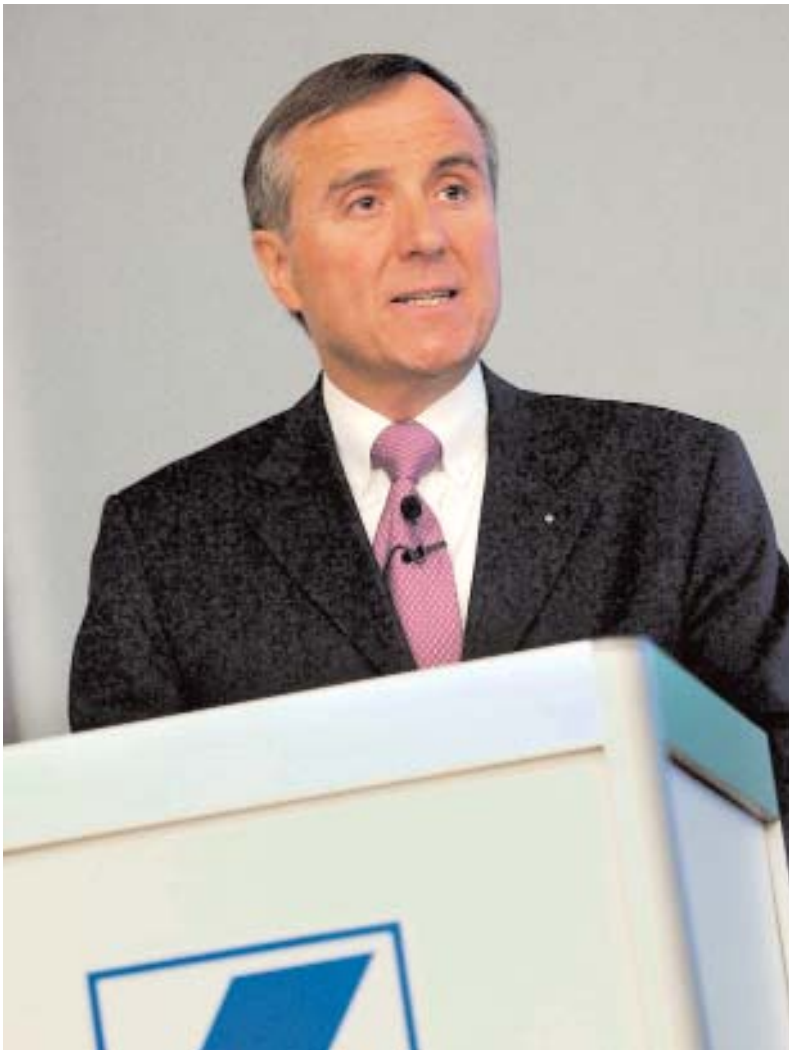
Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Fakten – die genannt werden durften – wurden nicht offen dargelegt.
- Es wurde mit Notlügen operiert – Fetz machte widersprüchliche, irritierende Aussagen. Es ging bei der Affäre nicht nur darum, dass Anita Fetz – wie andere Politiker – Spenden erhalten hatte (Fetz versuchte, die Geschichte auf diese Problemebene zu verlagern).
- Die Politikerin hatte die Kritik nicht ernst genommen, das heisst, die berechtigte Kritik hat sie nicht akzeptiert.
- Die Agenda wurde nicht von Ständerätin Fetz gesetzt, sondern sie überliess dies den Medien.
- Sie missachtete das Prinzip, Transparenz zu schaffen.
- Fetz schwieg zu lange (No-comment-Verhalten), sie tauchte ab (Schweigen ist bekanntlich nicht immer Gold).

FALL VBS

Der Schweizer Verteidigungsminister stand im Sommer 2004 tagelang im Kreuzfeuer der Kritik. Leider verstrickte er sich bei seinen Medienaussagen in Widersprüche. Damit schadete er nicht nur sich selbst, sondern auch dem VBS. Wir listen fünf der widersprüchlichen Punkte auf:

1. Bundesrat Schmid stellt mitten im Medienwirbel unverhofft die allgemeine Wehrpflicht infrage, obschon er im Mai 2004



versichert hatte, die allgemeine Wehrpflicht stehe nicht zur Debatte

2. Im Radio DRS sagte der Verteidigungsminister: Der Vorentwurf der Untersuchung sei vernichtet worden. Im Fernsehen liess er hingegen verlauten: Er würde das Misstrauen im Volk schon verstehen, wenn der Vorentwurf vernichtet worden wäre.
3. Im Fernsehinterview stritt Samuel Schmid ab, dass der Vorentwurf eingezogen worden sei ("Stimmt nicht!"). Im gleichen Interview gestand er später: "Der Vorentwurf wurde eingezogen."
4. Bundesrat Schmid versicherte: "Im VBS herrscht keine Misstrauenskultur!" Mit seinem Aufruf an die Verräter, die durch Indiskretion vertrauliche Fakten weitergegeben hatten ("Bitte meldet euch!"), liess Schmid durchblicken: Es gab Indiskretionen und Misstrauen.
5. Schmid beschuldigte die Arbeitsgruppe, die den Vorentwurf bearbeitet hatte: "Es war ein Fehler, mich nicht zu informieren!" Hernach veröffentlichte die Sonntagspresse ein Organigramm, das eindeutig darlegte, dass Bundesrat Schmid sogar selbst die Oberaufsicht über das Projekt hatte.

Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Es fehlte ein Argumentationskatalog.

- Möglicherweise wurden die nahe liegenden Vorwürfe gar nicht antizipiert.

- Wer Aussagen macht, muss stets wissen, was er schon gesagt hat.

FALL SPITALDIREKTORIN

Christiane Roth (Spitaldirektorin des Universitätsspitals Zürich) musste nach der Verwechslung der Blutgruppe bei einer Herztransplantation vor den Medien Rede und Antwort stehen. Der Tod der Patientin war ein Medienereignis, weil Fernsehkameras die Operation verfolgt hatten.

1. Zuerst sagte Roth, der Fehler habe nichts mit der Fernsehübertragung zu tun (das Fernsehen begleitete die Patientin vor und während der Operation). Später fügte Christiane Roth jedoch an, dass durch die Fernsehpräsenz der Druck erfahrungsgemäss grösser sei. Und wenn dies so sei, steige natürlich auch die Möglichkeit, dass Fehler passieren.
2. Die Spitalleitung tat so, als habe sie die Öffentlichkeit sofort orientiert. Doch erfolgte dies erst, nachdem 10 vor 10 dem Spital ein Fax zugestellt hatte mit dem Hinweis, dass Blutgruppen verwechselt worden waren. Christiane Roth behauptete, das künstliche Herz sei angefordert worden. Für Roth war

die Ursache der Panne lediglich ein Kommunikationsfehler. Die Spitalleitung verschwieg, dass der Kunstfehler erst nach zwei Tagen entdeckt wurde (Recherchen der SonntagsZeitung vom 16. Mai bestätigten dies). Damit wurde die widersprüchliche Aussage Christiane Roths entlarvt. Sie behauptete, die Abstossung sei schon im Operationssaal entdeckt worden. Tatsächlich wurde die Patientin am 20. April operiert, und das Kunstherz wurde erst 48 Stunden später angefordert. Wir verweisen bei diesem Fall auf den ausführlichen Beitrag "Was heisst transparent informieren?" ("persönlich" Mai 2004).

Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Fakten wurden vertuscht (was öffentlich gesagt wird, muss stimmen).
- Sachverhalte sind verfälscht worden (es gilt zu bedenken: Journalisten recherchieren bei Ungereimtheiten auf eigene Faust).

FALL ZKB

Nach der Bluttat bei der ZKB – mit drei Toten – widmete sich der CEO zuerst nur der internen Kommunikation und überliess die Öffentlichkeitsarbeit seinem Personal- und seinem Kommunikationschef. Hans F. Vögeli verpass-te die Chance, die Öffentlichkeit selbst zu in-

formieren. So geschah es, dass der Informationschef Urs Ackermann der Erklärung der Stadtpolizei widersprach, die als Tatmotiv einen Arbeitskonflikt vermutet hatte. Ackermann sagte zuerst: „Der Täter stand in ungekündigtem Verhältnis, und Anzeichen für einen Arbeitskonflikt hat es keine gegeben.“ Schon nach wenigen Stunden sagte Ackermann das Gegenteil. Er sprach von „einer kriselnden Arbeitssituation, die eskalierte“.

Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Bei einer Krise oder einem Unfall gehört der CEO an die Front. Es geht nicht darum, viel zu sagen. Er muss sich aber persönlich den Medien stellen. Er kann das Bedauern über die Bluttat ausdrücken (echt, ungespielt). Er darf sich nie auf Mutmassungen einlassen oder selbst Vermutungen äussern. Wer – was – wo untersucht, das kann gesagt werden. Erst wenn Fakten auf dem Tisch liegen, werden diese kommuniziert.
- Information ist immer Chefsache, der Kommunikationschef hilft dem Chef dabei (in Absprache mit ihm).
- Die interne Kommunikation ist auch nicht zu vernachlässigen. In Krisensituationen darf sich ein Chef nicht nur auf die internen Bereiche zurückziehen. Das erste Radio-interview erfolgte bei der ZKB erst zwei Tage nach der Bluttat. In der Öffentlichkeit hinterliess Hans F. Vögeli den Eindruck, als wäre er zwei Tage abgetaucht.

FALL BAUDIREKTORIN

Vor dem Komitee pro Flughafen bekräftigte die Zürcher Baudirektorin, dass sie sich vor dem Regierungsrat für die Variante „Relief“ (Landungen von Osten) stark machen werde,

damit man künftig auf die ungeliebten Südflüge verzichten könne. Vor Journalisten sagte sie Anfang Juli, die Variante sei von Unique überprüft und für sicher befunden worden. Ein Journalist wollte wissen, ob es auch ein zweites unabhängiges Gutachten gebe, welches diese Aussage bestätige. Die Expertenrunde mit der Baudirektorin bejahte dies. Das renommierte Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt in Braunschweig sei zum gleichen Schluss gekommen.

Fakt war jedoch: Wie die Pressesprecherin der Unique – Sonja Zöchlin – am 30. August bekannt gab, lagen keine Sicherheitsabklärungen zu An- und Abflugverfahren vor. Denn dafür wären das Bazl und die Skyguide zuständig gewesen. Bazl und Skyguide hatten zwar die Ostanflüge für sicher erklärt. Diese Aussagen bezogen sich aber lediglich auf die heutige Regelung, wonach nur am Abend von Osten angefliegen wird. Bei „Relief“ würde dies aber jede zweite Maschine tun. Noch brisanter waren die Sicherheitsabklärungen beim Braunschweiger Institut. Dessen Leiter Uwe Völckers schrieb in einem Brief an den Tages-Anzeiger: „Sicherheitsbetrachtungen beziehungsweise Sicherheitsuntersuchungen zu neuen Anflugverfahren waren nicht Gegenstand der Beauftragungen und wurden von uns nicht durchgeführt. Keinenfalls wurden von uns Resultate zur sicherheitstechnischen (Un)-Bedenklichkeit gefordert noch geliefert.“

Damit lagen zwei gegensätzliche Aussagen vor. Eine unschöne Geschichte für die Baudirektorin! Philippe Hauenstein, Pressesprecher der Baudirektion, musste nachträglich einräumen, dass noch keine Risikobeurteilung vor-

genommen worden sei. Die Hindernisuntersuchungen seien von der deutschen Firma Airsight durchgeführt worden, die auch in Braunschweig zu Hause ist. Damit steht fest: Vor Journalisten wurden früher falsche Aussagen gemacht.

Kritikpunkte (Umgang mit Medien):

- Aussagen (in Medienkonferenzen) wurden vorgängig nicht überprüft.
- Es dürfen keine Halbwahrheiten oder Falschaussagen vermittelt werden (in der Hoffnung, dass dies niemand merke).

ERKENNTNIS

Bei allen beschriebenen Fällen waren sich die Betroffenen sicherlich bewusst, dass Medien klassische Funktionen haben, wie zum Beispiel die Informationsfunktion oder die Forumsfunktion. Doch berücksichtigten sie zu wenig, dass Medien auch eine Wahrheitsfunktion und eine Wächterfunktion haben. Wenn Journalisten gegensätzliche Aussagen aufspüren können, kommt die Wächterfunktion zum Zug. Medien sind verpflichtet, Widersprüche aufzudecken und bewusst zu machen. Norbert Bolz (Professor für Kommunikationstheorie, Universität GH Essen) behauptet: „Medien formatieren die Politik.“

Wir sind überzeugt, dass die Medien tatsächlich viel bewirken. Politiker, Manager, auch Kommunikationschefs sind sich viel zu wenig bewusst, dass eine veröffentlichte Aussage massgeblicher sein kann als unzählige interne Verlautbarungen.

Deshalb lohnt es sich, den Journalisten stets wohlbedachte und gut vorbereitete Antworten zu geben. Nur so lassen sich widersprüchliche Aussagen vermeiden. ■

BISCHOF KOCHS GESCHICKTE MEDIENRHETORIK

Die katholische Kirche auf dem heissen Stuhl: Bischof Kurt Koch stellte sich in einem längeren Interview in der SonntagsZeitung den jüngsten umstrittenen Beschlüssen der Bischofskonferenz. Beispielsweise soll nun hart durchgegriffen werden, falls ein Priester mit evangelischen Gläubigen eine Abendmahlsfeier abhält. Seit Jahren ist die katholische Kirche in der Medienlandschaft einem harten Gegenwind ausgesetzt.

Text: **Marcus Knill**

Wir sind überzeugt: Koch hat eine solide rhetorische Ausbildung, wie wir sie von Jesuiten kennen. Auch bei der Medienrhetorik können wir unangenehme Fragen nur dann überzeugend beantworten, wenn wir die denkbaren Vorwürfe überlegt haben. Dieses Antizipieren wird leider von vielen Führungskräften zu

wenig gepflegt. Die Leserinnen und Leser werden im nachfolgenden Interview erkennen, dass Koch alle Fragen gut überlegt haben muss. Wir beleuchten einige exemplarische Passagen.

Die Antworten hatten denn auch erwartungsgemäss Folgen. So wurden beispielsweise in der Satiresendung "Zweierlei" vom 10. Juli die Antworten des Bischofs von Kabarettisten kritisch aufs Korn genommen.

Am 13. Juli thematisierte der Zischigsclub (SF DRS) erneut die Thematik des gemeinsamen Abendmahls.

Auch in dieser Sendung war Bischof Koch anwesend. Er beschuldigte die SonntagsZeitung, sie habe aus einem halbstündigen Gespräch vor allem die Konfrontation herausfiltriert (auch mit dem Titel "Irgendwann ist eine Konfrontation unausweichlich."), obschon er den grössten Wert auf die Gespräche gelegt habe.

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

1. SEQUENZ

ANALYSE

Patrik Müller: "Herr Bischof, wie häufig kommt es in der Schweiz zu 'Missbräuchen in der Liturgie'?"

Bischof Koch: "Ich habe nur Kenntnis von jenen Fällen im Bistum, die man mir meldet oder von denen ich höre. Wie verbreitet Missbräuche insgesamt sind, weiss ich nicht."

Müller: "Welche Massnahmen ergreifen Sie, um die Missbräuche zu stoppen?"

Koch: "Die erste Massnahme ist eine klare Information. Häufig geschehen missbräuchliche Verhaltensweisen aus Unwissen, nicht aus Bosheit. Wir suchen das Gespräch mit diesen Seelsorgern."

Müller: "Abt Martin Werlen von Einsiedeln hat einem Pfarrer, der einen ökumenischen Gottesdienst mit gemeinsamem Abendmahl plante, mit der Suspendierung gedroht. Gehen Sie auch so weit?"

Koch: "Der Seelsorger wusste, dass solche Feiern nicht möglich sind. Der Abt wurde erst am Abend vor dem geplanten Gottesdienst informiert. Da blieb ihm nur noch das unmittelbare Eingreifen."

Bischof Koch verschiebt die allgemeine Sicht auf seine eigene Optik. Die ICH-Aussage kann kaum widerlegt werden, denn Koch hat damit "die Wahrheit zu sich genommen". Es ist seine Wahrnehmung. Niemand kann ihm nachweisen, dass er mehr weiss. Der Journalist nimmt in der zweiten Frage die Position der katholischen Lehre ein. Dies ist geschickt. Er setzt voraus, dass die Missbräuche gestoppt werden müssen. Damit erhofft er sich die Nennung konkreter Massnahmen, die der Bischof sonst nicht so ohne weiteres nennen würde. Koch ist in dieser Antwort recht vage (bewusst?). Wir erfahren nicht, wie und worüber er informieren will. Der Bischof zeigt zwar Verständnis für die "Sünder", die sich meist nur aus Unwissenheit – nicht aus Bosheit – falsch verhalten. Der Vorgesetzte sucht mit dem Seelsorger das Gespräch und steht dadurch als der "Dialogbereite" da. Die Frage, ob Koch auch so weit gehe wie Abt Martin Werlen, beantwortet er nicht. Doch bleibt er bei der vorgängig beschriebenen Logik des Einschreitens: Wir informieren zuerst – reden hierauf mit dem Betroffenen – erst dann handeln wir (Wiederholungstaktik). Weil der Abt zu spät informiert wurde, konnte er nicht mittelbar eingreifen, d.h. er musste das "missbräuchliche Verhalten" rügen und sprach deshalb lediglich eine Drohung aus.



2. SEQUENZ

ANALYSE

Patrik Müller: "Dann müssen Priester generell mit der Suspendierung rechnen, wenn sie beispielsweise die Interkommunion oder die Interzelebration feiern?"

Bischof Koch: "Zuerst werden wir immer das Gespräch suchen. Ich setze auf die Vernunft. Ist ein Seelsorger völlig uneinsichtig, kann eine Suspendierung nicht ausgeschlossen werden."

Müller: "Wie finden Sie heraus, in welchen Gemeinden von der reinen Lehre abgewichen wird?"

Koch: "Jeder katholische Gläubige hat das Recht, in seiner Gemeinde die Liturgie in der katholischen Ordnung zu erleben. Er darf sich an den Bischof wenden, wenn er in seinem Glaubensempfinden verletzt wird."

Müller: "Sie rufen dazu auf, allzu liberale Priester zu denunzieren?"

Koch: "Überhaupt nicht! Geht beim Bischof eine Klage ein, muss er so klug sein zu unterscheiden, ob es sich um eine Denunziation oder um ein berechtigtes Anliegen handelt."

Die erste Antwort ist wiederum eine Repetition der alten Gedanken (bewusste Wiederholungstaktik?): "Wir suchen zuerst das Gespräch!" Damit unterstreicht der Bischof erneut die Dialogbereitschaft der Vorgesetzten. Das negativ besetzte Wort "Suspendierung" nimmt er noch nicht in den Mund. Wenn er sagt: "Ich setze auf die Vernunft", sagt er damit implizit: Wer sich nicht an unsere Regeln hält, ist unvernünftig. Er sagt dies aber nicht explizit, sondern spricht nur von jenen, die völlig uneinsichtig sind. Dann "kann" eine Suspendierung nicht ausgeschlossen werden. Das will heißen: Es ist uns zwar ernst, aber der Ausschluss ist nicht hundertprozentig sicher. Die Frage, wie der Bischof herausfindet, dass ein Priester von der reinen Lehre abweicht, beantwortet er nicht als Bischof. Er gibt den Ball seinen Gläubigen weiter. Nicht die Mehrheit der Gläubigen entscheidet, sondern jeder einzelne kann klagen. Dieser wird ernst genommen. Der Journalist geht davon aus, dass dies einem Denunzieren gleichkommt. Der Bischof setzt hier sofort ein Stoppsignal "Überhaupt nicht!" und unterstellt, dass jeder Bischof erkennt, welche Anliegen berechtigt sind.

3. SEQUENZ

ANALYSE

Patrik Müller: "Warum kündigen die Bischöfe gerade jetzt Massnahmen gegen Missbräuche an? Hängt das mit dem Papstbesuch zusammen?"

Bischof Koch: "Nein. Ich habe schon 1998 ein Dokument verfasst und an alle Seelsorgenden im Bistum verschickt. Darin benannte ich beispielsweise explizit die beiden Missbräuche der Mitwirkung von Laientheologen im Hochgebet und der Verwendung von selbst formulierten Hochgebeten."

Müller: "Viele Katholiken verstehen nicht, warum nur vom Vatikan approbierte Hochgebete erlaubt sind und nicht neue, verständliche."

Koch: "Ich bin auch nicht mit allem einverstanden, was in der Bundesverfassung steht. Dennoch kann ich den Text nicht nach meinem Geschmack umschreiben. Genauso ist es mit der Eucharistie, denn sie ist die Verfassung, das Testament Jesu. Es gibt im Übrigen eine grosse Vielfalt approbierter Hochgebete."

Den möglichen Zusammenhang Papstbesuch – Massnahmen negiert der Bischof. Doch folgt hierauf ein Argument (Dokument mit Jahreszahl), das überprüft werden kann. Dies wirkt überzeugend. Damit muss Koch nicht mehr auf das umstrittene, unverständliche Verbot von gemeinsamen Abendmahlsfeiern eingehen. Er verlagert die Missbrauchsthematik auf die Mitwirkungsfrage von Laientheologen. Dieser "Missbrauch" ist bei den Lesern nachvollziehbar. Es leuchtet ein, dass ein Amt eine Qualifikation braucht. Der Journalist geht nun auf das neue Thema ein (das vom Bischof vorgelegt wurde). Dies ist ein schönes Beispiel dafür, dass derjenige, der antwortet, ebenfalls ein Gespräch lenken kann. Die Analogie mit der Bundesverfassung ist rhetorisch gekonnt. Mit diesem geschickten Vergleich kann der Journalist nicht mehr gut nachhaken. Mit der Vielfalt von Hochgebeten lässt der Bischof durchblicken: Wir sind nicht einfältig, sondern vielfältig. Wir haben eine bunte Palette von Hochgebeten. Für Koch sind zusätzliche Formulierungen von Laien gar nicht mehr notwendig.

XXXXXXXX XXXXXXXX

1/4 QUER RA

235 X 80

4. SEQUENZ

ANALYSE

Patrik Müller: "Sie sehen keinen Rückschritt?"

Bischof Koch: "Heute wird undifferenziert gesagt: Alles was an der Basis geschieht und was die Seelsorgenden tun, ist gut, und alles, was die Bischöfe tun, ist schlecht. Gemäss diesem banalen Schema heisst es dann: Das ist Fortschritt, das ist Rückschritt. Dabei muss man sich zuerst überlegen. Wo stehen wir? Gehe ich in der Wüste auf eine Wasserquelle zu, ist jeder Schritt ein Fortschritt. Stehe ich aber am Abgrund, ist jeder Schritt nach vorn eine Katastrophe."

Müller: "Steht denn die Kirche am Abgrund?"

Koch: "Nein! Aber man vergisst oft: Die Liturgie steht und fällt mit ihren Symbolen. Zu ihnen müssen wir Sorge tragen. Wir sollten uns auf die Grundgesetze der Liturgie zurückbesinnen. Das hat mit Rückschritt nichts zu tun, wohl aber mit Treue zum Konzil."

Die Logik der Argumentation besticht. Bischof Koch nutzt wieder Bilder und Beispiele (Wüste, Abgrund). Der Gedankengang ist einfach und nachvollziehbar. Alle kennen die Vereinfachungen, wie:

a) Alles was neu ist, ist gut (progressives Verhalten). b) Wer Altes bewahrt, ist verstaubt und kommt nicht weiter. Bewährtes zu konservieren ist schlecht. Im Alltag ist tatsächlich nicht alles Neue gut (es könnte auch zu einer Verschlechterung kommen). Und nicht alles zu Bewahrende ist schlecht. Was sich immer bewährt hat, müsste nicht nur deshalb verändert werden, weil alles verändert werden muss. Die Argumentation überzeugt, weil nur EIN Grundgedanke vertieft wird und die Beispiele die Konklusion nachvollziehbar machen. Der Journalist hört ebenfalls gut zu. Sofort greift er mit seiner Frage das Bild des Abgrundes auf und folgert: Steht die Kirche an einem derartigen Abgrund? Das heisst, wenn wir einen Schritt nach vorne machen, besteht die Gefahr abzustürzen? Ein weiteres Mal setzt der Bischof ein deutliches NEIN!

ERKENNTNIS

Nicht nur im Interview der Sonntagszeitung – auch im Zischigsclub – haben wir festgestellt: Bischof Koch besitzt die wichtigste rhetorische Stärke – gut zuzuhören, um hernach in seinen Antworten nur auf EIN Argument einzugehen und EINEN Kerngedanken konkret

herauszuschälen und dazu mehr zu sagen. Medienrhetorische Schulung besteht vor allem darin, keine pfannenfertigen, auswendig gelernten Antworten herunterzuleiern. Sondern: denkbare Fragen oder Vorwürfe in Ruhe zu bedenken, zu antizipieren. Beim analysierten Interview ging es uns überhaupt nicht um

die Richtigkeit der Inhalte, sondern lediglich um das WIE des Argumentierens.

Nur wer gut überlegt, ist überlegen! Argumentieren heisst, die eigenen Gedanken, die eigene Sicht verständlich und nachvollziehbar zu formulieren: kurz und dennoch konkret! ■

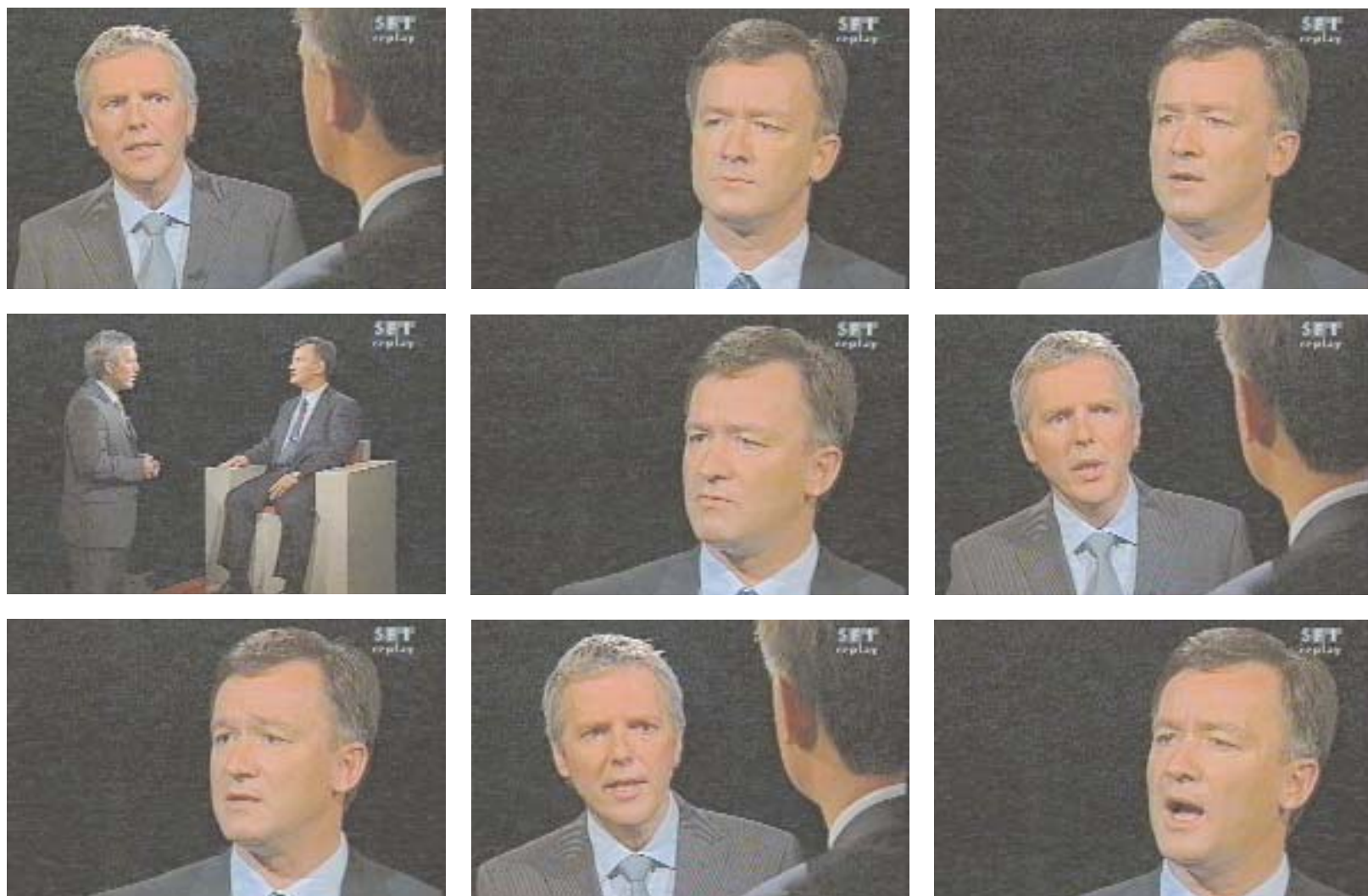
ANZEIGE

SPDS LUZERN
1/2 QUER SS
235 X 149

WIE SICH SKYGUIDE WEHRT

Alain Rossiers Antwort-Techniken: Die Auseinandersetzung mit dem Antwortverhalten unserer Mitmenschen ist genauso spannend wie das Eingehen auf die verschiedenen Fragetechniken. Unter Antworten verstehen wir: konkrete Aussagen geben, die verstanden werden – die logisch nachvollziehbar und wahr sind. Die Systematik bei verschiedenen Antwort- oder Lenkungstechniken am Beispiel von Alain Rossier, Chef der in Bedrängnis geratenen Skyguide.

Text: **Marcus Knill** Foto: **SF DRS**



Der Journalist Dölf Duttweiler (SF DRS) befragte auf dem Rundschau-Stuhl den Skyguide-Geschäftsleiter Alain Rossier.

Journalisten werden geschult, Fragetechniken mit Explorationstechniken gezielt anzuwenden. Die wenigsten der Interviewten setzen sich andererseits mit den Techniken des Antwortens auseinander. Wir sehen, wie der Chef

der Skyguide reagiert, einer Institution, die lange im Gegenwind stand. Hintergründe über den tragischen Unfall und die unprofessionelle Informationspraxis der Skyguide können unter www.rhetorik.ch unter Aktuelles im Beitrag vom 5. Juli 2002 nachgelesen werden. Für Rossier war es nicht einfach, nach den festgestellten Unzulänglichkeiten

(laut Unfallbericht) glaubwürdig zu antworten. Rossier versuchte bewusst, den Blick nach vorne zu richten. Es ist verständlich, dass er bei den Fragen über die "früheren" Mängel lieber ausweicht, als sie einzugestehen. Der Journalist Dölf Duttweiler (SF DRS) befragte auf dem Rundschau-Stuhl den Skyguide-Geschäftsleiter Alain Rossier.

1. SEQUENZ

ANALYSE

Journalist: "Alain Rossier, Sie sind Chef der Firma Skyguide. Und zwar sind Sie ungefähr ein Jahr vor dem Unfall dort eingetreten. Sie haben dort sofort einen Bericht gemacht – schon im ersten Halbjahr – über die Sicherheitselemente, die eingeführt werden sollten.

Heisst das: Die Firma war damals Ihrer Meinung nach in einem desolaten Zustand gewesen?"

Rossier: "Nein! Das kann man sicher nicht sagen. Die Firma ist über 80 Jahre alt. Über 80 Jahre hat man gute und sichere Flugsicherung gemacht. Die Arbeitsweise, die man damals gehabt hat, hat dem entsprochen. Und es ist so, dass es leider den Unfall gebraucht hat, um zu sehen, dass diese Arbeitsweisen ungenügend gewesen sind."

Journalist: "Früher war das die Firma Swisscontrol gewesen – also eigentlich eine Staatsbehörde – sie ist dann in den Neunzigerjahren eine AG geworden und geriet unter den Druck des Marktes. Hat man durch den Druck des Marktes – in der Liberalisierung des Flugverkehrs mit dem Sparen begonnen – und zwar an der Sicherheit?"

Rossier: "Ich muss Sie da korrigieren – also die Firma ist seit 1932 eine AG, und 1995 ist sie nur aus der Behördenmacht herausgenommen und finanziell verselbstständigt worden."

Journalist: "Und dem Markt mehr ausgesetzt worden. Und dann begann man zu sparen."

Rossier: "Das kann man nicht so sagen. In der Flugsicherung gibt es keinen Markt. Es kann ja nur einer – in einem Luftraum – diese Überwachung machen. Aber es ist so: Man ist immer in einem Gleichgewicht zwischen Sicherheit, Effizienz/Kosten und Kapazität – das man im Luftraum bringen muss. Und dieses Gleichgewicht stabil zu behalten, das ist ganz heikel."

Journalist: "Aber der Bericht aus Braunschweig, der zeigt: Es ist gespart worden – beim Personal. Es ist zu wenig neues Personal eingestellt worden. Das hat auch das Betriebsklima geschädigt. Dies sind happige Vorwürfe!"

Rossier: "Das sind Vorwürfe. Aber ich glaube, wir müssen nicht die – äh – Geschichte aufarbeiten, sondern – jetzt läuft die Ausbildung auf Hochtouren. Wir haben noch nie so viel ausgebildet wie gegenwärtig, und wir sind zuversichtlich, dass wir in den nächsten Jahren diesen Sollbestand haben werden."

In der ersten Antwort verneinte Rossier den Vorwurf des "desolaten Zustandes". Er antwortete bestimmt und überzeugend. Der Skyguide-Chef hörte sich die Vorwürfe genau an. Obschon der Journalist gar keine Frage stellte, reagierte er. Die wenigsten Interviewten hören sich jedes Wort des Journalisten genau an. Viele bereiten ihre Antwort vor, anstatt die ganze Aussage bis zum Schluss anzuhören. Wer nicht Wort für Wort registriert, der kann Unterstellungen, Vermutungen oder unzutreffende Annahmen nicht stoppen. Mit dem NEIN stoppte und verneinte Rossier den Begriff "desolater Zustand", zudem verpackte Rossier in der ersten Antwort einen Werbespot für Skyguide: Sie hat 80 Jahre gute Arbeit gemacht! Der Hinweis: Es brauchte leider den Unfall, um zu sehen, dass die Arbeitsweisen ungenügend gewesen sind, machte uns hingegen stutzig. Denn das heisst, dass ohne Unfall die verantwortlichen Manager gar nicht gemerkt hätten, dass die Arbeitsweise ungenügend war. Wir setzten zu dieser Argumentation ein Fragezeichen. Rossier kann doch nicht behaupten, man habe 80 Jahre gut gearbeitet – nur durch glückliche Umstände, weil bis zum Unfall nichts passierte. Bei der zweiten Frage ging der Journalist offensichtlich von der These aus, es sei nach der Liberalisierung gespart worden. Die Frage, ob an der Sicherheit gespart wurde, beantwortete Rossier nicht. Er konnte dank der Präzisierung bei den Jahreszahlen elegant ausweichen. Der Journalist registrierte das Ausweichmanöver und hakte nach: Wurde unter dem Druck des freien Marktes gespart?

Rossier antwortet weder mit Ja oder Nein. Er sagt: "Das kann man nicht so sagen" und geht nahtlos auf die Thematik des freien Marktes ein. Und weist darauf hin, dass es im Luftraum keinen freien Markt gibt. Rossier hängt hierauf noch einen allgemeingültigen plausiblen Gedanken – über das Gleichgewicht – an. Die Frage der Kosteneinsparungen schien damit endgültig vom Tisch.

Doch der Journalist zückte nun eine weitere Karte, jene zur Sparpolitik. Er zitierte die happigen Vorwürfe der Bundesluftfahrtbehörde (Braunschweig-Bericht), der eindeutig festgestellt hatte: Es wurde am Personal gespart. Damit kam Rossier in einen Antwortnotstand. In der Aussage bestätigte er lediglich: "Das sind Vorwürfe." Er ging aber nicht auf die Vorwürfe ein. Vielleicht haben die wenigsten Zuhörer die Techniken des Umdeutens gemerkt. Mit einer raffinierten Ausweichtaktik sprach Rossier nicht von den Mängeln und vom "Sparen am falschen Ort", nur noch von den heutigen Bemühungen, die Ausbildung zu forcieren, um den Sollbestand zu erreichen.

Weiter auf Seite 66.

2. SEQUENZ

ANALYSE

Journalist: “Wenn man die Unfallnacht betrachtet, so sieht man im Bericht eine ganze Reihe von eigentlich kleinen Fehlern, die sich verketten haben, die sich addiert haben. Haben Sie manchmal das Gefühl, Sie hätten lieber einen grossen, den man einfacher behandeln kann?”

Rossier: “Ich möchte lieber keinen Fehler, damit überhaupt kein Unfall passiert. Ich kann Ihnen sagen: Jetzt nach zwei Jahren – wenn man die Bilder sieht, kommen mir, aber auch der ganzen Belegschaft natürlich die ganzen Emotionen – die ganzen Gefühle wieder hoch. Und es ist ganz schwierig für uns, das – äh zu – das zu verarbeiten.”

Journalist: “Aber durch die vielen kleinen Fehler entsteht so ein Bild irgendwie von – ein wenig von Gleichgültigkeit – man könnte fast sagen – ein wenig von Schlamperei.”

Rossier: “Das ist jetzt eine Unterstellung. Und zwar: Auch die Nacht ist vorbereitet worden. Auch in dieser Nacht hatte man Briefings. Aber es ist richtig: Es war nicht genügend. Und das hat – in kleinen Sachen bewirkt – und die Kumulation von einzelnen kleinen Fällen hat zu diesem dramatischen Unfall geführt.”

Journalist: “Und diese kleinen einzelnen Fälle – wenn man dies nachliest – das heisst auch, das Radargerät erfüllte nicht einmal die Mindestanforderungen von Eurocontrol. Das ist irgendwie beschämend. Oder?”

Rossier: “Das muss ich aber ganz klar korrigieren! Das war bei weitem nicht so. Also ...”

Journalist fragt dazwischen (versteht es kaum): “Das steht im Bericht drin?”

“... dass alle Radar (stockt), die alle voll – äh – Standards alle erfüllen, die wir haben müssen. Das Einzige ist, die Erfrischungsrates, die Sie vielleicht – äh – anschneiden – und das ist richtig – da sind wir – unter der – der Radar – unter der – Standards. Aber auch da: Standards sind ein Ziel, und das kann nicht von heute auf morgen erreicht werden.”

Journalist: “Im Beitrag wurde klar ausgeführt. Das Problem, dass da nur ein Mann im Kontrollraum gewesen war, das war eindeutig. Mit dem ist jetzt Schluss?”

Rossier: “Eindeutig ja! Wir haben aus diesem tragischen Unfall unsere Lehren gezogen. Und ich hoffe, dass die ganze Fluggemeinschaft auch daraus ihre Lehren zieht und so etwas wie den Einmannbetrieb nicht mehr zulässt.”

Auch in der zweiten Sequenz geht der Journalist auf die vielen kleinen Fehler ein, die sich bei Skyguide summiert hatten. Rossier glaubt, die erste unverfängliche Alternativfrage geschickt beantwortet zu haben mit dem Hinweis, dass er am liebsten keine Fehler hätte. Um endgültig von den vielen kleinen Fehlern wegzukommen, ging Rossier auf persönliche Gefühle und die Emotionen der Belegschaft ein.

Wie bei der ersten Sequenz baute der Journalist auf einem Schwerpunkt auf. Hier ging es um die zahlreichen kleinen Fehler, die nachgewiesen werden konnten. Er streute Begriffe gezielt ein, wie “Schlamperei”, “Nachlässigkeit” und “beschämend”, die veranschaulichten, dass Skyguide bis zum Unfall tatenlos blieb.

Rossier wehrte sich, indem er den Begriff “Schlamperei” als “Unterstellung” entlarvte.

Doch musste er nachher eingestehen, dass in der Nacht vieles falsch gelaufen war und die vielen kleinen Sachen zur Katastrophe geführt hatten. Die Behauptung des Journalisten, das Radar habe nicht funktioniert, versuchte Rossier zu korrigieren. “Das muss ich korrigieren. Das war bei weitem nicht so”.

Nachher folgten einige Signale der Unsicherheit. Stockendes Formulieren, störende Satzbrüche und Ähs. Am Ende des Gestammels flüchtete sich Rossier in eine Plausibilitätsargumentation. Es sprach von Standards und bezeichnete sie als Ziel. Ziele müssen jedoch nicht von heute auf morgen erreicht werden.

Dieser logische “Allgemeinblätzer” hatte jedoch nichts mit der Vielzahl kleiner, folgenschwerer Fehler zu tun. Der Journalist machte nach unserem Dafürhalten seinen Job gut und kehrte wieder zu den konkreten Fehlern zurück. Zum Beispiel: Nur ein Mann war im Kontrollturm. Rossier bestritt dies nicht. Er sagte, dass man daraus die Konsequenzen gezogen habe, dieser Fehler könne heute nicht mehr vorkommen.

Die Frage, ob genügend Geld zur Verfügung stehe, wurde bejaht – verbunden mit dem Hinweis, dass noch nie so viel für die Ausbildung aufgewendet worden sei wie nach dem Unfall.

Hierauf folgte ein gedankliches Schachspiel. Der Journalist sprach die vermehrte Beaufsichtigung an und folgerte daraus: Demnach wurde vorher zu wenig beaufsichtigt! Rossier erkannte die Logik des Gedankenspiels nicht. Wiederum versuchte er auszuweichen.

Er schwächte die vermehrte Aufsicht des Bazl einfach ab, indem er nur von einem regeren Kontakt sprach. Uns überzeugen diese Antworten nicht.

*Das Interview wird hier leicht gekürzt wiedergegeben.

Weiter auf Seite 68.

3. SEQUENZ

ANALYSE

Journalist: "Jetzt, wo der Bericht vorliegt, erwarten Sie, dass es jetzt endlich einen neuen Schub gibt bei den Verhandlungen mit den Angehörigen der Opfer – mit der Entschädigung?"

Rossier: "Also – ich glaub – äh –, dass der Bericht eigentlich kein Grund ist für diese Gespräche. Sondern der für die Hinderungen von diesen Gesprächen ganz anderswo liegen. Das hat der Herr von Ziegel heute Nachmittag klar sagen können. Von Ziegel ist unser Anwalt – in dieser – Versicherungsfrage (Journalist ergänzt: "Entschädigung, die ihr auszahlen müsst!") Ganz genau – wir haben mit dreizehn Personen eine Einigung gefunden – mit den anderen nicht. Und das sind Hindernisse auf der Seite dieser Anwälte."

Journalist: "Von den Anwälten der Angehörigen – sagen Sie, die das blockieren. In der Region der Angehörigen hört man auch: Sie hätten mehr Entschuldigungen erwartet – von der Schweizer Seite. Am Anfang war es klar, dass man Fehler gemacht hat. Das sagte auch Bundesrat Leuenberger immer wieder. Hat man jetzt noch eine Chance, mehr zu tun?"

Rossier: "Also ich glaube – heute in der Pressekonferenz haben wir ganz klar gesagt, wir haben Fehler gemacht. Wir haben uns auch entsprechend entschuldigt. Wir haben gesagt, was wir machen, damit so etwas nicht mehr passieren kann."

Journalist: "Der Schlussbericht kann jetzt auch ein Startschuss sein für strafrechtliche Untersuchungen. Weil das Strafrecht natürlich wartet, bis wo eine Abklärung gemacht wird. Was erwarten Sie?"

Rossier: "Für das Strafrecht oder eine strafrechtliche Untersuchung ist so ein Bericht ein Element. Aber so eine strafrechtliche Untersuchung hat noch viele andere Elemente. Und die – das Verfahren läuft jetzt schon seit zwei Jahren."

Journalist: "Wenn eine Anklage erhoben werden sollte gegen den Lotzen, so kann das nicht mehr sein. Er ist ja, wie wir wissen, tragisch ums Leben gekommen. Kann so eine Klage weiter nach oben gehen – gegen den Chef der Skyguide?"

Rossier: "Das ist – äh – ganz klar – äh –, dass das Strafverfahren, das wir in der Schweiz haben. Und wenn es so weit ist, tut man – mache ich eine neue Lagebeurteilung."

Journalist: "Der Aufsichtsrat von Ihrer Firma hat Ihnen nochmals das Vertrauen ausgesprochen – ganz ausdrücklich. Herr Rossier soll bleiben! Haben Sie selbst für sich in diesen Zeiten – in diesen struben Zeiten – ein paar Mal überlegt – auch eventuell zurückzutreten?"

Rossier: "Das ist normal. Es ist das Einfachste, wegzugehen – etwas anderes zu machen – ruhiger. Aber das entspricht nicht meinem Charakter. Und ich bin überzeugt. Mit meinen 1300 Mitarbeitern, die ich habe – und dem Weg den wir eingeschlagen haben – das ist der richtige! Und den will ich durchmachen."

Die erste Entschädigungsfrage blendete in die Vergangenheit zurück. Damit sprach der Journalist eine weitere unangenehme Thematik an. Rossiers Sprache wirkte nach dieser Frage abgehakt. Er versuchte, den Anwälten die Entschädigungsproblematik überzuwälzen. Man hatte immerhin mit dreizehn Betroffenen eine Regelung gefunden. Weil die Angelegenheit noch nicht bereinigt ist, muss dies nach Rossier den Anwälten angelastet werden.

Auf den Vorwurf, man habe sich nie angemessen entschuldigt (verbunden mit dem Hinweis, Leuenberger habe dies auch bestätigt) genügte Rossier als Antwort: Man habe jetzt den Fehler erkannt und sich entsprechend entschuldigt. Wieder klammerte Rossier die alten Fehler aus, die der Skyguide nach dem Unfall angelastet worden waren. Niemand kümmerte sich damals um die Opfer. Es gab beispielsweise nur einen Standardbrief. Die Spitze der Skyguide glänzte bei den ersten Trauerfeierlichkeiten durch Abwesenheit. "Wir haben uns entsprechend entschuldigt", ist deshalb eine billige "Gummiantwort". Wenn Rossier den Vorwurf mit dem Satz beantwortete: "Wir haben gesagt, was wir machen, dass so etwas nicht mehr vorkommt", lenkte er mit dieser Pseudoantwort ab. Sie überzeugte uns nicht. Rossier beleuchtete nur noch die Gegenwart.

Auch bei den strafrechtlichen Untersuchungen antwortete Rossier vage. Er beschrieb sie lediglich und führte aus, wie lange das Verfahren dauerte. Nachdem die Möglichkeit einer Strafuntersuchung gegen den Chef der Skyguide angesprochen wurde, stellten wir erneut eine deutliche Unsicherheit fest: im sonderbaren Sprechverhalten, dem Stocken, den Ähs, den Satzbrüchen und den Formulierungsfehlern.

Einmal mehr zeigte sich bei Rossiers Antworten zu Themen, die ihn persönlich betrafen: Diese Fragen machten ihm am meisten Mühe, was sich auch in der Mimik und der Stimmfarbe zeigte.

ERKENNTNIS

Durch die nonverbalen und paraverbalen Signale werden bei den Antworten innere Befindlichkeiten deutlich. Körper und Stimme verraten die Stimmungen der Sprechenden. In einem Medientraining müsste deshalb Alain Rossier nicht das Spielen von Sicherheit trainieren. Vielmehr hätte er die heiklen Fragen eingehend überdenken müssen.

Anspielungen auf:

- Schuldfrage

- Rücktrittsgedanken
- alte Fehler (nachgewiesene Mängel) hätten alle vorgängig antizipiert werden können (Was sage ich, wenn ...).

Alain Rossier müsste sich vor dem Interview konkrete Antwortkonzepte zurechtlegen (es geht nicht darum, Antworten auswendig zu lernen). In einem fachgerechten Coaching hätte Rossier auf heikle Fragen gebrieft werden müssen. Wir vermuten: Das Training – konkrete Antworten zu geben – wurde bei ihm

arg vernachlässigt. Für uns ist es kaum vorstellbar, dass Rossier im Beschönigen und Ausweichen trainiert worden ist. Wir gehen davon aus, dass heute die "Kosmetiktrainer" ausgestorben sind.

FAZIT

Auch Laien erkennen, wenn jemand versucht, Unangenehmes zu überdecken oder mit vagen Antworten ausweicht. Gesucht sind stets: konkrete, glaubwürdige Antworten. ■

PRIVATLEBEN UND ÖFFENTLICHKEIT – EIN BALANCEAKT

Wie öffentlich soll das Private sein? Es ist nicht immer nur der Virus “Mediengeilheit”, der intelligente Persönlichkeiten dazu verleitet, ihre Privatsphäre hemmungslos preiszugeben. Die wenigsten haben sich darüber Gedanken gemacht: Wie weit darf ich gehen? Soll jede Chance genutzt werden, wenn es eine Gelegenheit zu einer Mediengeschichte gibt? Wie kann die Sehnsucht nach Medienpräsenz gezügelt werden? Wo sollte ich Nein sagen?

Text: **Marcus Knill**

Kai Diekmann, Chefredaktor der Bild-Zeitung, sagte in einem früheren “persönlich”-Interview zu Matthias Ackeret: “Grundsätzlich ist das Privatleben tabu. Das gilt aber nicht für diejenigen, die mit ihrem Privatleben das Licht der Öffentlichkeit suchen. Wer dies tut, kann sich nicht plötzlich auf seine Privatsphäre berufen, nur weil dort nicht mehr alles vorzeigbar ist. Nehmen Sie Bärbel Schäfer, die Freundin von Michel Friedman. Zuerst macht Friedman in einer Pressekonferenz seiner Freundin ein öffentliches Liebesgeständnis und bittet die Medien voller Pathos, dass diese ihr Privatleben respektieren möchten. Wenige Tage später gibt Frau Schäfer der Bunten ein mehrseitiges Interview über ihr Verhältnis zu Friedman, um anschliessend zu erklären, sie seien kein öffentliches Paar. Das ist doch absurd.”

Prominente und Leute, die in der Öffentlichkeit stehen, haben es selbst in der Hand, ob sie ihr Privatleben öffentlich machen wollen. Homestorys lassen sich in der Regel vermeiden, doch braucht es einen Grundsatzentscheid. Nicht nur Andy Bucher brachte es fertig, die Medienarbeit und die Privatsphäre zu trennen. Für uns war er zwar eher etwas zu zurückhaltend. Trainer Köbi Kuhn sagte im Gespräch bei Aeschbacher: “Ich will keine Homestory. Das Zuhause ist mein Raum des Auftankens.” Thomas Gottschalk, Harald Schmidt und andere konnten ihr Privatleben ebenfalls gezielt schützen und ihren Verzicht auf Homestorys durchsetzen.

Andererseits gibt es leider zu viele prominente Persönlichkeiten, die bewusst und zu grosszügig Privates nach aussen tragen. Als Begrün-

dung reichen sie die fragwürdige Schutzbehauptung nach. Sie sagen, die Preisgabe der Privatsphäre sei ein bewusstes, offenes, transparentes Informieren.

Nach unserem Dafürhalten haben aber viele Personen Mühe mit dem “Finden der Balance” zwischen Privatheit und Öffentlichkeit.

BALANCEAKT GELUNGEN

Franz Fischlin, Tagesschau-Redaktor und Moderator bei SF DRS, war schon als Mittags-Ausgabe-Präsentator eine Person des öffentlichen Interesses. Obschon er stets Homestorys ablehnte, musste er sich überlegen, wie er mit der Problematik “Privatleben und das Bedürfnis der Presse nach Öffentlichkeit” umgehen wollte, nachdem bekannt geworden war, dass er mit der 10 vor 10-Moderatorin Susanne Wille liiert ist.

Ohne Einwilligung veröffentlichte der Blick das “Liebespaar im Leutschenbach” mit einer Fotomontage. Es handelte sich um zwei ältere Porträtaufnahmen aus dem Bildarchiv von SF DRS. Geschickt montiert. Die Bildlegende vermittelte die Botschaft: Seit die beiden verliebt sind, strahlen sie.

Wer die Bilder betrachtete, glaubte an eine echte aktuelle Aufnahme. Dass die Aufnahme jedoch eine Fotomontage war, wurde lediglich unten – kaum lesbar – vermerkt. Kein Wort davon, dass der Journalist keine Einwilligung zur Publikation der Fotos und der nachfolgenden langen Texte gegeben hatte. Es wurden im Beitrag Gerüchte und Zitate von Bekannten, Arbeitskolleginnen und -kollegen verarbeitet. Franz Fischlin hätte den Blick verklagen können. Er verzichtete aber darauf. Es ist meistens kontraproduktiv, sich mit der Boulevardpresse anzulegen. Fälle – wie der des Bundes-

kanzlers Schröder oder von Shawne Fielding – haben dies bestätigt.

Wir teilen diese Ansicht, solange ein Fauxpas mit dem Verlag gelöst werden kann. Der Blick und andere Medien verzichteten bei Franz Fischlin auf weitere Publikationen, die das Privatleben des Journalisten betrafen. So weit, so gut. Nachdem nun Franz Fischlin zum Moderator der Hauptausgabe der Tagesschau gewählt worden war, hatten die Medien erneut Interesse an Interviews mit dem neuen Mann am Bildschirm. Die Schweizer Illustrierte (SI) wollte sofort eine Privatgeschichte. Das Resultat war eine Titelgeschichte der SI, die auf den ersten Blick einen etwas zwiespältigen Eindruck hinterliess. Auf dem Titel kündigte die Illustrierte nämlich an, dass Franz Fischlin nun endlich über “meine Liebe zu Susanne Wille” sprechen werde.

Es war ein Foto von Franz Fischlin zu sehen und separat eines von Susanne Wille. Auch im Heftinnern waren viele Fotos sowohl von Franz Fischlin als auch von Susanne Wille zu sehen. Allerdings keine gemeinsamen. Erst im Interview erfuhr man dann, wie die Realität effektiv aussieht: Das Paar wünscht nach wie vor keine Homestorys. Auch gemeinsame Fotos und Interviews gibt es nicht. Der Leser, der aufgrund des SI-Titels pikante Details zum Liebesleben der beiden erwartete, wurde enttäuscht. Die Antworten von Franz Fischlin bezogen sich lediglich auf Grundsätzliches seines Privatlebens. Den Balanceakt Franz Fischlins zwischen Privatleben und Öffentlichkeit können wir in diesem Fall als gelungen bezeichnen. Er verweigerte sich nicht, sondern er machte im Interview seine Philosophie klar. Was bei dieser Geschichte ins Auge sticht und als fragwürdig bezeichnet werden muss, bleibt die Verpackung des Interviews.

1. Auf der Titelseite ist eine Aussage von Franz Fischlin, die suggeriert, dass er zu einer reinen Privatgeschichte eingewilligt hat. Und nach der Aussage “meine Liebe zu

Susanne Wille” sucht man dann im Interview vergeblich.

2. Viele Fotos – von Franz Fischlin und Susanne Wille nebeneinander – erzeugen den

Eindruck, als ob das Paar Einblicke in das gemeinsame Privatleben geben würde. Dabei sind es Fotos, die in einem anderen Zusammenhang entstanden sind.

SITUATION

Aus dem Interview in der SI:

SI: “Warum verstecken Sie Ihre Liebe?”

Fischlin: “Wir verstecken uns nicht. Susanne und ich unternehmen viel zusammen, gehen essen, treffen Freunde. Total unverkrampft.”

SI: “Sie werden zu vielen Galaveranstaltungen und Premieren eingeladen und können aus Angst vor Fotos nie zusammen hingehen. Ist das nicht mühsam?”

Fischlin: “Wieso? Wir sind beide nicht interessiert an dem ganzen Starrummel, an Glamurauftritten mit rotem Teppich. Wenn ich einen Film sehen möchte, kaufe ich ein Kino-Ticket. Da muss ich nicht zur Premiere. Susanne und ich sind nicht zusammen, weil wir gerne im Rampenlicht stehen.”

SI: “Jeder weiss doch, dass Sie ein Paar sind. Wieso diese Zurückhaltung?”

Fischlin: “Unser Privatleben ist uns sehr, sehr wichtig. Wir stehen durch unsere Jobs schon oft genug im Mittelpunkt. Und wir möchten nicht, dass uns das, was uns noch an wirklich Privatem bleibt, entgleitet.”

ANALYSE

Uns fällt auf, dass die Journalistin Susanne Timm (SI) immer wieder versucht, die Zurückhaltung als “Verstecken” oder als “Angst vor Fotos” umzudeuten.

Auf die Frage, ob Angst vor Fotos nicht mühsam sei, fragt Fischlin: “Wieso?” und stellt damit die Voraussetzung in Frage. Der Tageschausprecher wiederholt hierauf seine Kernaussage: “Uns interessiert der Starrummel nicht.”

Die Leser merken, den beiden ist es ernst. Die Kernbotschaft wurde betont und wiederholt.

VIELE SIND ANGEBLICH “OFFEN” – ZU OFFEN?

Es gibt leider zahlreiche Beispiele von Persönlichkeiten, die ihr Privates zu leichtfertig zeigen: Im Grunde genommen ist der Drang zur Preisgabe des Privaten bei vielen Promis gross.

- Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (Link Grossmutter mit Enkelkind).
- Gerhard Schröder mit den Buttons. “Ich wähle der Doris ihrem Mann seine Partei.”
- Thomas Borer mit seiner medienfreudigen Shawne Fielding (als Texasgirl hoch zu Ross

- im Botschaftsgebäude)
- Gertrud Höhler (Schweizer Illustrierte)
- Sonja Naef (Schweizer Illustrierte)
- Papst Johannes Paul II. (persönliches Leiden, Krankheit usw. wird öffentlich gemacht – wird sogar live vermittelt).

SITUATION

Eine kleine Rückentätowierung bei Frau Deiss führt zu Schlagzeilen: Vor einigen Monaten – im September 2003 (Blick Nr. 202) – wurde das Tattoo auf der Schulter der Bundesratsgattin auf der Frontseite der Boulevardzeitung gross aufgemacht: “Frau Deiss tätowiert!” Untertitel: Bundesratsgattin zeigt ihr süsses Geheimnis. Die Frau des Wirtschaftsministers Joseph Deiss hatte auf ihrem rechten Schulterblatt eine tätowierte Rose jahrelang verborgen gehalten. Auf einer Galaparty wagte es nun die sonst so zurückhaltende Babette Deiss, ihr Geheimnis zu lüften. Damit wurde das Tattoo öffentlich. Der Blick griff die Geschichte sofort auf. Im Kioskaushang konnte die ganze Schweiz den wohlklingenden Satz lesen: “Dieses Tattoo macht Deiss heiss.” Im Blick war mit grossen Lettern zu lesen: Joseph Deiss: “Mir gefällt’s!” Der Bundesrat war durch die Veröffentlichung genötigt, zu dieser Bagatellgeschichte Stellung zu nehmen. Er wurde gefragt, was er vom Tattoo seiner Frau halte. Antwort: “Mir gefällt’s, aber es ist die persönliche Angelegenheit meiner Frau.”

ANALYSE

Bundesrat Deiss lässt durchblicken: Meine Frau ist selbstständig. Die Geschichte ist eine private Angelegenheit.

Dass das Verhalten einer Bundesratsgattin mit anderen Ellen gemessen wird, als das Verhalten der Frau eines Otto Normalverbrauchers (wir erinnern an die Geschichten um Frau Fielding, Frau Schröder, Frau Aliesch), ist und bleibt so.

Wir gehen davon aus, dass die Angelegenheit zwischen Herrn und Frau Deiss intern besprochen worden ist. Frau Deiss musste damit rechnen, dass die Geschichte so gross aufgemacht würde. Wer eine öffentliche Person ist und Privates veröffentlicht, steht immer im Scheinwerferlicht und wird erleben, dass Kleinigkeiten bei Boulevardmedien plötzlich einen hohen Stellenwert haben. Die banale Tattoogeschichte hatte die besten Voraussetzungen für eine Klatschstory: Sie war aussergewöhnlich, sie passte nicht zum zurückhaltenden Wirtschaftsminister, sie war etwas Persönliches. So etwas wird gerne von einer breiten Leserschicht gelesen.

Übrigens: Die Tattoogeschichte führte sogar noch zu einem Nachfolgeartikel. Weil der Tattoo-Künstler Udalric Tissot nachträglich bestätigte: “Ich tätowierte Frau Deiss” (Blicktitel). Die Vermutung des ehemaligen Handwerkers und Chauffeurs über Frau Deiss war nochmals einer Fortsetzungsgeschichte würdig: “Ich denke, dass sie gerne mal provoziert!”

Ob Frau Deiss die Schultern bewusst entblösst hatte, um das Bild des eher kühlen Wirtschaftsministers zu korrigieren (als PR-Aktion), führte in Kommentaren zu weiteren Fortsetzungsgeschichten. Jede prominente Person muss mit läppischen Vermutungen rechnen, wenn Privates öffentlich gemacht wird. Auch ohne die lange Fortsetzungsgeschichte veranschaulicht diese Tattoogeschichte, was so eine kleine Rose für Folgen haben kann. Das Ehepaar Deiss konnte sich jedenfalls mit “bewusstem” Schweigen vor weiteren Geschichten bewahren. Heute ist der Vorfall im riesigen Berg des Informationsmülls bereits verrottet.

• Kommunikationschefin Beatrice Tschanz nach der Hochzeit (in der Ringier Presse). Die Liste könnte beliebig fortgesetzt werden. Wer sich gerne exponiert, darf sich später nicht wundern, wenn die Medien auch in unangenehmen Situationen die Grenze zu privaten Bereichen überschreiten. Das hatte Gerhard Schröder erlebt, als das Gerücht kolportiert wurde, er habe ein Verhältnis mit einer Journalistin. Auch Thomas Borer musste in der Krisensituation – nach den zahlreichen medienrächtigen Geschichten mit seiner Frau Shawne Fielding – teures Lehrgeld bezahlen.

Im Umgang mit Medien ist Konsequenz angesagt. Obwohl heute Manager in besonderen Schulungen das Neinsagen trainieren, erleben wir immer wieder, dass der Vorsatz, nichts zu verraten, in einem Interview gebrochen wird. Promis lassen sich immer wieder erweichen, wenn Medien anklopfen. Alle

guten Vorsätze werden dann über Bord geworfen.

POSITIVES BEISPIEL

In einem Samstagabendprogramm (BW) verfolgten wir ein Gespräch zwischen Frank Elstner und dem "Wetterfrosch" Jörg Kachelmann. Obwohl Elstner wusste, dass Kachelmann nicht gerne über Privates redet, wollte er darüber vor laufender Kamera etwas erfahren. Kachelmann blockte sofort ab: "Ich habe gesagt, in den Medien spreche ich nicht über Privates!" Selbstverständlich akzeptierte der Journalist die Antwort nicht und versuchte mit allen Mitteln, doch noch zu den erhofften Informationen zu kommen: Elstner nutzte dabei folgende Explorationstaktiken: "Sie haben doch nichts zu verstecken?" (Recht auf Privatsphäre=Versteckspiel)

"Ein so bekannter Mann darf – ja müsste doch – offener sein." (Jeder Promi muss ...!)

"Die Zuschauer interessieren sich für Sie!" (Bitte sagen Sie es den Zuschauern zuliebe!)" "Weshalb so zugeknöpft?" (Wer Privates preisgibt, ist flexibel)

Kachelmann verstand es, mit Humor, Gegenfragen und witzigen Einlagen, konsequent zu bleiben. Er liess sich nicht weich klopfen.

NEGATIVES BEISPIEL

Immer wieder werden intelligente Leute vor laufender Kamera "schwach" und werfen alle guten Vorsätze über Bord.

Wir kennen den Fall einer bekannten Persönlichkeit, die bei uns in einem Medienseminar kühn behauptet hatte: "Privates gebe ich nie preis! Ich lasse mich von den Medien nie unter Druck setzen. Bei mir kommt kein Kamerteam ins eigene Wohnhaus!" Doch als die Medien jene Person wohlwollend ins Rampenlicht gestellt hatten, wurde der Vorsatz fallen gelassen. Vielleicht

SITUATION

Fragwürdiges Verhalten der Pro-7-Talkerin: Arabella Kiesbauer, die jahrelang mit immer härteren Bandagen in privaten, intimen Bereichen Einschaltquoten holte (sie scheute sich nie, über sexuelle Abartigkeiten und Vorlieben vor Jugendlichen öffentlich zu diskutieren), gibt sich heute im eigenen persönlichen Bereich völlig zugeknöpft. Sie sagt nun: "Das ist mir im Lauf der Jahre bewusst geworden, wie wichtig es ist, da eine Trennung zu machen, zwischen Beruf und Privatleben." Gemäss NZZ am Sonntag vom 23. Mai sagte Arabella Kiesbauer, nachdem sie jahrelang in den Nachmittagsendungen die Gäste über ihr Intimleben plaudern oder streiten liess: "Wir haben alle Themen durchgekaut. Wir haben alle Tabus gebrochen!"

ANALYSE

Für uns geht die Rechnung der Moderatorin nicht auf. Auf der einen Seite behauptete die Talkerin immer wieder, es sei wichtig, über Intimes öffentlich zu reden, und sie fand die fragwürdigen Talks sogar eine wertvolle Lebenshilfe. Die Tatsache, dass geschädigte, blossgestellte Talkgäste nachträglich bei Psychologen behandelt werden mussten, ist für Kiesbauer nur eine böswillige Unterstellung. Es ist erstaunlich, dass die Fernsehfrau heute den jungen Leuten plötzlich rät (nachdem sie das Sendegefäss gewechselt hat): "Ich kann Ihnen nur zur Vorsicht raten. Es ist nicht einfach in der Öffentlichkeit zu stehen. Man braucht viel Festigkeit und ein gesundes Selbstvertrauen, um diesen Weg zu gehen."

Es scheint, dass die Moderatorin einsichtiger geworden ist. Doch wirkt die Fernsehfrau immer noch nicht glaubwürdig. Nachdem sie hunderte von Jugendlichen über Jahre öffentlich blossgestellt hatte, bricht sie heute auch über Dieter Bohlen (der das Nämliche tut) den Stab: "Den finde ich ganz grauenvoll. In einer Zeit, wo eh so viele Leute durchhängen, ist es verantwortungslos, so viel negative Energie abzulassen."

Diesen Satz könnte Dieter Bohlen im gleichen Wortlaut auf Arabelle Kiesbauer übertragen. Beide gehören nämlich zu den schlimmsten Förderern der "Gesprächskultur" am Bildschirm. Man könnte bei beiden Sendungen ohne weiteres von "Exekutionsrhetorik" sprechen. Bei der Thematik "Privatheit und Öffentlichkeit" sollte Arabella nicht Wasser predigen und Wein trinken.

REINI WEBER
1/4 QUER RA
235 X 80

war die “Mediengeilheit” in diesem Fall dominanter als die ursprüngliche GrundsatzEinstellung.

Jedenfalls wurde die erwähnte Person in einem TV-Porträt auf dem Bildschirm im eigenen Haus gezeigt. Es kam dabei sogar zu einem recht vertraulichen Interview im Schlafzimmer. Nachträglich beschwerte sich die nämliche Person bei uns, das Fernsehen sei bei ihr zu weit gegangen. Wir mussten leider darauf hinweisen, dass diesmal der Fehler nicht auf der Medienseite gesucht werden darf.

KURT FELIX KLAGTE UND BEKAM RECHT

Anlässlich des 50-jährigen Geburtstages des Schweizer Fernsehens (20.9.2003 SF DRS) erfuhren wir von Kurt Felix im Interview mit Kurt Aeschbacher, dass der international bekannte Medienmann während seiner Krankheit ohne Einwilligung fotografiert worden war. Die Aufnahmen erschienen in verschiedenen deutschen Blättern. Promis müssen sich zwar in der Regel mehr gefallen lassen, weil sie Personen “der Öffentlichkeit” sind. Doch besteht auch für sie ein rechtlich verankerter Persönlichkeitsschutz.

Zum einen mit der Bestimmung: “Die Würde des Menschen ist unantastbar.” Und zum andern ist es strafbar, “das Bild einer prominenten Person zu veröffentlichen, wenn sie krank ist” (ohne Einwilligung). Nach der Veröffentlichung des krebserkrankten Medienmannes klagte Kurt Felix mit Erfolg.

Die Verlage zahlten, die Entschädigungssumme von 100000 Franken überwies Kurt Felix der Krebshilfe.

ZU SPÄTE EINSICHT – EIN FALL FÜR SICH

Kurt Aeschbacher liess sich für eine Inseratenkampagne in der Badewanne ablichten und diese Foto veröffentlichen. Es zeigt den Fernsehmann tatsächlich in einem unansehnlichen Zustand.

Vielleicht sah es der Fernsehguru als Grösse, sich auch aus negativer Sicht zeigen zu lassen. Bedarf es doch einer gehörigen Portion Mutes, sich hässlich zu zeigen. Das Bild tröstete das Publikum, das sich am Morgen vor dem Spiegel ebenfalls mit anderen Augen betrachtet. Niemand sieht dann appetitlich aus. Nachdem jedoch die ersten Plakate veröffentlicht worden waren, musste sich Aeschbacher eines Besseren besonnen haben, jedenfalls wurde die veröffentlichte Aufnahme gestoppt. Auch die Inseratenserie mit Aeschbachers Badezimmeraufnahme. Wir können uns gut vorstellen, dass sich der Medienprofi nachträglich über seine Grosszügigkeit geärgert hat. Wie dem auch gewesen sein mochte: Die Einsicht kam zu spät. Wenn es um Privates geht, müssen wir mögliche Folgen vorher bedenken.

EIN URTEIL, DAS WEGWEISEND SEIN KÖNNTE

Quelle SF DRS NEWS (6.5.2004) – Naomi Campbell erringt juristischen Sieg zu ihrem Privatleben In seinem jahrelangen Kampf für ein Recht auf Privatleben hat das britische Topmodel Naomi Campbell einen juristischen Sieg gegen das Boulevardblatt Daily Mirror errungen. Mit einem Bericht über einen Besuch des Modells bei einer Drogenselbsthilfegruppe habe der Daily Mirror im Februar 2001 die Privatsphäre des Modells verletzt, urteilten fünf oberste Lordrichter. Damit muss das Blatt insgesamt eine Million Pfund (rund 2,3 Millionen Franken) Schadensersatz und Gerichtskosten zahlen. Die Entscheidung der Lordrichter könnte weit reichende Folgen für das britische Rechtssystem haben, wo ein klar formuliertes Gesetz über den Schutz der Privatsphäre bisher fehlt. Mirror-Chefredakteur Piers Morgan sprach in einer Reaktion von einem “grossen Tag für jene lügnerischen Primadonnen, die ihr Stück Kuchen in den Medien abhaben wollen, um anschliessend auf deren Kosten an Champagnergläsern zu schlürfen”.

Ein Londoner Gericht hatte dem Model im März 2002 in erster Instanz Recht gegeben und geurteilt, der Bericht des Daily Mirror habe Campbells Privatsphäre sowie den Datenschutz verletzt. Ihr wurden 3500 Pfund Entschädigung zugesprochen. Ein Berufungsgericht hob das Urteil auf und verurteilte Campbell zur Zahlung der Gerichtskosten in Höhe von 350000 Pfund. Es urteilte, der Bericht des Daily Mirror über Campbells Lügen zu ihrer Drogensucht liege im öffentlichen Interesse und rechtfertige auch den Abdruck von Details. Daraufhin wandte sich der Anwalt des Supermodels an die Lordrichter.

ERKENNTNIS

Viele Seminarteilnehmer vertreten bei Medientrainings die Meinung, wir sollten jede Gelegenheit nutzen, wenn die Medien etwas von uns wollen. Unser Rat: Nein! Es gibt eindeutige Grenzen. Wir müssen nicht alles mitmachen! Der Entscheid, wo wir die Grenze zwischen Privatbereich und Öffentlichkeit ziehen sollen, liegt allein bei uns. Wir haben es in der Hand, Ja oder Nein zu sagen.

FAZIT

Wir haben alle ein Recht auf unsere Privatsphäre. ■

REINI WEBER
1/4 QUER RA
235 X 80

MEDIENRHETORIK

SCHULDBEKENNTNISSE VOR MIKROFON UND KAMERA

VON MARCUS KNILL.

WAS HEISST, TRANSPARENT INFORMIEREN?



Ein Spital informiert offen.

Inselspital Bern: Der Unfall

Selten wurde nach einem tragischen Unfall so offen informiert, wie durch das Inselspital am 26. März im Fernsehen. Am 25. März starb ein 58-jähriger Herzpatient nach der Operation, weil die Schläuche einer Pumpe falsch angeschlossen worden waren.

Der Direktor der Abteilung Gefäss- und Herzchirurgie – Thierry Carrel – sagte in “10 vor 10”: “Es ist ein Kardiotechniker, der über das Wochenende geholfen hat. In einer Zeit, während der wir viele Einsätze haben. Der Kardiotechniker ist ein speziell ausgebildeter Mann mit einer über 15-jährigen Erfahrung. Er war auch bei uns im Inselspital mehrere Monate im Einsatz gewesen.” Nach dieser Sequenz wurde den Fernsehzuschauern eine Nahaufnahme der entsprechenden Maschine gezeigt, an welcher der Zwischenfall geschah. Es wurde auch darauf hingewiesen, dass der Fehler nicht im Stress, sondern während der Vorbereitungen geschah.

Thierry Carrel demonstrierte vor der Maschine, wie es zum Zwischenfall kam: “Man muss davon ausgehen, dass der Kardiotechniker beim Aufbau der Herz- und Lungenma-

schine die Schläuche verkehrt eingebaut hat, sodass sie zum Zeitpunkt der Inbetriebnahme der Pumpe nicht Luft oder Blut vom Patienten abgesaugt hat, sondern aktiv eine gewisse Menge in den Patientenkreislauf hineingepumpt hat.”

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagogin und Kommunikationsberaterin Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) exemplarische Geschehnisse der Medienrhetorik. In diesem Beitrag geht es um das offene Informieren (Bereiche: Spital und Wirtschaft). Die Kompetenz im Umgang mit den Medien erwerben wir in erster Linie durch Training. Wer jedoch die kritische Wahrnehmung, das Decodieren, Reflektieren und Beurteilen von Aussagen und Bildern, das heisst deren Wirkung beachtet, kann ebenfalls die eigene kommunikative Kompetenz fördern, um sich erfolgreicher, selbstbestimmt und mündig in der anspruchsvollen Medienlandschaft behaupten zu können.

Den Zuschauern wurden die Handgriffe und das Einlegen der Schlauchschleife gezeigt. Richtig und falsch. Thierry Carrel fuhr fort: “Er hat den Fehler unmittelbar gemerkt – in einer Zeitspanne von 10 bis 20 Sekunden. Er hat die Pumpe geöffnet und den Schlauch richtig montiert.” Ferner erfuhren die Zuschauer: Die Luft wurde von der Halsschlagader direkt ins Hirn gepumpt.

Dazu sagte Thierry Carrel: “Ich denke schon, dass richtig reagiert wurde. Er hat den Fehler unmittelbar gemerkt ... den Schlauch gewechselt ... Dann wurde natürlich sofort der Blutdruck des Patienten erhöht, damit die Luft möglichst rasch durch die Hirngefässe durchgepresst werden konnte ... Er hat den Patienten auch mit speziellen Medikamenten behandelt, die an sich den Hirnstoffwechsel schützen. Aber dies alles wirkte zu wenig, um den Ausgang (Tod) zu verhindern.”

Analyse

Der Öffentlichkeit und den Journalisten wurde klarer Wein eingeschenkt. Es war auch zu erfahren, dass Techniker und Chi-

rurg nach dem Vorfall freigestellt worden sind und die Behörden in dem Vorfall ermitteln. Der Auftritt war glaubwürdig und veranschaulichte eindrücklich, dass in Medienauftritten bei der Medienrhetorik die vier Verständlichkeitshelfer von Schulz von Thun beachtet werden können. In diesem Auftritt war alles vorbildlich:

1. Einfachheit: Thierry Carrel sprach ohne abgehobenen Fachjargon. Er passte die Sprache dem Fernsehpublikum an.

2. Struktur: Der Aufbau der Aussagen war logisch, chronologisch und daher gut nachvollziehbar.

3. Kürze: Obschon Carrel Details erwähnte, waren die Aussagen nicht zu lang. Wir glauben nicht, dass jemand bei diesem Beitrag "wegzappte".

4. Stimulanz: Politiker machen meist allgemeine Aussagen. Wer vor dem Mikrophon steht, muss jedoch stets bedenken: Trotz Kürze dürfen Bilder, Vergleiche, Geschichten nicht fehlen. Die konkreten, detaillierten Erläuterungen waren gut nachvollziehbar. Die Filmsequenzen als Anschauungsmaterial (Pumpe) stimulierten zusätzlich. Uns gefielen auch das Sprechtempo, die angemessene Lautstärke und die verständlichen Gedankenbogen.

Vom Direktor des Inselspitals war zudem zu erfahren, dass das Spital im Interesse der Angestellten und Patienten bewusst offen informierte: "Sie sehen dann, dass mit offenen Karten gespielt wird." Nach den Ausführungen des Spitaldirektors wurde dieser Beschluss zur transparenten Information in einem Grundsatzentscheid von der Spitalleitung gefällt. Die Patientenorganisation war überrascht von dieser vorbildlichen Information. So etwas war ungewöhnlich.

Erkenntnis

Es ist durchaus möglich, offen und konkret zu informieren. Diese "Philosophie" muss jedoch gemeinsam vorbereitet werden. Alle müssen sich an die Spielregel halten: Fakten, Fakten, Fakten! Beschreiben, beschreiben – nicht interpretieren.

Alles was gesagt wird, muss wahr sein. Es muss aber nicht alles gesagt werden, was wahr ist. Die Kernbotschaft ist abzusprechen. Alle Aussagen müssen übereinstimmen.

Unispital Zürich: Ein Fall für sich

Wenige Wochen nach dem Tod eines Herzpatienten im Inselspital in Bern kam es in Zürich zu einem Fehler, der zum Tod einer

Zürcher Herzpatientin führte. Bei einer Herztransplantation wurden die Blutgruppen verwechselt. Wie die Direktorin des Unispitals Zürich – Christiane Rohr – im Fernsehen offen eingestand, starb am Freitag – am 23. April gegen Mittag – die Patientin Rosmarie Voser, bevor ihr das vorgesehene Kunstherz eingesetzt werden konnte. Nach unserem Dafürhalten wurde in diesem Fall wiederum professionell und offen kommuniziert. Die Spitaldirektorin durfte über die Details der Todesursache keine näheren Angaben machen, weil der Fall der Bezirksanwaltschaft übergeben worden war. Dennoch interessiert es die Öffentlichkeit, wie es zu der gravierenden Verwechslung kommen konnte.

Dieser Fall ist auch besonders tragisch, weil das Schicksal der Patientin – mit all den damit verbundenen Hoffnungen und Ängsten – wochenlang von einem Fernsehteam, das auch die Operation begleitete, mitverfolgt werden konnte.

Erhöhte das Fernsehen das Operationsrisiko?

Christiane Rohr sagte dazu: "Der Fehler hat keinen direkten Zusammenhang mit der Sendung. Aber es ist schon so, dass der Erwartungsdruck auf allen Seiten grösser war. Und wenn das so ist, steigen natürlich auch die Möglichkeiten, dass Fehler passieren, das weiss man."

Dieser Satz impliziert nicht: Das Fernsehen trage an der Verwechslung eine direkte Mitschuld. Doch wird deutlich: Die Medialisierung des Falles erhöhte den Druck auf alle Beteiligten. Alle wollen es besonders gut machen. Wenn jedoch die Belastung zunimmt, steigt tendenziell die Fehlerquote. Die mediale Begleitung erfolgte im Einverständnis mit der Patientin, und die Übertragungen waren auch für alle Betroffenen eine Chance. Die Zuschauer konnten für die Transplantationsthematik sensibilisiert werden. Aber das Informationsverhalten der Zürcher Spitaldirektorin kann nicht mit der Informationspraxis des Inselspitals in Bern gleichgesetzt werden. Vom Universitätsspital Zürich blieben wichtige Kernfragen unbeantwortet.

Journalisten fragten beispielsweise, wer "10 vor 10" das Fax zukommen liess, das auf die Verwechslung der Blutgruppen hinwies. Die Frage liegt in der Luft: Hätte das Universitätsspital den Fehler ohne dieses Fax ebenso rasch eingestanden?

Niemand kann heute eine Antwort auf diese Frage geben. Doch gab es noch andere wichtige Fragen, die unbeantwortet blieben. Zum Beispiel: Weshalb war das benötigte künstli-

che Herz nicht rechtzeitig verfügbar? Es musste nach der Panne erst in Deutschland angefordert werden.

Im Fall Rosmarie Voser informierte das Spital erst nach dem Faxhinweis offen, nachdem die Öffentlichkeit von der Verwechslung Kenntnis hatte. Im letzten Heft beleuchteten wir die Thematik "Mea culpa" und betonten darin: Es genügt nicht, Fehler nur einzugestehen. Es muss auch gesagt werden, welche Konsequenzen aus den Fehlern gezogen werden.

Einige Fernsehkonsumenten äusserten sich zur Verwechslung der Blutgruppen. Grundtenor: Wenn jemand lediglich die Fehler zugibt und nachher ruhig "weiterwurstelt", als wenn nichts gewesen wäre, nützt das "Fehlerzugeben" wenig. Patienten müssen sich darauf verlassen können, dass sofort Massnahmen getroffen werden, damit es künftig nicht mehr zu ähnlich fatalen Fehlern kommen kann.

Wir alle erwarteten deshalb vom Universitätsspital oder von den Untersuchungsorganen eine unverblümete Medienorientierung darüber, wie es zu der folgenschweren Verwechslung kommen konnte. Vor allem die Antwort auf die Frage: Welche konkreten Konsequenzen hat der Vorfall?

Schlechte Noten für die karge Medienkonferenz

An der zweiten Medienkonferenz vom 27. April wurde deutlich, dass das Universitätsspital keine der erwarteten Antworten nachliefern konnte. Es ist für uns unverständlich, dass ein renommiertes Spital so schlecht informiert. Es war eine dürftige Konferenz ohne neue Erkenntnisse. Das Nichtbeantworten von Fragen gab Nahrung für neue Spekulationen. Die karge Information war unbegreiflich, zumal laut Auskunft der Staatsanwaltschaft die Untersuchungsbehörden – Kantonspolizei, Bezirksanwalt – keine rechtlichen Mittel haben, jemandem ein Reuerverbot zu erteilen. Alle erwarteten immerhin einen Hinweis auf die zentrale Frage: Wer hätte den Fehler bemerken müssen? Die Journalisten erfuhren nichts. Die Spitaldirektorin wusste auch keine glaubwürdige Antwort auf die Frage, weshalb der Chefarzt keine Aussagen machen darf. Wer die Öffentlichkeit sucht, muss sich ihr später auch stellen und wäre verpflichtet – trotz laufender strafrechtlicher Untersuchung –, so verlässlich wie möglich zu informieren. Journalisten zusammenzutrommeln, um ihnen zu sagen, dass man nichts sagen kann, dies ist alles andere als professionell. Vor allem, wenn sich zur Nichtinformation noch Andeutungen paaren. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang ►

die beiläufige Äusserung zur Nachfolgeregelung Turinas: Es wurde lediglich erwähnt, dass es in Zürich nach dem Ausscheiden des Chirurgen Turinas vorerst keine Herztransplantationen mehr geben werde.

Migros: Wie offen informieren Wirtschaftskapitäne?

Wir behaupten nicht, alle Manager würden generell Hemmungen haben, offen zu informieren. Doch stellen wir immer wieder fest, dass Wirtschaftsführer – wie auch Politiker – gerne ihre Antworten “einnebeln”, lieber ausweichen oder sich bewusst hinter allgemeinen Floskeln verstecken, anstatt offen und konkret zu antworten. Hier ein Beispiel aus der Praxis: Nachdem bei der Migros der Reformier ausgebremst wurde und sich die Delegierten für Claude Hauser entschieden, interessierten uns die Antworten des neuen Verwaltungsratspräsidenten in der Sonntagszeitung vom 28. März.

Situation

Journalist (Patrick Müller): “Wie wollen Sie ein Hickhack verhindern? Die mächtigen Genossenschaftsbosse kämpfen für den Erhalt der persönlichen Macht.”

Hauser: “Ich werde zusammen mit dem Ausschuss eine Auswahl nach klaren Managementkriterien vornehmen.”

Journalist: “Sie haben neuerdings ein Imageproblem: Ex-Konzernchef Peter Everts und Ex-Globus-Chef Mario Bonorand haben Sie Abgangsentschädigungen in Millionenhöhe versprochen.”

Hauser: “Über die Höhe der Entschädigungen wurde Geheimhaltung vereinbart. Ich habe aber ein absolut reines Gewissen. Es lief alles sauber.”

Journalist: “Eine Genossenschaft sollte transparent sein. Eine Migros ist doch keine Bank.”

Hauser: “Ich möchte die Geheimhaltung nicht brechen. Der Fall liegt zwei Jahre zurück. Heute würden wir im Fall von Abgangsentschädigungen Transparenz herstellen.”

Analyse

Die erste Antwort geht nicht konkret auf die Frage ein, wie das Hickhack verhindert werden kann. Die “Auswahl nach klaren Managementkriterien” ist eine typische “Airbag-Antwort”, Hauser füllt die Ant-

wort mit einer allgemeingültigen Leerformel. Uns überzeugt diese Antwort nicht. Warum nennt er kein konkretes Kriterium? Fürchtet der Migros-Mann, man könnte später überprüfen, ob er tatsächlich etwas unternommen hat?

Bei der Frage nach den Abgangsentschädigungen versteckt er sich hinter der Geheimhaltung. Der Satz “Ich habe ein absolut reines Gewissen” impliziert für uns ein schlechtes Gewissen. Versichert jemand, er habe ein gutes Gewissen, würde dies genügen. Weshalb die Steigerung: “Ein absolut reines Gewissen”? Diese Betonung macht uns stutzig. So, wie wenn jemand seine Aussage mit “ehrlich gesagt” als besonders ehrlich etikettiert. Wer betonen muss, dass eine Aussage ehrlich gemeint ist, lässt unbewusst durchblicken: Es ist nicht gesagt, dass alle andern Aussagen, die ich gemacht habe, ehrlich waren. Bei der zweiten Antwort kommen Zweifel auf, ob wirklich alles so sauber gelaufen ist. Bei den Abgangsentschädigungen ist es unverständlich, weshalb eine Firma, die “heute” angeblich transparent informiert, alte Geschichten nicht ebenfalls – auch nachträglich – offen legen kann. Hauser deckt mit seiner Antwort alte Leichen zu. Er ist nicht bereit – wie es die Spitaldirektion getan hatte –, Fehler einzugestehen.

Situation

Journalist: “Im SonntagsBlick kündigten Sie zwei Prozent höhere Preise an, damit die Löhne um zehn Prozent erhöht werden können. Wann wird das umgesetzt?”

Hauser: “Da gab es Missverständnisse. Migros hat im Detailhandel die besten Löhne und Sozialleistungen. Aber ich Sorge mich, dass der Detailhandel eine Tieflohnbranche ist.”

Journalist: “Also keine 2-Prozent-Erhöpfung für das Migros-Personal?”

Hauser: “Nein, wir liegen schon heute über dem Durchschnitt.”

Analyse

Die Leser erfahren nicht, wie es zum angeblichen Missverständnis kam. Hatte der Journalist die Antwort falsch verstanden, oder hatte Claude Hauser die Frage falsch interpretiert? Wenn die Migros die besten Löhne und Sozialleistungen hat – weshalb dann das Versprechen einer Lohnerhöhung? Der Gedankengang geht nicht auf. Nett, dass sich der Migros-Mann Sorgen macht. Doch überzeugt diese Aussage nicht. Endlich folgt

doch noch eine konkrete Antwort. Mit dem: “Nein es gibt keine Lohnerhöhung.” Wir fragen uns: weshalb dann die vorgängigen Irritationen? Uns fehlt die Logik der Antworten. Wir wissen immer noch nicht, ob Hauser tatsächlich beim SonntagsBlick die zitierte widersprüchliche Antwort gegeben hatte. Wir fragen uns ferner: weshalb das Kreisen um den heissen Brei?

Dass die Migros trotz guten Rechnungsabschlusses nichts wissen will von einer Lohnaufbesserung, belegte die Pressemeldung vom 6. April: Zürich – Der orange Riese will bis zu 15 Prozent einsparen. Davon sind auch die Beschäftigten nicht ausgenommen. 10 bis 15 Prozent der “beeinflussbaren Kosten” sollen beim Migros-Genossenschafts-Bund gespart werden. Unter die Lupe genommen werden die Kosten fürs Personal, für die Infrastruktur und die Aufwendungen für Einkäufe und Werbung. Die Beschäftigten sind davon nicht ausgenommen. Wie viele der 1860 Stellen dem Rotstift zum Opfer fallen, ist noch nicht bekannt. Entlassungen sollen aber wenn immer möglich vermieden werden. Darum gehen jetzt beim orangen Riesen zwei Jahre lang die McKinsey-Berater ein und aus. Sie sollen das Sparpotenzial analysieren. Die Kosten für Personal und Werbung sowie der Verwaltungs- und Betriebsaufwand haben im letzten Geschäftsjahr um 7 Prozent auf 634 Millionen Franken zugenommen. Die Personalkosten beliefen sich auf 214,2 Millionen, der Werbeaufwand auf 231 Millionen, und die Verwaltungs- und Betriebskosten betragen 188,8 Millionen Franken.

Erkenntnis

Auf den Versuch, bei Journalisten frühere Aussagen zu verschleiern, folgt früher oder später ein böses Erwachen. Journalisten können veröffentlichte Artikel und ehemalige Aussagen jederzeit abrufen. Es lohnt sich, zu antizipieren, das heisst vorher zu überlegen, was geantwortet werden kann, falls dieses oder jenes aufgewärmt wird.

Fazit

Wer offen informiert, reduziert den Druck (siehe Medienrhetorik-Beitrag im Aprilheft 2004 von “persönlich” zur Thematik “Mea culpa”). Glaubwürdigkeit schaffen wir vor allem mit Transparenz, Ehrlichkeit und nachvollziehbaren Antworten, wenngleich viele Akteure dank Ausweichen und “Airbag-Rhetorik” kurzfristig gut über die Runden kommen. ■

MEDIENRHETORIK

SCHULDBEKENNNTNISSE VOR MIKROFON UND KAMERA

VON MARCUS KNILL.

“MEA CULPA” REDUZIERT MEDIENDRUCK



Rita Fuhrer.

Vorbemerkung

Werden Führungskräfte oder Institutionen in einen Skandal verwickelt, wird vielfach versucht, den Schaden durch Beschönigen der Sachverhalte zu begrenzen oder “Sündenböcke” zu suchen.

Kommunikationsberater K.J.S., der früher auch Thomas Borer betreut hatte, gab ihm vor Jahren (Quelle NZZ 17.3.89) den unsehligen Rat: “Liegt jedoch ein schwerer Angriff vor, ist diese Ursache entweder abzustreiten, auch wenn sie gegeben ist, oder kurz und sofort zu erwidern.”

Abgesehen davon, dass es sich bei überraschenden Medienkontakten immer lohnt, zuerst zu warten, zu überlegen, kurz innezuhalten und Sachverhalte zu klären, bevor geantwortet wird, gilt der medienrhetorische Grundsatz: “Alles, was du sagst, muss wahr sein. Aber du musst nicht alles sagen, was wahr ist!”

Angenommen, offensichtliche Fehler sind publiziert und sind mit Fakten belegt worden, stellt sich die Frage: Soll der Fehler öffentlich zugegeben werden?

Das so genannte “Mea culpa” als Bussritual hat sich in vielen Fällen gelohnt.

Krisensituationen wurden dadurch schlagartig entschärft. Das aktuellste Beispiel konnten wir in der Tagesschau auf SF DRS (9. März) mitverfolgen. Im Zusammenhang mit widersprüchlichen Informationen bezüglich der Anflugpläne für den “gekröpften

Nordanflug” ging Regierungsrätin Rita Fuhrer in die Offensive. Sie entschuldigte sich unverblümt für gemachte Fehler. Im überraschenden Mea culpa – nach dem Scherbenhaufen des Flughafendossiers – übernahm Rita Fuhrer im Namen der Zürcher Regierung die volle Verantwortung.

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

In dieser Ausgabe werden verschiedene Fälle beleuchtet, bei denen sich das öffentliche “Mea culpa” positiv ausgewirkt hat.

Das Sichbeschäftigen mit medienrhetorischen Phänomenen durch Beschreiben und Beobachten lohnt sich nicht nur für Kommunikationsprofis. Es fördert generell die Wahrnehmungsfähigkeit.

Situation

Rita Fuhrer: “Für diesen Ärger, für dieses Misstrauen und für all diese Wut entschuldige ich mich bei der Bevölkerung unabhängig der Grenze. Man muss schneller zusammensitzen und nicht warten, bis die Sache hochkocht – äh (atmet hörbar ein). Ich denke, dass wir damit auch die Chance haben, eben den Flughafen mit all seinen Belastungen, aber auch mit all seinen Vorteilen – (atmet hörbar) äh – wieder – äh – bekannt zu machen, und dass man (atmet wiederum hörbar) – spürt, dass der Flughafen nicht nur Lärm bedeutet, sondern auch Wohlstand – auch soziale Sicherheit ...”

Analyse

Die Regierungsrätin übernimmt ohne Wenn und Aber die Verantwortung. Ihr charmantes Mea culpa wird bestimmt von der Bevölkerung akzeptiert, zumal Rita Fuhrer die Emotionen nicht überspielte. Die Atemgeräusche signalisieren den Zuhörern, dass sie unter Druck steht. Trotz Emotionen und Druck sind jedoch die frei formulierten Gedanken klar und druckreif. Das Mea culpa überzeugt uns vor allem deshalb, weil die Regierungsrätin zusätzlich verrät, was künftig geändert wird. Dieses Versprechen kann später überprüft werden. Ein blosses Schuldbekenntnis allein genügt nicht. Zudem verpackt sie in ihrem Votum einen geschickten, kurzen Werbespot für den Flughafen.

In der Medienlandschaft gibt es noch weitere erwähnenswerte Beispiele von Schuldbekenntnissen:

Erstes Beispiel Michel Friedman:

Talkmaster Michel Friedman (Sendung: "Achtung Friedman") geriet im Juni 2003 in den Verdacht, gegen das Betäubungsmittelgesetz verstossen zu haben. Zudem soll er bei einem Zuhälterring Prostituierte angefordert haben. Zuerst tauchte der bekannte TV-Mann ab. Auch seine Partnerin Bärbel Schäfer wich tagelang allen Fragen der Presse aus. Nachdem jedoch Haarproben den Heroinkonsum bestätigten, entschuldigte sich der Medienprofi am 8. Juli in einer viel beachteten Medienkonferenz. Dieser Kniefall in der Öffentlichkeit (Mea culpa) wurde erstaunlich gut aufgenommen. Der gefürchtete Interviewer hatte die Grösse, zu seinen Fehlern zu stehen. Dies honorierten die Medien. Der Wirbel beruhigte sich darauf schnell.

Situation

Michael Friedman: "Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, dass dies nicht mein ganzes Leben war, dass dies nicht der ganze Friedman ist. Ich bitte Sie um eine zweite Chance ..."

"Klipp und klar – ohne Wenn und Aber. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich akzeptiere meine Strafe."

Analyse

Mit diesem von ihm inszenierten Auftritt punktete Friedman, weil er nichts beschönigte, weder Ausreden anfügte noch nach billigen Begründungen suchte. Wer die Schuld auf sich nimmt, reduziert in der Re-

gel den Druck. Bei Krisen oder Skandalen wünscht die Bevölkerung üblicherweise ein Opfer. Nimmt nun jemand die Schuld auf sich, so ist dieses Bedürfnis schlagartig befriedigt. Der Druck lässt rasch nach. In vielen Fällen lohnt sich deshalb ein Mea culpa.

Situation

Friedman entschuldigte sich auch noch bei der Lebenspartnerin und fügte hinzu:

"Menschen machen Fehler. Menschen irren sich. Auch ich habe Fehler gemacht, auch ich habe mich geirrt. Das soll mein Verhalten nicht relativieren oder gar verharmlosen."

Analyse

Diese rhetorisch perfekte Formulierung hatte der intelligente Fernsehmann vermutlich in aller Ruhe fein säuberlich vorbereitet und lange bedacht.

Die wenigsten haben beim Anhören dieser wohl formulierten Worte festgestellt, dass bei der Entschuldigung die peinliche Prostituiertengeschichte mit keinem Wort erwähnt wurde. Eine Geschichte, die sicherlich nicht nur Bärbel Schäfer interessieren müsste. Wir vermuten auch bei dieser "Ausklammerungstaktik" bewusstes Kalkül.

Anfang November erlebten die Fernsehzuschauer den einsichtigen Friedman bei Sabine Christiansen, kurz darauf auch noch im "Grünen Salon". Es war unglaublich, wie es Friedmann rasch gelang, mit brillanter Rhetorik und konsequentem Schuldeingeständnis das Publikum für sich zu gewinnen. Wiederum wischte er die üble Geschichte mit den Prostituierten vom Tisch: "Ich sage es nochmals. Ich habe Mist gebaut! Muss ich es wiederholen? Den Kopf kann ich Ihnen nicht auch noch hinhalten." Hierauf wagte niemand mehr, hart nachzuhaken! Wir würden uns nicht wundern, wenn Friedman bald wieder am Fernsehen präsent ist.

Das Beispiel von Peter Aliesch hatten wir bereits früher im "persönlich" eingehend beschrieben. "Ich habe ungeschickt gehandelt", entschuldigte er sich damals vor den Medien.

Zusatzkommentar

Aliesch gab zwar erst auf Druck zu, mit der Annahme von Geschenken einen Fehler ge-

macht zu haben. Er betonte aber gleichzeitig, er habe sich nicht bestechen lassen. Durch die Geschenke habe sich Papadakis keinerlei Vorteile verschaffen können.

Es hat sich nachträglich gezeigt: Aliesch konnte doch noch den Kopf aus der Schlinge ziehen. Das Strafverfahren wurde später eingestellt, obschon die Affäre für Aliesch gleichsam einem "sozialen Tod" gleichkam (Ansehen, Beruf, Partei, finanziell – auch die Ehe scheiterte).

Auch das Beispiel von Bundesrätin Ruth Metzler beleuchteten wir in einem "persönlich"-Beitrag über das Verhalten in Krisensituationen. Wir hatten damals Metzlers Verhalten gelobt. Denn sie hatte die Schuld ebenfalls auf sich genommen. Mit dem Satz "Ich bin kritikfähig!" nahm sie den Kritikern den Wind aus den Segeln, ohne auf alle Kritikpunkte eingehen zu müssen. Der Druck war damals weg. Nun kam nachträglich vor den Bundesratswahlen eine zusätzliche kritische Situation. Die CVP stand im Gegenwind. Ruth Metzler versuchte, mit einer gezielten Medienoffensive den Druck vor den Bundesratswahlen zu reduzieren. Doch konnte sie in diesem Fall das selbst verschuldete Verhalten der CVP nicht mehr auf sich nehmen.

Sie wurde denn auch zum Opfer einer misslungenen Wahlstrategie. Das negative Resultat ist allen hinlänglich bekannt.

Beispiel: Tony Blair

In der Affäre um den Selbstmord des Waffenspezialisten David Kelly kam der britische Premierminister unter Druck. Zuerst bestritt er jegliche Schuld.

Nach dem Rücktritt des Verteidigungsministers Alastair Campbell übernahm jedoch Tony Blair Ende August persönlich die Verantwortung für die Blossstellung Kellys. Damit wurden die belastenden Worte der Witwe Kelly vor dem unabhängigen Untersuchungsausschuss eindeutig abgeschwächt.

Dieses Mea culpa hat bestimmt wesentlich dazu beigetragen, dass die britische Regierung zum Erstaunen vieler Beobachter "überleben" konnte.

Beispiel: Arnold Schwarzenegger

Kurz vor der Gouverneurswahl (Oktober 2003) in Kalifornien kam Schwarzenegger in Bedrängnis. Sechs Frauen warfen ihm vor, sie seien früher (während der Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahre) vom muskel- ▶

bepackten Hollywoodstar an Drehorten begrabt worden. Einige Frauen gaben an, er habe ihre Brüste betastet, andere, er habe an den Hintern gefasst. Der Angeschuldigte gab unumwunden zu, früher Frauen sexuell belästigt zu haben, und entschuldigte sich für sein Benehmen: "Ich habe mich manchmal schlecht benommen."

Schwarzeneggers Frau Maria Shriver unterstützte ihren Mann mit den Worten: "Es braucht sehr viel, sich zu entschuldigen."

Das Mea culpa hatte sicherlich grosse Auswirkungen auf das Wahlergebnis. Jedenfalls wurde Schwarzenegger trotz der Schlammschlacht überraschend gut gewählt.

Beispiel: Marc F. Suter

Nachdem bereits die CVP-Politiker Filippo Lombardi und François Lachat mit Verkehrsverstössen Schlagzeilen machten, kam am 3. Oktober auch der Berner FDP-Nationalrat Marc F. Suter in die Öffentlichkeit. Suter fuhr angetrunken auf einen neuen Strassenbelag (hinter einer Abschränkung). Folge: Busse und Fahrausweisentzug. Suter bedauerte öffentlich den Vorfall. Doch die einkommensabhängige Busse von 17000 Franken wollte er nicht akzeptieren. Dieses halbherzige Mea culpa honorierten die Wähler nicht. Suter wurde abgewählt.

Beispiel: Joe Ackermann

Der angeklagte Deutsche-Bank-Chef Josef

Ackermann trat mit seiner Lächeloffensive (als Sonnyboy mit Peacezeichen vor dem Gericht) gewaltig ins Fettnäpfchen. Mit seinem paradoxen Verhalten irritierte er nicht nur die Journalisten. Das überhebliche Lächeln schadete aus unserer Sicht der ganzen Managergilde. Das Verhalten (Jackson imitierend) wurde als arrogant gewertet. Mit der Entschuldigung vom 5. Februar (an jene Personen gerichtet, die sein unbedachtes Verhalten angeblich falsch verstanden hatten) versuchte Ackermann, die Kommunikationspanne zu übertünchen. Seine Entschuldigung war kein echtes Mea Culpa. Ackermann schob der Presse die Schuld in die Schuhe. Sie hätte aus einer Mücke eine Staatsaffäre gemacht. Ackermann blieb uneinsichtig. Durch die guten Resultate der Deutschen Bank beflügelt, lächelte er siegesgewiss in die Kamera, als wollte er sagen: Wer Erfolg hat, der hat immer Recht.

Dass Ackermann seine fragwürdige Bemerkung nicht zurücknahm, gab uns am meisten zu denken. Er sagte nämlich, vor Gericht würden hier Leute angeklagt, die Werte geschaffen hätten. Ackermann wusste jedoch genau, welche Anklagepunkte das Gericht behandeln wird.

Es gibt gewiss noch weitere Beispiele, die veranschaulichen, dass ein echtes, offenes Schuldbekenntnis (Mea culpa) hilfreich sein kann. ENT-schuldigen heisst im Grunde genommen: Ich nehme die Schuld auf mich und ENT-laste dadurch eine Situation. Damit ENT-ledigt sich die einsichtige Person der zusätzlichen Schuldzuweisung von aussen.

So hatte sich das Schuldbekenntnis Clintons

nach der Aussage Monica Lewinskys positiv ausgewirkt: Nachdem konkrete Beweise vorgelegt, gestand Clinton seine Kontakte mit Monica L. Die raffinierte Begründung, orale Handlungen würden nicht zum Geschlechtsverkehr zählen, wurde zwar von den Journalisten belächelt, aber der Präsident blieb nach dem Medienwirbel trotz dieser "Lüge" im Amt.

Ein Büsser, der Abbitte leistet, erfährt in der Regel Absolution.

Fazit

Schuldbekenntnisse werden vermehrt eingesetzt. Leider auch billige Entschuldigungsformeln mit Floskeln und Worthülsen.

Ein ehrliches Mea culpa in der Öffentlichkeit kann tatsächlich heikle Situationen entschärfen. Das Bussritual ist dann erfolgreich, wenn es angenommen wird. Auf die Worte müssen auch Taten folgen. Viele Menschen in Machtposition haben leider das "Sichentschuldigen" verlernt oder gar nie gelernt. Sie sagen höchstens, sie bedauern, sich so oder so ausgedrückt zu haben.

Entschuldigungen müssen immer rechtzeitig, ungeschminkt, kurz und bündig vorgetragen werden, ohne "Wenn" und "Aber". ■

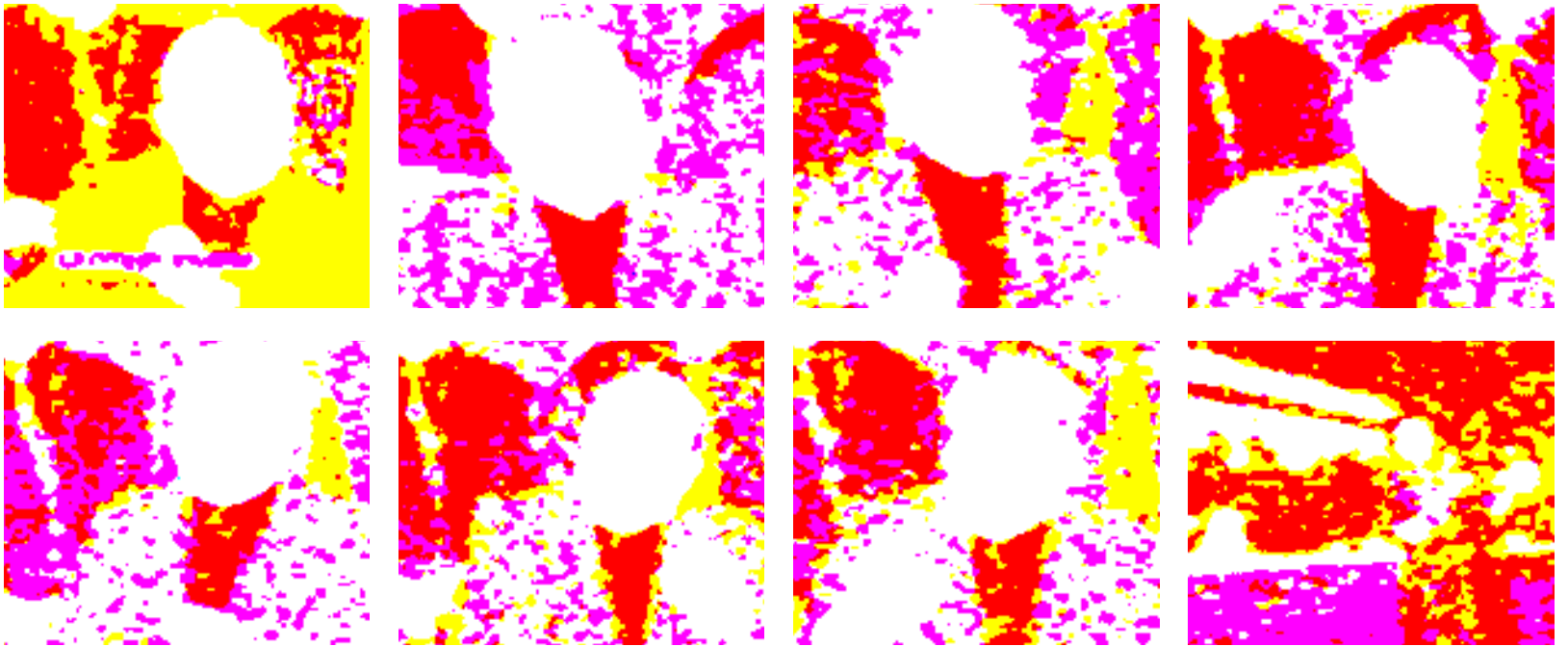
Inserat 1/3
quer ss
Syma System

MEDIENRHETORIK

KOMMUNIKATIONSTRAINING

VON MARCUS KNILL.

“JA-ABER”-RHETORIK



Neue Rolle: Bundesrat Christoph Blocher in der Arena.

Wenn eine Person in der Öffentlichkeit eine Meinung vertreten muss, hinter der sie persönlich nicht steht, erkennen wir meist, dass die Argumentation nur halbherzig vermittelt wird oder die eigene Meinung offensichtlich durchschimmert.

Leuenberger demonstrierte, was “Ja-aber”-Rhetorik heisst

Bundesrat Leuenberger musste beispielsweise bei der Moratoriumsfrage (Atominitiative) die Vorlage des Bundesrates vertreten, obwohl er persönlich in verschiedenen Punkten gegenteiliger Meinung ist.

Moritz Leuenberger verstand es – dank seines rhetorischen Geschickes – diese heikle Klippe zu umschiffen (er erhielt letztes Jahr den Rhetorik-“Ciceropreis”). Er sagte beispielsweise rhetorisch clever:

“Ich muss endlich einmal gegen eine Initiative sein, damit sie angenommen wird.”

Auf die Frage, ob er mit seinem Ja nicht gegen das Kollegialprinzip verstosse, antwortete

Leuenberger in Landquart ebenfalls geschickt:

“Im Grunde genommen vertrete ich mit meinem Ja zur Moratoriums-Initiative die Haltung der Regierung” (weil der Bundesrat auch die Förderungsstrategien zum Beispiel für alternative Energien unterstützte).

Leuenberger verstand es gut, seine Aussagen – ohne zu lügen – zu verschlüsseln. Seine Position war trotzdem recht deutlich spürbar.

Leuenberger sah sich bei seinen Stellungnahmen in der Öffentlichkeit lieber als neutraler

Akteur. Als Vertreter des Bundesrates wollte er über dem “Pro und Kontra” stehen.

Seine Philosophie lautet: “Ein Bundesrat muss nicht in die Arena – er steht im Grunde genommen über ihr.”

Diese neutrale, diplomatische Position kommt dem neuen Bundesrat Blocher gelegen.

Wird Blocher ebenfalls ein “Ja-aber”-Rhetoriker?

Auch für den neuen Justizminister war die Positionierung in der Arena (SF DRS) vom 23. Januar bei der Verwahrunginitiative schwierig. Er war verpflichtet, die Sicht des Bundesrates zu vertreten. Persönlich stand er jedoch den Initianten sehr nahe.

Der Justizminister war – wie sein SP-Kollege – gezwungen, in seiner neuen Rolle geschickt zu differenzieren. Damit kam es hinsichtlich Medienverhalten zu einer unheiligen Allianz zwischen Blocher (SVP) und Leuenberger (SP). Beide Magistraten sind der Meinung, sie müssten bei ihren Auftritten nicht mehr – wie

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagogin und Kommunikationsberaterin Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Heute geht es um das Verhalten vor Mikrofon und Kamera, wenn eine Meinung zu vertreten ist, die den eigenen Intentionen zuwiderläuft.

bisher üblich – Wahllokomotive spielen. Beide versuchten, die jeweilige Vorlage aus neutraler Sicht zu beleuchten.

Uns interessierte die Argumentationspraxis des neuen Bundesrates in der konkreten Situation, der Verwahrung von untherapierbaren Wiederholungstätern. Nicht nur Journalisten fragten sich, wie kooperativ sich nun der neue Bundesrat in einer öffentlichen Diskussion gibt. Auch wir fragten uns: Kann sich Blocher als Bundesratsvertreter von der alten Oppositionsrolle trennen?

Der Justizminister bemühte sich, die Meinung des Bundesrates zu vertreten, ohne die eigene Gesinnung zu verleugnen.

Gelang ihm dies?

1. Sequenz

Journalist (Arena-Moderator Urs Leuthard): “Ein Teil der Bevölkerung will, dass solche Wiederholungstäter nie mehr in die Öffentlichkeit hinausgelassen werden dürfen. Wieso sind Bundesrat und Parlament trotzdem gegen diese Initiative?”

Blocher: “Ja, diese Initiative ist eine Reaktion auf einen all zu largen Strafvollzug. Man kann auch sagen, von einem liederlichen Strafvollzug der Siebziger- und Achtzigerjahre. Da gibt es nichts auszusetzen dran. Weil: Die Leute haben gefunden, nachdem so schwere Gewaltverbrechen immer wieder vorgekommen sind – von Wiederholungstätern – und – die Strafvollzugsbehörden Leute entlassen haben und die Gefährlichkeit so beurteilt haben und die Therapierbarkeit – dass solche schweren Morde immer wieder entstanden sind.

Also: Jetzt ist fertig. – Jetzt machen wir eine Regelung, wonach solche Täter, die nicht therapierbar sind – extrem gefährlich sind – dass diese das Leben lang verwahrt bleiben müssen – nicht in den Urlaub oder frei gelassen werden dürfen. Das ist eine Initiative, die solche – äh – äh – äh – äh – Sorgen um die Sicherheit – eben – beinhaltet.”

Journalist unterbricht: “Jetzt reden Sie ja für die Initiative, aber Bundesrat und Parlament haben ja ...”

Blocher spricht sofort weiter: “Man kann nicht gegen die Initiative reden, ohne dass man dies macht – Äh – zuerst einmal sagen, warum diese Initiative gestartet worden ist. Man muss aber sagen, zur gleichen Zeit haben auch die Fachleute selbst und die Strafvollzugsbehörden gemerkt, dass der Strafvollzug und die Auffassung von Tätern falsch ist. Und darum ist auch die Strafpraxis – die Vollzugspraxis – verschärft worden. Wir haben in der letzten Zeit – in den letzten zehn

Jahren – keine derartigen Rückfälle mehr gehabt. Das ist dem zuzuschreiben, und die Politiker sind auch tätig worden. Sie haben darum das Strafgesetz so verschärft; das wird 2006 in Kraft treten. Aber sie sehen einen anderen Weg vor. Sie sehen vor, dass man nicht immer hinter Gittern bleiben muss. Es müssen drei verschiedene Gutachten gemacht werden – von Fachleuten, das werden Psychiater sein, Anstaltsleitungen, Expertenkommissionen. Sie müssen die Ungefährlichkeit oder die Therapierbarkeit erklären. Dann kann eine Verwahrung aufgehoben oder ein Urlaub gemacht werden.”

Journalist fährt dazwischen: “Und darüber werden wir noch reden.”

Blocher fährt aber unbeirrt weiter fort: “Bundesrat und Parlament sind der Meinung, das sei der bessere Weg. Und über das stimmt eigentlich das Schweizervolk ab.”

Journalist: “Jetzt sind Sie, bevor Sie Bundesrat geworden sind, sogar Mitglied des Initiativ-, des Abstimmungskomitees gewesen. Sie haben das befürwortet. Die Initiative unterstützt. Jetzt stehen Sie da und vertreten die Gegenmeinung. Wieso?”

Blocher: “Ja – ich war nicht im Initiativkomitee. Aber ich habe es unterstützt. Und ich habe es unterstützt – weil – äh – äh. – Ich habe meine Meinung gesagt, woher es kommt. Jetzt bin ich Bundesrat. Und im Bundesrat zählt die eigene Meinung nicht mehr.

Ich habe den Auftrag, hier zu erklären, warum das Parlament und der Bundesrat anderer Meinung sind. Und dies mache ich.”

Journalist: “Da müssen Sie sich nicht innerlich verbiegen?”

Blocher: “Nein – da muss ich mich nicht innerlich verbiegen. Ich habe einen Auftrag und kann erklären, warum andere das machen. Es gibt auch Gründe, warum das so ist und äh –. Das mache ich jetzt – ja.”

Journalist: “Und da werden wir die Gründe hören.”

Blocher: “Ja, ja.”

Analyse

Am Anfang erläutert Blocher sehr ausführlich, weshalb die Initiative zu Stande gekommen ist. Dass er die Initiative unterstützt, macht die detaillierte Aufzählung der Gründe deutlich, weshalb die Initiative lanciert wurde. Warum der Bundesrat dagegen ist, wird vorerst nur angekündigt.

Blocher erwähnt das Hauptargument noch nicht, das gegen die Initiative spricht. Wäre Blocher persönlich gegen die Initiative gewesen, so hätte er bestimmt das eigene Kernargument unverzüglich in den Raum

gestellt. Bei all seinen Auftritten als Oppositionspolitiker nutzte er immer die ersten Sekunden, um seine Botschaft (oder Behauptung) zu platzieren. Ein altes Gesetz der Rhetorik lautet: Die ersten Worte prägen, die letzten wirken nach.

Obwohl Bundesrat Blocher die Initiative ablehnen muss, schlägt er zuerst die Pflöcke für die Initianten ein. Der Moderator versucht zwar, Blocher auf seine Rolle aufmerksam zu machen. Die Begründung Blochers, man müsse doch zuerst darauf hinweisen, weshalb die Initiative zu Stande gekommen ist, wird akzeptiert. Tatsächlich erwähnt der neue Bundesrat korrekterweise auch noch kurz die Haltung des Parlamentes und des Bundesrates, aber nur kurz! Er betont, dass die Vollzugspraxis auf Druck der Initianten verschärft worden ist. Blocher stellt sich hinter die Meinung des Bundesrates, indem er betont: Wir sind der Meinung, dass dies nun der bessere Weg sei als die Initiative.

Der Moderator spricht hierauf das Spannungsfeld “Bundesrat als Mitglied des Initiativ-/Abstimmungskomitees” und eines Bundesrates an und macht dieses Dilemma transparent. Blocher punktet nach diesem Hinweis. Er kann den Moderator korrigieren: “Ich war nicht im Initiativkomitee. Ich habe die Initiative lediglich unterstützt!” (macht den Zuschauern bewusst, dass der Journalist zu wenig seriös recherchiert hatte). Dieses Thema muss Blocher trotz des Konters etwas getroffen haben. Blocher stockt jedenfalls kurz mit den zwei “Ähs”. Dann folgt eine klare, antizipierte Antwort, die er postwendend abrufen kann.

“Ich habe einen Auftrag – meine Meinung zählt nicht mehr. Ich mache jetzt den Job als Bundesrat.” (Dieser Satz zählte übrigens Ende Januar gemäss Radio DRS zu den Worten des Monats.)

Damit wurden all jene Lügen gestraft, die vermutet hatten, Blocher könne seine Oppositionsrolle nie ablegen, da dieser Typ nicht teamfähig sei und sich nie eingliedern werde.

2. Sequenz

Während der Diskussion wollte Blocher doch noch ein eingehenderes Verständnis schaffen für die Position des Bundesrates.

Blocher: “Sie müssen klar sehen. Das Strafgesetzbuch gilt so oder so. Über das stimmen wir nicht ab. Da gibt es verschärfte Verwahrungsbestimmungen, die nicht nur für ▶

diese Art von Sexualstraftätern, sondern auch (Zwischenruf). Das gilt ohnehin. Aber für die Kategorie, welche die Initianten im Auge haben – nämlich die extrem gefährlichen Sexual- und Gewaltverbrecher. Für diese würde etwas anderes gelten – nachher, wenn sie nicht als therapierbar erklärt sind. Diese müssen für die ganze Zeit drin bleiben. Es ist auch möglich, dass sie bis ans Ende des Lebens – dort – verwahrt sind. Es ist nicht so, dass sie automatisch freigegeben werden. Aber nur dann, wenn bei einer systematischen Überprüfung durch drei verschiedene Gutachten, also: Psychiater, Anstaltsleiter Expertenkommissionen, Staatsanwälten und so weiter – das ist alles neu. Wenn diese sagen: Doch, ich glaube es ist so weit – und dann – ist erst noch jene Behörde – die entscheidet – auch noch frei, wie sie handeln will. Es ist wesentlich verschärft. Aber: Es besteht natürlich eine Möglichkeit, dass man diese entlässt. Und bei der Abstimmung geht es nämlich darum: Kann man den Leuten, den Strafbehörden, den Fachleuten, den Experten trauen, dass sie keine Fehler machen oder eben nicht? Und weil es früher anders gewesen ist – ist es eine Reaktion gewesen. Bundesrat und Parlament ...” (Journalist spricht dazwischen: Sie sagen demnach, man ...)

Blocher unterbricht seinerseits:

“Man muss jetzt sagen: Bundesrat und Parlament sind dieser Auffassung, und ich muss auch sagen: In den letzten Jahren ist die Praxis sorgfältiger geworden und man kann nur hoffen, dass das Pendel nicht wieder auf die andere Seite schlägt.

Das sind die grossen Sachen, über die man abstimmen muss. Und ich meine, man muss ziemlich der Initiative – es besteht natürlich die Gefahr, dass einer, der therapiert ist oder nicht mehr gefährlich ist, bis zum Lebensende in der Verwahrung bleiben muss.”

Analyse

Bundesrat Blocher bemüht sich, den Sachverhalt sachlich korrekt wiederzugeben.

In diesem Statement ist das Bemühen um Differenzierung gut spürbar.

Hier macht Blocher deutlich, dass die Täter nach neuem verschärftem Recht nicht mehr so leicht freikommen. Denn es werden künftig verschiedene Stellen entscheiden, wer arretiert bleibt.

Blocher erwähnt die Nachteile der Initiative wie auch die Nachteile der vorgeschlagenen Lösung des Bundesrates. In dieser Passage verspüren wir keine eindeutige Tendenz. Auch der Ton ist moderater, sachlicher.

Erstmals begründet er ausführlicher, weshalb wir die Meinung des Bundesrates unterstützen können.

3. Sequenz

Nachdem die Initiantin Frau Chaaban zu den neuen Erkenntnissen (die lebenslängliche Verwahrung könnte bei allfälligen neu entwickelten Therapien gelockert werden) Stellung genommen hatte, erteilte der Moderator Christoph Blocher das Wort:

Blocher: “Ich glaube, es wurde eigentlich schon gesagt. Es ist eine ganz schwierige Frage zu beurteilen, ob jemand therapierbar geworden ist. Es ist auch schwierig zu beurteilen, ob jemand geheilt ist und nicht mehr gefährlich ist. Das sind alles menschliche Ermessen. Jetzt – bei dieser Initiative – die sagt: Wenn bei einer Verurteilung der Psychiater gesagt hat: Nicht therapierbar! Dann liegt der Grundsatz drin: bis zum Tod. Das ist der Grundsatz. Und – äh – am Anfang stehen aber wieder Menschen, die das beurteilen – Psychiater. Und – Sie werden natürlich sehen, wenn sie angenommen wird, ist die Gefahr gross, dass die Psychiater sagen:

Wir erklären den nicht als therapierbar. Weil: Sonst muss ich ja die Verantwortung tragen, dass einer bis ans Lebensende drin bleibt. Und das ist natürlich eine Gefahr – oder – weil – Das sind auch nur Menschen – und es gibt mutigere und weniger mutige.”

Journalist: “Aber Sie wollen die Verantwortung dafür auch ...” (Der Vorwurf schimmert durch, dass Blocher an der Bundesratslösung zweifelt.)

Blocher fällt ins Wort: “Ja, warten Sie nur. Das Strafgesetzbuch hat dem mindestens Rechnung getragen: Einer allein entscheidet und begutachtet nicht mehr. Das ist ja früher so gewesen. Und drum müssen Verschiedene dies beurteilen. Und es ist natürlich leichter, die Gefährlichkeit, die Nichttherapierbarkeit zu entscheiden für die nächsten zwei, drei Jahre als für 60 oder 70 Jahre. Das ist klar. Aber. Es ist – Man muss der Bevölkerung sagen, die abstimmt: Habt Ihr das Vertrauen, dass bei diesen Gutachten bei der dauernden Überprüfung das richtig geschieht? Oder: Habt Ihr das Vertrauen nicht?

Wenn das Vertrauen nicht da ist, dann ist eine gesetzliche Regelung notwendig und nimmt in Kauf, dass die Täter – äh – bis zum Tod – äh – verwahrt werden müssen – auch wenn sie nicht mehr gefährlich oder geheilt sind.

Das ist die Frage.

Da kann man lange darüber streiten. – Und – unsere Strafvollzugsbehörden müssen dieses

Vertrauen auch rechtfertigen. Ich muss sagen: In den letzten paar Jahren haben sie das. Da gebe ich Ihnen Recht, Frau Chaaban: Unter einem ungeheuren politischen Druck ist dies passiert. In den Siebziger- und Achzigerjahren haben sie leider nichts gemacht. Ich bin auch der Auffassung, dass man nicht meinen muss, weder das eine oder das andere würde das menschliche Ermessen ausschliessen.

Und – die Mehrheit des Parlamentes und der Bundesrat sagen: Nein – es ist besser, wenn wir die Überprüfbarkeit machen. Es ist Gewähr geboten, dass in Zukunft nichts mehr vorkommt. Aber: Es ist auch dann nie hundertprozentig. Mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen – die Türen, die sie da offen lassen – da baut die Initiative interessanterweise wieder sehr stark auf den Mensch.

Also, auf wissenschaftliche Erkenntnisse einmal und zweitens: Die Gutachten, die gemacht werden, das sind auch wieder Türen, die offen sind.

Ich habe letzthin gedacht: Kommt es eigentlich drauf an, ob die Initiative angenommen wird oder nicht?

Wenn die Gutachter natürlich keine Gutachten mehr machen auf lebenslänglich, dann sind Sie wieder gleich weit. Das müssen wir ja klar sehen.

Aber es gibt also auch Psychiater (spricht U. an.) Sie gehören – glaube ich – dazu, die sagen: Es ist feststellbar: Es gibt Täter, die sind das Leben lang nicht mehr therapierbar. Aber es gibt auch eine grosse Zahl von Psychiatern, die ich gesehen habe, die sagen: Das kann man gar nie sagen. Also würde es ja gar nie passieren.”

Die nächsten Sätze waren unverständlich, da Journalist und Blocher einige Sekunden gleichzeitig sprachen.

Analyse

Bei dieser Sequenz dominiert die These:

Man kann die Initiative ablehnen oder annehmen. In beiden Fällen entscheiden nur Menschen. Können wir uns auf die Spezialisten verlassen? Damit weist Blocher auf die eigentliche Schwachstelle (aus seiner persönlichen Sicht) hin.

Blocher stellt überraschend die Frage: Kommt es überhaupt darauf an, ob man die Initiative ablehnt oder nicht?

Hier gibt sich Blocher gleichsam als Supervisor und stellt sich über beide Meinungen. Die neutrale Position wurde nirgends so deutlich wie bei dieser Sequenz.

Blocher gibt zuerst der Initiantin Recht. Ohne sie hätte man nichts getan.

Doch meint er andererseits, der Bundesrat und das Parlament (dank der Initiative) ►

INSERAT 1/4 HOCH SS 89 X 72 NAVYBOOT

ANZEIGE

seien nicht untätig geblieben. Heute könne Gewähr geboten werden, dass ein Wiederholungstäter nicht mehr so rasch frei kommt. Der Zweifel an den Gutachtern schimmert aber bei allen Positionen durch. Es fällt auch hier auf, dass Blocher die Techniken beherrscht, ständig zum eigenen roten Faden zurückzufinden und sich nicht von der eigenen Darstellung abbringen zu lassen:

“Ja. – warten Sie nur!” (heisst implizit: Sie haben keine Geduld, meine Ausführungen anzuhören. Oder: Unterbrechen Sie mich jetzt nicht!)

4. Sequenz

Nachdem ein Gegner der Initiative (Strafrechtsprofessor) darauf hingewiesen hatte, dass eine dauernde Verwahrung gegen die europäische Menschenrechtskonvention verstosse, fügte Bundesrat Blocher an: “Das ist ein heikler Punkt dieser Initiative – die Menschenrechtskonvention.

Sie ist leider über unserem Recht. Aber da muss ich Ihnen sagen: Wenn dies zwingend (wird stark betont) wäre, dann hätte die Initiative für ungültig erklärt werden müssen! (Befürworter klatschen). Sowohl Bundesrat wie auch das Parlament haben sie nicht als zwingend erklärt. Wie man sie (die Initiative ist gemeint) dann anwendet, das wird dann in mein Departement fallen. Es wird keine leichte Sache sein. Eins kann man sagen. Man muss ja nur überprüfen – aber das Ergebnis spielt keine Rolle und so weiter. Das sind Spitzfindigkeiten. Ich würde einmal diese Frage weglassen. Aber Sie merken doch bei dieser Auseinandersetzung: Es geht im Grunde genommen nicht einmal in erster Linie um Straftäter. Es geht um die Frage des

Vertrauens in die Vollzugsbehörde. Da müssen sich die Richter, Anwälte, die Experten, Professoren im Klaren sein: Wenn man die Initiative ablehnt – obwohl man sie gutheisst.

Es ist ein grosses Misstrauen da gegen die Anwendung in dieser Sache. Man will die Verantwortung nicht tragen. In den letzten Jahren hat sich dies wesentlich gebessert. Jetzt haben wir noch den neuen Entwurf. Ich glaube, dass es jetzt wesentlich besser und sicherer wird. Aber die Reaktion ist

natürlich die. Das heisst, man überprüft gar nicht mehr. Was bei der Initiative ist, dass sie natürlich auch ein grosses Vertrauen – vor allem in die psychiatrischen Gutachten legt. Das müssen Sie schon sehen. Das ist ja auch eine fragwürdige Geschichte. Ich befürchte, dass, wenn sie angenommen wird, einfach nichts mehr für extrem gefährlich und nicht mehr therapierbar erklärt wird. Dann sind wir natürlich gleich weit, wie wenn sie abgelehnt würde. Aber ich will ein wenig warnen davor, dass man sagt:

Ja, die Menschenrechtskonvention – wegen dem darf man sie nicht. Wenn es zwingend gewesen wäre, hätte man sie für ungültig erklären müssen. Aber es ist nicht so zwingend. Jetzt muss man dann schauen, was die Menschenrechte werden – was der Gerichtshof.“ Moderator unterbricht: “Ja gut.” Blocher ruft: “Ist nicht zwingend!”

Analyse

Die Behauptung des Strafrechtssprofessors, die Initiative verstosse im Grunde genommen gegen die europäische Menschenrechtskonvention, reizte Blochers Lebensnerv. Hier verspüren wir plötzlich Blochers AUNS-Emotionen. In dieser Sequenz kam das alte Engagement des Oppositionspolitikers zum Tragen.

Für Christoph Blocher ist der Beitritt der Schweiz zur europäischen Union (das Bild der “fremden Richter”) auch noch als Bundesrat ein Horrorbild.

Deshalb greift er selbst den Gegner der Initiative an (der auch die Meinung des Parlamentes vertreten hatte) und holt damit als Gegner Applaus bei den Befürwortern. Die Argumentation leuchtet ein:

Würde die Initiative gegen die Konvention verstossen, so hätte sie gar nicht angenommen werden dürfen. Mit dieser einleuchten-

den Begründung hilft er im Grunde genommen den Initianten – ohne die eigene Position verleugnen zu müssen.

Der Strafrechtsprofessor gab mit seiner Behauptung eine Steilvorlage. Blocher nutzte sie zum Torschuss.

Mit dem Hinweis – wenn es um diese Frage (Verstoss gegen die Menschenrechtskonvention) geht, so wird dies “mein” Departement klären, – sagt Blocher indirekt: Ich werde schon dafür sorgen, dass man unserem Volksentscheid von europäischer Warte nicht dreinredet.

Erkenntnis

Jene Prognostiker, die geglaubt hatten, Blocher würde seine Holprigkeit als Oppositionspolitiker im neuen Amt nicht ablegen können, werden sich arg getäuscht haben.

Der Volkstribun schaffte es jedenfalls – inert weniger Wochen –, sich weit gehend im Zaum zu halten. Er brachte es bei seinem Auftritt in der Arena fertig – nicht nur mental, sondern auch rhetorisch –, sich ein neues Rollenverständnis anzueignen.

Falls der neue Justizminister diese Rolle als Bundesrat weiterhin so eloquent (dank der “Ja-aber”-Rhetorik) weiterführt, können wir uns noch auf einiges gefasst machen.

Unsere Prognose: Blocher kann sich als flexibler Bundesrat etablieren und wird gewiss wie Micheline Calmy-Rey als Magistrat deutliche Spuren hinterlassen.

Der viel zitierte Spruch – “Blocher hat als Bundesrat Kreide gefressen” –, greift zu kurz. Viele verlangen von den Bundesräten, sie müssten das Kollegialitätsprinzip der eigenen Meinung überordnen und öffentlich – als Wahllokomotive – auch jene Meinung vertreten, zu der sie verknurrt worden sind.

Nationalrat Hans-Jürg Fehr findet hingegen, Bundesräten müsste das “Recht auf Ausstand” eingeräumt werden.

(Begründung: Bundesrat Furgler habe auch einen Stellvertreter bestimmt, der für ihn den Schwangerschaftsabbruch empfahl. Furgler persönlich war damals ein Gegner.)

SVP Vertreter Ulrich Giezendanner ärgerte sich, als Moritz Leuenberger im Blick-Interview sagte, das Parlament habe ihm mit der zweiten Gotthardröhre “ein Kuckucksei ins Nest gelegt”.

Ueli Maurer ging noch einen Schritt weiter als Fehr. Er fand: “Der Bundesrat soll sich nach dem Versand der Abstimmungsunterlagen nicht mehr öffentlich äussern dürfen.”

Die “Ja-aber”-Rhetorik sehen wir als Mittelweg, der helfen kann, wenn ein “unkollegia-

ler” Kollege trotz konträrer Meinung sein Kollegium vertreten muss – ohne sich zu verleugnen.

Wie zu erwarten war, wurde nach dem Abstimmungsergebnis der Verwahrungsinitiative das Verhalten der Bundesräte am Sonntagabend im Fernsehen angesprochen.

Ein Unbehagen war spürbar, weil es offensichtlich gewesen sei, dass Bundesrat Blocher die Position des Bundesrates zu wenig stark vertreten habe. Das analysierte Verhalten der Bundesräte wird demnach weiterhin so reden geben. Politologe Claude Longchamp sagte: Entweder sollten die Bundesräte ihre persönliche Meinung ehrlich vertreten dür-

fen oder sie müssten verpflichtet werden – trotz gegenteiliger Meinung – den Mehrheitsbeschluss zu vertreten.

Fazit

Die Bundesräte Leuenberger und Blocher haben uns demonstriert, wie die “Ja-aber”-Rhetorik angewandt werden könnte. Beide stehen hinter ihrer Rolle als Bundesrat. Sie begründen Sachfragen dennoch, ohne ihre persönliche Meinung abzulegen. Dieses differenzierte, diplomatische Kommunizieren

ist eine schwierige Kunst. Vor allem bei Medienauftritten ist sie besonders anspruchsvoll, zumal jedes gesprochene Wort gespeichert bleibt und nachträglich kaum mehr zurückgenommen werden kann.

Haben Sie schon einmal versucht, den Inhalt einer ausgedrückten Zahnpastatube wieder in die Tube zurückzubringen?

Ähnlich schwierig wäre es, wenn ein Magistrat nachträglich seine publizierten Aussagen korrigieren möchte.

Die “Ja-aber”-Rhetorik für Bundesräte wäre eine denkbare Möglichkeit, sowohl Farbe zu bekennen als auch sich und dem Auftrag gerecht zu werden. ■

Nachlese

Nachwehen zur “Ja-, aber”-Thematik in den Medien:

Obschon die Analyse des “Ja-aber”-Rhetorikers einige Tage zurückliegt, bestätigen die Medienechos, dass das Thema nichts an Aktualität eingebüsst hat. Seit Februar wurde in verschiedensten Gremien und Parteispitzen ausführlich debattiert, wie sich Bundesräte künftig äussern dürften, äussern müssten oder äussern sollten. In den Von-Wattenwyl-Gesprächen forderte der SVP-Chef für Bundesräte bei Abstimmungskämpfen unmissverständlich:

“Sie sollen über die Haltung der Regierung informieren, mehr nicht!”

Konkret:

“Vier Wochen vor der Abstimmung haben Bundesräte weder in der TV-Arena noch am Blick-Telefon etwas zu suchen, keine Interviews mehr zu geben und an keinen kontradiktorischen Veranstaltungen aufzutauchen.”

Die Auseinandersetzung rund um die “Ja-

aber”-Rhetorik flammte Mitte Februar erneut auf, nachdem der Bundesrat beschlossen hatte, beim Steuerpaket keine “Ja-aber”-Haltung mehr einzunehmen. Bundespräsident Deiss liess verlauten, der Bundesrat wolle das Steuerpaket eindeutig bejahen.

Die Titel im Medienspiegel (Februar 2004) sprechen für sich:

- “Ja” statt “Ja-aber” zum Steuerpaket (Bund).
- Das “Aber” bleibt im Hinterkopf (Bieler Tagblatt).
- Der Bundesrat will im Abstimmungskampf klar Stellung beziehen (swiss info).
- Bundesrat korrigiert sein “Ja-aber” (St. Galler Tagblatt).
- Die Bundesregierung rückt von ihrem früheren “Ja-aber” ab (SN).
- Vom “Ja-aber” zum “Ja mit Nuancen”. Der Bundesrat hat sein “Ja-aber” korrigiert (Bund).
- Die Rechte fordert einen Maulkorb für den Bundesrat (Bieler Tagblatt).
- Nagelprobe schon im Mai (NZZ). Gemeint ist

das Verhalten des Bundesrates anlässlich der Abstimmung vom 16. Mai.

Ob künftig das “Ja” – ohne Wenn und Aber – gelten wird, bleibt damit völlig offen. Denn in den Parteien ist die Meinung darüber alles andere als klar.

Joseph Deiss selbst sprach von einer differenzierten Sichtweise, die der Bundesrat einnehmen müsse.

Für die SP ist die neue Positionierung ein “Eiertanz”.

Für die Grünen “verschleiert der Bundesrat seine Position”.

Nach den Schaffhauser Nachrichten bleiben sich die Parteien uneins über die Rolle, die die Landesregierung künftig in Abstimmungskämpfen spielen soll.

Wo das Pendel zwischen “Ja” und “Ja-aber” stehen wird, bleibt somit noch längere Zeit ungewiss.

ANZEIGE

400 Schweizer Kampagnen auf “persoenlich.com” – “Werbearchiv”

persoenlich.com

MEDIENRHETORIK

KOMMUNIKATIONSTRAINING

VON MARCUS KNILL

WIE FIT WAREN DIE "SPORTLER DES JAHRES" VOR DEM MIKROFON BEI IHRER DANKESREDE?



Roger Federer. Wenig vorbereitet.



Simone Niggli-Luder. Gut abgewogene Worte.

Wir haben die Auftritte der Sportlerin und des Sportlers des Jahres (2003) bei der Entgegennahme ihrer Preise unter die Lupe genommen. Obschon Sportler vor allem gute sportliche Leistungen erbringen müssen, tragen medienrhetorisch gelungene Aussagen zum Image der jeweiligen Persönlichkeit bei. Der Sportler "verkauft" nicht nur sich selbst. Für den betreffenden Sportverband und die Sponsoren zahlen sich gute Auftritte ebenfalls aus. Deshalb legen viele Trainer Wert darauf, ihre Athleten auch medienrhetorisch fit zu machen. Die Beiträge des letzten Jahres haben bestätigt: Das Sichbeschäftigen mit rhetorischen Phänomenen durch deren Beschreiben und Beobachten fördert die Wahrnehmungsfähigkeit.

Simone Niggli-Luder und Roger Federer – ein ungleiches Traumpaar! Die Frau mit gros-

ser Überzeugungskraft und der lässige Sonnyboy. Athleten sollen in erster Linie gute sportliche Leistungen bringen. Andererseits teilen wir die Meinung des legendären Skirennfahrers Hermann Maier, der nach einem Horrorunfall beinahe ein Bein verloren hätte und wie durch ein Wunder zur Weltspitze zurückkehrte. Er betonte in einem Interview, dass der "Umgang mit Medien" zu seinem Job gehöre, so wie das sportliche Training. Für ihn sei beides wichtig: die sportliche Leistung und die Medienarbeit.

Diese Meinung entspricht unserer Erfahrung: Ob Politiker oder Sportler – jeder Medienauftritt ist eine Chance und Gold wert! Wir sind uns zwar bewusst, dass sich Sportler mit Glanzresultaten dürftige, nichts sagende Interviews leisten können. Das Publikum ist bei siegreichen Stars nachsichtig. Es gibt genügend Beispiele, die belegen, dass Erfolgreiche kaum kritisiert werden. Die dürftigsten Auftritte werden verziehen. Wir entsinnen uns der farblosen, langweiligen, gleichförmigen Antworten eines Peter Müller oder einer Martina Hingis. Müller galt als "mundfaul", wirkte stets müde. Hingis sprach monoton, undeutlich. Sie begann fast jeden Gedanken mit "und". Es fehlten dynamische Akzente. Diese Mängel wurden vom Publikum in Kauf genommen. Nachfolgende Analysen sind unabhängig von sportlichen Topleistungen für alle Leser aufschlussreich. Urteilen Sie selbst!

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagogin und Kommunikationsberaterin Marcus Knill (knill.com und rhetorik.ch) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Dankesrede von Simone Niggli-Luder

(Publikum klatscht – Simone Niggli-Luder lächelt – wartet)

“Merci vielmal – Das Jahr 2003 ist für mich ein einmalig schönes Jahr gewesen. Es hat angefangen mit vier Goldmedaillen – Heim-

WM – vor dem eigenen Publikum. Nachher ist es Ende August weitergegangen mit der Hochzeit. Sicher auch noch ein unvergesslich schöner Tag. Und jetzt noch die Krönung. Heute abend als Sportlerin des Abends (Lacher) – Sportlerin des Jahres – sogar – ja! Ja ihr merkt es. Ich bin auch ein bisschen nervös und erinnere mich auch an die WM zurück. Im Unterschied zu dort ist es heute etwas weniger heiss – als im August.

Ganz speziell danken möchte ich meinem Mann Matthias – aber auch meinen Eltern – meinen Trainern – Irene Müller und Fritz Aebi, meinen Sponsoren und sicher auch allen, die mich heute gewählt haben. Als Orientierungsläuferin weiss ich, was es ist, eine Sportart zu betreiben, bei der man nicht immer im Rampenlicht steht. – Deshalb freut es mich ganz besonders, dass ich für den Orientierungslauf heute diesen Preis entgegennehmen darf. ▶

Spitzensportler und Medien

Dass Sportler und Medien aufeinander angewiesen sind, bewies kürzlich der Cheftrainer der Schweizer Skifahrer Karl Frehsner. Im SonntagsBlick vom 4. Januar tadelte er die Medien pauschal:

“In den Medien wird doch stets alles verdreht. Wenn ich etwas sage, wird es sofort anders ausgelegt ... Wir müssen an Kleinigkeiten arbeiten. Aber dazu brauchen wir Ruhe. Das Beste für die Fahrer wäre ein Medien-Verbot ... Im Team herrscht keine Verunsicherung. Im Training fahren sie wesentlich besser. Im Rennen wollen sie unbedingt zeigen, dass sie es besser können und scheitern daran. Ihr (Journalisten, die Redaktion) macht sie ständig zu Versagern, das belastet.”

Kommentar:

– Die einseitige Schuldzuweisung macht deutlich: Frehsner mangelt es an Selbstkritik. Alle andern sind schuld – nur er nicht: die Medien, die Rennanzüge, die Trainer (Fritz Züger und Christian Huber wurden entlassen), die Mentalität der Schweizer (“Die Schweiz ist ein schlechter Nährboden für sportliche Spitzenergebnisse”).

Diese Pauschalisierungen waren das Dümms-te, was Frehsner in dieser heiklen Krisensituation (Pannenserie der Sportler) äussern konnte. Sein Rundumschlag wurde zum Bumerang. Die Sportfrontseite der grössten Schweizer Boulevardzeitung zeigte am 5. Januar in grossen Lettern:

Blick verzichtet heute auf Berichte über die Schweizer Ski-Männer. Dann stand – ganzseitig aufgemacht – der Satz: IST ES DAS, WAS SIE WOLLEN, HERR FREHSNER?

Damit wird deutlich, dass Medien und Sportler aufeinander angewiesen sind: Die Journalisten benötigen die Athleten, und die Sportler profitieren von den Medien, um beachtet zu werden. Die Journalisten müssen sich jedoch an

ihren Ehrenkodex halten und sind verpflichtet, Informationen sachgerecht wiederzugeben.

Sie dürfen die Medien weder ausklammern noch bestrafen. Beide, Sportler und Journalisten, sind voneinander abhängig: Das Ganze ist eine Symbiose. Die Medien verkaufen das, was das Publikum interessiert (Person und Hintergrundinformationen). Umgekehrt benötigen die Sportler auch die Medien und profitieren vom Multiplikationseffekt. Leider zeigt sich in der Praxis: Wer den Umgang mit Medien nicht gelernt hat, versagt in Krisenzeiten. Natürlich sind die Medien berechtigt, auch negative Resultate zu vermitteln und zu kommentieren.

Wir gehen davon aus, dass das ungeschickte Verhalten Frehsners – nicht nur für ihn – gravierende Folgen haben wird. Er hat mit seinen Äusserungen den Athleten wie auch dem Skisport geschadet.

Es gibt sehr viele positive Beispiele, die zeigen, wie gut Spitzensportler mit Medien umgehen können.

Wir verzichten auf eine detaillierte Auflistung aller Namen. Aus der Fülle der Beispiele erwähnen wir lediglich:

– Viktor Röthlin (Leichtathlet), der recht bildhaft seine Erlebnisse schildern kann (mit passenden Vergleichen).

– Natascha Badmann (Triathlon), die es ausgezeichnet versteht, Details genau zu erzählen (narrative Rhetorik), ohne geschwätzig zu werden.

– Sergei Aschwanden (Judo): Seine Antworten überzeugen, sind konkret – kein vages “Bla-bla”.

– Bernhard Russi (Olympiasieger und als Kommentator) kann komplexe Sachverhalte natürlich, einfach und verständlich darstellen.

– Thomas Frischknechts (Rad) Aussagen sind ehrlich und glaubwürdig. Seine Äusserungen sind durchdacht. Er kann auch über sich selbst lachen.

– Gian Simmen (Snowboard): Trotz der spontanen Antworten überlegt er seine Beiträge und bringt Sachverhalte auf den Punkt. Die konkreten Gedanken werden nicht nur von Sportjournalisten geschätzt.

– Heinz Guenthardt (Tennis) spricht prägnant, präzise. Seine Antworten haben “Fleisch am Knochen”.

Wer die ungezählten Interviews rund um Grossanlässe verfolgt, stellt immer wieder fest: Es sind nur wenige Punkte, die ein Sportler berücksichtigen müsste. Es sind grundsätzliche Erkenntnisse, die auch andere Berufsgruppen beachten müssen:

1. Keine Schauspielerei (SEI DU SELBST!)
2. Sich vorbereiten (sich mental einstimmen – Situation klären – Fragen antizipieren – Kernaussagen überlegen – Start zelebrieren. “Bin ich entspannt?”)
3. 100-prozentige Präsenz. Zuhören – denken – antworten. Druck, Spannung, Freude dürfen nicht fehlen.
4. Allgemeinverständliche Umgangssprache.
5. Kurze, aber konkrete Antworten.
6. Mediensituationen und Arbeitsweise der Journalisten kennen.

Mediengerechtes Verhalten wäre so einfach. Doch zeigt die Praxis: Ohne Training ist auch das Einfache leider gar nicht mehr so einfach. Spitzensportler müssen es machen wie Piloten: Piloten können schon fliegen – trotzdem besuchen sie regelmässig den Simulator. Sportler können reden – trotzdem lohnt es, sich im Mediensimulator vor Mikrofon und Kamera natürlich und verständlich auszudrücken. Das konkrete Üben macht sich bezahlt.

Ausdruckloses, monotones, unverständliches Reden überzeugt kein Publikum.

Im Umgang mit den Medien gilt es immer zu bedenken:

JEDER MEDIENAUFTRITT IST EINE GROSSE CHANCE.

Widmen möchte ich ihn all den Sportlerinnen und Sportlern, die neben dem Scheinwerferlicht und neben grossem Publikum Höchstleistungen erbringen. – Ich wünsche euch allen eine schöne Weihnachtszeit und einen guten Rutsch in ein erfolgreiches Jahr!

Und wenn ich schon einmal vor so vielen Leuten stehen darf, möchte ich allen auch noch sagen: Treibt nächstes Jahr auch Sport – egal was – aber es wäre schön, wenn es einmal auch Orientierungslauf wäre!“ (Lacher im Publikum.)

Analyse

Die Struktur ist am Anfang gut nachvollziehbar: Goldmedaillen – Hochzeit – Sportlerin des Jahres.

Die spontane Präzisierung “Sportlerin des Abends” – “Sportlerin des Jahres” meisteerte Simone Niggli-Luder elegant durch überzeugende Ehrlichkeit: “Ihr merkt, ich bin ein bisschen nervös.” Dies ist äusserst professionell. Die Sportlerin begab sich auf die “Metaebene” und sprach über die Redesituation. Es ist professionell, die eigenen Emotionen und die aktuelle Redesituation konkret anzusprechen. Die bescheidene Sportlerin versteht es, unaufdringlich für ihre Sportart zu werben. Sie widmete den Preis allen anderen, die nicht im Rampenlicht stehen. Simone Niggli-Luder sprach das Publikum an, wünschte alles Gute zu den Feiertagen, appellierte, Sport zu treiben – wie wäre es mit Orientierungslauf? (Werbespot)

Wir schätzten die adressatengerechten

Aussagen beim Dank an die Trainer, Eltern, Sponsoren und all jenen, die sie zur Sportlerin des Jahres gewählt hatten.

Vor allem überzeugten uns:

- der angenehme Sprechfluss,
- die Pausentechnik,
- die verständlichen Gedankenbogen,
- die angemessene Sprachebene,
- der rote Faden,
- die konkreten Aussagen,
- die Natürlichkeit (Gestik, Stimme, Formulierung),
- die Präsenz,
- die Ausstrahlung.

Dankesrede von Roger Federer

(Leute klatschen.) – “Merci vielmal” – (Applaus geht weiter.)

“Gut – danke schön vielmal! Das ist – äh – natürlich – äh – äh – ein super Erfolg für mich. Ich bin sehr froh – im speziellen Moment auch – von Boris Becker den Pokal überreicht für den Supermann da – (Lacher, da Aussage mehrdeutig: Pokal oder Becker gemeint?) überreicht zu bekommen. Es ist ehrlich – weil er in Wimbledon mein Idol gewesen ist. Und – äh – das ist schon speziell – und dann – äh – auch so weitermachen können, nachdem ich Dritter gewesen war – vor zwei Jahren glaub – glaub – äh – letztes Jahr Zweiter. Dieses Jahr Erster – das ist super – und – äh – Simon Ammann, jetzt bin ich der Nächste – freut mich sehr, weil er letztes Jahr, der zwei Olympiamedaillen geholt. Ich – habe jetzt – äh – jedes Jahr immer besser gespielt – ähm –. Dieses Jahr war es hervorra-

gend gewesen – auch wenn es nur zu Nummer eins gereicht hat. Ich bin sehr sehr zufrieden. – In dieser Saison habe ich meine Ziele alle eigentlich übertroffen – und – äh – mit dem Wimbledon-Sieg – sagen wir – ist mir ein Riesenstein vom Herzen gefallen. Gut. – Dann muss ich im nächsten Jahr unbedingt einer gewinnen, sonst sieht meine weitere Karriere nicht so gut aus. (Publikum lacht.) Aber: Ich probiere mein Bestes – jedenfalls – äh – dass es – äh – weiterhin gut läuft. Weil – äh – ich glaube, wenn ich so weiter trainiere und – äh – wenn es weiter so gut läuft, dann wird das schon der Fall sein. So gut wie gestern – das weiss ich nicht.

An dieser Stelle möchte ich mich noch gerne bei all jenen bedanken, die sich für meine Karriere eingesetzt haben. Natürlich vor allem Peter, mit dem wir leider nicht mehr zusammenarbeiten. Aber er hat mir unheimlich viel geholfen – und – äh – somit möchte ich euch allen einen schönen Abend wünschen und danke vielmal für den Preis. Der bedeutet mir sehr viel.”

Analyse

Die Aussprache – auch der Inhalt – ist schwer verständlich. Nicht nur die Artikulation ist undeutlich, das Ganze wirkt monoton. Die 15 “Ähs” stören enorm. Der Aufbau ist zwar nachvollziehbar: 1. Dank – 2. Fühle mich geehrt, von Boris Becker den Preis zu erhalten – 3. Will weitermachen mit den Erfolgen. Der humorvolle Einschub (muss weiter so machen, sonst sieht meine Karriere nicht so gut aus) kommt

Inserat 1/3 quer

213 x 97

Swiss Marketing

gut an. Auch er dankt seinem Trainer und allen, die ihm geholfen haben.

Es hat leider zu viele krasse Satzbrüche im ersten Teil. Dies erschwert die Verständlichkeit enorm. Der Beitrag ist viel ichbezogener als die Dankesworte von Simone Niggli-Luder. Selbst Boris Becker hat nicht alles verstanden, was Roger Federer gesagt hat. Er sah jedoch den Fehler bei sich: "Ich muss an meiner Sprache üben", meinte Becker. Doch gilt auch hier die Kommunikationsregel: Wird jemand nicht verstanden, ist meist der Sender schuld.

Roger Federers Beitrag würde viel besser verstanden, wenn er die Pausentechnik beherrschen würde. Ein Gedanke – Pause – der nächste Gedanke – Pause – usw.

Die "Ähs" wären rasch weg, und die in sich geschlossenen Gedanken würden viel besser ankommen. Vielleicht ist jedoch für Roger Federer das "bessere Zuhörenkönnen" der wichtigere Lernpunkt zur Verbesserung seiner Auftritte. Federer hörte nämlich Boris Becker nicht zu, als der ihm die Siegestrophäe überreichte und er den "Sportler des Jahres" aus eigener Erfahrung gewarnt hatte: "Man wird vom Jäger zum Gejagten. Alles andere als ein Wimbledon-Sieg ist eine Enttäuschung. Aber Roger kann noch viele gewinnen." "Entschuldigung. Ich habe nicht zugehört", musste Federer vor dem Publikum eingestehen.

Übrigens sagte Roger Federer anlässlich der Verleihung des Titels "Schweizer des Jahres" wiederum innert weniger Sekunden ein Dutzend Mal "Äh" oder "Und Äh". Schade!

Trotz zahlreicher medienrhetorischer Unzulänglichkeiten kommt Federer beim Publikum gut an. Sympathiebonus und Verständlichkeit sind demnach zwei verschiedene Paar Stiefel.

Fazit

Vergleichen wir die beiden Dankesreden nur unter den Aspekten:

- Natürlichkeit
- Verständlichkeit
- Überzeugungskraft
- "Roter Faden" (Kernaussagen),

dann punktet Simone Niggli-Luder eindeutig mehr und Sonnyboy Federer wird zum "Mauerblümchen". Die medienrhetorische Leistung stimmt jedenfalls nicht mehr mit dem Titel überein, der damals (im Sonntags-Blick vom 14. Dezember) zu Unrecht gelaftet hatte: "Sonnyboy und Mauerblümchen".

Medienrhetorische Erkenntnis

Wie bei einem Wettkampf lohnt es sich, jeden Auftritt ernst zu nehmen. Das Wichtigste ist und bleibt die Vorbereitung (das Antizipieren).

Wichtig ist ferner:

Das Denken vor dem Sprechen!

Die hundertprozentige Präsenz!

Die Freude!

Die Zuhörer stehen im Zentrum!

(adressatengerechtes Sprechen)

Nachtrag

Wir haben erfreulicherweise festgestellt, dass Roger Federer bei den Kurzinterviews während der Wettkämpfe die zahlreichen "Ähs" weitgehend eliminiert hatte.

Wir gehen davon aus, dass er darauf aufmerksam gemacht worden ist oder sogar selbst erkannt hatte, dass mit einer bewussten Pausentechnik das leidige Problem rasch gelöst werden kann.

Wir möchten die "Ähs" nicht verteidigen. Doch möchten wir noch darauf hinweisen, dass Forschungsergebnisse gezeigt haben, dass beim Zuhören und bei persönlichen Dialogen ein "Ähm" nicht stört. Denn es signalisiert: "Ich höre dir zu." Während des Sprechens kann es bedeuten: "Für euch gebe ich mir sehr viel Mühe." Viele "Äh-Redner" – wie Stoiber – wollen möglicherweise mit den "Ähs" signalisieren: "Unterbrich mich bitte nicht!"

Fazit

"Ähs" und "Ähms" sind demnach ab und zu möglich. Sie dürfen nur nicht zu oft vorkommen. Sonst lenken sie ab und stören. Bei einer Rede oder bei einer Präsentation dürfen wir auf "Ähs" ganz verzichten. Wer selbstsicher genug ist, muss sich gar nicht ängstigen, unterbrochen zu werden. Pausen signalisieren Überlegenheit, Sicherheit. ■

Insertat 1/3 quer

213 x 97

Syma System

MEDIENRHETORIK

KOMMUNIKATIONSTRAINING

VON MARCUS KNILL.

LÄSST SICH IN 15 SEKUNDEN WESENTLICHES SAGEN?



Hartes Duell in der Arena.



Philippe Stähelin.



Ueli Maurer.



Christiane Brunner.



Christiane Langenberger.



Moderator Leuthard als Dompteur.



Ruth Genner.



Je konkreter, desto erfolgreicher.

Wenn Kommunikationsprozesse auf sekundengenaue Quotes reduziert werden, gibt es berechnete Vorbehalte. Dass jedoch alle, die mit Medien zu tun haben, fähig sein müssen, sekundengenaue Aussagen zu machen, wollen viele Politiker nicht wahrhaben. Beides kann dennoch unter einem Hut gebracht werden: Kürze und eine detaillierte, konkrete Botschaft. Wir verfolgten die "Wahlarena" vom 10. Oktober. Thema: Der Countdown, Moderation: Urs Leuthard. Er wollte zehn Tage vor den Wahlen den Parteipräsidentinnen und Parteipräsidenten auf den Zahn fühlen.

Teilnehmende:

Christine Wirtz-von Planta, Vizepräsidentin Liberale Partei
Ueli Maurer, Präsident SVP
Christiane Langenberger, Präsidentin FDP
Philippe Stähelin, Präsident CVP

Christiane Brunner, Präsidentin SP
Ruth Genner, Präsidentin der Grünen Partei, Schweiz

Bei jedem Themenblock gab der Moderator allen Parteivertretern nach einer Diskussi-

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (www.knill.com und www.rhetorik.ch) aktuelle Ereignisse.

Die Auseinandersetzung mit Medienkommunikationsphänomenen fördert letztlich auch die Medienkompetenz.

Schon William James sagte: "Nur das, was ich bemerke, formt mein Denken." In dieser Ausgabe werden Kurzaussagen der Parteispitzen im Schweizer Fernsehen kurz vor den Nationalratswahlen beleuchtet.

onsphase 15 Sekunden Zeit, den unschlüssigen Zuschauern gleichsam als Wahlhilfe zu sagen, was getan werden sollte. Erwünscht waren EINE konkrete Botschaft, EIN Rezept oder EIN Spot. Nach 15 Sekunden erklang ein Gong als Zeichen, dass die Redezeit vorbei war.

Zuerst ging es um die Themen: Gesundheitswesen und Krankenversicherungsgesetz. Wir analysieren als Beispiel für die Leser lediglich diese Spotreihen zum ersten Themenkreis:

Philippe Stähelin

"Es gibt keine Lösung in der Krankenversicherung, wenn wir nicht endlich Transparenz in den Finanzierungsabläufen haben. Finanzierung muss generell über eine Quelle gehen, und dann sehen wir durch, und dann weiss man, was was kostet, und dann hat es einen Sinn." (Gong ertönt)

Analyse

Die Botschaft konnte sekundengenau vermittelt werden. Stähelin will Transparenz, indem die Finanzierung über ein Quelle geht. Transparenz ist ein Begriff, der Allgemeingültigkeit hat und in der Politikersprache immer gut ankommt. So wie die viel gehörte Forderung: "Wir müssen vermehrt zusammenarbeiten" oder: "Es gilt die notwendigen Eckpunkte festzulegen". Die Bevölkerung erfährt im Beitrag Stähelin nicht, über welche Quelle die Finanzierung gesteuert wird. Wer speist die Quelle? Wer sitzt am Hahn des Zu- und Abflusses an Geldern? Positiv fanden wir: Eine "allgemeingültige" Botschaft wurde platziert. Anregung: Warum nicht noch einen konkreteren Hinweis? Die Gedankenverbindungen mit "und" sollten weggelassen werden. Sie machen die Aussage trotz der Kürze zu langfädig.

Ueli Maurer

"Das jetzige Gesetz hat versagt. Es braucht einen Wechsel. Unterschreiben Sie unsere Prämiensenkungsinitiative. Dies führt zu Prämien-senkungen von 20 Prozent." (Gong ertönt)

Analyse

Auch diese Aussage wurde zeitgerecht vermittelt. Gedankenaufbau erfolgt nach der einfachen SVP Logik: Gesetz taugte nichts – folglich ist Wechsel notwendig – deshalb unterschreiben. Es lohnt sich. Ihr Vorteil: Prämien sinken dann um einen Fünftel. Mit der Aussage – KVG war ein Flop – zielt Maurer indirekt auf Bundesrätin Dreifuss. Diese Vereinfachung ist fürs Volk nachvollziehbar. Ob die Prämien dank der Initiative nachher tatsächlich um 20 Prozent sinken, ist damit zwar noch nicht bewiesen. Doch hört die Bevölkerung eine konkrete Zahl. Wir schätzten bei diesem Beitrag die kurzen klaren Formulierungen und vor allem die Struktur des Aufbaus (roter Faden).

Christiane Brunner

"Wir müssen schauen, dass die Preise der Medikamente sinken, dass man Parallelimporte in der Schweiz zulässt – und dass man den Leuten in der Schweiz Generika gibt, die kein spezielles Medikament brauchen." (Gong ertönte am Schluss nicht mehr)

Analyse

Christiane Brunner schöpfte die Zeit nicht einmal ganz aus. Sie konnte trotzdem konkrete Vorschläge, konkrete Anregungen zur Kostensenkung unterbringen. Ihr Aufbau: Preise müsse sinken – wie? Durch Parallelimporte – Generika müssen zugelassen werden.

Wir schätzten die konkreten Vorschläge. Die meisten Politiker verstecken sich meist nur hinter allgemeinen Floskeln.

Christiane Langenberger

"Es braucht sicher mehr Transparenz. Davon bin ich überzeugt. Es braucht die Mitarbeit von allen Partnern: Ärzte, Pharmaindustrie, Apotheker – wir alle –, dass wir verantwortlich sind und versuchen – (Gong) –, die Quantität vom Verbrauch hinunterzubringen."

Analyse

Christiane Langenberger setzt zwei Schwerpunkte (dies sind jedoch für 15 Sekunden bereits zu viel)

– Transparenz

– Alle müssen mitmachen

Sie folgert daraus: So kann die "Quantität des Verbrauchs" gesenkt werden. Tönt gut. Doch ist dies eine typische Plausibilitätsargumentation, die immer stimmt. Es fehlen konkrete Hinweise. Was ist nicht transparent? Wie oder wo muss zusammengearbeitet werden? Ein Beispiel würde genügen. Dass bei Christiane Langenberger die Zeitlimite überschritten wird, lag nach den ersten Worten in der Luft. Für 15 Sekunden sind bereits zwei Schwerpunkte zu viel. Die Formulierung: "Ich bin überzeugt davon" könnte genauso gestrichen werden wie die umständliche Formulierung: "Quantität des Verbrauchs hinunterzubringen".

Derartige Formulierungen gehören zu einer schlechten "Politikerrhetorik". Die komplizierten Formulierungen klingen erstaunlicherweise für Laien kompetent, obwohl nichts Konkretes gesagt wird und die Aussage viel einfacher gesagt werden könnte.

Christine Wirtz-von Planta

"Auf jeden Fall Transparenz – das fordern wir schon lange. Auf jeden Fall richtige regionale

Spitalpolitik. Dass wir auch dort wieder die Kosten richtig in den Griff bekommen. Da kann man sehr viel sparen. Mehr Eigenverantwortung! Und dann – finde ich – (Gong überdeckt die Worte) ... sollten wir. Dass es nicht ein Flickwerk ist, sondern ein Guss ..." (Das Klatschen überdeckt die Schlussworte)

Analyse

Wir vermuten, dass Christine Wirtz diesen Spot zu Hause nicht antizipiert hat. Weshalb dürfen wir dies annehmen? Die Vizepräsidentin nutzt Floskeln, um Denkzeit zu gewinnen. Wer an die Arena geht, muss sich schon zu Hause überlegen, was die Partei auf die Fahne geschrieben hat. Dass die Partei auch Transparenz fordert und dies schon lange fordert, ist für einen Spot eine Sprechblase, die noch gefüllt werden müsste. Genauso sagen "richtige regionale Spitalpolitik" oder: "Dass man die Kosten in den Griff bekommen muss" – nichts aus. Das wollen alle! Was in der Botschaft fehlt: WIE wollen wir die Kosten konkret in den Griff bekommen?

Es folgt als Rezept wiederum nur das Wort: "Eigenverantwortung". (Klingt ebenfalls gut.) Die ganze Aussage hätte sicherlich auf einer der Floskeln aufgebaut werden können. Doch müsste etwas Konkretes zu dieser "Eigenverantwortung" gesagt werden: Wo? Wer? Wie? Was konkret tun damit? Auch in diesem Beitrag war klar: Der Gong musste bei dieser Airbagrhetorik (d.h. bei so viel leerer Luft) das zu lange Votum stoppen. Denn es wurden zu viele Aspekte in den kurzen Spot verpackt. Ein Kerngedanke hätte genügt!

Ruth Genner

"Wir Grünen setzen uns ein für gesunde Lebensbedingungen: gute Wohnverhältnisse, entsprechend: Lärmvermeidung – auch Stress ist ein wesentlicher Faktor, der für die Gesundheit beziehungsweise für die Krankheitskosten von Bedeutung ist, und an diesen Stellen müssen wir uns einsetzen und diesem Sinn (Gong unterbricht den Redefluss und über-tönt die Fortsetzung. Dann ist noch hörbar:) Auch Armutsbekämpfung, weil dies auch Stress bedeutet."

Analyse

Medienrhetorisch gibt es leider bei diesem Beitrag zu viel zu beanstanden: Der Spot ►

begann zwar recht gut: "Wir setzen uns für gute Lebensbedingungen ein." Das wäre eine brauchbare Ausgangslage gewesen, um konkret zu sagen, was die Grünen detailliert tun wollen. Wahrscheinlich kam das Wichtigste erst nach dem Gong.

Der rote Faden war kaum erkennbar: "Wir bekämpfen die Armut – Denn – Wie – Dar – aus folgt: Kosten werden ..." Was wir beanstanden: Nach Wohnverhältnisse kommt ein Bandwurmsatz ohne Pausen. Gedanken und Nebengedanken folgen assoziativ aufeinander: Wohnverhältnisse – Lärm – Stress – Armutsbekämpfung. Auch bei diesem Beitrag war vorhersehbar, dass der Gong den Gedankenmix unterbrechen würde. Es wurde in diesen Spot ebenfalls zu viel hineingepackt. Das Konkrete fehlte. Die Grünen in Deutschland sagen es meist viel konkreter: Wir verlagern die Kosten. Die Beiträge müssen nach Einkommen bezahlt werden.

Oder: Der Liter Benzin wird später 5 Mark kosten, um den öffentlichen Verkehr zu fördern. Die Bürger möchten konkret wissen, wie das Geld beschafft werden soll, um beispielsweise die "Wohnverhältnisse" zu verbessern.

Erkenntnisse

Wer in wenigen Sekunden eine konkrete Aussage machen muss, kann nicht (gemäss der ehemaligen Stadträtin Koch, Zürich) argumentieren: Meine Thematik ist zu komplex und zu differenziert, als dass das Wichtigste in 15 Sekunden gesagt werden kann. Ich brauche mehr Zeit!

So wie ein Journalist ein umfangreiches Buch schreiben könnte, aber auch fähig sein muss, diesen Inhalt in einem Artikel, aber auch im Lead mit ein paar Zeilen und letztlich auch in einem verständlichen Titel (mit wenigen Worten) zusammenzufassen, müssen wir lernen, Aussagen kurz, prägnant mit einer konkreten Aussage wiederzugeben, ohne dabei den Inhalt zu verfälschen.

Auch Bundesrat Leuenberger musste am 30. Oktober in Schaffhausen eingestehen: "Heute ist der Auftritt am Fernsehen für Politiker die wichtigste Kommunikationsform, denn am Fernsehen muss man seine Botschaft häufig in einem Satz vermitteln." (Obschon Sachverhalte kompliziert sind und mehr Zeit benötigen würden.)

Es ist hinlänglich bekannt, dass ein kurzer Beitrag viel mehr Vorbereitungszeit braucht

als ein unstrukturiertes Palaver. Ein kurzes Votum erheischt enorm viel Vorbereitungsarbeit. Wir sind uns nicht sicher, ob alle Parteipräsidentinnen und Parteipräsidenten in den wichtigsten Sachfragen derartige Spots vorgängig antizipiert und geübt hatten. Bei kurzen Voten geht es nicht ohne Briefing!

Fazit

Wer eine kurze Aussage machen muss (auch an Meetings), sollte nur EINEN Hauptpunkt ansprechen: Einleitung – Hauptpunkt (verbunden mit einem konkreten Beispiel) – Schluss (Appell oder Wiederholung).

Kürze und Details können unter einen Hut gebracht werden, wenn EIN wichtiger Vorschlag ausführlich, aber auch konkret geschildert wird. Wir behaupten: Das ist in den meisten Fällen möglich! ■

INSERAT 1/2 QUER RA

235X157

PUBLIMAG GLATTBRUGG

MEDIENRHETORIK

KOMMUNIKATIONSTRAINING

VON MARCUS KNILL.

DER ERSTE SCHRITT HIN ZUM WAHLKARUSSELL



Foto: Keystone

Franz Steinegger.



Foto: Keystone

Christine Beerli.



Foto: Marc Weill

Gerold Bührer.

Kurz vor der Rücktrittserklärung von Bundesrat Kaspar Villiger stürzten sich die Medien sofort auf die mutmasslichen Nachfolger, obwohl in dieser Phase kein vernünftiger Anwärter zugestehen darf, dass er sich zur Wahl stellt. Verschiedene heisse Anwärterinnen und Anwärter wurden genannt. Da es für alle fatal gewesen wäre, schon vor dem offiziellen Rücktritt des Bundesrates die Kandidatur zu erklären, interessierte uns: Wie geschickt reagierten diese Personen bereits in der ersten heiklen Situation?

Franz Steinegger

Franz Steinegger wird vor dem Bundeshaus überrascht.

Journalist:

“Legen Sie heute Ihre Karten auf den Tisch?”

Steinegger:

“Welche Karten?”

Journalist:

“Wollen Sie Bundesrat werden?”

Steinegger:

“Wieso? Tritt jemand zurück?”

Analyse

Steinegger schützt sich mit Gegenfragen. Gegenfragen sind eine beliebte Technik, Zeit zu gewinnen. Nicht alle Gegenfragen sind jedoch gut. Steineggers Gegenfragen waren zu plump, zu unglaubwürdig. Steinegger darf das Publikum nicht für dumm verkaufen, wenn er zurückfragt: “Tritt jemand zurück?”. Denn für alle ist es klar, um was es geht. Auch für Steinegger. Die Gegenfrage konnte in dem sachlichen, trockenen Ton auch nicht als humorvoller Gag eingeordnet werden. Schade! Ob der bekannte Krisenmanager möglicherweise an einer empfindlichen Stelle getroffen worden war?

Wir haben selten eine derart plumpe Reaktion bei Franz Steinegger erlebt wie bei dieser ersten Befragung. Sonst reagierte er in Krisensituationen meist souverän. Nur einmal – beim Expo-Finanzdebakel – als er zu seinem angeblich unverhältnismässigen Salär von 500 000 Franken auch noch Stellung

nehmen musste, reagierte er ähnlich, ebenfalls mit übertriebener Ruhe. Diese Gelassenheit wirkte auch damals zu “gespielt”.

Aussagen zur Bundesratsfrage

Die NZZ am Sonntag (21.9.2003) sammelte alle Antworten, die Franz Steinegger je zur Bundesratsnachfolge gegeben hat. Diese Zusammenstellung verdeutlicht, wie Medienkonsumenten frühere Aussagen allzu schnell vergessen.

Viele Politiker rechnen vielleicht auch damit, dass ihre früheren Aussagen nicht mehr präsent sind. Doch zeigt folgende Zusammenstellung, dass die Journalisten dank entsprechender Datenbanken alte Aussagen jederzeit abrufen können.

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com, rhetorik.ch) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

1998 antwortete Steinegger in der Schweizer Illustrierten auf die Frage, ob er nicht der-einst Villigers Nachfolge antrete:

“Die Chance ist statistisch derart klein, dass ich mich nicht im Geringsten damit beschäftige.”

Damals unterlag Steinegger bei der Bundesratswahl.

Anfang 2001 konnte in der Berner Zeitung gelesen werden:

Steinegger:

“Eine reelle Chance, Bundesrat zu werden, hätte ich einzig im Februar 1998 gehabt.”

2002 stellt die Schweizer Illustrierte nach der Zitterpartie Expo ebenfalls die Bundesratsfrage. Damals fühlte sich der Urner zu alt für die Aufgabe.

Steinegger:

“Diese Frage verdränge ich! Nur so viel: Es gibt fähige und jüngere Kandidaten. Und ich laufe nicht mit herausgestellten Ellbogen durchs Land.”

Zwei Jahre zuvor deutete der Berner Bund Steineggers Rückzugsgedanken an.

Steinegger:

“Für mich gilt, dass meine politische Karriere dem Ende entgegengeht.”

Im Bund äusserte sich Steinegger im Jahre 2000 recht vorsichtig:

“Wenn man in den Medien oder der Politik als Bundesratskandidat gehandelt wird, darf man nicht den Fehler machen zu glauben, man sei Kandidat.”

Doch plötzlich liess im August 2003 – in der Basler Zeitung – seine Vorsicht nach.

Steinegger:

“Eine Wahl in den Bundesrat, die nicht unter ganz ausserordentlichen oder gar unwürdigen Voraussetzungen zu Stande käme, wäre zu akzeptieren.”

Analyse

Wer in Medien Gedanken preisgibt, sollte sich stets bewusst sein, dass Journalisten alte Aussagen im Zeitalter des Internets jederzeit verfügbar haben. Der sonst rhetorisch so geschickt agierende Nationalrat Steinegger hat bei seinen Medienauftritten – im Zu-

sammenhang mit der Bundesratsnachfolge – zum Teil ungeschickt geantwortet. Wir vermuten deshalb, dass er sich mit seinen früheren Aussagen bereits vor der Wahl geschadet hat. Er hat deshalb nach unserem Dafürhalten damit Boden verloren.

Dass Steinegger trotz seiner früheren Aussagen auf die Nachfolge Villigers nicht verzichten will, veranschaulichen folgende Antworten vom Tag des Rücktrittes Villigers an Journalisten.

Steinegger:

“Persönlich habe ich mich eher darauf ausgerichtet, jetzt die politische Tätigkeit abzubrechen. Ich habe mich eher ein wenig anders ausgerichtet. Und ich bin offen. Es bereitet mir ein wenig Mühe, wieder die Blickrichtung ein bisschen zu verändern. Und für das brauche ich – äh – ein wenig Zeit.”

Wir erfuhren, dass sich Steinegger bis Ende Oktober Zeit lassen will für den Entscheid. Wenn er sich dafür entscheidet, glauben viele, werde er gewählt. Einziges Handicap ist sein Alter von 60 Jahren. Angesprochen auf die Rettung der Expo sagte Steinegger:

“Das Expo-Mandat war ein Himmelfahrtskommando, das man als Vorbereitung für eine Bundesratswahl nicht brauchen konnte. Das Gelingen war auf Messers Schneide. Hätte man fadengrad auf das Bundesratsamt gehen wollen, so hätte man dieses Risiko nicht eingehen sollen.”

Journalist:

“Wieso eigentlich diese lange Bedenkzeit?”

Steinegger:

“Ob es eine Bedenkzeit ist, ist eine andere Frage. Ich habe keine Veranlassung, Kündigungen auf Vorrat zu machen. Die Fraktion sagte, sie wolle es wissen bis Ende Oktober, das ist entscheidend. Auf das richte ich mich aus.”

Journalist:

“Aber Hand aufs Herz. Sie wissen es für sich eigentlich schon.”

Steinegger:

“Ja, vielleicht nicht mit absoluter Gewissheit. Aber mit einer gewissen Sicherheit.”

Analyse

Die zahlreichen abschwächenden Worte wie – eher (zwei Mal) – ein bisschen

– ein wenig (zwei Mal)

– eigentlich

– vielleicht

– gewisse Sicherheit

zeugen von bewusster “Airbagrhetorik”. Die vagen Antworten werden mit Füllworten und Abschwächungen gepolstert. Dies ist ein Anzeichen dafür, dass es dem gewiefen Politiker nicht wohl ist.

Er will sich nicht aufs Glatteis begeben. Möglicherweise weiss er, dass er sich früher zu stark positioniert hatte. Nun gilt es, Entscheidungsfreiräume zu schaffen.

Steinegger gelingt es sogar, die fragwürdigen finanziellen Probleme der Expo in ein gutes Licht zu rücken. In der Antwort lässt er durchblicken, dass es schwierig war, die Expo vor dem “Aus” zu schützen. Implizit lässt er geschickt durchblicken: Ich habe eigentlich die Expo gerettet.

Das Ausweichen und Warten könnte andererseits Steinegger dann zugute kommen, wenn andere Kandidaten strategische Fehler machen.

Christine Beerli

Christine Beerli wurde in der gleichen Sendung befragt.

Journalist:

“Kandidieren Sie?”

Beerli (lacht):

“Warten Sie bitte, bis die Woche zu Ende ist. Dann sehen Sie es. Dann erfahren Sie es!”

Journalist:

“Was würde Sie reizen an diesem Amt?”

Beerli:

“Mich würde es reizen, mit anderen zusammen – in einem Kollegium – die tief greifenden Probleme zu lösen, die auf unser Land zukommen.”

Analyse

Christine Beerli ist auf die heikle Frage, die in der Luft lag – und kommen musste –, vorbereitet:

“Warten Sie, bis die Woche zu Ende ist.” Dieses Versprechen wurde eingehalten. Ende der Woche war tatsächlich zu erfahren, dass sie sich zur Verfügung stellt. Auf die Frage, was sie am Amt reizen könnte, antwortet sie im Konjunktiv: Ich würde mit den Kollegen zusammenarbeiten und tief greifende Probleme lösen. Damit wirbt ►

sie bereits für sich: Ich bin kooperativ und packe Probleme nicht nur oberflächlich an! Ob sie es beabsichtigte oder nicht: Die Antwort verbirgt eine Spitze gegen gewisse Mitglieder im Bundesrat, die zu wenig kollegial regieren oder zu eigenmächtig handeln. Es könnte in die Antwort noch ein weiterer Vorwurf hineininterpretiert werden "Ich würde tief greifende Probleme lösen." Das heisst implizit: Der heutige Bundesrat löst die Probleme mit zu wenig Tiefgang. Christine Beerli ist erst fünfzig Jahre alt. Dies gilt als Vorteil. Handicap der Kandidatin: Sie wäre das zweite Berner Mitglied im Bundesrat. Ein belastendes Wirtschaftsmandat hat sie rechtzeitig abgelegt.

Aussagen zu Swiss Life-Krise

Der Journalist spricht weitere Leichen im Keller an.

Beerli:

"Man kann man suchen in der Suppe und im Keller und kann graben. Ich glaube nicht, dass da irgendetwas zum Vorschein kommen könnte."

Journalist:

"Man könnte sagen, dass Sie bei der Rentenanstalt rechtzeitig zurückgetreten sind, um eine reine Weste zu behalten."

Beerli:

"Das kann man alles sagen. Das betrifft mich jetzt eigentlich nicht. Weil ich selbst überzeugt bin, dass ich richtig gehandelt habe. Dass ich dort im Verwaltungsrat eine aktive und kritische Rolle gespielt habe und nach einer längeren Zeit gegangen bin, als ich es als gut erachtet habe."

Journalist (etwas später):

"Sie haben für sich den Entscheid gefällt?"

Beerli:

"Ganz persönlich für mich schon. Muss aber noch besprochen werden."

Analyse

Christine Beerli glaubt nicht, dass sie noch weitere Leichen im Keller hat. Sie behauptet jedoch nicht, es gibt keine! Diese Antwort ist diplomatisch. Falls später doch noch etwas Unvorhergesehenes an den Tag käme, so hätte sie sich nicht absolut festgelegt. Eine geschickte Formulierung! Sie sagt im Grunde genommen nur: Ich glaube nicht, dass man Leichen findet.

Die eindeutigen Antworten hinsichtlich des früheren Engagements Rentenanstalt finden wir klug: Der Vorwurf prallt mit der eindeutigen Aussage ab – "Das betrifft mich nicht." Nachher beleuchtet Beerli die Verwaltungsratsgeschichte aus der optimistischen Sicht des vollen Glases: "Ich habe eine aktive und kritische Rolle gespielt!" Dass sie persönlich weiss, ob sie Bundesrätin werden wolle, durfte sie zu diesem Zeitpunkt so formulieren. Offiziell war dies noch keine Zustimmung. Doch war damit allen klar: Christine Beerli wird kandidieren. Tatsächlich bestätigte sich denn auch nach wenigen Tagen diese Vermutung. Christine Beerli war rasch bereit zu kandidieren. Ob dieses schnelle Offenlegen der Karten ein taktischer Fehler war?

Denn: Hierauf geschah etwas Aussergewöhnliches. Die Berner SVP (Hermann Weyeneth) erklärte die Kronfavoritin schon Ende September für unwählbar. Auch in der eigenen Partei wehte Beerli vorerst auch ein schärferer Wind entgegen. Hatte sich Christine Beerli mit ihrer zu raschen Zusage geschadet?

Gerold Bührer

Gerold Bührer (siehe auch Seite 32) wurde in der AZ vom 2. Oktober zur Bundesratskandidatur befragt:

Journalist:

"Vor einem Jahr mussten Sie zwischen FDP Parteipräsidium und Rentenanstalt entscheiden. Befindet sich Gerold Bührer als Bundesratskandidat etwa schon wieder in der gleichen Zwickmühle?"

Gerold Bührer:

"Ich habe schon immer gesagt, dass es für mich keine politischen Ambitionen gibt, solange nicht die Gesundheit der Rentenanstalt sichtbar ist. Nun ist diese Voraussetzung erfüllt. Die Frage nach der Bundesratskandidatur kann ich jedoch erst nach den Nationalratswahlen beantworten."

Analyse

Das Wort "Zwickmühle" klammert Bührer (bewusst?) aus. Da die Gesundheit der Rentenanstalt jüngst eingetreten ist, kann seine Antwort als indirekte Zusage gewertet werden. Doch verschiebt Bührer als Homo Politicus den offiziellen Entscheid auf die Zeit nach den Nationalratswahlen. Aus unserer Sicht ist dies geschickt, zumal bis zu jenem

Zeitpunkt vieles geklärt sein wird:

- die interne Ausmarchung in der FDP
- ob Frauen bevorzugt werden
- welche Rolle die Regionen spielen (Ostschweiz)
- wie die Bevölkerung Bührer akzeptiert (Wahlresultate liegen vor)

Falls die Alters- und Wohnortsfrage stärker gewichtet wird, könnte es Gerold Bührer noch gelingen – trotz des unrühmlichen Rücktritts als Parteipräsident –, als Wirtschaftsfachmann zu den valablen Kandidaten zu zählen. Dann hätte sich das Zuwarten gelohnt.

Erkenntnis

Die ersten Schritte hin zum Wahlkarussell sind richtungsweisend. Die Kunst besteht darin, diplomatisch zu antworten. Alles was gesagt wird, muss wahr sein. Aber: Es muss nicht alles gesagt werden, was man weiss. Die so genannte "Airbagrhetorik", das heisst nur nichts sagende lauwarme "Luft rauszulassen", um sich zu schützen, ist ebenso falsch, wie alles sofort offen zu legen.

Sich bei Überraschungen geschickt zu verhalten, ist eine Kunst, die geübt werden muss.

- Es werden konkrete Antworten verlangt.
- Doch dürfen wir nichts sagen, was uns schaden könnte.
- Wir müssen auch warten können und die Antworten mit den zuständigen Stellen koordinieren.

Verhalten bei Überraschungen

Warten – überlegen – denken – erst dann reden! Dies ist einfacher gesagt als getan. Denn: Das Einfache ist bekanntlich in der Praxis gar nicht so einfach. Es muss geübt werden. ■

MEDIENRHETORIK

KOMMUNIKATIONS-TRAINING

VON MARCUS KNILL.

MISSVERSTÄNDLICHE ANTWORTEN VERMEIDEN



Ihre Antwort erinnert uns an den Vorwurf nach den ersten Amtswochen: Die neue Bundesrätin informiere zu schnell.

Eine unvollständige Antwort hat Folgen

In der österreichischen Tageszeitung Die Presse vom 6. September gab Bundesrätin Calmy-Rey ein Interview. Darin nahm die Aussenministerin Stellung zur Auseinandersetzung im UN-Sicherheitsrat um die Zukunft des Irak.

Frage:
"Wo steht Bern im Streit USA–Europa?"

Antwort:
"Auf Seiten Frankreichs und Deutschlands."

Eine Begründung dieser heiklen Parteinahme fehlt. Die Antwort ist zwar kurz und knapp. Verschiedene Nationalräte (Lachat, Reimann, Merz) beanstandeten postwendend diese eindeutige Antwort. Sie sahen darin eine Verletzung der Neutralitätspolitik. Nur Parteikollege Gysin nahm die Bundesrätin in Schutz: "Die Neutralitätsfrage stellt sich gar nicht, da die USA, Deutschland und Frankreich gar nicht im Krieg stehen." Calmy-Reys Satz ist ein Teil

eines längeren Interviews über die Schweizer Aussenpolitik im Rahmen ihres Besuches bei der österreichischen Aussenministerin Benita Ferrero-Waldner. Es steht heute fest: Der Text wurde von Calmy-Reys Stab autorisiert. Unter dem Titel: "Die Schweiz soll lauter werden", plädierte Calmy-Rey für ein stärkeres Auftreten der Schweiz auf der weltpolitischen Bühne: "Wenn wir ganz leise sind, hört uns niemand, sind die Interessen der Schweiz nicht gewahrt", sagt sie, bevor sie die umstrittene Aussage zum Besten gibt.

Analyse

Nach NZZ am Sonntag vom 14. September ist die Antwort nicht abgestützt im aktuellen geopolitischen Kontext des Bundesrates. (Nach Vizekanzler Achille Casanova ist die Irak-Frage in den letzten Monaten nicht mehr diskutiert worden. Vor Monaten habe man sich für eine völkerrechtskonforme Lösung ausgesprochen.) Wenn diese Antwort intern nicht sanktioniert ist, kann man deshalb beim vorliegenden Missverständnis nicht mehr nachträglich geltend machen, die Aussage beziehe sich "auf den völkerrechts-

widrigen Angriff der Koalition im Irak und auf sonst gar nichts" (Begründung des diplomatischen Beraters, Botschafter Urs Ziswiler). Damit steht eindeutig fest: Diese wichtige Zusatzinformation fehlt im Interview. Kurze Antworten sind zwar im Umgang mit Medien erwünscht, doch können Antworten auch zu kurz sein. Bei heiklen Fragen sind Zusatzinformationen ein Muss. Sie sind "der Rede wert". Mit einer Zusatzbemerkung hätte der Aussenministerin nicht vorgeworfen werden können, sie beziehe Position gegen die USA.

Erkenntnis

Die Erkenntnis: Missverständnisse lassen sich mit zusätzlichen Begründungen reduzieren.

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (knill.com, rhetorik.ch) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Die missverständliche Antwort zu den geforderten Lösegeldern

Nach der Freilassung der verschleppten europäischen Sahara-Touristen gab es erwartungsgemäss heisse Fragen zu der Lösegeldproblematik. Das EDA und Aussenministerin Calmy-Rey gaben vor dem 20. August über die Verhandlungen keine Stellungnahme ab. Die Antwort lautete immer: "Kein Kommentar!" Bei der Befragung von Parlamentariern in 10 vor 10 vom 12. August dominierte die Meinung: Bei Entführungen dürften keine Lösegelder bezahlt werden. Sonst wüssten die Entführer, wie wertvoll ein Schweizer ist! Nachahmungstäter würden zu weiteren Entführungen animiert.

Nach unbestätigten Medienberichten soll eine Summe von rund 4,6 Millionen Euro für die Freilassung der Geiseln bezahlt worden sein. Experten schätzen diese Summe als realistisch ein. Bei aller Freude über die Freilassung der Geiseln war es für die Medien Pflicht, hinsichtlich Lösegeldzahlungen Fragen zu stellen:

- Wurden tatsächlich Lösegelder bezahlt?
- Falls ja, wie viel?
- Wer hat die Gelder bezahlt?
- Müssen die Schweizer Touristen den Betrag oder einen Teil davon zurückbezahlen? (Sie setzten sich mit der Wüstentour selbst einem bekannten Risiko aus und waren nicht im Auftrage des Bundes unterwegs.)
- Was kostet die ganze Befreiungsaktion den Steuerzahler?
- Wird Mali durch Aufstockung der Entwicklungshilfe die Summe vergütet?
- Welcher der beiden Grundsätze hat in der Schweiz Vorrang: Der Staat darf sich nicht erpressen lassen, oder: Der Staat ist für den Schutz des Lebens und der Gesundheit seiner Bürger verantwortlich? Wie wird dieser Zielkonflikt gehandhabt?
- Dürfen die befreiten Geiseln ihre Einnahmen für Medienauftritte, Filmgagen, Buchhonorare für sich behalten?

Uns interessierte das Antwortverhalten der Aussenministerin aus medienrhetorischer Sicht.

Offizieller Auftritt vor den Medien

Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, Mitglieder des Krisenstabs und zwei Angehörige traten am 20. August in Kloten vor die Medien. Direkt mit der Behauptung konfrontiert, die Schweiz habe die Geiseln freigekauft, lachte

Micheline Calmy-Rey und entgegnete, die Frage basiere auf einer inakzeptablen Hypothese, die sie nicht kommentieren könne:

"Ich werde heute und in Zukunft keine weiteren Informationen über die Umstände der Geiselnahme und die Befreiung abgeben", stellte die Bundesrätin klar und sprach dann von dem guten Verhältnis zu Mali.

Analyse

Es ist verständlich: Die Aussenministerin darf über die Verhandlungen nichts sagen. Sie umschreibt bei der Medienorientierung das "No comment" in einer verständlichen, konsequenten Form. Sie wiederholt das "No comment" mit einer Andeutung. Sie sagt, warum sie nichts sagt und nutzt die Chance, eine andere Kernaussage zu vermitteln (Beziehung zu Mali). Dass jedoch eine Hypothese "inakzeptabel" sein muss, darf bezweifelt werden.

Im Umgang mit den Medienschaffenden werden wir ständig mit Hypothesen konfrontiert. Journalisten werden und dürfen Hypothesen aufstellen. Das müssen wir akzeptieren. Die Bundesrätin darf nur nicht darauf eingehen.

Akzeptieren heisst für uns: "Ich verstehe, dass du Hypothesen aufstellt. Aber ich gehe nicht darauf ein."

Ferner: Dass die Aussenministerin "in der Zukunft" nichts sagen wird, darf bezweifelt werden. Denn am 20. August stand bereits fest, dass Maximilian Reimann in der Aussenpolitischen Kommission des Ständerates die Lösegeldfrage zur Sprache bringen würde. Mit dem Versprechen "Ich werde auch in Zukunft nichts sagen" engt sich die Ministerin unnötigerweise ein.

Wenn sie später doch etwas sagen muss? Bei einem Informationsleck beispielsweise, müsste sie es bestimmen!

Wie vermutet, nahm die Bundesrätin kurz darauf doch Stellung zu der Kostenbeteiligung der befreiten Geiseln. Nach Aussage von Maximilian Reimann (Samstags-Rundschau vom 23. August, Radio RRS) gab die Aussenministerin vorschnell bekannt, die Betroffenen müssten gar nichts bezahlen. Diese Antwort erinnert uns an den Vorwurf nach den ersten Amtswochen: Die neue Bundesrätin informiere zu schnell.

Neue Sequenz

Am Mittwochabend, 20. August – nach der Rückkehr der Geiseln – wurde die heikle Thematik bereits im ersten Rundschau-Beitrag

angesprochen. Michael Lüders, ein Islamspezialist in Berlin, äusserte darin die Ansicht: "Lösegeld wurde bezahlt. Über die Höhe kann man nur spekulieren. Genannt wird die Summe von 5 Millionen Euro. Aber – wie gesagt – wir wissen keine genauen Zahlen."

Bundesrätin Calmy-Rey wurde hierauf vom Rundschau-Team beim Marschieren überraschend mit der Frage konfrontiert:

"Können Sie uns kurz etwas über die Entführer sagen?"

Calmy-Rey:

"Nein" (lächelt). "Kein Kommentar" (will weitergehen).

Journalist (greift sofort nach):

"Über Lösegeld?"

Calmy-Rey (schaut weg):

"Nein, kein Kommentar."

Trotzdem geht die Aussenministerin beim Wegschreiten auf die Anschlussfrage ein.

Journalist:

"Stimmt es, Frau Calmy Rey, dass Mali ..."

Calmy-Rey (schaut rasch zurück wartet die ganze Frage nicht ab und sagt in französischem Akzent):

"Ich glaube nicht, dass ich Ihnen antworten werde."

Journalist fährt nahtlos fort:

"Dass Mali ..."

Calmy-Rey unterbricht erneut (mit bewusster Freundlichkeit):

"... auf solche Fragen antworten werde."

Journalist (blitzschnell) :

"Dass Mali nächstes Jahr mehr Entwicklungshilfe bekommt? Stimmt es?"

Calmy-Rey (bleibt stehen):

"NEIN. – Also – ich – Sie glauben doch nicht, dass ich solche Fragen beantworten werde" (wendet sich mit aufgesetztem Lächeln ab).

Analyse

Es ist auch bei dieser Sequenz verständlich, dass die Aussenministerin nichts sagen darf, falls Lösegeld bezahlt wurde. Dass unter den gegebenen Umständen eine überfallartige Befragung sehr heikel ist, ist ebenfalls nachvollziehbar. Das zeigt sich im Sprechfluss – in der Hektik – an den fehlenden Pausen und Wortwiederholungen. Trotz ▶

des Lächelns (die Ministerin zeigt auf freundliche Art die Zähne) dominiert bei der kurzen Sequenz eine sonderbare Ruhelosigkeit, Unwilligkeit. Es fehlen Pausen, Denkpausen. Alles folgt Schlag auf Schlag. Es wird zu schnell geantwortet.

Diese Stimmung macht uns bewusst: Die Bundesrätin ist in einem Dilemma! Die Situation zwischen Tür und Angel schafft zusätzlichen Druck (Zeitdruck). Obschon Micheline Calmy-Rey die Medienpräsenz liebt und pflegt, darf sie in dieser Situation nichts sagen. Dies muss einer Politikerin schwer fallen, die bis anhin immer eine offene Informationspolitik auf ihre Fahne geschrieben hatte.

Es wird in Fachkreisen angenommen, dass die Regierung in Bern die Lösegelder nicht direkt bezahlt hat. Aus guten Gründen: Ein Staat darf sich nicht erpressen lassen. Die Gefahr der Nachahmungstäter wäre zu gross. Heikel ist aus unserer Sicht das "NEIN" der Bundesrätin auf die Frage: "Stimmt es, dass Mali Gelder aus der Entwicklungshilfe bekommt?" Vielleicht hatte die Bundesrätin mit dem NEIN ein: "Nein, ich will nicht antworten" im Kopf. (Sie spricht meist französisch.) So wie es aber vor dem Mikrofon formuliert wurde, bezieht sich das NEIN eindeutig auf die Entwicklungshilfgelder. Falls trotz Informationssperre später durchsickern würde, dass doch Gelder in irgendeiner Form über den Entwicklungsfond bezahlt worden wären, hätte die Bundesrätin ein echtes Problem: Denn mit dem NEIN hatte sie ungewollt eine Antwort gegeben. Das NEIN heisst nämlich: Es wurden keine derartigen Zahlungen geleistet! In der Krisenkommunikation gilt der hilfreiche Merksatz: Jedes Wort, das gesagt wird, muss wahr sein. Aber nicht alles, was ich weiss, muss gesagt werden.

Mit dem raschen NEIN gibt die Bundesrätin preis: Mit dem Hinweis, "Mali werden KEINE Zahlungen mit Entwicklungshilfgeldern gemacht", hat sie damit das "No comment" gebrochen. Es bleibt zu hoffen, dass diese bedeutende Eingrenzung mit dem NEIN zutrifft. Sonst hätte die Bundesrätin nicht die Wahrheit gesagt.

Zur Wirkung der Bundesrätin vor den Medien: Verena Vonarburg, Journalistin des Tagesanzeigers, schrieb: "Calmy-Rey lächelt und küsst nochmals. Sonst aber wirkt die Bundesrätin zurückhaltend, zerbrechlich, schüchtern fast. Sie liest ab, was an Fakten für die Öffentlichkeit zugelassen ist. Die Schultern hängen im moosgrünen Jackett. Die Sonnenblumen auf dem Tisch vor ihr hängen auch. Ganz anders der Chef des Krisenstabes, Peter Sutter. Er verströmt die Gelassenheit des Erfolgreichen und Routi-

nierten. Er spricht frei, erzählt souverän von der vollbrachten Arbeit ..."

Diese Beschreibung bestätigt unsere Vermutung, dass es der Bundesrätin im "No-comment-Verhalten" nicht wohl war und macht uns erneut bewusst: Die Körpersprache sagt oft mehr aus als Worte.

Erkenntnis

(Antworten zu den Lösegeldern) Die Bundesrätin hätte ruhig und ohne Hektik dauernd wiederholen können: "Sie begreifen, dass wir dazu nichts sagen können."

Eine Überraschungsfrage darf in dieser heiklen Situation weder mit "Ja" noch mit "Nein" beantwortet werden. Wer nicht informieren darf, sollte höchstens begründen, warum er nichts sagen darf – mehr nicht!

Fazit

Antizyklisches Verhalten lohnt sich vor allem in Stresssituationen. Wenn jemand hetzt, sollten wir das Tempo bewusst verlangsamen. (Gemäss dem Motto: "Taxifahrer, fahren Sie langsam! Ich habe es eilig!") Wer gedrängt wird, sollte immer zuerst innehalten (warten, innehalten) und überlegen. Personen, welche das antizyklische Verhalten nicht geübt haben, lassen sich vor Mikrofon und Kamera hetzen. Bei der Beschleunigung funktioniert dann plötzlich die Bremse nicht mehr. Mit anderen Worten: Nur wer überlegt, bleibt überlegen. Wir hoffen, dass Calmy-Reys Berater diesen Lernpunkt mit der Magistratin bereits ausführlich besprochen hat. Das Medienverhalten der Aussenministerin anlässlich der Botschafterkonferenz war hernach so, als hätte die Bundesrätin nach der Rundschau-Antwort ein Debriefing gemacht. Jedenfalls hatte sie in 10 vor 10 (SF DRS vom Mittwoch 26.8.) bei einer analog überfallartigen Befragung bereits professioneller reagiert.

Im Bericht wurde erwähnt, dass der Bundespräsident seine Machtposition ausbauen möchte. Er plädierte für ein mehrjähriges Verbleiben im Amt als Bundespräsident.

Situation

Journalist:

"Frau Calmy-Rey, hat Ihnen der Bundespräsident den Tarif durchgegeben?"

Bundesrätin Calmy Rey:

"Ich verstehe Ihre Frage nicht."

Journalist:

"Er will Ihnen sagen, dass ..."

Calmy-Rey:

"Ich bin froh, dass er ..." (Sie sprach über den Bundesratskollegen Couchepin).

"Ich werde ihm sagen, dass ..."

"Ich werde ihm danken für ..." usw.

Analyse

Bei diese Szene gewinnt die Aussenministerin Bedenkzeit. Das Nichtverstandene könnte eine bewusste Taktik sein, um Zeit zu gewinnen. Die Redewendung "den Tarif durchgeben" ist sehr wahrscheinlich für eine Genferin unverständlich. Die Klärungsfrage war für sie ein Muss! Geschickt war in diesem Fall die Taktik des Antwortens. Die Aussenministerin griff ihren Kontrahenten nicht an. Sie dankte ihm für das Interesse an der Diplomatie. Raffiniert ist zudem die Art und Weise, wie sich die Bundesrätin über den Bundespräsidenten stellt.

Mit den "Ich"-Aussagen begibt sie sich auf eine höhere Ebene. "Ich werde usw." Diese Ich-Aussagen verdeutlichen: ICH bin die Aussenministerin. ICH habe das Sagen in diesem Bereich. ICH werde entscheiden. ICH danke dem Präsidenten für sein Interesse usw..

Generelle Erkenntnis

Zwischen Tür und Angel dürfen wir uns nie in Gespräche einlassen, insbesondere dann nicht, wenn klipp und klar gesagt wurde: "Darüber kann ich keine Auskunft geben!"

Fazit

Ein NEIN bleibt ein NEIN. Konsequentes Antwortverhalten macht sich bezahlt.

Zusatzbemerkung: Bunderätin Calmy-Rey kommt beim Publikum generell recht gut an. Sie wurde bislang von der Boulevardpresse entsprechend wohlwollend behandelt. Wer jedoch immer wieder zu offensiv und vor schnell informiert, läuft Gefahr, sich früher oder später Probleme einzuhandeln. ■

MEDIENRHETORIK

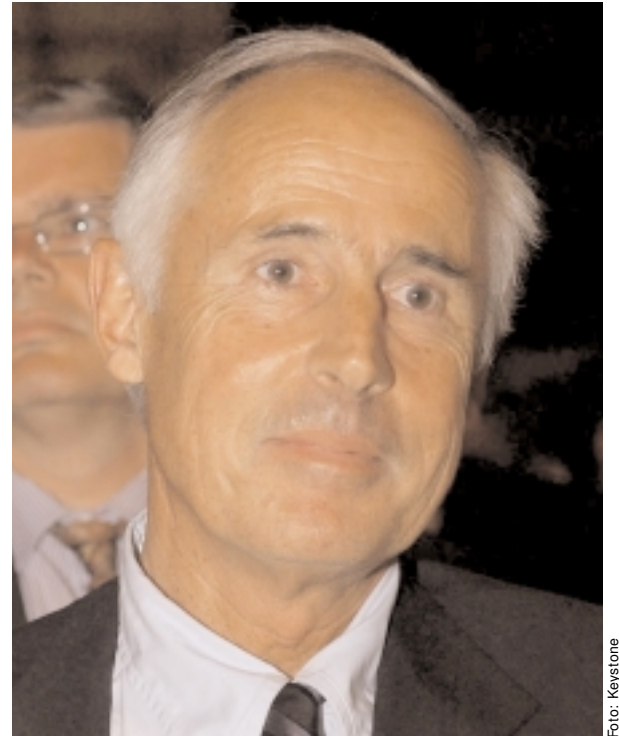
HEUTE: WALTER BOSCH

KRITIK VON MARCUS KNILL.

EIN KOMMUNIKATIONSPROFI STEHT RED UND ANTWORT



Die Swiss im Fadenkreuz.



Swiss-Verwaltungsrat Walter Bosch.

RADIO DRS

Die Swiss war über Wochen in den Schlagzeilen. In der Samstag-Rundschau (Radio DRS) vom 16. August beantwortete Walter Bosch, Verwaltungsrat der Swiss kritische Fragen. Auch vom Sonntagsblick (17. August) wurde er zur nämlichen Thematik befragt, jedoch härter. Walter Bosch war selbst Journalist, Chefredakteur von verschiedenen Zeitschriften und hat eine erfolgreiche Zeit als Werber hinter sich. Heute ist er Verwaltungsrat der Swiss.

1. Sequenz

Auf die Frage des Journalisten, ob das ständige "Beobachtetwerden" der Swiss eher nütze als schade, wies Bosch darauf hin, dass das ein riesiger Nachteil sei. Die Firma sollte, wie andere Firmen auch, in Ruhe informieren und entscheiden können. "Das macht einen Druck, der vielleicht doch eher schädlich ist."

Journalist: "Bei dieser Situation sind auch die Überbringer, die Medien, schuld – in An-

führungszeichen. Da müssten auch Sie aber als früherer Chefredakteur von diversen Zeitungen und Zeitschriften Verständnis haben."

Bosch: "Absolut. Wenn ich auf der andern Seite sitzen würde als Journalist, dann würde ich selbstverständlich auch sehen, dass dies ein grosses Thema ist, das meine Leser interessiert und das ich hart recherchieren muss. Ich habe damit überhaupt kein Problem. Ich stelle nur fest, dass manchmal eigentlich auch ein bisschen übers Ziel hinausgeschossen wird.

Dass vielleicht manchmal auch ein wenig Thesen-Journalismus gemacht wird. Aber im Grossen und Ganzen sind die Medien sehr fair mit der Swiss. Ich verstehe völlig, dass sie auf dieses Thema aufspringen."

Journalist: "Wenn Sie gelesen haben: Swiss bringt Nachlassstundung. Haben Sie sich da aufgeregt?"

Bosch: "Da habe ich mich extrem aufgeregt. Ich habe mich selten im Leben so aufgeregt – als ich die Schlagzeile gelesen habe. Die hat ir-

Medienrhetorik

In dieser Rubrik analysiert Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (www.knill.com) aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich Medienrhetorik.

Kommunikative Ausbildung erfreut sich bei Managern und Führungskräften steigender Beliebtheit. In dieser Ausgabe Walter Bosch.

Knill glaubt, dass das exakte Analysieren rhetorischer Phänomene – über das Beschreiben und Beobachten – die Wahrnehmungsfähigkeit fördert und sogar die Lernfähigkeit stärkt. Auf den Webseiten www.rhetorik.ch finden sich zusätzliche Beiträge zu dieser Thematik.

gendwie geheissen: 'Verwaltungsrat denkt ans Aufgeben – Nachlassstundung.' Das war eine ganz infame, miese Geschichte und die hat auch – in dem Sinn – ist noch nie so wenig Anlass gewesen, diese Geschichte zu schreiben. Oder: Sie ist so total uninformiert gewesen. Sie war total daneben. Es hatte kein Fünkeln Wahrheit. Es war alles – schlicht und einfach falsch. Es ist dann auch selber, es bricht zuletzt in sich zusammen, wenn man sie genau liest, im letzten Abschnitt. Es wird auch das Gegenteil behauptet. Die Geschichte habe ich A: als total unnötig, B: als total unfair und C: als total unwahr empfunden."

Journalist: "Die Nachlassstundung ist aber diskutiert worden?"

Bosch: "Selbstverständlich. Es wäre ja absurd, wenn man dies in dieser Situation nicht diskutieren würde. Dies wurde im Frühling diskutiert. Es ist ein Szenario, das man haben muss. Die Swissair hatte dieses Szenario nicht. Es hat aber noch nie so wenig Anlass gegeben, dieses Szenario aus der Schublade zu nehmen."

Analyse

Dass Druck unangenehm ist und zu falschem Verhalten führt, zeigt die Krisenkommunikation (siehe "persönlich blau" August 2003). Die Drucksituation darf nicht als Rechtfertigung des ungeschickten Verhaltens ins Feld geführt werden. Druck gehört zum Medienalltag. Das heisst: Manager und Medienfachleute müssen lernen, mit Sturmphasen, mit Überraschungen umzugehen.

Bei der zweiten Antwort signalisiert Bosch Verständnis für die Arbeit der Journalisten. Dies federt die Spannung ab. Andererseits hat es viel zu viele Worte der Abschwächung: "Manchmal – eigentlich ein bisschen – vielleicht – manchmal." Damit wird die Antwort zurückgenommen. Es lohnt sich, Aussagen nicht in zu viel Watte zu verpacken. Die Wut, das emotionale Engagement waren für uns glaubwürdig. Den Ausdrücken, wie: "mies, infam" oder "kein Fünkeln Wahrheit" entnehmen wir: Bosch war tatsächlich aufgeregt, die Satzbrüche bestätigen, dass sich Bosch während des Redens erneut geärgert hat.

2. Sequenz

Journalist: "Herr Bosch, Sie haben gesagt, bis zu einem Monat sollte eine Lösung auf dem

Tisch liegen. Vertrauen müsse aufgebaut werden. Vertrauen wurde auch darum verspielt – Stück um Stück –, weil man nach aussen immer zu viel Optimismus ausgestrahlt hatte, am Anfang wurde mit viel Goodwill und Geld gestartet. Man sagte immer: Den Businessplan halten wir bis 2003 ein. Break-even 2004. Schwarze Zahlen eventuell 2005. Scheibchenweise musste man abgeben. War das nicht ein grosser Fehler, dass man viel mehr verspielt hat, anstatt Transparenz zu zeigen bei der Kommunikation?"

Bosch: "Ich glaube, man hat immer ehrlich das kommuniziert, was man geglaubt hat. Das wurde von der Realität überholt. In diese Lage sind viele Unternehmen gekommen. Viele Unternehmen haben die Wirtschaftslage falsch eingeschätzt – haben Sachen kommuniziert, die im Nachhinein zu optimistisch gewesen sind. Ich glaube, dass man das nicht bewusst gemacht hat. Man hat an das geglaubt. Ich glaube, es war legitim, das in diesem Zeitpunkt zu sagen."

Journalist: "Man sagte auch: Der Pilotenstreit sei nur eine Sache von ein paar Wochen. Die Allianz komme nächstens. Die Sachen sind nicht eingetroffen. Es dauerte Jahre."

Bosch: "Das ist wahr. Ja, da hatte man zu optimistisch geurteilt.

Wir glauben, dass man etwas sagen kann, das sich negativ ausgewirkt hat bei der Kommunikation. Dann ist es, dass man oft die Fahne nicht in der Hand hatte und vorangehen konnte, um zu informieren. Dass man hintenherum gerannt ist.

Es hatte Lecks gehabt. Informationen kamen in die Medien, die man entweder dementieren oder nachträglich bestätigen musste oder einfach das Szepter nicht in der Hand gehabt hatte. Man hatte die Kommunikationshoheit nicht mehr. Man liess sie sich aus der Hand nehmen – von Leuten, die irgendein 'Extrazügli' fahren oder irgendwelche Sachen erreichen wollen und die Medien einspannen. Und die Medien liessen sich für diese Geschichten einspannen. Das habe ich früher auch gemacht, Aber das ist für uns das grosse Problem."

Analyse

Die erste Antwort basiert auf der Annahme, dass ein Kommunikationsverantwortlicher das sagen sollte, was er glaubt. Das Verb "glauben" kommt in der Antwort mehrfach vor. Ehrlich und offen kommunizieren will nicht heissen, all das zu sagen, woran man glaubt. Der Glaube allein genügt nicht. Man

könnte es so formulieren: "Wir hofften damals, dass...". Eine Firma, die proaktiv informiert, sagt besser nur das, was gesichert ist. Hypothesen, Annahmen oder Idealabläufe zu benennen, ist und bleibt immer gefährlich. Denn: Trifft die zu optimistische Prognose nicht ein, wird die Aussage zum Bumerang. Das, was Bosch im zweiten Teil der Antwort als Fehler schildert, stimmt. Doch hat die Swiss-Kommunikation die schlechten Noten selbst verschuldet.

3. Sequenz

Journalist: "Sie waren Journalist. Sie waren Chefredaktor von verschiedenen Zeitungen, waren in der Ringier Geschäftsleitung, hatten eine Werbeagentur gegründet. Waren nach zehn Jahren wieder ausgestiegen, sind Berater, haben Einzelmandate, sind Verwaltungsrat bei der Swiss und haben auch andere Mandate. Was hat Sie dazu geführt, bei der Swiss als Verwaltungsrat einzusteigen?"

Bosch: "Ich glaube, dass im Prinzip viele Verwaltungsräte falsch zusammengesetzt sind. Habe immer gesagt: Es fehlt das Marketing- und Kommunikations-Know-how. Es hat meist Finanzer, Juristen und andere Experten. Ich sagte Ja, obschon ein Risiko da ist. Den meisten fehlt das Element Marketing und Kommunikation. Ich bin überzeugt, dass man das einbringen sollte und es einem Unternehmen gut tut, wenn diese Elemente dazugehören. Als die Chance da war, die Möglichkeit bestand, mitzuhelfen, war das für mich kein Zweifel, dass ich dies mache. Auch wenn es ein gewisses Risiko beinhaltet."

Analyse

Diese Antwort überzeugt. Die Begründung ist logisch aufgebaut.

SONNTAGSBlick

Im Sonntagsblick vom 17. August stand Walter Bosch auch den Journalisten Frédéric Blassel und Patrick Senn Rede und Antwort. Hier wurde Bosch mit viel härteren Fragen konfrontiert:

1. Sequenz

Journalist: "Herr Bosch, Kommunikationsprofis kritisieren die Swiss-Kommunikation als dilettantisch und unprofessionell. ▶

Dasselbe Resultat ergibt eine Umfrage im Cash. Sie haben ein Problem.”

Bosch: “Ja, die Swiss hat ein Kommunikationsproblem, weil es unheimlich schwierig ist, unter dem dauernden Druck und der ständigen Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit eine konsistente, saubere Kommunikationspolitik aufzubauen.”

Journalist: “Letzten Freitag vernahm man Mutmassungen über eine Nachlassstundung. Swiss dementierte nicht. Und jetzt wundern Sie sich, dass niemand mehr Tickets bucht für den Herbst.”

Bosch: “Wir haben das intern besprochen – unser Entscheid war nachträglich gesehen tatsächlich falsch. Wir hätten es gleich dementieren müssen.”

Journalist: “Offiziell kommentiert die Swiss VR-Sitzungen nicht. Sie selbst reden aber in den Medien über die bevorstehenden Geschäfte. Ist dies schlau?”

Bosch: “Das war ein kleines Missverständnis, das zu meinen Lasten geht. Ich war an diesem letzten Freitagabend übermotiviert nach dem Pilotenstreit und habe vielleicht einen Satz zu viel gesagt.”

Analyse

In der ersten Antwort wiederholt Bosch die Argumentation, die er im Radio gemacht hat. Es ist gut, wenn in allen Medien die Begründungen übereinstimmen. Doch entlarvt die Antwort eine Schwachstelle der Swiss-Kommunikation: Wie bei der Krisenkommunikation,

müsste ein Kommunikationskonzept nicht erst während einer Druckphase erstellt werden. Es darf nicht sein, dass erst unter Druck ein Argumentationskonzept aufgebaut wird. Damit haben die Kommunikationsprofis Recht: Die Swiss hatte die Hausaufgaben nicht gemacht.

Das ist eindeutig unprofessionell. Die zweite Antwort erklärt den Radiohörern, weshalb sich Bosch bei der Meldung “Nachlassstundung” so masslos geärgert hatte. Bosch hatte den gravierenden Kommunikationsfehler selbst verschuldet. Er hatte geschwiegen und die Meldung nicht dementiert. Eigene Fehler sind immer besonders ärgerlich. Andererseits gibt Bosch im Sonntagsblick den Fehler unumwunden zu. Damit zeigt er Grösse. In der Regel lohnt sich ein “mea culpa”. Wer die Schuld auf sich nimmt, reduziert den Druck. In der letzten Antwort wird das Missverständnis verkleinert. Bosch spricht nur von einem “kleinen Missverständnis”. Dass Bosch zu viel gesagt hat, wird mit dem Wort “vielleicht” (habe vielleicht einen Satz zu viel gesagt) ebenfalls abgeschwächt. Profis wissen, dass ein kleiner Satz (oder nur ein Wort) zu viel gesagt, einen grossen Wirbel auslösen kann.

2. Sequenz

Journalist: “Morgen ist wieder eine Verwaltungsratssitzung. Was wird entschieden?”

Bosch: “Ich kann dazu nichts sagen. Wir werden ja erst am Montag diskutieren und wissen bis dahin die neuesten Details auch noch nicht.”

Journalist: “Wie lange reicht das Geld noch?”

Bosch: “Wenn nichts Vergleichbares wie Sars oder der 11. September passiert, dann noch weit ins nächste Jahr.”

Analyse

Die erste Antwort ist kein billiges “No comment”. Wer nichts sagen kann, sollte begründen, warum er nichts sagt. Eine kurze Erläuterung genügt. Der Journalist weiss damit: “Wenn Details vorhanden sind, werden wir mehr sagen.” Bei der Geldfrage antwortet Bosch ebenfalls geschickt. Der Termin “weit bis ins nächste Jahr” ist trotz der Zeitspanne messbar. Angenommen, das Geld würde bis Ende 2004 nicht reichen, so hätte Bosch später ein Problem. Mit dem Hinweis auf Vergleichbares wie “Sars” oder “11. September” liess Bosch die Türe geöffnet. Würden nämlich die finanziellen Mittel vorzeitig versiegen, könnte später ein äusserer Grund geltend gemacht werden.

Erkenntnis

Werden die beiden Befragungen verglichen, fällt uns auf, dass der Sonntagsblick viel härter befragt als das Radio.

Fazit

Es lohnt sich in der Schönwetterperiode, die Sturmphasen vorzubereiten. Es gehört zum Kommunikationskonzept, dass Aussagen koordiniert werden. Vor der Druckphase lohnt es sich, schwierige Fragen zu bedenken. “Was sage ich, wenn ...?” ■

ANZEIGE

Das “persönlich” Abotelefon: 055 220 81 71

Das “persönlich” -Abo kostet Fr. 115.– pro Jahr

persönlich
DE SERVICE DES MEDIEN DES LIGURIENS

persönlich
DE SERVICE DES MEDIEN DES LIGURIENS

MEDIENRHETORIK

“SEI DU SELBST!”

KLAUS J. STÖHLKER AUF DEM HEISSEN STUHL



Stöhlker in der Rundschau: “Wer im Fernsehen ist, hat einen höheren Marktwert.”

In der Rundschau vom 23. Juli erlebten die Fernsehzuschauer einen aussergewöhnlichen Schlagabtausch. Reto Brennwald hatte den Worthelden Klaus J. Stöhlker – das “enfant terrible” der Beraterbranche – auf dem heissen Stuhl. Stöhlker nutzt bekanntlich jeden öffentlichen Auftritt und versteht es immer wieder, sich gut zu verkaufen. Deshalb interessierte uns, wie sich der wortgewandte Provokateur bei einer harten Befragung auf dem heissen Stuhl verhalten würde. Tatsächlich beherrschte der PR-Profi bei seinem Auftritt die Klaviatur des geschliffenen Argumentierens. Dennoch schnitt Stöhlker bei unserer Umfrage sehr schlecht ab.

Stöhlker ist stets auf Medienwirksamkeit bedacht. Bereits in der Filmsequenz vor dem Rundschauinterview sagte er (Zitat):

“Wer im Fernsehen ist – sag ich meinen Kunden immer – ist ‘in’ heutzutage. Man kann noch so kluge Artikel schreiben, die werden von wenigen gelesen. Aber Fernsehen ist das dominierende Medium. Wer im Fernsehen ist, hat einen höheren Marktwert.”

Den Zuschauern wurden vor dem Gespräch

Medienrhetorik

Ab dieser Ausgabe startet “persönlich” mit einer neuen Rubrik. Der bekannte Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (www.knill.com) analysiert jeweils aktuelle Geschehnisse aus dem Bereich der Medienrhetorik.

Gerade bei Managern erfreut sich die kommunikative Ausbildung steigender Beliebtheit. Die erste Folge starten wir mit einem aussergewöhnlichen Schlagabtausch zwischen PR-Berater Klaus J. Stöhlker sowie Fernsehmoderator Reto Brennwald. Auf den Webseiten www.rhetorik.ch finden sich zusätzlich vertiefende Beiträge zu dieser Thematik.

Knill glaubt, dass durch die exakte Analyse rhetorischer Auseinandersetzungen nicht nur die Wahrnehmungs-, sondern auch die Lernfähigkeit gestärkt wird. Vor allem regelmäßige Medienkonsumenten dürften diese Rubrik schätzen.

einige Sequenzen gezeigt, die veranschaulichten, wie polemisch Stöhlker werden kann. Zum Beispiel: “Bundesrat Leuenberger ist völlig kraftlos. Also, er ist wie ein Boxer, den man wahrscheinlich in seiner vorletzten Runde sieht. Man muss ihn rausnehmen, bevor er echt zusammenbricht. Der Mann ist psychisch unter Druck.”

Mirelle E. Saucy (PR-Gesellschaft) informierte darüber, dass Klaus J. Stöhlker aus dem Verband der PR-Gesellschaft ausgeschlossen wurde. Er empfahl Verhaltensweisen, die mit den Standesregeln der Schweizer PR-Berater unvereinbar sind.

In den Achtzigerjahren riet er beispielsweise, Behinderte und Alte vor den Karren des Wahlkampfes zu spannen.

Vor zwei Jahren gab Stöhlker in einem Serviceclub folgende Ratschläge:

- Lernen Sie, Menschen von sich abhängig zu machen!
- Geben Sie sich wie ein Freund – agieren Sie wie ein Spion!
- Mimen Sie den Trottel, um die Aufmerksamkeit von Trotteln zu erringen!
- Vernichten Sie Ihren Feind!

1. Sequenz

Reto Brennwald begann mit dem heikelsten Fall, der "Distefora". Von dieser zweifelhaften Firma erhielt Stöhlker für ein Beratermandat CHF 1,5 Millionen.

Brennwald: "Der Chef sitzt immer noch in Untersuchungshaft. Wieso haben Sie bei dieser Luftblase mitgemacht?"

Stöhlker: "Das geht um die Vorgänge in Deutschland, in die niemand von der Schweiz Einblick hatte. Offensichtlich auch der Schweizer Verwaltungsrat nicht. War mir nicht bekannt. Mir gings wie einem Bankangestell-

ten, dessen Bank in Japan Probleme hat. Das weiss ich auch im Detail nicht, was da in Wirklichkeit abläuft." (Brennwald hakte nach – doch Stöhlker liess sich nicht unterbrechen.) "Das ist keine – das ist keine – das ist keine." (Stöhlker begann den Satz immer wieder.)

Brennwald: "Sie haben auch eine Funktion als Geschäftsführer gehabt."

Stöhlker: "Nein, nein nein. Das ist jetzt wieder übertrieben. Ich war nicht Geschäftsführer. Ich war immer nur Berater. Kommen wir zur Kernsache!"

Brennwald zeigte Rechnungen als Belege.

Stöhlker: "Damit bin ich nicht Geschäftsführer. Damit bin ich Berater. Also, um den Kern zu berühren: Die Schweiz ist dem Fall nachgelaufen. Alle Banken, alle Spezialisten, sogar sehr viele unserer Staatsmedien. Am Anfang war nicht erkennbar, was aus diesem Sohn aus sehr guter Familie wirklich werden würde. Falk war ein Star der Szene. Was er da in Hamburg gemacht hat – mit einem Teil seiner Firma – ich weiss es nicht."

Beispiele verdeutlichten, dass er wenig Achtung vor seinem Gegenüber hat. Vor dem Rundschaugespräch wurden dubiose Firmen porträtiert, die Stöhlker beraten hatte (Fullpoint, Institut für Raumquantenforschung, Distefora).

Analyse

Bereits bei der ersten Frage zwinkerte Stöhlker dem Journalisten lächelnd (mit einer Spur Überheblichkeit) zu und gab damit zu verstehen: "Ich kenne dein Spiel."

Am Schluss des Interviews wurde diese Haltung sogar von Stöhlker explizit unterstrichen, als er zur Thematik "Beleidigung des Bundesrates" sagte:

"Sie verletzen mich auch. Aber ich bin nicht verletzt. Unser Gespräch ist ein Spiel. Ich spiele auch. Das ist Fernsehen."

Stöhlker schaffte es, in den ersten Minuten den Unschuldengel zu mimen. Er verstärkte

sein Argument mit einer Analogie (Bankbeamter). Er blieb bei seiner Antwort und liess sich nicht vom roten Faden abbringen. Er setzte mit dem "Nein, nein, nein" ein deutliches Stoppsignal und verdeutlichte nachher:

"Damals konnte niemand wissen, dass etwas faul ist. Alle sind auf den Leim gegangen. Selbst die Staatsmedien (heisst implizit: 'Auch ihr vom Fernsehen!')."

In der Formulierung: "Das ist wieder übertrieben", wurde nebenbei das Wort wieder eingeschoben. Mit diesem Wort signalisierte Stöhlker: Sie haben schon früher übertrieben. Oder:

Übertreiben Sie nicht schon wieder! Als ob Brennwald vorher schon einmal übertrieben hätte. Damit gab Stöhlker auch zu verstehen: Bitte recherchieren Sie besser! Ich bin nicht Geschäftsführer, sondern nur Berater. Stöhlker lenkte das Gespräch ab mit der Formulierung: "Kommen wir zum Kern der Sache." Damit führte er das Thema an und brachte es fertig, seine Kernaussage bereits in den ersten Minuten zu platzieren. Sie lautete: "Alle sind bei der Firma reingefallen. Niemand konnte die Sache durchschauen. Mich trifft keine Schuld!"

2. Sequenz

Brennwald warf Stöhlker vor, durch sein Nichteingreifen hätten die Kleinaktionäre Geld verloren.

Stöhlker: "Ihre Kollegen (Journalisten waren damit gemeint) waren noch talentierter. Sie

haben diese Firma hochgejubelt. Ich kam mir damals recht klein vor."

Weiter fügte er an: "Ja, ich war involviert. Ich habe investiert. Ich habe auch Geld verloren. Legen Sie los!"

Brennwald sprach dann seine hohen Berater-saläre an.

Stöhlker: "Ich bin einer der billigsten Berater!" Brennwald: "12 000 pro Tag?"

Stöhlker: "Dieser Betrag ist gut vergleichbar."

Analyse

Stöhlker nutzte den Gegenangriff (Journalisten sind schuld).

Hierauf machte er auf Bescheidenheit (Ich kam mir klein vor) und signalisierte gleichzeitig Ehrlichkeit, Offenheit mit: "Ja, ich war involviert. Ich habe auch verloren."

Das "Legen Sie los!" heisst im Grunde genommen: Was wollen Sie noch sagen? Fragen Sie ruhig weiter, wenn Sie können. Darauf folgte einer der Werbespots in eigener Sache: "Ich bin einer der billigsten Berater!" Stöhlker sagte damit nicht, 12 000 Franken seien wenig. Stöhlker be-

diente sich Blatters "Fussballrhetorik" (ausweichen, zurückgehen – mit geschickten Finten), denn er bezeichnete den Betrag – ohne konkret zu werden – "als gut vergleichbar". Womit "gut vergleichbar"? Mit unverschämten Berater-salären oder mit üblichen Beraterhonoraren?

3. Sequenz

Brennwald kam später auch auf das "Institut für Raumquantenforschung" zu sprechen und wollte wissen, weshalb Stöhlker sich für derartige Luftschlösser einge-

setzt habe. (Es ging um den RQM Raumquantenmotor.)

Stöhlker: "Ich glaubte an die KMU. Ich verhalte mich so, wie Couchepin dies von uns verlangt. Ich bin kreativ. Ich wage etwas. Ich

investiere auch mein eigenes Geld hie und da. Ich verliere es hie und da."

Dann relativierte er sofort: "Sie greifen nur drei negative Beispiele heraus. Vergleichen Sie diese mit den anderen 500, so ist dies nur ein Entwicklungsbeitrag." ►

Brennwald: “Wenn 50 Prozent Gewinn versprochen werden, müssen Sie doch merken, dass etwas nicht stimmt!”

Stöhlker: “Das habe ich von der Rundschau

gelernt.” Und er fügte ernsthaft bei: “Also, im Nachhinein, um die Wahrheit zu sagen, es war nicht erkennbar in den ersten Wochen, und ich wollte dem Unternehmer, der da Interesse hatte an der Firma, den ich, den viele gut

kennen – dem wollte ich da heraushelfen. Was dahinter war, wusste ich nicht. Mein Honorar habe ich gespendet.”

Analyse

Stöhlker nutzte den gängigen Vorwurf: Niemand riskiert heute Neues, niemand unterstützt die KMU.

Auch diese Eigenwerbung war raffiniert: “Ich unterstütze die KMU.” “Ich mache das, was der Wirtschaftsminister predigt.” Dann nutzte Stöhlker die Chance des Medienauftrittes und setzte noch etwas Eigenwerbung drauf: “Ich bin kreativ. Ich wage etwas.”

Abschliessend folgte die Verkleinerungstaktik:

Die vorgeworfenen Fehler waren im Hinblick auf das Ganze nur eine Kleinigkeit.

Denn man müsste die Gesamtleistung berücksichtigen!

Den happigen Vorwurf, 50 Prozent Gewinn müssten eigentlich einen Berater wachrütteln, dieses gefährliche Argument wischte er mit einem billigen Spruch vom Tisch und nutzte einmal mehr die Wiederholungstaktik. (Die Kernbotschaft der ersten Sequenz wurde wie-

derholt: “Niemand konnte damals erkennen, dass etwas faul war.”)

Stöhlkers Formulierung “Um die Wahrheit zu sagen ...” signalisierte aber auch, dass das, was er sonst noch sagt, nicht unbedingt wahr sein muss. Wir kennen die Bemerkung im Alltag: “Ehrlich gesagt ...” Bei dieser Formulierung dürfen wir stets bezweifeln, ob alles ehrlich gemeint war, was nicht als ehrlich bezeichnet wurde.

4. Sequenz

Angesprochen auf despektierliche Äusserungen über Bundesrat Leuenberger, holte Stöhlker weit aus und erzählte eine längere Geschichte über seine Einbürgerung. Dieses narrative Element gipfelte wieder in einer Eigenwerbung.

Stöhlker: “Ich bin ein erfolgreiches KMU und darf mich äussern.”

Brennwald: “Den Bundesrat abqualifizieren?”

Stöhlker: “Also, ich halte Moritz Leuenberger für keinen Erfolg. Er hat auf der Strasse, auf der Schiene und in der Luft versagt ... Und warum soll ich einen solchen Mann loben?”

Brennwald: “Er ist psychisch krank?”

Stöhlker: “Ja. Er war damals in einer schlechten Verfassung. Und das habe ich gesagt. Darf

ich das nicht?” Schliesslich kam Brennwald auf die fragwürdigen Tipps zu sprechen, die Stöhlker vor Jahren gegeben hatte.

Stöhlker: “Ich fühle mich hoch geehrt, wenn ich zitiert werde. Das geschieht sonst nur bei Frisch oder Dürrenmatt.”

Bei den 48 Erfolgsrezepten wie “Vernichte deinen Gegner!” wehrte sich Stöhlker: “Dies ist ein Zitat von Professor Selten. Wenn Sie zitieren, zitieren Sie richtig!”

Analyse

Mit der Einbürgerungsgeschichte konnte Stöhlker nicht nur Zeit gewinnen. Den Fernsehkonsumenten wurde vermittelt: Derjenige, der den Bundesrat kritisiert hatte, ist ein Schweizer. Zugleich gab sich Stöhlker bei der Eigenwerbung das Bild eines einfachen KMU (Schreiner, Handwerker, Gewerbler).

Die Beleidigung: Leuenberger sei psychisch krank, schwächte Stöhlker insofern ab, als er die Bemerkung lediglich auf den derzeitigen

Gemütszustand beschränkte. Die Gegenfrage: “Darf ich das nicht?” implizierte: “Als Schweizer darf ich doch noch meine Meinung sagen, oder erlauben Sie mir dies nicht?”

Die unverständlichen Erfolgsrezepte und die fragwürdigen Tipps wischte Stöhlker mit dem Dürrenmattspruch locker vom Tisch und ging in die Offensive, indem er die kommunikationsfeindlichen Empfehlungen auf den zitierten Professor abwälzte. Damit nutzte er auch

noch die Gelegenheit, dem Journalisten eins auszuwischen: Bitte zitieren Sie richtig!

Die Behauptung (es waren Zitate) war weder vom Interviewer noch vom Publikum nachprüfbar. Waren alle seine Empfehlungen keine eigene Formulierungen?

Welches waren tatsächlich Fremdzitate, die Stöhlker zwar im Vortrag empfohlen, sie jedoch nicht als Kommunikationshemmer gebrandmarkt hatte?

Erkenntnis

Bei einer rhetorischen Bewertung – wenn es ein Fernsehduell gewesen wäre – hätte Stöhlker gepunktet. Er verstand es nämlich,

- sich aus dem Schussfeld zu nehmen,
- zu lenken,
- Argumente zu gewichten,
- die Kernaussage zu wiederholen,
- sich zu “verkaufen”,
- die Chance des Medienauftrittes zu nutzen.

Das Gespräch war jedoch kein Duell zwischen Brennwald und Stöhlker mit einem Sieger und

einem Verlierer. Es ging uns um die Frage: Überzeugte Stöhlker? War er glaubwürdig?

Das Urteil des Publikums war erstaunlich. Es überrascht. Wir haben das Wortgefecht verschiedenen Gruppen ohne Kommentar gezeigt und haben etwas erlebt, was viele Kommunikationsfachleute verblüffen wird:

Beim Publikum kam Stöhlker sehr schlecht weg. Von der rhetorischen Brillanz blieb nicht viel übrig. Die Betrachter (alles Laien) ärgerten sich über die überhebliche, süffisante, besserwisserische Art des PR-Profis. Sein “Spiel” wurde erkannt und intuitiv durchschaut, dass Stimme, Gestik, Mimik und Inhalt nicht syn-

chron waren. Der Auftritt wurde als falsches Spiel “entlarvt”. Im Gegensatz zu Klaus J. Stöhlker kam Reto Brennwald beim Publikum viel besser weg, nur einige fanden, er hätte ruhig härter nachhaken dürfen.

Fazit

Wer bei Medienauftritten falsch spielt, hat langfristig verloren! Stöhlker müsste unsere Empfehlung ebenfalls beherzigen lernen: Sei immer du selbst! Nur wer authentisch kommuniziert, überzeugt. ■

WIE KANN MAN MEDIENKAMPAGNEN KONTERN?

Von Marcus Knill

Viele Manager und Politiker stecken bei einem sich anbahnenden Medienskandal den Kopf in den Sand. In der Hoffnung, dass sich der Skandal aussitzen lässt. Andere dementieren oder schlagen kopflos um sich. Wieder andere hoffen, mit einem Teilgeständnis den Kopf aus der Schlinge zu ziehen (Befreiungsschlag). Im ersten Schreck sind sich wenige bewusst, wie folgenschwer die erste Reaktion, die erste Antwort, die ersten Worte sein können. Der bekannte Medienpädagoge und Kommunikationsberater Marcus Knill (www.Knill.com) zeigt im Folgenden positive und negative Beispiele aus der Praxis – und auch mögliche Lösungsansätze.



Daniel Vasella.

Vasellas Lohn

Novartis-Chef Daniel Vasella verdient 20 Millionen Franken jährlich – 230-mal mehr als ein normaler Mitarbeiter seiner Firma. Um dem Vorwurf der Abzockerei aus dem Weg zu gehen, kam er in einem Aufsehen erregenden Essay für das amerikanische Magazin Fortune zum Schluss, dass Geld korrumpiere. Dieser Text wurde am 5. Dezember 2002 im Nachrichtenmagazin Facts abgedruckt. Wenig später verkündete der Novartis-Chef, dass er mehr als Marcel Ospel, CEO der UBS, verdiene. Dessen Einkommen beträgt 12 Millionen Franken jährlich. Ob solcher Summen geriet Novartis-Verwaltungsrat Walter Frehner unter Beschuss. In einem anonymen Schreiben wurde er beschuldigt, er nehme seine Aufsichtspflicht nicht ernst, wenn er ein solches Gehalt bewillige. Frehner ging schlussendlich an die Öffentlichkeit und verteidigte in einem Leserbrief, welcher im Wirtschaftsteil der NZZ abgedruckt wurde, den hohen Lohn. Zitat: "Weshalb darf der oberste Chef eines grossen und erfolgreichen Schweizer Unternehmens nicht annähernd gleich viel verdienen wie eine zwanzigjährige Tennisspielerin (...)" Die exakte Höhe des

Nr. 35 23. 8. 2001 4,30 DM

BUNTE

Interviews mit:
 Andre Agassi, Daniel Ducruet,
 Puff Daddy, Renée Zellweger,
 Dirk Bach, Leni Riefenstahl,
 Rezzo Schlauch, Jörg Wontorra

Weltmeister Michael Schumacher
 So zärtlich gratulierte ihm seine Gorinna

Party-Girl Ariane Sommer
 Ist sie zu sexy fürs Fernsehen?

Christine Kaufmann
 Mein Beweis: Ich bin nicht geliftet"

Verteidigungsminister Rudolf Scharping und Gräfin Pilati
Total verliebt auf Mallorca
 Interview über Hochzeit, Bundeswehr und Jobwechsel

Aufreger: Badefotos auf Mallorca beendeten 2001 beinahe Rudolf Scharpings Politkarriere.

Salärs veröffentlichte Facts am 23. Januar. Die dosierte Bekanntgabe des Spitzenlohns führte in diversen Kommentaren und TV-Diskussionen wie Sonntag (TeleZüri) zu einiger Empörung (dies im Gegensatz zur Nennung des Lohns von Marcel Ospel, der nicht weiter kommentiert wurde). Vasellas Gehalt – und Position – wurde aber nie ernsthaft in-

frage gestellt, da der Zeitpunkt der Veröffentlichung richtig gewählt wurde. Zum einen ist er einer der wenigen erfolgreichen Spitzenmanager, zum andern haben die Swissair- und ABB-Krise bei einem Grossteil der Bevölkerung zu einer gewissen Abstumpfung geführt. Aus unserer Sicht müssten sich die Spitzenmanager künftighin gut überlegen,

wie sie dem verständlichen Unwillen der Bevölkerung begegnen können, damit das Schimpfwort "Abzocker" nicht zementiert werden kann. Wenn ein Spitzenmanager tatsächlich 20 Millionen und mehr pro Jahr "verdient", so bedarf dies einer einleuchtenden und – was schwierig sein dürfte – glaubwürdigen Begründung. Hier besteht ein grosser Nachholbedarf. Wir fragen uns, ob Vasella und Co. bei der Salärfrage tatsächlich ein Informationskonzept haben und die heissen Fragen antizipiert hatten.



Joschka Fischer.

Joschkas Krawalle

Bei Joschka Fischer führten die Aufnahmen anlässlich der APO-Demonstrationen zu keinem Skandal, weil sich bei den Medien zwei gleich grosse Lager gegenüberstanden. Die wohl durchdachte Interpretation Fischers, dass sein Verhalten generationentypisch war, wurde von den Medien akzeptiert, zumal viele der Journalisten der 68er Generation angehörten.



Ruth Metzler.

Metzlers Taucher

Bundesrätin Ruth Metzler stand wochenlang im Kreuzfeuer der Kritik. Von unterschiedlichsten Seiten wurde sie angeschossen. Sogar ihre Kompetenz wurde angezweifelt. Bei wichtigen Sitzungen sei sie nicht anwesend gewesen und würde den Kontakt zu den Parlamentariern vermeiden. Nach den zahlreichen negativen Schlagzeilen wurde eine inszenierte Medienkampagne vermutet.

Wie reagierte Bundesrätin Metzler in dieser krisenähnlichen Situation? Metzler verzichtete auf eine Replik. Es gab auch keine Rechtfertigungsversuche. Sie wartete ab, was geschah. (Schweigen kann aber riskant sein, wenn zusätzliche Schwachstellen gefunden werden oder wenn die Kampagne eskaliert.) In den Dossiers des Departements gab es damals ein recht grosses Minenfeld:

- Asylinitiative
- Schengen-Abkommen (Asylwesen)
- Bundespolizei
- Terrorismusbekämpfung
- Privat-Versicherungen (Aufsicht?)

Der Vorwurf blieb im Raum, die Bundesrätin tauche ab (Bild der Bundesrätin im Tauchan-

Wie reagieren in der Krise?

Die Grundmuster von Skandalierungen sind sich ähnlich:

- Die Medien stellen die Dinge unter einem bestimmten Blickwinkel dar.
- Aus einem unwichtigen Gebilde wird plötzlich ein nachvollziehbares Bild.
- Emotionen dominieren.

Was sollen wir tun, wenn wir skandalisiert werden?

- Den Skandal sofort ernst nehmen.
- Den Vorwurf unverzüglich klären. Sich ein Zeitfenster schaffen, um zu überlegen.
- Telefonnummer verlangen. Kurze Analyse, dann sofort zurückrufen. Zum Beispiel: "Einen Moment, ich rufe in 30 Minuten zurück."
- Das Wichtigste ist immer das erste Verhalten: RUHE bewahren. Nerven nicht verlieren. Sich nicht provozieren lassen!
- Sich mit vorgesetzter Stelle oder mit einem externen Berater absprechen.
- Plausible Antworten suchen (Kernbotschaft).

Falsch ist:

- Abwarten
- Verdrängen
- Bagatellisieren
- Überreagieren
- Dementieren
- Lügen

Ein bekannter Kommunikationsberater, der sogar Thomas Borer bei dessen Reden persönlich behilflich war, schrieb (NZZ 27.3.89): "Liegt ein schwerer Angriff vor, ist es am besten, entweder alles abzustreiten oder dann, wenn es gegeben ist, kurz und sofort zu erwidern." Medienkenner Kurt Imhof lehnt diesen Rat ab. Wer dementiert, liefert Zündstoff für die Lügendiskussion und heizt damit die Sieg-Niederlage-Dynamik unnötig an. Das Abstreiten ist ebenso falsch wie das zu rasche Reagieren. Wir teilen die Erkenntnis der ehemaligen Kommunikationschefin der SR-Group Beatrice Tschanz: "WAS DU SAGST, MUSS IMMER WAHR SEIN, ABER DU MUSST NICHT IMMER ALLES SAGEN, WAS WAHR IST."

Generell gilt: Überlegen – Denkpause – analysieren – klären – dann antworten. In allen Fällen, die wir auf www.rhetorik.ch ausführlich protokolliert haben, wird bewusst: Krisen sind zu bewältigen. Doch müssen wir schon vorher gelernt haben, mit Stress-Situationen, Provokationen und Überraschungen umzugehen.

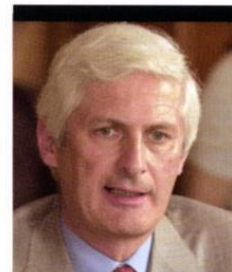
zug). Am 15. Oktober nahm sie jedoch mit einer Medienkonferenz das Szepter in die Hand und reagierte professionell: Sie gab offiziell zu, einen Fehler gemacht zu haben. Im Nachhinein habe sich gezeigt, dass es ein Fehler gewesen sei, an der wichtigen Sitzung nicht teilgenommen zu haben. Sie sei kritikfähig und habe etwas gelernt. Dieses Verhalten macht einmal mehr deutlich: Wer die Schuld auf sich nimmt, wer einsichtig ist und Selbstkritikfähigkeit signalisiert, reduziert den Druck. Der Mechanismus funktioniert wie folgt: Bei einem Skandal will die Öffentlichkeit ein Opfer. Wer die Schuld auf sich nimmt, befriedigt gleichsam dieses Bedürfnis. Das Phänomen ist seit je bekannt unter dem lateinischen Begriff "Mea culpa".



Roland Koch.

Kochs Spendenskandal

Den CDU-Spendenskandal hat der hessische Ministerpräsident Roland Koch unbeschadet überstanden. Denn er reagierte ausserordentlich besonnen und ruhig. Seine Argumentation blieb stets sachlich. Diese Abgebühtheit verschaffte Respekt; vor zwei Jahren noch für politisch tot erklärt, gilt er jetzt als heimlicher Kanzlerkandidat der CDU.



Peter Hess.

Hess-Mandate

Für Nationalrat Peter Hess wurde es eng, als er zu seinen Verwaltungsratsmandaten in der Geldwäscheroase Panama widersprüchliche Aussagen machte. Er befreite sich aus der verstrickten Situation, indem er sofort auf die Verwaltungsratsmandate verzichtete.

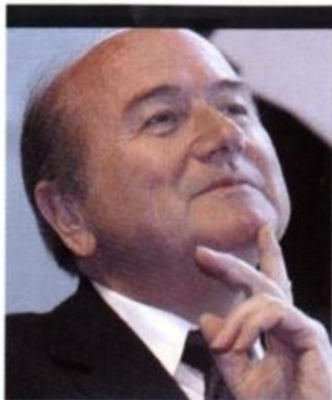


Peter Schellenberg.

Schellenbergs Kinder

Fernsehdirektor Peter Schellenberg reagierte sehr geschickt, als versucht wurde, ihn der Begünstigung seines Sohnes zu

bezeichnen. "Diese Geschichte wurde einmal vor Jahren inszeniert. Sie ist längst geklärt und ad acta gelegt." Schellenberg wiederholte immer wieder diese Kernbotschaft und blieb dabei. Das Medienfeuer erlosch.



Sepp Blatter.

Blatters Goaliquitäten

Sepp Blatter stand monatelang im Trommelfeuer von Medienkampagnen. Er überstand alles unbeschadet. Vielleicht verdankt er dies auch seiner raffinierten "Fussballrhetorik". Die Technik bestand darin, Ruhe zu bewahren, abzuwarten, auszuweichen, Finten zu nutzen. Das Tempo zu bestimmen. Im richtigen Moment zurückzuschlagen. Blatter konnte schweigen und mit einer raffinierten Dialektik den eigenen Rhythmus des Spieles immer wieder bestimmen. Seine Ausweichtechniken waren einmalig. Er demonstrierte die Erkenntnis: Du musst nicht alles sagen, was du weisst.



Rudolf Scharping.

Scharpings Badeferien

Rudolf Scharping, deutscher Spitzenpolitiker, beschönigte die Swimmingpoolge-

schichte in Mallorca. Das Glück war ihm nachher hold, weil nach dem 11. September alle Vorwürfe plötzlich kein Thema mehr waren. Zudem verhielt er sich recht professionell. Er legte alle Fakten offen auf den Tisch (Flugpläne und sämtliche Belege). Im Juli 2002 wurden jedoch ausgerechnet Fakten zu seinem Verhängnis (Kontoauszüge von Honorarzahlungen). Er musste doch noch als Verteidigungsminister seinen Hut nehmen.



Peter Aliesch.

Alieschs Freunde

Regierungsrat Peter Aliesch machte im Sommer 2001 am Telefon einer Journalistin vom Ferienort aus sofort Zugeständnisse: "Meine Frau hat einen Pelzmantel erhalten. Ja, das Ganze war eine rein private Sache!" Aliesch hätte sich mit der Bündner Regierungspräsidentin absprechen und zurückrufen müssen. "Wir informieren Sie am Montag an einer Medienkonferenz in Chur." Der Politiker hätte sofort aus den Ferien zurückfliegen müssen.



Thomas Borer.

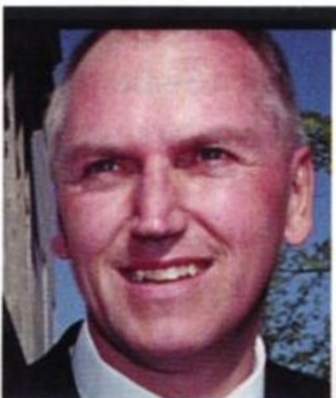
schichte in Mallorca. Das Glück war ihm nachher hold, weil nach dem 11. September alle Vorwürfe plötzlich kein Thema mehr waren. Zudem verhielt er sich recht professionell. Er legte alle Fakten offen auf den Tisch (Flugpläne und sämtliche Belege). Im Juli 2002 wurden jedoch ausgerechnet Fakten zu seinem Verhängnis (Kontoauszüge von Honorarzahlungen). Er musste doch noch als Verteidigungsminister seinen Hut nehmen.



Peter Aliesch.

Alieschs Freunde

Regierungsrat Peter Aliesch machte im Sommer 2001 am Telefon einer Journalistin vom Ferienort aus sofort Zugeständnisse: "Meine Frau hat einen Pelzmantel erhalten. Ja, das Ganze war eine rein private Sache!" Aliesch hätte sich mit der Bündner Regierungspräsidentin absprechen und zurückrufen müssen. "Wir informieren Sie am Montag an einer Medienkonferenz in Chur." Der Politiker hätte sofort aus den Ferien zurückfliegen müssen.



Thomas Borer.

Borers Rundumschlag

Borer hat nach dem berühmten Sonntags-Blick-Artikel, in welchem er erstmals der Untreue beschuldigt wurde, genau das getan, was auch der Zürcher Soziologe Kurt Imhof als falsch bezeichnete: Er dementierte und schlug wild um sich. Er beschuldigte das Verlegethepaar Ringier. Damit verhielt er sich ideal für die Boulevardpresse. Es liegt genau in der Logik der Skandalierung, wenn das Opfer alles abstreitet und Sündenböcke benennt. Die Geschichte kann weitergestrickt werden, nun liegt die Beweislast beim Opfer. Alle Fachleute sind sich einig: Am Anfang hätte der Botschafter nur sagen sollen: "Dies ist eine private Angelegenheit!" (Basta). Diese Antwort hätte genügt. Falls die Boulevardpresse dennoch weiter Privates verbreitet hätte, wäre eine Klage Erfolg versprechend gewesen. Der Botschafter hätte Recht bekommen, denn die Privatsphäre muss geschützt werden, Es sei denn, es geht um ein öffentliches Interesse. Der Riesenmedienwirbel wäre dank geschicktem Verhalten ausgeblieben. Wer weiss, vielleicht wäre Thomas Borer heute noch Botschafter in Berlin, hätte er sich diplomatischer verhalten!

Der Autor



Marcus Knill führt als selbstständiger Kommunikationsberater Seminare in der ganzen Schweiz durch. Er coacht regelmässig die Spitzensportler von Swiss Olympic oder gibt Hochschuldidaktikseminare an der ETH und Universität Zürich. Knill ist zudem Autor von mehreren Fachbüchern. Unter der Web-Adresse www.rhetorik.com analysiert er regelmässig aktuelle Fallbeispiele.